


LA VERTU EST LA SEULE NOBLESSE
The Honble Frederic North





IOHANN NIKOLAUS von HONTHEIM
Bischoff zu Miriofidi, und Erzbischöfl:
Trierischer Weihbischoff.

IUSTINUS FEBRONIUS. I. C.

Si Papa gladium e vagina educit, quem Petrus jussu Christi in ea recondit; — si juramenta, quibus inita inter potestates foedera, alligata sunt, propter politica sua commoda relaxat; si spolia et annates ex regnis colligit, quibus deinde utitur, ad bella inferenda eisdem regnis, ex quibus illa percepit; — non potest Papa dici agere ex privilegio Petri, ejusdemque jure gaudere. T. II. p. 336.

I. F. Rhenastein pinx. 1767. I. F. Schleuen sc. 1775.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des sieben und zwanzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1775.

Verzeichniß

der in diesem ersten Stück des sieben und zwanzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

)(2 Pre-

2) Rechtsgelahrheit.

3) Arzneygelahrheit.

4) Schö-

4) Schöne Wissenschaften.

5) Weltweisheit.

6) Mathematik.

7) Naturlehre, Naturgeschichte, Chymie und Mineralogie.

Samm

8) Philologie, Kritik und Alterthümer.

9) Geschichte, Diplomatik und Erdbeschreibung.

10) Gelehrte Geschichte.

11) Erziehungsschriften.

Voll-

12) Kriegswissenschaft.

13) Finanzwissenschaft.

14) Münzwissenschaft.

15) Handlungswissenschaft.

16) Haus-

16) Haushaltungskunst.

17) Deutsche Sprache.

18) Vermischte Nachrichten.

I.

D. Chr. A. Crusius Anleitung über natürliche Begebenheiten ordentlich und vorsichtig nachzudenken. Zwente und vermehrte Auflage, 1774. Leipzig, bey Gleditsch. Zween Theile. 96¼ Bogen. 3 Kupferbl.

Die erste Auflage kam 1749 heraus. Die Vorrede derselben kömmt hier im Anfang des ersten Bandes, die Neue aber im Anfang des zweyten vor, und dem ersten ist ein Anhang beygefügt, welcher die seit 1749 freylich sehr bereicherten Kenntniße von der Electricität betrift. Zu dieser Vermehrung kommen noch andere, die mehrentheils in Form von Anmerkungen dem Texte beygefügt worden, übrigens aber nicht alles betreffen, was inzwischen in der Naturlehre merkwürdiges entdeckt worden. Wir könnten uns daher mit einer kurzen Anzeige begnügen, wenn das Werk selbst bekannter geworden wäre, als es wenigstens ausserhalb Sachsen ist. Wir wollen uns daher in eine umständlichere Anzeige und Untersuchung einlassen.

Der Titel verspricht, wo nicht eine physische Vernunftlehre, doch eine mit der Logik durchflochtene Naturlehre. Zu diesem Behufe kommen, besonders im ersten Hauptstücke, Betrachtungen über die physische Wahrscheinlichkeit und über die Hypothesen vor. Eben dieses Hauptstück weiset aber gleich Anfangs dem Werke seine Stelle näher an. Der Verfasser sondert seine Naturlehre von der Mathesi adplicata, und so auch von der bloßen Naturgeschichte, und endlich auch von einer bloßen Sammlung physischer Beob-

achtungen und Versuche ab, nimmt aber von allem diesem immer mit, was ihm zu seinem Zwecke oder in das Bezirk zu gehören scheint, in welches er die Physic einschließt. Dieses Verfahren ist zwar nicht ganz ungewöhnlich. Der Unterschied kömmt nur darauf an, daß es ein jeder Verfasser auf eine ihm eigene Art vornimt. Newton z. E. nimmt aus der Philosophia naturali das, was sich auf Principia mathematica gründen und daraus herleiten läßt. Gravesande verfährt eben so, nur daß er, nebst den mathematischen Beweisen, auch Versuche angibt, wodurch die Sätze denen begreiflich werden, die sich in geometrische Beweise und Rechnungen nicht einlassen.

Muschenbroeck ist in dem, was Demonstration und Calcul heist, schon ungleich mehr historisch, nimmt hingegen auch sehr viel mit, was biß dahin noch nicht auf mathematische Gründe hat können gebracht werden. Wolf geht so ziemlich den Mittelweg. Er schikt 3 Bände von Versuchen voran, widmet dann noch eben so viele dem bloß philosophischen Theile der Naturlehre, und läßt das, was zur Mathesi adplicata gehört, in der Mathesi adplicata grösstentheils stehen; und zwar um so mehr, da er selbst die Mathematik in dreyfache Form herausgegeben hatte. Es ist nicht leicht hiebey zu vermeiden, daß nicht einerley Lehren in zwo oder drey verschiedenen Wissenschaften vorkommen, wie z. E. die Lehre von der Bewegung und ihren Gesetzen, worauf die Metaphysic, die Naturlehre und die Mechanic Anspruch machen. Unseres Erachtens würde die Naturlehre am besten in den mathematischen und noch nicht mathematischen Theil unterschieden, so daß durch fernere Bemühungen ersterer immer auf Unkosten des leztern erweitert würde. Damit würde zwar vielen Lesern nicht gedient seyn, die ohne Schlüsse, Beweise und Rechnungen dennoch

gerne

gerne etwas davon wissen möchten. Es kann aber diesen sodann mit einem bloß historischen Vortrage der bereits berichtigten Sätze gedient werden, wie es z. E. in Ansehung des Inhalts der Newtonschen Schriften schon häufig geschehen. Nur müssen diejenigen, welche einen solchen historischen Vortrag entwerfen wollen, die Sache selbst nicht bloß historisch, sondern mit den Beweisen gelernt haben, damit sie genau wißen, was sie eigentlich zu erzählen haben. Widrigenfalls geht es damit, wie mit den Traditionen, die mit der Länge der Zeit so unförmlich, verändert, verstellt, und verfälscht werden, daß ihre ersten Urheber sie nicht mehr kennen würden. Schon dermalen findet man Schriften, wo dem Newton Meynungen beygelegt werden, an die er nie gedacht hat, oder die er ganz anders vorträgt.

Unser Verfasser schickt nun keine Versuche oder Erfahrungen voraus, sondern führt sie bey jeden Sätzen, so fern er sie nöthig erachtet, theils mit wenig Worten an, theils beziehet er sich auf diejenigen Schriftsteller, die umständlicher davon handeln. Eben so verfährt er in Ansehung der Sätze, deren genaue Bestimmung geometrische Beweise und Rechnungen erfordert, und die daher eigentlich in die Mathesin adplicatam gehören. Zwischen der Ausmessung der Wirkungen und der Kenntnis der Ursachen findet er einen sehr großen Unterschied. Erstere ist mathematisch, leztere aber gehört für den Philosophen, der nicht das *Quantum* sondern das *Quale* zu seinem Gegenstände macht. Dieses ist so weit ganz recht. Nur ist es sehr nöthig, daß man die Trennung nicht zu weit treibt und zur Untersuchung des leztern alle die Kenntniße mitbringt, die zu Bestimmung des erstern erfordert werden. Hr. C. ist ferner den physischen Hypothesen nicht abgeneigt. Er glaubt, daß man ohne Hy-

pothesen keine eigentlich philosophische (das will hier sagen, auf die Kenntnis der Ursachen führende) Naturlehre schreiben könne, daß hiebey alles auf die Auswahl der anzunehmenden Sätze ankomme, und daß man diese Auswahl nach sehr bestimmten Regeln treffen und sich mit der verschiedenen Beschaffenheit der Ursachen näher bekannt machen müße. Zu diesem Ende theilt er (§. 15.) die Ursachen in mechanische, physische und geistige ein. Unter die physischen zählt er die, so auf einer thätigen Bewegungskraft der Materie beruhen. Z. E. die Fortsetzung der Bewegung. Hr. C. nennt diese Ursache im engern Verstande physisch. Es kömmt aber hiebey auf die Benennung nicht an, und mit den bloß physischen Ursachen wird es immer mißlich aussehen, zumal wenn man im weitern Verstande alle die Veränderungen physisch nennt, wobey der mechanismus nicht deutlich gemacht werden kann, und die demnach weiter nicht als aus dem Erfolge bekannt sind, wie z. E. der gröste Theil der chymischen Verwandlungen. Hr. C. gibt übrigens zwischen den erwähnten drey Arten von Ursachen eine solche Ordnung an, daß, wo man mit den mechanischen ausreicht, man keine physischen, und wo man mit diesen auskömmt, keine geistige mit zu Hülfe nehmen müße. Nur ist es hiebey nicht immer leicht zu entscheiden, ob man mit mechanischen Ursachen ausreiche oder nicht. Vor 100 Jahren blieb man sehr weit zurücke, und in den künftigen Zeiten wird man noch ungleich weiter darinn kommen, wenn die Dynamic weiter wird gebracht seyn. In sofern kann das Annehmen physischer Ursachen oft allzuvoreilig seyn, und dem Nachforschen der mechanischen um desto mehr Eintrag thun, je weiter die uns in die Sinnen fallenden Veränderungen von ihren ersten Grundursachen entfernt sind. Und eine im engern Verstande

phy-

physische Ursache annehmen, wo eine mechanische statt findet, und wohl auch künftig entdeckt wird, ist von nicht besserm Schrot, als eine Qualitatem occultam annehmen. Comenius erklärt die Qualitas occulta durch vis in aliud corpus aliquid operandi, quod non nisi effectu deprehenditur, und gibt die magnetische Kraft, ingleichem die Arzneykräfte der Kräuter ꝛc. als Beyspiele an. Nach dieser Erklärung hätte die Benennung *Qualitas occulta* ganz wohl beybehalten werden können, und zwar in jedem Falle so lang, biß man den Mechanismus der Veränderungen, und die Art, wie dieselben geschehen, würde entdeckt haben. Denn alsdann hört die Qualitas auf eine Qualitas occulta zu seyn, und inzwischen sagt man mit andern etwa weniger lächerlich gemachten Benennungen doch nicht mehr. Wir übergehen die Vorschriften, welche im ersten Hauptstücke angegeben werden, um die Naturlehre in eine wißenschaftliche Form zu bringen. Es wird immer genug seyn, wenn es nach und nach in einzeln Stücken gelingt, und zwar so weit, daß man nebst dem *quale* auch das *quantum*, so wohl in Ansehung des *plus* und *minus*, als in Ansehung des *magis et minus*, mitnehmen und berichtigen kann. Im zweyten Hauptstücke betrachtet Hr. C. die Materie und die Körper überhaupt. Die Materie wird bewegt. Sie ist undurchdringlich, ausgedehnt, hat eine Figur, nehmlich so wohl wenn sie als Klumpen betrachtet wird, als so fern ihre allerersten Theile der Bewegung fähig sind. Denn was sich bewegt, muß gegen den Terminum ad quem eine Seite kehren, Seite aber setzt eine Figur voraus ꝛc. Nach §. 61. fließt alles dieses aus dem Begriff eines endlichen Subjectes, wiewohl nicht jedes endliche Subject Materie ist. Es wird also wohl nicht aus dem Begriff desselben fließen können, dafern nicht zwischen materiellen und imma-

materiellen Subjecten ein Unterschied gemacht wird. Macht man aber diesen Unterschied, so fällt das Wunderbare in der Aussage weg, und es bedarf keiner Erinnerung, die den Leser aufmerksam mache, daß alle Eigenschaften der Materie aus dem Begriff eines materiellen Subjectes fließen. Die Materie ist ferner ein Ding, darinn bloße Bewegungsfähigkeit anzutreffen ist. Dieses sagt Hr. C. wiewohl nicht deutlich genug im Gegensatz der Fähigkeit zu denken und zu wollen. Denn sonst muß doch in der Materie etwas substanzielles seyn, welches den Raum ausfüllt, dem Ein- und Durchdringen sich widersetzt ꝛc. Und dann ist bey dem Ausdrucke Bewegungsfähigkeit noch sehr zu unterscheiden, ob es die Fähigkeit bewegt zu werden, oder die Fähigkeit zu bewegen, oder beydes ist, denn es sind viele Naturlehrer der Meynung, daß sich die Materie nur leydend verhalte. Hr. C. macht diesen Unterschied, verschiebt aber die Erörterung aufs folgende, und ist wohl hierinn nicht sehr methodisch. Wir haben aus einer in solchen Fällen sehr natürlichen Ungeduld die Stelle im Register nachgeschlagen, wo dieses erörtert wird. Da wir aber darinn unter dem Wort Materie nichts gefunden, so wird es darauf ankommen, ob uns beym fernern Nachlesen die Stelle aufstoßen wird.

Nach §. 62. ist ein Körper eine Substanz, welche aus andern wirklich trennbaren Substanzen, welche in einer physicalischen Vereinigung stehen, zusammengesetzt ist. Ehemals hieß es, daß die Form die Materie zum Körper mache, und verbindende Kräfte dazu erfordert werden. Ein Haufen Materie wird nicht ein Körper genennt, wenn er auch ein Haufen von zusammengeworfenen Körpern seyn sollte. Indessen ist die Bedeutung des Wortes schwankend, und er-

erhält daher seine nähere Bestimmung jedesmal leichter aus dem Zusammenhang der Rede.

Nach §. 64. ist die Materie von der Natur in undenklich kleine Theile eingetheilt; die Theilung geht aber nicht ins Unendliche fort. Nemlich sie geht biß auf den Grad, welchen der Schöpfer ein für allemale festgesetzt hat, so daß die endlichen in der Welt vorkommenden Kräfte nicht weiter hinaustheilen können: Die Materie besteht also aus Elementartheilchen, die in der Natur keine fernere Theilung zulassen, und das bleiben, was sie einmal sind. Nach §. 67. müssen die meisten dieser Elemente thätige Kräfte haben, und dann auch ihre bestimmte Figur und Größe, und §. 68. ist die Figur der regulären Körper dazu viel zu einfach. Figur, Kraft und Größe müßen auch dabey ungemein verschieden seyn (§. 70.). Das Vacuum disseminatum wird (§. 76.) eingeräumt und behauptet.

Im dritten Hauptstücke kommen die physischen Gründe der Bewegung vor. Hier werden wir genauer darauf zu sehen haben, was Hr. C. aus der Mechanic oder angewandten Mathematic entlehnt, und wie fern er es entlehnt. §. 80. wird die Bewegung in die gleichförmige, beschleunigte und verzögerte eingetheilt. Diese Eintheilung hindert den eigentlich wissenschaftlichen Vortrag, weil sie das Einfache, von welchem man anfangen muß, mit dem Zusammengesetzten vermengt. Jede Bewegung an sich ist gleichförmig. Daß sie ungleich werden könne, muß sodann erst noch bewiesen, und gezeigt werden, wie es damit zugehe. §. 81. kömmt der Mittelpunct der Schwere vor, ohne daß bewiesen wird, ob es immer einen solchen und zwar nur einen gibt, ob er in oder ausser dem Körper ist, oder ob beydes statt haben kann rc. Im §. 83. werden mehrere Arten von Bewegungen aus der Erfahrung hergezählt. Die Körper setzen einan-

der in Bewegung durch Drücken, Ziehen und Stossen. Die Kraft dazu war entweder in bloßer Ruhe, oder bereits schon im Bestreben. Nach §. 84. sind ferners die Kräfte entweder todte oder lebende. Die todte besteht wiederum entweder in der bloßen Ruhe oder im Bestreben. Die lebende aber bringt ihre Wirkung herfür. Die strebende todte Kraft wird doch wohl nicht eigentlich todt genennt werden können. Und eine Kraft, die so todt ist, daß sie nach Hr. C. Ausdruck erweckt werden muß, wird den Namen einer Kraft nicht verdienen, zumal da Hr. C. die Kräfte nicht als immaterielle Substanzen ansieht. Diese Eintheilungen und Begriffe sind viel zu verworren, als daß sie ohne viel genauere Entwicklung und Berichtigung zu einem wißenschaftlichen Vortrage dienen können. §. 85. Eine Kraft, die einen Körper in Bewegung setzt, findet allezeit einen Widerstand. Auch dieser Satz ist wegen der vielerley Arten von Widerstand sehr verworren. Hr. C. begnügt sich den Widerstand in einen thätigen und in einen bloß leydenden zu unterscheiden; es wird aber die Verwirrung damit nicht gehoben. Der leydende Widerstand ist nach §. 86. die von Kepler sogenannte Inertia oder Trägheit der Materie. Hr. C. sieht sie für so geringe an, daß sie niemals merklich wird, und daher in der Naturlehre darauf nichts gerechnet werden kann. Daraus folgt, daß Hr. C. die Inertia kaum dem Namen nach kennt. Freylich benimmt die Trägheit der Kraft nichts, sie bestimmt aber den Grad der Geschwindigkeit, mit welchem die Bewegung erfolgt, so daß Kraft, Maaße und Geschwindigkeit ein bestimmtes Verhältniß unter sich haben, und dieses gibt ein sehr wesentliches Gesetz der Bewegung ab. Hr. C. nennt diese Inertia die metaphysische, im Gegensatz derjenigen, die er physisch nennt, und z. E. da findet, wo ein

schwe-

schwerer Körper auf dem Boden fortzuwälzen ist. Diese physische Inertia ist eine in der Mechanic ungewöhnliche Benennung, und der Begriff selbst überaus verworren, da bey einem fortzuwälzenden schweren Körper viele andere Umstände in Betrachtung kommen, die weder Inertia heissen, noch mit der eigentlichen Inertia das Geringste gemein haben. Hr. C. nimmt allzuleicht so wohl neue Wörter, als bekannte Wörter in neuen ungewöhnlichen Bedeutungen und versäumt allzuviel, die Verschiedenheiten der bißherigen Bedeutung der Wörter anzuzeigen, welches doch ein sehr wesentliches Mittel ist, der Vieldeutigkeit und daher entstehenden Unbestimmtheit und Verwirrung vorzubeugen. §. 87. Daß ein Ball von der Wand abspringt, braucht die Wand keine thätige Widerstehungskraft, sondern nur ihre Trägheit, vermöge welcher sie nicht ausweicht. Auch dieser Satz ist nicht wenig verworren. Einmal muß die Wand nicht Butterweich seyn, sonst blieb der Ball stecken; das Abspringen rührt demnach so wohl von der schnellen Kraft des Balls, als von der Härtigkeit, Festigkeit oder auch Elasticität der Wand her. Dazu aber gehören verbindende Kräfte und überdiß noch die Kraft der Schwere, welche die Wand auf dem Boden feste hält, auch wenn sie nicht durch andere Kräfte mit demselben verbunden ist. Die eigentliche Trägheit kömmt also hier so viel als gar nicht in Betrachtung. §. 92. In den elementarischen Theilchen muß irgend eine Bewegung ihrer Substanz die Bedingung seyn, an welche Gott die Wirksamkeit einer darin gelegten thätigen Bewegungskraft verbunden hat, durch deren Entstehung also die letztere erweckt und in Action gebracht wird. Wir verstehen hiebey nicht mehr, als daß die Bewegung von irgenwo herkommen müße. Das war nun freylich die Frage, welche zu erörtern

war.

war. Hr. C. nimmt nun §. 93. ferner an, daß, so bald die Figur eines elementarischen Theilchens verändert wird, die Bewegungskraft desselben sich bestrebe die Figur wieder herzustellen, und dann auch die Bewegung nach der Richtung der anstoßenden Ursache fortzusetzen. Solche Theilchen sind also elastisch. Demnach sind (§. 98) alle Materien in der Welt, nur die äußersten ausgenommen, in einem widernatürlichen Stand der Zusammendrückung; die äußersten aber haben (§. 100) eine bloße Inertia. Diese möchte nun wohl nicht genug seyn. Hr. C. glaubt ferner, daß die Waßer über der Ausdehnung 1. B. Mos. 1. 6-8. 14-18. sich ganz gut dazu schicken 2c. Jedoch wir übergehen, was fernet in diesem Capitel folgt. Es ist unstreitig, daß die Erklärung, wie die Bewegung entsteht, noch nicht weit gebracht ist, und was Hr. C. davon sagt, scheint uns noch lange nicht das zu seyn, was verlangt wird. Im 4ten Cap. kommen die Gesetze der Bewegung vor. Hr. C. nimmt auch hier nur das physische, oder eigentlicher zu reden, das quale mit. Das quantum verweiset er in die angewandte Mathematik, setzt aber als eine Bedingung voraus, daß man es sich wohl bekannt machen müße, ehe man das quale zu untersuchen vornimmt. Dann aber könnten hier viele Säze ganz wegbleiben. Z. E. das 4te der hier angegebenen Gesetze lautet folgender maßen (§. 111.) Wenn eine Substanz von verschiedenen Seiten mit ungleicher Kraft ausgedrückt wird, so bewegt sie sich gegen die Seite, von welcher der Druck oder Stoß am schwächsten ist. Dieser Satz ist unbestimmt, und verleitet zur Mißdeutung. Es wird darinn nicht gesagt, was die schwächste Seite eigentlich bedeutet, ob sie durch die Lage einer Fläche oder einer Linie bestimmt wird. Ferner ist nicht genug angezeigt, wie die drückende Kräfte un-

ungleich seyn müssen, wenn eine Bewegung erfolgen soll, weil es Fälle gibt, wo die Kräfte, ihrer Ungleichheit unerachtet, sich im Gleichgewichte erhalten, und daher auch keine Bewegung erfolgt. Beßer würde es gewesen seyn, statt eines so unbestimmten Satzes, die Lehre von der Zusammensetzung der Kräfte vorzutragen, und die Art, wie es dabey zugeht, aufzuklären. Dabey würde sodann der Begriff der mittlern Richtungslinie vorgekommen und aufgeklärt worden seyn. Dieses ist nun gerade diejenige Linie, nach welcher die Bewegung erfolgt, so oft ihr Maaß nicht = 0 wird. Hr. C. trägt aber diese Lehre erst im §. 132. und f. vor, und zwar ohne die Schwürigkeiten zu erwähnen, die den ächten Beweis derselben sehr mühsam und schwer machen.

Das nächst folgende 5te Gesetz sagt; daß einer Kraft so viel abgehe, als sie dem Körper, den sie in Bewegung setzt, Bewegung mittheilt, und daß sie deßwegen in den Körper überzugehen scheine. Auch dieses ist sehr mißdeutig. Doch sagt Hr. C. gleich darauf, daß die Kraft nur von ihrem Bestreben zur Bewegung verliere. Es hätte beygefügt werden sollen, daß es Fälle gibt, wo sie dieses Bestreben nach ganz entgegengesetzter Richtung erhält. Und dennoch würde der Begriff dieses Bestrebens nicht aufgeklärt seyn. Er gehört mit zur Untersuchung, wie es zugeht, daß Bewegung entstehen und sich fortsetzen kann. Und dann ist hier der Begriff der Kraft, wenn dadurch nicht die elastische Kraft verstanden wird, sehr mißlich und uneigentlich. Das 6te Gesetz sagt, daß eine lebende Kraft mehr als eine todte vermag, weil jene nach dem Quadrat der Geschwindigkeit, diese nur nach der nächsten virtualen Geschwindigkeit geschätzt wird. Auch hier ist der Begriff von der Kraft uneigentlich und falsch,

falsch, so sehr er auch bey den Streitigkeiten über das Kräftenmaaß als richtig war vorausgesetzt worden. Die lebende Kraft ist weiter nichts als die elastische Kraft der Körper, so fern sie durch die Bewegung oder auch nur durch die Hebung des Gleichgewichtes in Stand gesetzt wird, Bewegung zu verursachen. Daß übrigens ein geringer Stoß mehr thun könne, als ein starker Druck, ist ganz unstreitig, nur muß gezeigt werden, wie es zugehe, daß der Erfolg so ist. Hr. C. bringt noch eine Menge solcher Gesetze an, die er theils aus der Mechanick entlehnt, theils sie bloß der Erfahrung verdankt. Auch hier bindet er sich wenig an den Sprachgebrauch. Z. E. §. 116. ist die Rede von Körpern, welche beym Anstoß einander eindrücken und deßwegen keine merkliche Elasticität äußern. Diese Aussage gibt zu glauben, als drückten sich elastische Körper nicht ein, welches doch allerdings geschieht. Der Unterschied liegt eigentlich darinn, daß sie ihre erste Figur wieder herstellen, welches die nicht elastischen gar nicht, die unvollkommen elastische nur zum Theil thun. In dem §. 141. wird angezeigt, daß bey dem Fallen der Körper im freyen Raume der durchlaufne Raum wie die Quadrate der Zeiten 1, 4, 9, 16 ꝛc. zunehmen. Der Beweis (§. 142) gibt aber statt der Quadrate die Trigonalzahlen 1, 3, 6, 9 ꝛc. an, ohne daß Hr. C. den Unterschied bemerkt. Er vermengt hier die Quantitates continuas mit den discretis. Dem Verfasser der Philosophie de Newton mise à la portée de tout le monde gieng es gerade eben so. Er konnte einsehen, daß, wenn in dem ersten Zeittheilchen ein Räumchen durchlaufen wird, in dem zweyten zwey müssen durchlaufen werden. Daß aber überdiß ein drittes hinzukomme, folglich in dem zweyten Zeittheilchen drey Räumchen durchlaufen werden, darüber war bey ihm ein gänzliches Still-

schwei-

schweigen. Dieses dritte Räumchen war nun nicht leicht zu finden, woher es komme. Hr. C. mag wohl hiebey etwas gemerkt haben. Denn im folgenden §. 143. gebraucht er zum Beweis einen Triangel, und findet an Hr. v. Segner einen richtigen Führer. Im §. 153. leugnet Hr. C. daß die unter dem Aequator nöthige Verkürzung des Penduls eine geringere Schwere daselbst beweise. Im engsten Verstande gehört wohl die Theorie der Rolle und der Schraube nicht in die Naturlehre. Im §. 171. ist es gar nicht erwiesen, daß die Beweglichkeit der Waßertheilchen hinreiche, den gleichförmigen Druck nach allen Richtungen zu verursachen. Unsers Erachtens muß die Elasticität der Theilchen mit in Betrachtung gezogen werden. Widrigens Falls kann aus der Zusammensetzung des Druckes bewiesen werden, daß derselbe sehr ungleich ausfällt.

Das 5te Cap. handelt von den allgemeinsten Eigenschaften der Körper. Die anziehende Kraft wird bestritten, und so wohl statt derselben, als wegen mehrerer anderer Umstände, wird nicht nur ein Aether, sondern so viele besondere Arten desselben angenommen, als zu Erklärung der Erscheinungen nöthig sind. Hr. C. behält den Namen Aether immer bey, und zeigt jedesmal an, welche besondere Art er will verstanden wißen. Sonst sprach man von Materie des Lichts, der Wärme rc. und so auch von magnetischer, electrischer rc. Materie. Bey Hr. C. heißt alles dieses Aether, vielleicht denen zum Trotze, die gar keinen Aether haben einräumen wollen, wenn sie auch gleich, wie §. 184. gesagt wird, Elemente, massulas, moleculas &c. genug angenommen haben. Auf die Benennungen kömmt es freylich hier nicht an, und wenn man auch einräumt, daß die Natur mit dem wenigsten viel ausrichtet, und daher nicht ohne Noth-

wendigkeit die Arten der Materien müßen vermehrt werden, so wird doch eine einige Art von Aether oder feiner flüßiger Materie lange nicht genug seyn, alle Erscheinungen und Veränderungen in der Natur zu zu erklären. Nach Hr. C. sind nun die allgemeinsten Eigenschaften der Körper: 1) die Porosität. 2) Der Zusammenhang der Theile, und damit auch die Härte, Weichheit, Ziehbarkeit, Flüßigkeit, Sprödigkeit ꝛc.

Im 6ten Cap. werden noch andere Eigenschaften der Körper und zwar erstlich die Schwere betrachtet. Hiezu gebraucht der Verfaßer eine, allenfalls auch etliche, von seinen Arten des Aether, und dieser soll die Schwere durch einen Druck verursachen. Die Schwere ist von zweyerley Arten. Die erste treibt die Materie eines Weltkörpers gegen ihren Mittelpunct, die andere treibt die Weltkörper selbst gegen den Mittelpunct, um welche sie sich schwingen. Hiebey mußte erst bewiesen werden, daß der Unterschied nicht bloß in Graden, sondern in der Art bestehe, wenn es doch zwo verschiedene Arten seyn sollen: und dann ist der Begriff des Mittelpuncts der Figur mit dem Punct, gegen welchen die Schwere ihre Wirkung äusſert, sehr zu unterscheiden. Ferner hätte im §. 239. zwischen Schwere und Gewicht ein sehr wesentlicher Unterschied angezeigt werden müßen. Auch ist es falsch, daß es eine absolute Schwere gibt. Eine jede Schwere mit andern verglichen ist relativ, das will sagen, es gibt dabey keine absolute Einheit. Was Hr. C. hier absolute Schwere nennt, ist es nur in Rücksicht auf die specifische Schwere, nicht aber an und für sich. Hr. C. glaubt aber, daß die Schwere, welche den Mond im Kreise erhält, eine ganz andere Art sey, als die, welche die Körper auf der Erdfläche schwer macht. Er räumt zwar ein, daß erstere nach umgekehrter Verhältnis des Quadrats des Abstandes

schwächer

schwächer oder stärker ist, bemerkt es aber nicht, daß eben hieraus folgt, daß der Mond so wohl als die Körper auf der Erde durch eine und eben die Schwere gegen die Erde getrieben werden, weil nach den genauesten Ausmeßungen der Mond in Zeit z. E. von einer Secunde gerade um so viel mal weniger gegen die Erde getrieben wird, um so viel mal das Quadrat seines Abstandes vom Mittelpunct größer ist, als das Quadrat des Halbmeßers der Erde. Die Erklärung, welche §. 245. f. von der Schwere der Erdkörper und ihrer Ursachen gegeben wird, kann zimlicher Maaßen dienen, den Zusammenhang ihrer Theilchen unter einander faßlich zu machen. Das hat aber mit der Schwere nichts zu thun. Denn wenn der Aether die Theilchen der Körper zusammendrückt, so folgt daraus noch keine bestimmte Bewegung für für das Ganze, und wenn auch eine erfolgte, so würde die Richtung nicht nothwendig bestimmt seyn, sondern sich das bloße Umdrehen des Körpers ändern. Wenn ferner §. 247. gesagt wird, daß der Druck des Aethers in der höhern Gegend stärker ist, weil deßen dort mehr anzutreffen, indem bey der Erdfläche mehr Materien sind, die den Aether von dem Ort, den sie einnehmen, ausschließen. Dieser Grund ist nicht hinreichend, weil durch die Materien nur die Größe, nicht aber die Stärke des Druckes vermindert wird, hier aber eigentlich von der Stärke die Rede seyn muß. Der Verfaßer sucht nachgehends aus dem Druck des Aethers die Bewegung und Umwälzung der Planeten herzuleiten. Wir müßen es Kürze halber, so wie seine Erklärung der Electricität, die den Schluß des ersten Bandes ausmacht, übergehen. Aus eben dem Grunde würde es hier zu weitläuftig seyn, ihm in der Erklärung des Feuers, des Lichtes, der Wärme und Kälte, zu folgen, da wir bereits gesagt haben, daß

Hr. C. so vielerley Arten des Aethers annimmt, als er dazu nöthig erachtet. Uebrigens unterläßt er nicht, seine Erklärung auch auf viele solcher Fälle zu erstrecken, die an und für sich nicht leicht zu erklären sind, und thut sich hierauf viel zu gute, ohne zu bedenken, daß zu Erklärung schwerer Fälle Hypothesen gefunden werden können, die deßen unerachtet den leichtern Fällen nicht Genüge thun. Allgemeinen Beyfall wird er nie erhalten, da sehr viel willkührliches und oft nicht genug verstandenes dabey vorkömmt. Hr. C. wendet sich hierauf zu besondern Betrachtungen, nemlich der Luft, des Schalles, der Winde, des Waßers, der Salze, Steine, Metallen, Dünste, Lufterscheinungen, und dann endlich des Weltbaues, der Thiere und Pflanzen. Dieses sind Dinge, wobey mehr unmittelbare Beobachtungen und Versuche vorräthig sind, weil sie mehr in die Sinne fallen. Indeßen läßt es auch hiebey der Verfaßer an Hypothesen nicht ermangeln, weil doch ohne dieselben so viele Dinge nicht erklärt werden können. Wir gestehen, daß wir die Nothwendigkeit, alles zu erklären, nicht einsehen, und mögen es gar wohl leiden, daß, was dermalen mit Demonstrations-Gewißheit nicht erklärt werden kann, den künftigen Zeiten aufbehalten werde. Die Methode, von den Wirkungen gerade hin auf die Ursachen zu schließen, muß noch sehr viel vollständiger und in mehrern Beyspielen gezeigt werden, als es bißher geschehen; und die Zeit, die man darauf wendet, ist gewiß beßer angewandt, als wenn man Hypothesen aufsucht, zumal für solche Fälle, wo das, was man dadurch erklären will, noch lange nicht genug bekannt ist.

Im.

II.

II.

Encyclopädie der historischen, philosophischen und mathematischen Wissenschaften, grossentheils nach dem Grundrisse des sel. Reimarus ausgearbeitet, von J. G. Büsch, Prof. der Mathem. in Hamburg. Daselbst in der heroldischen Buchhandlung. 1775. 320. und 216. S. gr. 8.

Die erste Anlage zu diesem nützlichen Buche ward von dem sel. Reimarus zum Gebrauche für Vorlesungen gemacht. Hr. Büsch hat denselben Entwurf, der sich nur auf die historischen und philosophischen Wissenschaften erstreckte, umgearbeitet und ergänzet, und insbesondere die mathematischen noch hinzugefüget. Man findet in diesem Buche einen sehr durchgedachten und lehrreichen Abriß des Innhalts der genannten Disciplinen, des wichtigsten, was darinn geleistet ist, und was noch darinnen zu thun übrig bleibt. Ein Verzeichniß der besten Schriften in jeder ist nicht hinzugekommen, wiewohl doch oft von einzelnen, die über einen gewissen Gegenstand merkwürdig sind, eine kritische kurze Anzeige geschieht. In der Vorrede giebt uns der Hr. Verf. Hofnung, dieses noch nachzuholen. Den Anfang macht die Naturgeschichte, welche 1) in die Geschichte des Himmels, 2) in die Geschichte der Erde, und diese wiederum theils in die Geschichte der Erde insbesondere, des Gewässers und des Luftkreises, theils in die Geschichte der einzelnen Körper, nachdem sie zu einem der drey Natur-Reiche gehören, eingetheilet wird. Diese drey Reiche unterscheidet Hr. B. so, daß die

Mineralien per juxtapositionem ihrer Theile entstehen, die Vegetabilien und Thiere aber per intussusceptionem wachsen; und daß ferner die Vegetabilien die Nahrung durch einen von der Natur in sie gelegten Mechanismus nehmen, die Thiere aber durch eine willkührliche Handlung dieses thun. Unter den Systemen von den Veränderungen, wodurch unsere Erde ihre itzige Gestalt erhalten, nimmt Hr. B. als das zuverläßigste dasjenige an, welches die Erde ursprünglich mit einem Meere bedeckt gewesen seyn läßset, wiewohl er die von andern vorgetragenen Ursachen der itzigen Conformation mit zu Hülfe nimmt, als daß die Erde von der von Mose beschriebenen Schöpfung schon grosse Veränderungen gelitten, daß die Sündfluth dergleichen bewürket habe, und das Erdbeben und dergleichen grosse Begebenheiten sie noch itzt bewürken. Die Linneische Methode in der Eintheilung der Thiere vertheidiget Hr. B. sehr gut aus dem Grunde, weil sie zählbare und durch einen bestimmten Ort sich auszeichnende Merkmahle braucht. Mit der Geschichte der Thiere verknüpft er die Geschichte des Menschen, deren Abriß mit lehrreichen Anmerkungen über die Bevölkerung durchgewebt ist, wie z. E. in Bengalen, einem sonst höchst blühenden Lande, bloß durch die Habsucht seiner neuen Beherrscher, der Hunger Millionen gefressen habe. Italien, Gallien, Spanien haben in alten Zeiten unstreitig mehr Einwohner gehabt als izt; aber von dem grössern Theile des Erdbodens und insonderheit Europens lasse sich dieses nicht behaupten. Das zweyte Buch hat die Geschichte überhaupt, und ihre Hülfsmittel, als Chronologie, Geographie, u. s. w. zum Gegenstande, untersucht die verschiedenen Geschichtspuncte, woraus man sie als Gelehrter, als künftiger Staatsmann oder als Philosoph studiren kann, und zeigt die Theile der allgemei-

gemeinen Geschichte an, welche einer nach dem andern zur Grundlage für die übrigen gemacht werden müssen. Das dritte ist der allgemeinen bürgerlichen, der Statistik, der Kirchen- und gelehrten Geschichte gewidmet. Die Verwickelung der europäischen Händel, die durch die Eifersucht der Mächte, und die Bemühung, die sogenannte Balanz zu erhalten, entstanden, macht, daß die Geschichte keines Staats für sich besonders vollständig abgehandelt werden kann. Man müßte ein Lehrbuch haben, worinn die Erzählung der allgemeinen Europäischen Händel schon mit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts anfienge. Der Artickel von der Kirchengeschichte ist sehr philosophisch abgehandelt. Woher die Verfolgungen, welche die Religion veranlaßt hat? Ein verworfener Rath in einer wichtigen Sache erregt auf beyden Seiten, bey dem, der ihn giebt, und dem der ihn verwirft, heftige Leidenschaften. Dies war der Fall zwischen den Christen und Heiden, besonders wenn jene sich in ihrem Eifer etwa nicht gemäßiget haben; hieraus floß der den Römern so ungewöhnliche Verfolgungsgeist. Die Verfolgungen gegen die Juden hatte nicht denselben Grund, weil diese schon lange aufgehöret hatten, es für eine Pflicht ihrer Religion zu halten, die Glückseligkeit, welche ihnen dieselbe versprach, andern anzubieten, (aber Christus wirft doch den Pharisäern, die Sucht Proselyten zu machen vor); bey den Mahomedanern werden die Folgen des Religionshasses aus ähnlichen Gründen etwas unterdrücket. Aus diesen Bemerkungen lässet sich der bittere Religionshaß auch in den neuern Zeiten erklären. (Herrschbegierde und Habsucht der Geistlichkeit mögen aber doch wohl in den den allermeisten Fällen die Verfolgungen verursachet haben.) In dem Abschnitte von der gelehrten Geschichte wird erzählet, daß bey der Wolfenbütte-

 lischen

lischen Bibliothek auf Herrn Leßings Rath der vernünftige Entschluß gefasset ist, mit dem Jahre 1770 zuschliessen, und allen Fonds derselben nur zum Ankaufe solcher Bücher zu verwenden, die bis an dieses Jahr erschienen sind, welche diese Bibliothek noch nicht hat, die aber einige Erheblichkeit haben. Die Geschichte der Künste, welche hierauf folgt, enthält insbesondere Betrachtungen zur Vergleichung der alten und neuern Künstgeschichte. Das vierte Buch handelt umständlich von der Philosophie, die Physik, aber ganz kurz, mit eingeschlossen. Der sel. Reimarus hatte hiezu nicht vielmehr als ein blosses Bücherverzeichniß entworfen, daher dieser Theil von dem Herrn Büsch fast ganz neu ausgearbeitet ist. Man findet darinn einige der wichtigsten Materien gewissermassen abgehandelt, als von den Beweisen für das Daseyn der Gottheit, für die Unkörperlichkeit der Seele und den Einwürfen dagegen, von dem Verhältnisse der Psychologie gegen die natürliche Theologie, von den Erkänntnißgründen der Moralphilosophie, welche wir dem Leser empfehlen zu können glauben. Von den ältern, mittlern und neuern Systemen der Philosophie ist auch sehr viel unterrichtendes gesaget. Den Beschluß machet ein Abschnitt von der öffentlichen und besondern Haushaltung, den Gewerben und Künsten, in welchem unter andern die Begriffe vom Gelde, der Circulation desselben, von der Handlung, der Handlungstheorie und Handlungspolitik, Staatswirthschaft, politischen Arithmetik u. s. w. aus einander gesetzet werden. Da der Herr B. in diesem wenig Gelehrten bekannten Fache schon mit Ruhm gearbeitet hat, so wird man hier von selbst manches lehrreiche erwarten.

Die Encyklopädie der Mathematik ist ein in seiner Art neues Werk, sehr dienlich, auch solchen, die sich

sich mit dieser Wissenschaft nicht abgeben, einen Begriff davon zu machen. Der Vortrag ist natürlicher Weise nach den besondern Disciplinen geordnet. Von der angewandten Mathematik macht der Hr. V. zwey Classen; eine, in welcher die Mathematik sich durchgängig anwenden lässet (mathesis applicata,) die andern, in welcher dies nicht Statt hat (mathesis mixta.) (Man könnte die angewandte Mathematik nach ihrer Anwendung auf die Naturwissenschaft, und auf das bürgerliche Leben eintheilen. Die physische angewandte Mathematik bekäme ihren theoretischen Theil, in welchem sie der Geometrie und der allgemeinen Arithmetik fast gleich würde, und ihren praktischen Theil. Diesen könnte man der Physik überlassen, so wie die Disciplinen der bürgerlichen Mathematik den Abhandlungen der Künste, wozu sie gehören, damit nicht der schönste Theil der menschlichen Kenntnisse, die theoretische Mathematik, zwischen den unvollkommenen Anwendungen derselben so ins Gedränge geriethe, wie es izt geschiehet.) Den Grund der Evidenz der Geometrie setzet der V. mit Mendelssohn darinn, daß in geometrischen Beweisen die Existenz des Subjectes bloß angenommen wird, und nicht mit bewiesen werden darf. Allein, sezet er hinzu, die Leichtigkeit, die unser Verstand findet, diese Evidenz zu begreifen, hat noch einen andern Grund, diesen, daß man in der Geometrie immer ein sinnliches Bild des Gegenstandes, von welchem eine Wahrheit behauptet wird, vor Augen hat, wenn man nur dabey nicht vergisset, daß die Wahrheit nicht von dem Bilde, sondern von dessen Ideale gelte. Warum man Euklidens Elemente nicht auf Schulen und Akademien zum Lehrbuche brauchen können? unter andern deswegen, weil unsere jungen Leute, nicht wie die bärtigen Zuhörer des Griechen, sich die Aufklärung des Verstandes

zum ersten Zwecke setzen, sondern gleich auf das praktische Wollen geführet seyn. Fehler der neuen Lehrbücher, unter andern, daß man die allgemeine Mathematik zu früh in die Geometrie hinein bringet, und die Lehre von den Proportionen ohne eine hinlängliche Rücksicht auf die Schwierigkeit mit dem Irrationalgrössen vorträget. Die geometrische Methode, welche mit den Definitionen und Grundsätzen anfange, und von diesen zu den Lehrsätzen und Aufgaben fortschreite, bewähre nicht immer vor Fehlschlüssen, sonst müßte sich durch Wolfen und seine Schüler alle Ungewißheit aus der Philosophie verlohren haben. Euklides selbst habe sich hier nicht immer vorgesehen, da er seine Lehrsätze von den Parallellinien und von der Proportion auf zween Sätze gegründet, die in der That schwere Lehrsätze sind, von welchen er aber keinen Beweis gab, weil er sie in die Form von Definitionen einkleidete (Euklidens Definition von der Proportion, die man nicht hätte verlassen sollen, möchte wohl die einzige allgemeine richtige seyn. Es fehlt ihr keine Demonstration, sondern nur eine Analysis der darinnen steckenden Begriffe. Daß zwey nicht subordinirte Begriffe in einer Definition stecken, scheint alle Schwierigkeit gemacht zu haben.) Nachdem der Hr. V. den Inhalt der Elementar- und höhern Geometrie erkläret hat, zeigt er den Inhalt der Arithmetik, wie sie sich ganz mit den Verhältnissen der Zahlen beschäftige, worinn die Arithmetik der Alten bestanden, und was es mit den Irrationalgrössen und deren Verhältnisse für eine Beschaffenheit habe. Diese Erinnerungen waren desto nöthiger, da der Unterricht in den Lehrbüchern hierinn ziemlich mangelhaft oder doch nicht deutlich genug ist. Die Begriffe, die von der höhern Arithmetick gegeben werden, sind so deutlich, als es bey einer solchen Wissenschaft möglich ist.

die

die man eigentlich selbst lernen muß, um ihren Inhalt zu begreifen. Den Beschluß des Capitels von der reinen Mathematik macht die Erzählung des Inhalts der Trigonometrie. In der angewandten Mathematik machet die Erklärung der mechanischen Wissenschaften den Anfang. Die Wissenschaft von der Bewegung ist theils physikalisch, theils praktisch. Ungeachtet jener diesem zum Grunde dienet, so ist doch dieser früher bearbeitet, und brauchbar gemacht, weil man sich auf die genauere Theorie noch nicht einließ, bis nachher durch die Bemühungen der Neuern auch jener ausgeführet worden, und die Mathematik die Form einer Wissenschaft erhalten hat. Die Alten haben grosse Dinge in der praktischen Mechanik ausgerichtet, weil sie zu ihren einfachen Maschinen wenig Theorie brauchten, und über der Menschen Kräfte bey ihren Sclaven freyer als wir zu gebieten hatten. In der Optik wünschet der Verfasser einen besondern Abschnitt für die angewandte Optik, worinnen er die Beschaffenheit des Auges, der optischen Werkzeuge, und der Kunst sie zu verfertigen erkläret haben will. Neu ist die Anmerkung von der Camera obscura, daß sie den Mahler ehe irre als richtig führen kann. Sie entwirft freylich die Gegenstände in eben dem Verhältnisse, in welchem sie ins Auge fallen, aber unsere Seele urtheilet über die Grössen der Gegenstände nicht aus den Gesichtswinkeln, als dem einzigen Dato, sondern hat weit mehr Data zu diesem Urtheile. Diese entbehret das Auge bey einem Gemählde; darum muß der Mahler die entfernten Gegenstände verhältnißmäßig grösser (sollte es nicht heissen: kleiner und matter?) zeichnen, als die Camera obscura sie entwirft. Nutzen kann er diese, muß aber die Gegenstände selbst damit vergleichen. Die Musik hat auch ein kleines Capitel bekommen. Das von der Astronomie ent-

enthält [illegible] einige Bemerkungen. Sie ist noch von keinem von der [illegible] Dämmerungen abgeschwächt, da selbst das [illegible] [illegible], daß von de la Lune, das [illegible] von allen ist. (Es hat dieses freylich seine besondere Schwierigkeiten. Man müßte etwa Sylbe und [illegible] zugleich schreiben. Die Wahrheiten der [illegible] sind gewaltig in einander verwickelt; diese Wissenschaft ist ein Pallast, der aus einem einzigen [illegible] Gebäude durch lauter Anflicken und Aufsetzen erwachsen ist.) Die Beobachtungen, welche man an den Planeten gemacht hat, werden so erzählt, daß man daraus die Wahrheit der Copernicanischen Behauptung sehr gut einsehen kann. Von Jupiter kann man durch Vernunftschlüsse erweisen, daß er eine kurze Tage, keine Jahrzeiten, eine mindere Dichtigkeit, und eine Atmosphäre haben müsse, wie es sich aus Beobachtungen bestätiget. Was unser Verfasser von der Astrologie, Geographie, Hydrographie, Gnomonik und Chronologie saget, wird man mit Vergnügen lesen. Die Bauwissenschaften machen den Beschluß des Buches. Die neue Architecten sind dem guten Geschmacke in den Verzierungen nicht getreu geblieben; unter den neuern Italiänern finden sich insonderheit die muthwilligsten Verderber der guten Architectur, und da die Europäischen Fürsten sich noch immer so gerne an an Italiänische Baumeister halten, so haben diese ihre architectonischen Ungeheuer durch einen grossen Theil von Europa, insonderheit in unserm Deutschland, verpflanzet. In dem Abschnitte von den Kriegswissenschaften wird man ebenfalls seine Bemerkungen, von der fortdaurenden Nutzbarkeit der alten Tacktik, von der Fortification, und deren Abhängigkeit von der Kunst des Angriffes, ihrem ehemaligen und jetzigen Zustande antreffen.

III.

J. G. Walchs Philosophisches Lexicon, worin die in allen Theilen der Philosophie vorkommende Materien und Kunstwörter erkläret, aus der Historie erläutert, die Streitigkeiten der Aeltern und neuern Philosophen erzählt, beurtheilet und die dahin gehörigen Schriften angeführt werden. Mit vielen neuen Zusätzen und Artikeln vermehret, und bis auf gegenwärtige Zeiten fortgesetzt, wie auch mit einer kurzen kritischen Geschichte der Philosophie aus dem Bruckerischen großen Werke versehen, von J. Chr. Hennings. Vierte Auflage. Groß Octav. I. Theil 74½ Bogen. II. Theil 68½ Bogen.

Ein philosophisches Lexicon im weitläuftigsten Verstande genommen, ist von einem encyclopaedischen nicht sehr verschieden, und wenn man sich einen Unterschied dabey gedenken will, so ist es nicht leicht die Grenzlinie feste zu setzen. Und wenn man diese fest gesetzt hat, so ist es wiederum nicht leicht, genau dabey zu bleiben, zumal wenn ein einiger Verfasser die Arbeit übernimmt. Denn selten wird ein Verfasser alle die einzeln Theile, die man zur Weltweisheit rechnet, in gleichem Grade und Maaße sich bekannt gemacht haben, und damit werden immer die Theile, die sein Lieblingsstudium sind, oder die er sich seines Standes und Amtes halber mehr zu eigen gemacht hat, umständlicher und häufiger vorkommen, als andere, die weniger in sein Fach gehören. Alles

les dieses treffen wir in dem vor uns liegenden Walchischen Lexicon an. Beym Aufschlagen desselben findet man z. E. die Artikel Vogelfangen, Messenrecht, Gesandter, Holzsparkunst, Kuß, Landleben, Inoculation, Kleider, Geld, Gaukler, Gasterey, Gärtnerey ꝛc. die mit dem Begriffe der Philosophie eine nur sehr entfernte Verwandschaft haben; und wenn man auch zwischen der philosophia pura, die schlechthin a priori geht, und zwischen der Philosophia adplicata, welche Kenntnisse a posteriori mitnimmt, einen gehörigen Unterschied macht, so sind demnach vorerwähnte Artikel in einem solchen Grade concret, daß man das Abstracte, welches doch der philosophischen Kenntniß vorzüglich zukömmt, Mühe hat, darinn zu finden. Unter dem Artikel Geld kömmt hier eine weitläuftige Tariffe von den alten und neuen Geldsorten und ihrem Werthe vor. Eine ähnliche Tariffe von den verschiedenen Pfunden findet sich bey dem Artikel Gewicht. Noch eine andere bey dem Artikel Edelstein, wo z. E. die holländischen und Antwerper Diamanten nach ihrem steigenden Gewichte taxirt sind ꝛc. Hier kann die Frage entstehen, ob ein *Philosophus qua talis* wissen könne, daß Louisblancs, Mariengroschen, Zechinen ꝛc. Holland, Antwerpen ꝛc. in der Welt sind, ꝛc. Wenn nun auch solche Tabellen in ein philosophisches Lexicon gehören sollten, so werden in dem Walchischen noch sehr viele andere von gleich gutem Gebrauche vermisset, die doch aus Krusens Contoristen nur hätten dürfen ausgeschrieben werden. Jedoch alles dieses gehört besser in ein Handlungslexicon. Walch gibt nun in Ansehung solcher Artikel den Grund an, daß er sich besonders habe angelegen seyn lassen, die so genannten practischen Theile der Weltweisheit, nemlich das Naturrecht, das Völkerrecht, das Staatsrecht, die Staatsklugheit, die Moral,

ral, die Haus- Feld- und Landwirthschaft umständlicher abzuhandeln. Das konnte nun immerhin geschehen. Nur hätte näher untersucht werden sollen, was davon zum philosophischen Lexicon genommen, und was hingegen daraus weggelassen werden muß. Die Auswahl hiebey vermissen wir durchaus. Z. E. Man lasse es hingehen, daß die Artikel Brod, Oel, Bisam, Wein, Bier ꝛc. darinn vorkommen. Sucht man nun die in gleiche Classe gehörenden Artikel Wachs, Hanf, Flachs, Garn, Lein, ꝛc. auf, so findet man sie nicht; und in dem Artikel Bienen wird des Wachses nur gelegentlich erwähnt, daß nehmlich die Antillischen blauen Bienen mehr Wachs und Honig geben. In eben diesem Artikel Bienen wird vom Bienenkönig gesprochen, ohne daß erwähnt wird, daß Reaumur und andere eine Königin daraus machen. Die Sparsamkeit der Bienen in Ansehung der Structur der Zellen, daß sie nemlich, um am meisten Honig zu sammlen, am wenigsten Wachs brauchen, hätte sich ganz gut in ein philosophisches Lexicon geschikt; und selbst der Verfasser hätte sich die ganz ähnliche Aufgabe vorlegen können, wie er, um am meisten reales zu sagen, am wenigsten Papier gebrauchen solle. Der Artikel Christliche Religion geht von S. 564 bis S. 601. Darüber ist es sich nicht zu verwundern, da Walch ein Theologe war. Er führt aber als einen nähern Grund an, daß die Christliche Religion auch philosophisch betrachtet werden könne. Aus diesem Grunde aber folgt, daß zwischen Philosophie und Encyclopaedie aller Unterschied wegfalle, weil man über alles philosophiren kann. Dieses geht nun zu weit. Man philosophirt über etwas, wenn man die Sätze der Philosophie dahin anwendet. Soll nun diese Anwendung auch Philosophie heissen, so muß man wenigstens die nähere

Be-

Bestimmung beyfügen, daß die Sammlung der Sätze die *Philosophia pura*, die Anwendung aber die *Philosophia adplicata* heissen müsse; und damit würde erstere auf das, so sich a priori erkennen läßt, wo nicht ganz, doch größtentheils, eingeschränkt seyn. Und wenn man auch Sätze, die a posteriori sind, mit hinzu nimmt, so muß man wenigstens einen gewissen Grad der Allgemeinheit bestimmen, den die in die Philosophiam puram aufzunehmenden Sätze haben müssen. Ueberdieß hängt dabey auch viel von dem Grade der Nothwendigkeit ab. Die philosophischen Grundwahrheiten müssen an und für sich Wahrheiten seyn, oder wenigstens aus den vorausgesetzten Bedingungen nothwendig fließen. Damit aber bleibt aus den Theilen der so genannten practischen Philosophie sehr viel weg, was nicht zur Philosophia pura gerechnet werden kann, weil es auf Menschensatzungen beruht, keine Nothwendigkeit hat, und wegfällt, so bald man etwas besseres findet, auch oft an sich schon schlecht genug ist, um besseres zu wünschen. Ein Philosoph nimmt ferner eigentlich nur das *Quale* zum Gegenstande seiner Betrachtungen, und begnügt sich in so fern, die dabey sich anbietenden Arten des *Quantum* anzuzeigen. Das Mathematische kann demnach aus einem philosophischen Lexicon größtentheils wegbleiben. Dieses ist auch in dem Walchischen ziemlich geschehen. Indessen hat Hr. H. in dieser 4ten Auflage einige Artikel beygefügt. Z. E. der Artikel Geschwindigkeit, wo sehr weitläuftig untersucht wird, ob die Geschwindigkeit die Summe, oder die Differenz, oder das Product, oder der Quotient von Raum und Zeit ist. Diese Frage durfte wohl nicht erst entschieden werden, da es in der Mechanic längst ausgemacht ist, wie die Geschwindigkeit durch Raum und Zeit bestimmt wird. Daß Raum und Zeit heterogenea sind,

sind, und eben daher sich weder addiren noch subtrahiren lassen, bedurfte keines langen noch durch Beyspiele erläuterten Beweises 2c. In dem Artikel Kraft hätte nun der Streit vom Kräftenmaaße mit gleichem Rechte vorkommen können, als z. E. die Artikel Hebel, Sprachgewölbe, Sprachrohr 2c. umständlicher vorgetragen, und mit Holzschnitten erläutert sind. Es hätte aber auch alles dieses in einem bloß philosophischen Lexicon wegbleiben können, zumal da, wenn man dieselben beybehält, noch sehr viele andere mitgenommen werden müssen, wodurch aber das Lexicon zugleich auch ein mathematisches Lexicon wird. Es entsteht nun ferner auch die Frage, wodurch ein philosophisches Lexicon sich von solchen, welche die Naturgeschichte, die Naturlehre, die Chemie, die Anatomie 2c. zum Gegenstande haben, unterscheiden müsse. Was der Philosoph hiebey a priori weiß, reicht nicht viel weiter als die transcendente Cosmologie geht, und so fern sich aus den Begriffen von Zeit, Raum, Materie, Kraft, Zusammensetzung, Verbildung, Körper, System von Körpern 2c. allgemeine Gesetze der Bewegung, Veränderung 2c. herleiten lassen. Will man aber das, was in der wirklichen Welt vorhanden ist, mitnehmen, so würde von der Naturgeschichte der Anfang zu machen seyn. Diese aber hat das individuelleste und die niedrigsten Arten zum unmittelbaren Gegenstande. Der Philosoph hingegen muß bey allgemeinen Gattungen stehen bleiben. Da diese aber nur durch die Abstraction von den niedrigern Arten gefunden und deutlich genug erkannt werden, so werden die speciellern Kenntnisse doch immer dabey vorausgesetzt. Es ist also hiebey allerdings nicht leicht, das, was zur Philosophie gehört, von dem, was zu den speciellern Wissenschaften der Chemie, Naturgeschichte, Naturlehre, Anatomie, Phy-

siologie x. gehört, zu unterscheiden, und daher ist es sich auch nicht zu verwundern, wenn in dem Walchischen Lexicon bald zu viel, bald zu wenig vorkömmt, welchen Grad von Allgemeinheit man auch immer feste setzt.

Das bißher Gesagte betrift die Auswahl der Materien. Wir werden nun die Art, sie zu behandeln, näher erwägen. Was in einem Lexicon von Wissenschaften vorzüglich vorkommen soll, sind die Benennungen und besonders die Kunstwörter, die der Wissenschaft eigen sind. Von solchen Kunstwörtern kommen in einem philosophischen Lexicon führnehmlich die logischen vor, welche in einem viel engern Verstande Kunstwörter sind, als die in den übrigen Theilen der Weltweisheit. Hieran hat es nun Walch nicht ermangeln laßen. Er läßt zwar viele scholastische Kunstwörter weg, die schon zu seiner Zeit, als gar zu weit hergeholet und unschicklich gebildet, waren erkannt worden. Aber auch in denen, so er beybehalten, hätte bessere Anordnung und damit auch mehr Kürze statt finden können. Indeßen wenn sein Lexicon bey Lesung der ältern Scholastiker gleich gute Dienste thun soll, so machen sich alle auch noch so sehr veraltete Kunstwörter darinn nothwendig, und zwar so, daß wenigstens angezeigt wird, was sie haben bedeuten sollen, und warum sie in Abgang gekommen, zumal da dieses leztere nicht immer aus gleich gutem Grunde geschehen ist.

In Ansehung der andern Benennungen, welche nicht, wie es in der Vernunftlehre geschehen, der Deutlichkeit des Vortrages zu gefallen und daher mit Vorbedachte eingeführt worden, sondern wo schon die Sprache so wohl den Namen als den Begriff angab, kömmt es fast immer auf die Vieldeutigkeit des Wortes an, und da müßen die verschiedenen Bedeu-

tun-

tungen sorgfältig angezeigt werden, weil dieses das sicherste Mittel ist, allen Wortstreite und Mißverstände vorzubeugen. Oft sind gleichbedeutende Wörter in verschiedenen Sprachen von sehr ungleicher Herkunft, und auf diesen Unterschied muß ebenfalls gesehen werden, wenn man genau angeben will, wie die Wörter oft sehr stuffenweise abstracte Bedeutungen erhalten haben. Endlich geschieht es auch, daß nicht alle einerley Wort in einerley Bedeutung nehmen, und besonders gehen die verschiedenen Secten und Sectenstifter sehr von einander ab. Alles dieses muß sorgfältig mitgenommen werden. Die Arbeit ist aber nicht leicht, und es ist sich daher auch nicht zu verwundern, wenn das Walchische Lexicon in diesem Stücke oft zurücke bleibt, und Hr. H. auch nicht immer genug darauf Achtung gibt. Z. E. das Wort Ductilität heißt dem Buchstaben nach im Deutschen Ziehbarkeit. Hr. H. setzt dafür Zähigkeit und ändert dadurch den Umfang der Bedeutung. Denn je leichter sich eine Materie aus einander ziehen läßt, desto weniger ist sie zähe. Bey dem Artikel Dampf ist es wohl dem deutschen Sprachgebrauche nicht sehr gemäß, wenn es daselbst heißt, die Dünste seyen wäßerichte, die Dämpfe aber flüchtige Theile der festen Körper. Letzteres paßt schicklicher auf den Rauch. Hingegen sagt man von dem im Topfe kochenden Wasser, daß es dampfe, wenn die Luft und Wassertheilchen wie ein Nebel aus demselben aufsteigen. Der Dampf ist sichtbar, die Dünste sind es nur, wenn sie als Nebel und Wolken erscheinen. Also hätte Kratzenstein die Begriffe Dünste, Dämpfe, Düfte, Qualm, Nebel, Rauch, Thau, Dunstbläsgen, Waßertröpfgen rc. zusammen nehmen und dann erst die Unterschiede bestimmen sollen. Dieses Zusammennehmen verwandter Begriffe geht

 auch

auch in einem Lexicon sehr gut an, wo zugleich auch die Wörter feucht, naß, dürr, trocken, verdorret ꝛc. unter einer gemeinsamen Rubrique vorgetragen, und die einzele Namen, jeden an seinem Orte, nur mit Verweisung auf die gemeinsame Rubrique angeführt werden können. Der Vortrag wird dadurch deutlicher und kürzer. Dieses hat aber Walch ziemlich aus der Acht gelassen. Die Rubriquen Begreifen, Begriff sind vergessen; und damit muß man die Artikel Bild, Vorstellung, Einbildung ꝛc. Idee, Concept nachschlagen. In dem letztern wird nicht angemerkt, daß Concept oft auch eben so viel, als ein Entwurf bedeutet, den man vorläufig zu Papier bringt. Alle diese Artikel hätten füglich unter eine gemeinsame Rubrique gebracht werden können, weil sie überhaupt einerley Sache, nur aus verschiedenen Gesichtspuncten betrachtet, benennen, und durch das Gegen- und Nebeneinanderstellen besser aufgeklärt werden. Eben so hätten die Artikel: *Abstractum*, *Concretum*, Exempel, Beyspiel ꝛc. unter einer Rubrique stehen können. Daß das Wort *Concretum* in der Physic seine eigentliche und ursprüngliche Bedeutung habe und auch in der Chemie vorkomme, hätte dabey angemerkt werden sollen. In Ansehung solcher Wörter und Dinge, die sich, wie fast durchaus in der Naturgeschichte, am füglichsten nach Gattungen und Arten in Ordnung bringen lassen, können in einem philosophischen Lexicon die niedrigsten Arten entweder ganz wegbleiben, oder bey der Rubrik der nächst höhern Gattung bloß erwähnt werden, oder man nimmt nur diejenigen besonders vor, die sich, wie z. E. der Magnet unter den Steinen, durch vorzüglich merkwürdige Eigenschaften unterscheiden.

Der

Der Verfaßer eines philosophischen Lexicon behält ferner die Wahl, ob er es bey der bloßen Erklärung der Wörter will bewenden lassen, oder ob er zugleich auch die Theorie und Praxis mitnehmen will. Ersteres ist kürzer, letzteres lehrreicher, und kann, wie es Saverien in seinem noch nicht ins Deutsche übersetzten *Dictionaire de Mathematique* gethan, so weit getrieben werden, daß man die ganze Wissenschaft daraus lernen kann. Hr. Sulzer verfuhr eben so, und war dadurch berechtiget seinem Lexicon den Titel einer allgemeinen Theorie zu geben. Dieses hat nun auch Walch und zwar auf eine solche Art gethan, daß man leicht sehen kann, um welche Zeit er gelebt hat. Der Artikel Hexerey geht von S. 1918 biß S. 1957. Der Artikel Teufel von S. 1111 biß S. 1121. Die Artikel Beschreyen, Beschwörung, Besessung im ersten Bande von S. 342 biß 354. Der Artikel Gespenst von 1737 biß 1752. rc. Ueberdieß sind noch die *Mantiae* alle oder größtentheils mitgenommen. Der Artikel *Exorcismus* aber ist vergessen besonders vorgenommen zu werden. Es ist aber ohnehin alles dieses viel zu weitläuftig. Indessen kann es noch dermalen am Donaustrom gute Dienste thun. Doch hätte aus der Physic und Medicin noch mitgenommen werden können, was zu näherer Aufklärung solcher Erscheinungen dient, die man ehemals aus Unwissenheit und Uebereilung den Hexen, Dämonen, Gespenstern, Teufeln rc. zugeschrieben. Wir haben aber die Artikel *Ascarides*, *Affectiones hystericas* &c. vergebens aufgesucht. Walch dehnt überhaupt viele Artikel, wo er seine Belesenheit mehr zeigen kann. Er führt eine Menge Schriftsteller aus dem vorigen Jahrhundert an, die nunmehr in den Buchläden nicht zu haben sind. Indessen hat es das Ansehen, daß Walch sie selbst gelesen

sen habe. Dieses können wir von den neuen Zusätzen des Hrn Hennings nicht sagen. Z. E. der Artikel Landleben ist nach Canitz und Hirschfeld abgefaßt, und damit so mager, als er immer seyn konnte. Viele Bücher führt Hr. H. nicht weiter an, als man sie etwa aus Wochen- und Monatschriften kennt. Von den Schriften der Academien zu Petersburg und Berlin sagt er, daß sie viel Gutes und Neues enthalten. Dieses hätte unter den gehörigen Rubriquen näher angezeigt werden sollen. Lamberts Organon soll eines der brauchbarsten Bücher seyn. Weiter wird davon nichts gesagt. Die Artikel Schein, Phänomenon findet man nicht, und bey dem Artikel Erscheinung läßt man es bey der Erscheinung der Cometen, Meteoren, Gespenster bewenden. Oft auch ist eine alte unvollkommene Theorie ganz stehen geblieben, wo eine neuere und richtigere an deren Stelle hätte gesetzt werden können. Diese aber wird höchstens nur citirt.

Endlich kömmt es auch darauf an, ob man in einem philosophischen Lexicon die Geschichte der Philosophie, oder auch die Geschichte der Philosophen mitnehmen wolle. Walch that das erstere, so fern er bey den meisten Artikeln die Meynungen der ältern und neuern Weltweisen anführt. Er hat auch von den Namen der Secten und Schulen besondere Artikel gemacht, wie z. E. die Artikel *Stoici*, *Scepticismus* &c. Doch sind mehrere derselben erst von Hr. H. beygefügt worden. Man findet also hier die Geschichte einzeler Meynungen unter jeder Rubrik besonders, und damit muß, was die ganze Gedenkensart des einen oder andern Philosophen betrift, aus mehrern Artikeln zusammen genommen werden, wobey man aber oft sehr viel vermissen wird, weil Walch sich nicht immer gleich viel um anderer Meynungen

umge-

ungesehen hat, sondern oft nur seine eigene vorträgt. Hr. H. hat daher am Ende einen Auszug aus der Bruckerschen Geschichte der Weltweisheit beygefügt, der ungefehr 4 Bogen ausfüllt, und in Form einer Tabelle verfaßt ist, und einen ganz ordentlichen summarischen Begriff gibt.

Aus allem obigem erhellet, daß im Walchischen Werk sehr viel Nöthiges mangele, und überaus viel Unnützes vorkomme, daß des Hrn Hennings Zusätze weder sehr beträchtlich, noch hinlänglich sind, und daß daher ein recht brauchbares philosophisches Lexicon von einem oder von einigen dazu geschickten Schriftstellern erst noch zu erwarten sey.

Sw.

IV.

Dr. Friedr. Jos. Wilh. Schroeders neue Sammlung der Bibliothek für die höhere Naturwißenschaft und Chemie. Ersten Bandes erstes Alphabeth. Leipzig, bey Flittner und Müller. 1775. 8.

Dies ist nun das große und wichtige Werk, wovon der Verf. schon im vorigen Jahre durch einen einzelnen Bogen, betittelt, die neu eröfnete Alchemie, lerm geblasen hat, das den Unglauben der jezigen Welt zerstreuen und jedermann in Verwunderung setzen soll. Es enthält nachfolgende drey Abhandlungen: 1) Herrmann Boerhavens Schutzschrift für die Alchemie. 2) Die Geschichte der ältesten Philosophie und Chemie, oder so genannten hermetischen Philosophie der Egyptier. 3) Die hieroglyphischen

Fragmente des Democritus, und des Egyptiers Synesius Commentar über den Democritus, aus dem Griechischen.

Die erste Abhandlung überschlagen wir, da sie bekannt genug ist, und in Boerhavs Anfangsgründen der Chemie sich mit befindet. Sie leuchtet inzwischen hier wie ein Diamant unter dem Schutt hervor.

Die zweyte Abhandlung, als die Geschichte der ältesten egyptischen hermetischen Philosophie ist vom Hrn. Prof. Schroeder selbst verfasset, macht den grösten Theil dieses Bandes aus, und füllt 540 Seiten. Es ist bekannt, daß schon im vorigen Jahrhundert von dem berühmten Conring die Möglichkeit der Goldmacherkunst bestritten, und dagegen von dem ebenfalls bekannten Borrich vertheidiget worden ist. Allein, die unbefriedigende Gründe des letztern und aller seiner Nachfolger, bis auf den heutigen Tag, liegen jedermann vor Augen; deswegen auch die vernünftigsten und erfahrensten Chemisten noch immer an dieser Möglichkeit zweifeln, und nicht zusammen reimen können, daß eine so wichtige Sache im Alterthum so lange verborgen geblieben seyn könne, und daß vor Constantin des Großen Zeiten gar nichts davon ruchtbar geworden sey; überhaupt aber glauben, daß die eingebildete Goldkunst eine blos neuere Erdichtung späterer Zeiten, und eigentlich gar nicht möglich sey. Diese Beleidigung der Alchemie kränkt nun den Verf. sehr, der mit aller Geflissenheit die Goldkunst aufs neue zu vertheidigen und zu begründen, seinen Vorgänger Borrich zu rechtfertigen sich angelegen seyn läßt, und nun durch diese Abhandlung die ganze Welt von ihrem Unglauben bekehren will. Es sey darum! wir wollen seine Beweise vernehmen. Das 1 Kapitel. Vom Ursprung der Philosophie und geheimen Naturwissenschaft in der Welt. Voßius, Diogenes

nes Laertius, Diodorus Siculus, Philo, Tertullian, Herodotus und noch andere mehr werden von unserm Verf. zu Gewährsmännern angeführt, daß wir die älteste Nachricht von der Chemie vom Vulkanus oder Tubalkain, dem Erfinder des Feuers, der Naturwißenschaft und aller Arten von Chemie erhalten haben. Diese Erfindung hat aber nicht etwa das gemeine Feuer betroffen, sondern das elementarische verborgne, und noch dazu soll er diese seine Erkenntniß durch ganz besondre höhere Offenbarung erlangt haben, so wie auch nichts gewisser sey, als daß auf eben diesem Wege alle Kenntnisse der Künste und Wissenschaften auf die Menschen gekommen wären. Unter der höhern Offenbarung versteht der Verf. nicht blos eine göttliche, sondern auch die teuflische (das mag wohl wahr seyn, denn wenn irgend eine Kunst auf der Erde durch Geister den Menschen bekannt gemacht seyn soll, so hat sicherlich der Teufel ihnen die Alchemie in den Kopf gesetzt, und dadurch recht klar bewiesen, daß er ein Erzlügner ist.) Auch wird Henoch, der Apostel Judas, Clemens Alexandrinus und Eusebius hierüber zu Zeugen angeführt, nicht weniger auch sogar Hexael, der zehnte der obersten Engel, mit Nahmen genennet, der Schwerdter, Brustharnische und alle übrige Waffen zu machen, Gold, Silber und alle Metalle, nebst den Edelsteinen zu behandeln den Menschen gelehrt haben soll. Da haben wir ja nun auf einmahl den ersten Ursprung der Chemie und ganzen egyptischen Philosophie, so blos in der Erkenntniß des Feuers besteht, das alles erzeugt und vollkommen macht. Wer will nun wohl noch weiter an der Goldmacherkunst zweifeln, denn was die Engel oder Teufel gelehret haben, muß ja wohl wahr seyn. Die Leser müssen freylich sehr stark an diese historische Wahrheiten glauben, sonst

 kan

kan ihnen niemand weiter helfen. In der ganzen Alchemie ist durch einen starken Glauben alles möglich. Zweytes Kapitel. Fortpflanzung der Philosophie nach der Sündfluth in Egypten und Chaldäa. Hier machen Noah und seine Söhne, Osir und dessen philosophische Nachkommen in Egypten die Stuffenfolge aus, welche nachhero ihre Wissenschaften und chemische Erkenntnisse bis in Chaldäa ausgebreitet haben. Daß Noah ein Chemist gewesen, wird daraus gefolgert, daß er den Wein erfunden haben soll. Wie mag wohl aber dieses möglich gewesen seyn, da nach dem V. alle Wissenschaften durch Offenbarung von den Geistern auf die Menschen gekommen seyn sollen? Wäre diese Bereitung durch einen Geist offenbahrt worden, so kann solche dem Noah für keine Erfindung angerechnet werden; hätte ihm aber selbige ein anderer entdeckt, dem sie etwa von einem durstigen Teufel bekannt gemacht worden war, so könnte ja diese Erfindung dem Noah wieder nicht zugeschrieben werden. An dergleichen Kleinigkeiten aber darf sich kein Leser stoßen, denn so pflegen die tiefsinnigen Alchemisten zu träumen. Was ist das überhaupt für eine Folgerung: weil Noah den Wein erfunden hat, so ist er ein Alchemist! Sind denn nicht unsre mehresten Künste durch Zufall erfunden worden? und ist denn der Zufall nicht sehr natürlich, daß Noah, als er die frischen Trauben vor ihrer Verderbung nicht alle genießen können, darauf gefallen, den Saft davon zu einem Trank auszupressen und auf Gefäße zu füllen, und daß solcher hernach ohne seine Absicht und Zuthun in die Gährung gerathen ist? Die Weingährung erfolgt ja in solchem Fall ohne alle Kunst von selbst. Sollte das leztere dem Verf. unbekannt seyn? Diese und andre ähnliche Beobachtungen lehren uns nichts mehr, als den Anfang der einzelnen Wissenschaf-

schaften in ihrer Kindheit zu erkennen, und daß endlich unsre ganzen jetzigen systematischen Lehren aus lauter einzelnen Beobachtungen der Natur entsprungen sind, und nothwendig vom Anfang der Welt zu wachsen angefangen haben müssen, nimmermehr aber nach ihrem ganzen Umfange dem damaligen Geschlecht bekannt gewesen seyn können. Das dritte Kapitel enthält die Urkunden von der ältesten egyptischen Philosophie. Hier kommen einige Obelisken mit hieroglyphischer Aufschrift vor, ingleichen das Bild der Isis zu Sais, so noch niemand erforschen und auslegen können, aber dennoch vom Verf. als Beweise angeführt werden. Auf solche Art aber könnte man durch die Hieroglyphen alles beweisen. Auch Salomon, Moses, und Plinius, Homer, Strabo, Diodorus Siculus werden als Zeugen von der egyptischen Philosophie angegeben. Viertes Kapitel. Fortpflanzung der ältesten Philosophie bey den Chaldäern und Egyptiern durch Abraham. Allwo zuvörderst die verschiednen Schulen nach ihrem Ursprunge beschrieben werden, aus welchen nun zuerst Abraham als den Reformator der Schulen des Chus und Mizraims angeführet wird, der den bessern Unterricht Sems mit dem ihrigen verband. Abraham wird also für den ersten Thoyt oder Hermes gehalten, der alle Wissenschaften aufs neue erfunden und in Steinen aufgezeichnet hinterlassen hat. Fünftes Kapitel. Geschichte der egyptischen Philosophie des Hermes, Osiris und Isis und deren Fortpflanzung unter Joseph, als dem zweyten Hermes der Egyptier. Was Abraham zuvor durch seine Reform gestiftet, wird nun durch Joseph neu aufgesucht und in Uebung gebracht, der auch Faun genennet wird. Sechstes Kapitel. Untersuchung des vorzüglichsten, worinnen überhaupt die alte hermetische oder egyptische Philosophie und

ihre Geheimnisse bestanden. Davon sollen uns die Zeugnisse des Plato, Diodorus Siculus, Philo Biblius, Manethon, Sanchuniathon und Galen, Hermes, Osir und Isis belehren. Wohl zu merken, daß auch die letztern den Wein und das Bier neu erfunden haben sollen; ohnfehlbar wird dieses auch ohne Geister geschehen seyn, wenigstens macht der Verfasser keine nahmhaft. Noch mehr, sie sollen auch Chemie und Goldkunst, wie auch medicinische, ökonomische, mathematische und metallurgische Künste, ingleichen Philosophie, Astronomie und Musikkenntniß besessen haben. Siebentes Kapitel. Von den vorbereitenden Wißenschaften der egyptischen Philosophie, ihrer Jurisprudenz und äuserlichen Moral. Diese bestunden in der Geschichtskunde, in mathematischen Wißenschaften, besonders in der Astronomie, äusern Moral, Gesetzen und Landesverfassungen, Mechanik und andern schönen Künsten. Achtes Kapitel. Von der hermetischen Theologie, der theoretischen sowohl als practischen. Die erste bestund in der Lehre von Gott und der Welt, von den Geistern und von den Menschen, in Beziehung auf jene; Die practische aber, in einer theologischen Moral und Ausübung der Lehre vom nähern Umgang und der Verbindung mit Gott und den Geistern. Neuntes Kapitel. Von der hermetischen Naturwißenschaft, der theoretischen sowohl als practischen, oder der chemischen insbesondere. Die Grundsätze ihrer theoretischen Physik finden sich bey ihren Schülern, dem Orpheus, Pythagoras, Plato und Demokrit in der Lehre vom elementarischen Feuer und dessen verschiednen Wirkungen und Modificationen, wohin auch deren Lehre von den vier angenommenen Elementen zu rechnen, ingleichen ihre Begriffe von der natürlichen Auflösung und Verwandlung der Körper, wie nemlich nach erfolgter

Zer-

Zerstörung des einen Körpers aus deßen aufgelösten Theilen ein anderer zusammengesetzet werde. Bey diesem Lehrsatze aber dachten ohnfehlbar diese Leute vernünftiger als ihre spätern Nachkommen, die sie deswegen zu Alchemisten machen wollten. Wie solches bey Gelegenheit der S. 207. angeführten Stelle des Pythagoras sich erkennen läßt, deshalber der Verf. so kühn ist, denenjenigen Maulwurfs Augen beyzulegen, welche diese und andere angeführte Stellen nicht durch seine magische Brillen betrachten wollen. Aber, wer wird wohl gerne ihm zu gefallen sein gesundes Gesicht verderben! Die practische chemische Naturwißenschaft der Egyptier wird durch ihre Verfertigung des Salmiaks, des Salpeters, der Mumien, des Eßigs, Biers, Steinkütts, der Farben, Email- und künstlichen Edelsteinen, Gläser, des Papiers, leinen Zeugs, Seiffe und Ausbrüten der Eyer und Blumengewächse erwiesen. Beym Salmiak zeigt der Verf. von S. 213 — 217. eine große Blöße und Mangel an richtiger historischer und wahrer practischen chemischen Erkenntniß, die wir hier um der Kürze willen nicht weiter rügen können, indem er sich hierbey auf die Aussprüche eines Liborius ab Indagine und die Erzählungen eines Paul Lukas stützet. Noch weit mehr aber befremdete es uns, daß derselbe S. 2[illegible] aus einer Stelle des Plinius die Kenntniß der Sublimation bey den Egyptiern beweisen will, und daß in selbiger Stelle die Beschreibung der martialischen Salmiakblumen enthalten sey. Plinius beschreibt daselbst ein an der Luft zerfließendes braunrothfarbiges Salz, das einen starken Geruch wie faule Fischbrühe haben soll; das aus dem Nilstrom beym Nordwinde erhalten würde, auf der Zunge beißend, hitzig und dem Magen unnütz sey, Schweiß errege und Oefnung des Leibes mache, wenn es mit Wein oder Was-

Wasser eingenommen werde. Es werde zu Glie-
dersalben und Seiffen oder Schminken ver-
braucht, und vertilge die Haare im Gesicht. Dieser
nun so deutlich entscheidenden beschriebnen Eigenschaf-
ten ohngeachtet kan der Verf. noch urtheilen: daß derje-
nige unverständig und selbstverblendet seyn müsse, der in
diesem Gemählde die flores salis ammoniaci martia-
les nicht erkennen wollte. Nun mögen unsre Leser
entscheiden, ob der beurtheilte Unverstand und Selbst-
verblendung nicht auf den Urtheilsverfasser selbst zu-
rückfalle. Die Leser werden nimmermehr begreifen
können, wo dem Verf. nur bey dieser Stelle der mar-
tialische Sublimat in Sinn gekommen sey, wir glau-
ben aber, daß wir ihnen das Räthsel dadurch auflösen
können, wenn wir anzeigen, daß derselbe im zweyten
Bande seiner neuen alchemistischen Bibliothek
einen vielversprechenden Proceß, der aber vor uns
Ruhe haben soll, beschrieben, wozu eben dieser mar-
tialische Sublimat mit angewendet wird. Vermuth-
lich hat er nun den Ursprung dieser Arbeit aus Egy-
pten herleiten wollen; und weil ihm zu dem Ende
nichts nöthiger war, als daß auch schon den Egyptiern
die Bereitung dieses Sublimats bekannt seyn muste;
so suchte er die Spuren davon auf, und siehe da fand
er solche glücklich im Plinius. So verhält sichs auch
in mehrern Stellen. S. 236. ist der Verf. aber-
mahls so billig, den Egyptiern das Papier, ohne Zu-
thun der Geister, zufälliger Weise erfinden zu lassen.
Aus dem zehnten Kapitel, worinn von der egypti-
schen und hermetischen Medicin und Oekonomie ge-
handelt wird, wollen wir nur zum Spaß daraus an-
führen, daß sich der Verf. grausam über den Plinius
entrüstet, aus dem er doch so oft die besten Zeugniße
für sich geschöpfet, indem derselbe darüber gespottet,
daß die Magisten so einfältig wären, und im viertägi-

gen

gen Fieber ein Glied von einer Kröte mit Katzendreck aufbinden ließen, und schilt dies ein unverzeyhliches Raisonnement und eine Naseweisheit des stolzen Unverstandes. Dergleichen Ausfälle auf den Verstand und Einsicht der heutigen Gelehrten kommen oft genug vor. Auch befindet sich S. 276. ein recht erbärmlicher Beweiß von der künstlichen Destillation der Egyptier, durch eine im 16. Buch. 11. Kap. vom Plinius beschriebne Bereitung des Pechs und dessen Oels. Weil die Stelle kurz ist, so wollen wir sie den Lesern zur Entscheidung hersetzen. „Lignum ejus concisum furnis, undique igni extra circumdato, fervet. Primus sudor aquæ modo fluit canali: hoc in Syria Cedrium vocatur, cui tanta vis est, ut in Ægypto corpora hominum defunctorum eo perfusa serventur: Sequens liquor, crassior jam, picem fundit.„ Dies übersetzt der Verf. nun also: das kleingeschnittne Holz kochet in Oefen, die man rund umher mit Feuer einschließt, so steigt darinnen zuerst ein Dunst auf, der aus einer Röhre wie Waßer abfließt. Das heißt in Syrien Cedernöl und hat solche Kraft, daß man in Egypten die todten Leichname damit erhält. Das zweyte, was abfließt, ist zäher, u. s. w. — und daraus will er die Destillation der Egyptier vermittelst dem Helme beweisen. Nach unsrer Einsicht lautet aber diese Stelle also: „Das zerschnittne Holz desselben wird in Oefen, durch rings umher äußerlich gelegtes Feuer, erhitzet, wovon die erste Feuchtigkeit gleich einem Waßer durch eine Rinne abfließt. Dieses wird in Syrien Cedernöl genennet, und hat die Eigenschaft, daß man in Egypten die Leichname durch deßen Begießung aufbewahret. Die nachfolgende Flüßigkeit ist nun zäher, und liefert das Pech.„ Daraus können wir nun nichts anders, als die gemeine unvollkommne Beschreibung des Theer- und Pechofens fin-

finden; worinn nichts anders als eine Ausbratung des pechigten Holzes vorgehet, von dessen Beschaffenheit der Verf. ohnfehlbar nicht einmahl eine historische Kenntniß besitzen muß. Am spashaftesten aber ist es noch, daß vor der angeführten Stelle unmittelbar hergehet: „Pix liquida in Europa e tæda coquitur, navalibus muniendis, multosque alios ad usus.„ Und daß sich also alles zusammen auf die europäische Bereitung beziehet, worinne doch unsers Wissens Egypten nicht liegt. Noch wahrscheinlicher ließe sich daraus urtheilen, daß das auf solche Art in Europa bereitete Pechöl nach den Morgenländern verführt worden sey. Eben so willkührlich wird auch S. 272. die klärste Beschreibung des Plinius verfälscht um daraus ätherische Oele bey den Egyptiern zu beweisen. Eilftes Kapitel. Fortpflanzung der ältesten egyptischen Philosophie in Egypten bis auf die Zeit der Perser. Mit deren Beschreibung sollen unsere Leser nicht beschwehret werden, da noch andre Puncte übrig sind, wobey wir uns aufhalten müssen. Zwölftes Kapitel. Fortpflanzung der Philosophie auf die übrigen ältesten Völker, die von den Egyptiern gelernt haben; wo besonders die griechische Philosophie näher untersucht wird. Darinn werden Moses, David, Salomo und andre mehr als Alchemisten bekannt gemacht. Auch befinden sich S. 323 bis 335 mancherley Stellen, woraus der Verf. den unterschiednen Begriff der Alten zwischen aurum facere und excoquere zu erkennen geben und darthun will, daß damahls die Goldmacherey eine bekannte Sache gewesen sey. Hätte aber nur der Verf. etwas richtigere Naturkenntniß, etwas gründliche mineralogische Wißenschaft und weniger Vorurtheil, so würde er diese Stellen sämtlich richtiger haben erklären können. Wir wollen wohl noch oben drein einräumen, daß die

damahligen Metallurgisten geglaubt haben mögen, daß sie durch die Behandlung mancherley Steine und Mineralien das am Ende gewonnene Gold, nach der eigentlichen Wortbedeutung, gemacht hätten, weil sie von ihren bearbeiteten Körpern keine genaue Erkenntniß ihres innern Gehalts besitzen; aber daraus kan die Wirklichkeit ihrer eingebildeten Goldmacherey nicht erwiesen werden: vielmehr läßt sich daraus nicht unwahrscheinlich vermuthen, daß von dieser Einbildung des damahligen an richtiger mineralogischen Erkenntniß wirklich armen Volks die ganze Fabel des Goldmachens entsprungen seyn könne, die wegen der allgemeinen Reitzung der Goldbegierde von Zeit zu Zeit bis auf den heutigen Tag durch unerfahrne leichtgläubige Phantasten immer fortgepflanzt worden ist. Dreyzehntes Kapitel. Von der Metallurgie und höhern Chemie der Egyptier und ihrem magischen Steine. Nun kommen wir erst auf die rechten Beweise der egyptischen Alchemie, wovon der Verf. bisher nur immer im Vorbeygehen etwas gesagt hat, und zur Entscheidung der streitigen Sache, weshalber diese ganze Abhandlung geschrieben worden ist. Bis hieher haben wir freylich noch keinen egyptischen Alchemisten genau kennen gelernt, aber nun wollen wir in ihre Schulen eingehen. Doch hier gleich auf der ersten Seite sagt schon der Verf. daß er auch diesen Theil der Geschichte nur eben so flüchtig durchlauffen könne, als die vorigen, ob er gleich der wichtigste zu seyn scheinen könnte. Das wollen wir aber freundlich verbitten, und uns um desto mehr fest an ihn andrängen und nicht eher von dem Platze lassen, bis er bewiesen, was er hohnsprechend verheißen hat. Gut, es soll 1) gezeigt werden, daß sich, schon vor Constantin des Großen Zeiten, Nachrichten vom Goldmachen und der Alchemie in der Geschichte fin-

den. Hier heißt es nun S. 341. daß er die Spuren davon bey denen von den Egyptiern ausgegangenen Völkern und Schülern zeigen müße, von welchen es erwiesen sey, daß sie ihren Unterricht und Anstalt aus Egypten hergehabt hätten. Das ist aber Staub, den uns der Verf. in die Augen werffen will, wofür man sich sehr wohl hüten muß. Was der Verf. von den Egyptiern beweisen soll, das will er also durch ihre Schüler beweisen, als wenn diese nicht veränderte und ganz eigne Begriffe hätten hegen können, das ohnedem bey der geheimnißvollen egyptischen Lehrart mehr als zu wahrscheinlich war. Die S. 342. angeführten Beyspiele aus dem Plinius sind nicht eine faule Feige werth; denn wer die verdorbene und bald leichtsinnige, bald nachläßige Schreibart des Plinius kennt, der wird die Erklärungen des Verf. über die Ausdrücke: aurum facere, aurum factum, aurum excoctum, auri factura, aurum conficere, conflare und liquefacere ganz überflüßig und unnütz finden. Eben so unbedeutend sind auch die S. 345. u. f. angeführten Zeugniße aus dem Herodotus, Plinius und Diodorus Siculus. Eben so wenig kan auch die S. 347. angeführte, schon von vielen vergebens wiedergekauete, Geschichte der Kolchier für die Alchemie beweisen. Kolchis hatte viele Goldgruben, welche sicherlich den Stoff zur Geschichte der dasigen Goldmacherey hergegeben, auch wohl die Ursache des Argonautenzugs gewesen seyn mögen. Es mag auch wohl der Esuboxes eine solche noch nie eröfnet oder gangbar gewesene Grube entdeckt haben, woraus er hernach die große Menge Gold und Silber erlanget hatte. Die Geschichte von den Aepfeln der Hesperiden und des Midas sind Fabeln; die Geschichte der Lydier, die das erste Gold und Silber gemünzt haben sollen, und die vom Krösus, so beyde von deutliche-

rer

rer Art seyn sollen, beweisen eben so wenig, als der Reichthum des Pythias, die Gewißheit der Alchemie. Die vermeynte Goldmacherey des Kallias und des Salamces sind, wie hundert andre Geschichten dieser Art, so klar und untrüglich gar nicht, wie es sich die leichtgläubigen Alchemisten nach ihrer zerrütteten Einbildungskraft vorstellen. Was der Verf. von S. 353. bis 370. aus der jüdischen Geschichte von dem Ausdruck Stein, Puchstein, Stimmi, von dem Gerichtsschmuck des Ephots, vom Urim und Thummim, von Teraphim anführet, und was derselbe vor abergläubische Begriffe darmit verbindet, darüber mögen sprachkundige Gottesgelehrte urtheilen. Hieher gehört auch noch, was S. 375. u. f. von den überbliebenen Nachrichten einiger metallischer Künste in Egypten und einer wirklichen künstlichen Goldmacherey insbesondre angeführt wird, so S. 376. eine Stelle aus dem Diodorus Siculus erläutern soll. Hier kan nun wieder jedermann auf die ungezwungenste Weise sonnenklar sehen, wie verblendet der Verf. von seinem Vorurtheil von der Wirklichkeit der Goldmacherey ist, und wie er ganz allein aus dieser Geschichte hätte lernen können, was man sich in der damahligen Zeit unter der Goldmacherey vorgestellet habe. In dieser Stelle werden an der egyptischen Gränze tiefe Goldgruben beschrieben, worinnen mit erstaunlicher Mühe und Aufwand durch unzählige Menschen, so aus Mißethätern und Sklaven bestunden, eine goldträchtige Erde ausgehauen und mit Feuer mürbe gemacht wird, die hernach durch junge Knaben heraus an die freye Luft gefördert, alsdann aber von dreyßigjährigen Leuten in steinernen Mörsern klein gestoßen wird. Von diesen empfangen sie alte Leute und Weiber, die sie wie Mehl so klein auf Mühlen mahlen, worauf hernach die Meister der

 Kunst

Kunst diesen Steinstaub weiter zur Vollkommenheit bringen, indem sie auf einer schrägen Tafel mit Wasser das Irrdische abschlemmen, wobey das Gold zurück bleibt, und sich nach seiner Schwere auf der Tafel zu Boden setzt. Diesen Goldstaub bekommen alsdann wieder andre Meister, welche ihn mit Bley und Salz, ein wenig Zinn und Gerstenkleyen vermischen, in Schmelztiegel schütten, die sie verkleben, und hernach fünf Tage und Nächte im Feuer erhalten. Da denn die zugesetzten Materien in den Tiegeln verlohren gehen, und das bloße reine und feine Gold ohne sonderlichen Abgang allein noch übrig befunden wird. Aus dieser ganzen so deutlichen Beschreibung kan sich nun der Verf. eine Goldmacherey vorstellen! O! difficile est, satyram non scribere! Ueber diesen ersten Punct war nun so viel als nichts bewiesen. Nun soll auch 2) erörtert werden, warum im Alterthum die egyptische Goldmacherey kein sonderliches Aufsehen erreget, und vor Diocletians Zeiten nicht ruchtbar geworden sey? Dieses wundert nun den Verf. gar nicht, (uns auch nicht, weil es keine Goldmacherey war,) weil auch nach dem Diocletian zur Zeit des Julius Firmicus, Aeneas Gazäus, Plinius und Caligula, die von dieser Sache, als von einer ausgemachten Warheit, ohne alle Aufmerksamkeit schreiben, dieselbe Kunst kein Aufsehen gemacht, (so wenig als noch heutiges Tages die fortdaurenden Ausbeuten der Bergwerke an Gold und Silber ein besondres Aufsehen erregen,) und man auch in keiner Geschichte die geringste Spur finde, daß diese Sache jemahls große Aufmerksamkeit erreget habe. Allein, das sollte doch vielmehr die Alchemisten klug machen und den Zweifel bey ihnen erregen, ob wohl jemahls in der Welt wirklich Gold gemacht worden sey, und sie wenigstens überzeugen, daß jene vermeynte

mennte Goldmacherhistorien das Gewicht nimmermehr haben könnten, so sie ihnen zuschreiben, weil sonst nothwendig das Aufsehen nicht hätte unterbleiben können. Endlich wird noch 3) der lezte Conringische Einwurf beantwortet, welcher die geheimen Bücher von dieser Kunst betrift, so die Ptolomäische Bibliothek nothwendig noch enthalten haben müste. Auch diese sollen nach dem Verf. noch vorhanden seyn, nemlich die Schriften des Synesius, Sosimus, Stephanus und Olympiodorus, nebst andern in egyptisch griechischer Sprache geschriebnen, als Hermes Trismegistus, Johannes der Priester, der Democritus und Zosimus aus Panopolis und ihre Commentatoren; von welchen Schriften aber ihr angegebnes Alter mit hinlänglichen Gründen schon längst bestritten worden ist. Das war nun das vorzüglichste Kapitel der ganzen Abhandlung, so alles entscheiden sollte, und das am Ende ein grosses Nichts bewieß. Das vierzehnte Kapitel enthält mehrere Bekanntwerdung und Fortpflanzung der Geheimnisse der egyptischen Philosophie unter den Persern, Griechen und Römern. Da wir im vorhergehenden keine Geheimnisse gefunden haben, so wollen wir uns auch nun nicht um die Fortpflanzung bekümmern. Im funfzehnten Kapitel wird endlich die Vertilgung der egyptischen Philosophie in der Welt und deren Wiederherstellung in neuern Zeiten beschrieben. Es verdrießt uns, noch länger bey dieser Abhandlung zu verweilen. Wir wollen aber unsern Lesern nur dieses wenige noch anzeigen, daß nach den mancherley Perioden und Veränderungen endlich durch eine aus dem Orient ursprünglich entstandene Gesellschaft die alten Geheimnisse wieder gesammlet worden, die sie in der Stille für sich behielte und weiter fortpflanzte, welche sich unter dem Nahmen der Rosenkreutzer hervorthat.

that. Es ist uns aber auch noch eine Gesellschaft bekannt, die bis auf den heutigen Tag vorhanden ist, welche ebenfalls ihren Ursprung von den Egyptiern herleitet, und besonders ihre hohe magische Wissenschaft erhält und ausübet, deren doch der Verf. nicht mit einem Wort gedacht hat; ihre Mitglieder sind unter dem Nahmen der Zigeuner bekannt. Dieses haben wir als einen kleinen Pendant zur Vollkommenheit der egyptischen Geschichte der Wissenschaften mit anzumerken nicht unterlassen wollen. Nun erhellet aus dieser ganzen weitläuftigen Abhandlung überhaupt so viel, daß bey den Egyptiern verschiedne Künste und Wissenschaften vor andern Völkern der damahligen Zeit ausgeübet worden, und darinn sind wir mit dem Verf. einstimmig, obgleich die jetzigen Egyptier ein dummes Volk sind. Wir wollen auch noch mehr thun, und zugeben, daß die damahligen Fürsten, Priester und Obersten im Volk, auf deren Unkosten die Bearbeitung einiger Mineralien und Steine geschahe, aus Unwissenheit und Mangel der nöthigen mineralogischen Erkenntniß sich wirklich eingebildet haben, daß das am Ende daraus erzielte Gold gemacht und zusammengesetzt worden sey; und daß in solchem Fall nichts wahrscheinlicher seyn könne, als daß sich dieser Begrif auch unter den Pöbel ausgebreitet, und daß verschiedene darunter auch andere Mineralien in gleicher Absicht zu bearbeiten, und also nach ihrer Einbildung die Goldmacherey zum Gegenstand ihrer Arbeiten gehabt haben können. Sie können in dem Fall auch Schriften aufgesetzt und hinterlassen haben. So bald aber der Inhalt derselben Lügen und nach aller vernünftigen Menschen Verstande abgeschmackte Hirngespinste ausmacht, so folgt doch daraus nichts gewisser, und wenn gleich dergleichen Schriften noch vom ersten Jahrhundert der Welt

her-

herrührten, daß zwar diese vermeynte Kunst alt genug, aber durch leere Einbildung entsprungen sey; daß aber aus solcher Dummheit der Alten die Wirklichkeit dieser Kunst nimmermehr bewiesen werden könne, wie sie denn auch von dem Verf. nicht bewiesen worden ist.

Die dritte Abhandlung besteht in den hieroglyphischen Fragmenten des Democritus oder des Egyptiers Synesius Commentar über die Bücher des Democritus von der Tinctur des Goldes und Silbers, an den Priester Dioscorus. Darinn ist kein Menschenverstand zu finden, man mag vor oder rückwärts lesen, wie man es in tausend andern dergleichen phantastischen Schriften schon gewohnt ist.

Und diese Schrift hat sich der Verf. dem König von Preußen zu dediciren unterstanden!

Ti.

V.

J. P. Willebrand, K. Dän. w. Justizraths; Grundriß einer schönen Stadt. u. s. w. 1 Th. Hamburg und Leipzig, 1775. 304. S. 8.

Unter allen Künsten, Gewerben und Handwerken, ist wohl keines, das leichter zur ewigen Verdammniß führen kann, als die Recensentenkunst. Da haben wir nun ein Werk vor uns, das seinem Inhalte nach von grosser Wichtigkeit ist, und zum Theil interessante auch brauchbare Bemerkungen enthält; auf der andern Seite aber nicht selten so falsche, schiefe, lächerliche Sätze aufstellt; durch und durch so viel Pedanterey in Sachen und Ausdruck

 zeigt;

zeigt; daß man von dieser Seite zu einer höchst bittern Beurtheilung civiliter zwar Recht haben, aber doch dem offenbar guten Herzen des Verfassers und seiner aufrichtig guten Meynung moralisch himmelschreyend Unrecht thun würde. Er sagt selbst am Ende seines Vorberichts, und beweist es im Werke verschiedentlich: daß seine Absicht nicht sey, jemanden zu belehren, sondern nur seiner Mitbürger Wohl und Vergnügen befördern zu helfen.

Mit einem so gutherzigen bescheidenen Manne, der an manchen Stellen uns würklich belehrt, muß man als ein frommer Recensent sprechen.

Wir übergehen also die ganze zu diesem Werke ohnehin nicht eigentlich gehörige Betrachtung, über den Einfluß des Clima in die menschliche Gesinnung und Gesetzgebung. Sie ist schon im Jahr 1742 entworfen, eine nun verjährte Jugendsünde des Verfassers: doch bedingen wir uns dabey aus, daß der versprochne zweyte Abschnitt der Betrachtung, bey dem zweyten Theile des Werks zurück bleibe. Der Verfasser glaubt nicht, wie lächerliche Blößen er sich bey dieser Materie, welcher er durchaus nicht gewachsen ist, in Thatsachen, Raisonnement und Ausdruck giebt. Kömmt der zweyte Abschnitt doch heraus; so halten wir dieses für eine Aufforderung unsere Behauptung zu beweisen.

Nun zum Werke selbst! Der erste Theil, der jezt vor uns liegt, hat folgende Haupteintheilung. I. Haupterfordernisse zur Anlage und Verschönerung einer Stadt. II. die Lage. III. den Eintritt ins Stadtgebiethe. IV. den Eintritt in die Vorstädte. V. das Innere der Vorstädte. VI. die Hauptstadt. VII. Hauptgebäude einer Stadt. VIII. öffentliche Ergözlichkeiten. IX. Bequemlichkeits-Anstalten. X. Gehülfen der Verschönerung. Und dann noch eine

Zuga-

Zugabe vom Anwachs und Verschönerung der Stadt Rom. Das übrige wird im zweyten Theile erscheinen.

Wir wollen uns bey dem Unlogicalischen dieser Eintheilung nicht aufhalten, auch es überhaupt hingehen lassen, daß im ganzen Buche sehr viel Aufgewärmtes, so wohl aus des Verf. eignen, als auch andern Werken über die Policey wieder vorkomme; und daß der arme Leser alle Minuten ein Zeuge von des Verfassers tiefen Verbeugungen und oft abgeschmackten Complimenten gegen Fürsten, Senate, und andere in Ansehn stehende Männer, oder von Danksagungen für hier und dort erzeigte Höflichkeiten, erhaltnen Rheinwein u. dgl. seyn muß; sondern gleich zusehen, was im Werke selbst vorzüglich gut und schlecht sey, und einiges davon anzeigen.

Aber nun finden wir in dem Paragraphen selbst gleich nicht, was die Ueberschrift verspricht. Z. E. §. 1. — Was die Erfordernisse zur Anlage und Verschönerung der Städte seyen; — Was rathen die Leser, was der Verfasser dazu hauptsächlich angiebt? — Wille und Vermögen! — Ja freylich gehören die zu allen Dingen in der Welt; zum Bücherschreiben auch. — Wenn der Wille, nach unserm Verf. von einem großen Geiste belebt wird; so geht es mit der städtischen Schöpfung am geschwindesten. Das Vermögen erhielt Rom vor diesen durch Raub; Hamburg, Bremen u. s. w. durch die Handlung; vorjezt erhält man es durch Quatember, Schocke, u. s. w. Nachtwächter- und Laternengeld; Imposten, Zölle u. s. w. — Nun sind wir also auf acht Seiten mit den Haupterfordernissen fertig, und kommen schon §. 3. auf — — — die politische Zierde einer Stadt; und die ist dann ein gutes Regiment. — Wie sich doch so eine Stadt geschwind bauen läßt! Aber stille! §. 4. erscheint erst: Model der Ausfüh-

 rung

rung guter Anstalten. — Und unter diesem Titel werden wir benachrichtigt, daß es nützlich sey Censoren zu haben, daß Genf und Genova würklich dergleichen haben. Damit ist auch dieses abgethan! §. 5. von der Subordination: Nach des Verf. eignem Ausdruck läßt sich hievon nichts bedeutendes anführen. §. 6. von Personenregistern. — Darunter steht doch wenigstens etwas, was dahin gehört. §. 7. von der Potsdammischen politischen Einrichtung. — Ist aus der Beschreibung von Berlin und Potsdam. — Dieses ist die ganze erste Abtheilung des ersten Abschnitts, und mag zur Probe genung seyn. Die zweyte von der Lage einer Stadt ist nichts besser. §. 13. einmal ein guter neuer Vorschlag; wie nemlich die Reisenden am besten von allen ihnen während ihres Aufenthalts hauptsächlich zu wissen nöthigen Dingen zu unterrichten sind. — Der mehrste Theil der Fuhrleute ist doch nicht immer besoffen, wie §. 16 gesagt wird. — §. 19. In mancher deutschen Provinz stürzen die löblichen Landstände auf den schlechten Wegen lieber den Hals ab, als daß sie in dessen Ausbesserung willigen. — Wohl gegeben! — §. 51. Wir mögten doch wissen, was das für Hauptstädte sind, die nur einen Haufen von Pallästen ausmachen, und wo man Goldschmiede, Bildhauer, Maler, Schwerdtfeger, Sattler und fast alle übrige Handwerker, nur in den Vorstädten aufsuchen muß. — §. 56. werden die Dörfer um Leipzig, Golitz, Schönefeld ꝛc. zu Coffeehäusern um der Stadt gemacht. Wie kann ein Mann, der so viel gereiset ist, das sagen? Wahrscheinlich aber liegt der Fehler im Ausdruck. Nicht zwey Blätter des Werks sind von dergleichen Fehlern frey. §. 61 ist wieder z. E. die Anzahl der leichten Fuhrwerke um Leipzig unzählig. §. 66 gereicht es der Dreßdner Brücke

zur

zur Zierde, daß die Hingehenden einen besondern Fußweg haben, die Hergehenden auch. §. 80. Zu Wien stehen die Gassenlaternen 20 Schritte ein über das andere. — Der Vorschlag §. 81. daß bey tiefem aufthauendem Schnee jeder Bauer, der Holz oder Torf zur Stadt gefahren, ein Fuder Schnee mit hinaus nehmen müsse, ist uns neu, nicht übel, und anwendbar. §. 84. Warum muß die Ründe einer Stadt ihren Einwohnern bequemer seyn als das Viereck? Der Verfasser sagt: ihrer Natur nach und allem Ansehn nach. — Was heißt das? — Wenn ja eine Stadt aus lauter gleich- und geradlinigten Straßen bestehen und gar ihr Zusammenlauf rechte Winkel ausmachen soll; wie der Verf. durchgehends unter den Begriff von Regelmäßigkeit zu ziehen scheint; so ist die Ründe nicht einmal möglich. Doch es wird gewiß keine auf die Art regelmäßige Stadt, wie Manheim ist, wieder gebauet werden. Der erste Anblick dieses Orts gefällt freylich, aber das macht die Neuheit. Nach kurzer Zeit wird diese Regelmäßigkeit in der Stadt eben so unerträglich langweilig, als in einem Garten von stadienlangen geraden Gängen, zwischen Hecken und ewigen Hecken. Es wäre eine wichtige Frage: welches sind die schönsten Linien für die Straßen einer Stadt von gegebner Größe und Lage? Sollten die alten Griechen und Römer auch nicht hierin die Verbesserer unsers Geschmacks werden können? Wir glauben nicht, daß sie jemals solche quadratische Städte gebauet haben, wie Manheim ist. Nancy scheint dem Recensenten, in Absicht auf die Verhältnisse der verschiednen Directionslinien der Straßen, und der Mannigfaltigkeit derselben, weit mehr ein Muster einer schönen Stadt zu seyn, als Manheim. — §. 144. Was mag das für eine seltsame Weise seyn, mit welcher, nach des

Verf.

Verf. Ausdruck, die Wasserkunstleitungen in London bewirkt sind; Ohne Zweifel meynt er damit die Wasserkünste bey Chelsea, London Bridge, und York's Building, die durchs Feuer in Bewegung gesetzt werden. — Warum dieses nun nicht gesagt, oder gar geschwiegen? — Es ist falsch, daß in London und Amsterdam nur in den Herbst- und Wintermonaten öffentliche Schauspiele zugelassen werden. §. 147. — „Die Logen müssen den Badewannen ähnlich, nicht „viel voraus stehen — je weiter die Vorderbühne „ins Parterre geht, desto deutlicher wird die Vor„stellung. — Das Aeussere der Schauspielhäu„ser betreffend, so müssen Glieder der Besatzung nicht „weit davon entfernt seyn — Wenn hohe Gäste „kommen, §. 152. so sinnen die obrigkeitlichen Per„sonen auf alle Mittel ihr Vergnügen zu befördern. „Der Churfürst von Cölln besuchte ehedem Ham„burg, und ward vom schönen Geschlechte empfan„gen — Die Thurmbläser in Hamburg sind die „mehreste Zeit Virtuosen in ihrer Kunst —„ Was ist dieses alles für seltsames Geschwätz? So im Traum kann man wohl von Policeysachen schreiben, aber gewiß nichts würklich machen.

Ueberhaupt gehört das Buch zu der Anzahl derer, die mit Sachen angefüllt sind, die kein vernünftiger Mensch bezweifeln kann; aber auch jedermann ohnehin weiß. Sollte denn ein Mann, der den Grundriß einer großen Stadt zu entwerfen und auszuführen im Stande ist, ohne Hr. W. nicht wissen, daß eine Stadt, die zur Hälfte an der See liegt, nicht nach allen vier Weltgegenden Vorstädte haben könne, p. 50. oder daß die Lampen in großen Schauspielhäusern nicht mit stinkendem Oele angefüllt seyn müssen?

Tr.

VI.

VI.

Novi commentarii Societatis regiae Scientiarum Goettingensis. Tom. V. 1775. 4. Göttingen, bey Dietrich. 42½ Bogen, 14 Kupferbl.

Die physischen und mathematischen Abhandlungen in diesem Bande sind folgende: 1) Hallers erste Rede von den Getraidearten. Der Verfasser hat noch nicht alle auftreiben können, und beschreibt hier wenigstens die, so bereits vorräthig sind, da sein Alter ihm nicht hoffen läßt, zu einer vollständigen Sammlung Zeit zu erleben. 2) J. A. Murray Beschreibung einiger neuen und seltenen Pflanzen im Göttingischen Kräutergarten; meistens nach seinen eigenen Benennungen. Die Pflanzen sind: Thlaspi ceratocarpum, Geum laciniatum, Polygonum undulatum, Polygonum hastatum, Colutea perennans, Cestrum vespertinum, Oenothera sinuata, Rumex dentatus, Raphanus sibiricus, Rheum hibridum. Sie werden nach allen ihren einzeln Theilen beschrieben und in Kupfer vorgestellt. Der Verfasser wünschet sich und der Kräuterkunde Glück, daß die Hitze des Systemgeistes nachgelassen, welcher die natürliche Ordnung und Verwandschaft der Pflanzen bisher nur allzuviel verworren, eine Menge barbarischer Benennungen aufgebracht, die Pflanzen selbst aber oft den grösten Kräuterkennern unkenntlich gemacht hat. 3) Richter von der schicklichsten Zeit Brüche zu schneiden. Die Abhandlung will eigentlich sagen, man müsse so viel als gar nie zum Schnitte seine Zuflucht nehmen, sondern höchstens nur dann,

wenn

wenn sich eine durch keine andere Mittel zu hintertreibende schwere Entzündung einfindet. 4) Wrisberg anatomische Beweise, daß die Kinderpocken auch in den innern Theilen des Leibes ausbrechen, und zwar nicht bloß im Halse, Magen, Gedärmen, sondern auch in der Lunge, Leber, Gehirne ꝛc. Bey diesen anatomischen Untersuchungen kriegte der Verfasser selbst zuweilen einige Blattern am Arm, ungeachtet er sie schon ehemals in aller Form gehabt hatte. 5) Beckmann Versuche vom Wachsbleichen. Der Verfasser hat diese Versuche aufs Gerathewohl angestellt, mit dem Vorsatze, sie bey der Societät vorzulesen, wie sie auch immer ausfallen. Die Frage war, ob das Wachs mittelst ätzender Wasser, z. E. Scheidwasser, Vitriolsäure ꝛc. kürzer und besser gebleicht werden könne, als nach der gewöhnlichen Art. Am Ende wird der dermalige Zustand des Wachshandels beschrieben. Hamburg hat 14 Wachsbleicherehen. Im Braunschweigschen sind deren 3, wovon jede jährlich 150000 ℔. Wachs bleichet. Jährlich gehen 1000000 Pf. Wachs nach Spanien ꝛc. 6) Erxleben vom mineralischen Purpur. Die Schwürigkeit, denselben gut und sicher zu erhalten, besteht fürnehmlich in der Auflösung des Zinnes und in dem Versüßen der Solutionen mit destillirtem Wasser. Das Zinn muß nur stückweise nach und nach in Königswasser solvirt werden. Das Gefäße wird dadurch weniger erwärmt, und man hat das Niederschlagen des Zinnkalches weniger zu besorgen. Es ist unnöthig, die Solution so stark zu machen, als es an sich möglich ist. Auch die Solution des Goldes in Königswasser bedarf des höchsten Grades der Saturation nicht. Den beyden Solutionen wird, wenn sie schwächer sind, 100mal, wenn sie stark sind, 200mal so viel destillirten Wassers zugegossen. Und dann erhält man eine sehr schöne Pur-

Purpurfarbe, die bekantermaaßen zum Glasfärben und Schmaltiren, auch auf Porcellane gebraucht wird. Die Farbe enthält zwar mehr Zinn als Gold. Es scheint aber doch, daß das Zinn dazu nur den Körper, das Gold aber eigentlich die Farbe gebe. 7) Kästner von der Geschwindigkeit der Kurbelbewegung. Die Kraft des Krumzapfens ändert sich nach seiner Stellung augenblicklich, und geht von 0 an bis zu der grösten Stärke. Man hat sie gewöhnlich nur in Absicht auf das Gleichgewicht berechnet, und theils das Mittel aus allen verschiedenen Graden genommen, theils sich begnüget, nach dem Cartesischen Grundsatze, das Product der Last und ihres durchlaufenen Raumes dem Producte der Kraft und des von derselben in gleicher Zeit durchlaufenen Raumes gleich zu setzen. Der Verfasser zieht nun hier die Trägheit der Last in Betrachtung, und sieht sich um, wie bey so veränderlichem Widerstande der Last die Geschwindigkeit erwächst und sich immer verändert. Die Formeln sind so beschaffen, daß sich die Zeit eines Umlaufes nur durch Näherung finden läßt. Uebrigens wird hier nur noch der allereinfachste Fall betrachtet und, was das Anreiben an der Geschwindigkeit ändern kann, nicht mit in die Rechnung gezogen. 8) Meister Erster Theil einer Untersuchung, wie weit es die alten Maler, Bildhauer und Baumeister in der Optic, und besonders in der Perspection gebracht haben. Es gibt noch immer solche, die den Alten alle neuere Erfindungen zuschreiben, und damit eben so viel sagen, als daß auch die erst in den künftigen Jahrhunderten zum Vorschein kommenden Entdeckungen den Griechen und Römern längst schon bekannt gewesen. Von dem, was die Alten von der Perspection wußten, findet man nur einige sehr unbedeutende Spuren im Euclid, und einige sehr verworrene Stellen im

Vitruv.

Vitruv. Hingegen fehlt es nicht an solchen Stellen, wo die griechischen Maler aufs äusserste gerühmt werden, so daß man Bedenken tragen muß, ihnen alle perspectivische Kenntnisse abzusprechen. Hr. M. sammelt hier alle Argumente pro et contra, ingleichen alle Stellen aus dem Vitruv, und zeigt, daß aus diesen Stellen wenig oder nichts zuverläßiges geschlossen werden kann, und daß es schon viel ist, wenn die Alten vom Augenpunct, vom Horizonte und von senkrechten Linien so viel gewußt haben, als noch dermalen die der Perspection Unkundigen, das will sagen, die meisten Maler, wissen. 9) Ebenfalls Hr. Meister von dem Baue und Endzweck der ägyptischen Pyramiden. Es werden hier alle Meinungen erzählt, die Hr. M. bey alten und neuen Schriftstellern hat aufbringen können. Er selbst tritt gleich anfangs der Meinung der Alten bey, daß nemlich die Pyramiden Grabmäler gewesen, und vermuthlich mittelst eines von Ziegelsteinen massiv aufgeführten Gerüstes erbauet worden. Wenn in der That an der großen Pyramide 360000 Mann 20 Jahre lang sollen gearbeitet haben, so deucht uns, daß sie einander vielmehr hinderlich als beförderlich gewesen seyn müssen. Diese Pyramide ist eine Maße von 105 Millionen Cubicfüßen. Wird dieselbe auf 20 Jahre vertheilt, so kommen auf jeden Tag 14300 Cubicfuß, und damit auf jeden Mann täglich nur $\frac{1}{25}$ Cubicfuß, welches so viel als nichts ist.

Die in diesem Bande vorkommenden historischen und philologischen Abhandlungen sind folgende: 1) Hr. Walch von der Aechtheit der Schriften des *Irenaeus* wider die Ketzer. Diese Abhandlung ist durch Hrn. Semlers Zweifel veranlaßt worden. Hr. W. sucht alle Stellen in dem *Eusebius*, *Basilius*, *Epiphanius*, *Augustinus* und *Theodoretus* auf, wo etwas

aus

aus dem *Irenaeo* angeführt wird, und zeigt im *Irenaeo* selbst an, wo diese Stellen stehen. Endlich untersucht er die Semlerschen Gründe. 2) Hrn. Heyne zweyter Versuch, die hetrurischen Alterthümer der Kunst, so wohl der Art, als der Zeit nach, in Ordnung zu bringen. Die Bekanntschaft der hetrurischen Republik mit den Griechen fieng erst zu der Zeit an, da die hetrurische Republik ihrem Ende nahe kam, die griechischen Künste aber erst anfiengen empor zu steigen. In diese Zeit müßen also die meisten und schönsten Ueberbleibsel der griechischen Kunst in Hetrurien gesetzt werden. Hr. H. nimmt diesem nach die Vertheilung vor. Man kann ihm aber, ohne die sämtlichen die Etruscischen Alterthümer betreffende Bücher vor sich zu haben, nicht wohl folgen. 3) Hrn. J. Ph. Murray zweyte Abhandlung über die Vergleichung der Nordischen, Brittischen und Irrländischen Alterthümer. Hier werden die Regierungsform, der Adelstand, die Landtage, die Subordination, die Gesetze, die Runenschriften, Gedichte, Geschichterzählungen ꝛc. betrachtet, und alles zusammengesammelt, was man davon wißen oder auch vermuthen kann. Den Beschluß dieses Bandes macht Hrn. Heyne Lobrede auf den letzthin verstorbenen Hrn. Vogel.

Sw.

VII.

Grundsätze der Rechnungswissenschaft auf das Privatvermögen angewendet, zum Gebrauch der öffentlichen Vorlesungen bey den K. K. Ritterakademien und der Realschule allhier.

oder auch noch der wichtigere Umstand des gemeinen Land- und Dorfadels hinzu, daß die meisten kaum ihren Nahmen schreiben können, oder wenn sie auch mehr schreiben können, dieses doch höchstbeschwerlich finden und unter diejenigen Beschwerlichkeiten rechnen, davon die Befreyung unter die Vorzüge und Freyheiten des Landlebens gehöret.

So bald sie hingegen in solchen Umständen sich befinden, wo sie glauben, einen Verwalter annehmen zu können, dann ändert sich auch ihre Philosophie, dann ist der Fall da, wo man dem Purschen, dem Verwalter, wie sie sagen, den Daumen auf dem Auge halten mus. Wenn der Verwalter auf sich nimmt, oder von der Obrigkeit dazu verpflichtet wird, die Schuldner zu befriedigen, und doch noch wöchentliche oder monathliche Handgelder zu liefern verspricht, mit der absoluten Bedingung, jedoch daß weder der gnädige Herr Junker, noch die gnädige Frau, noch die gnädige Fräulein, noch die Kammerjungfer, noch der Lakay oder Gutscher sich unterstehen, nur ein Ey oder einen Bund Stroh zu verkauffen oder an den Krämer und Juden zu vertauschen, ohne daß es angezeigt und aufgeschrieben werde, dann, dann sehen sie erst die Nothwendigkeit und den Nutzen davon ein, dann sind sie selbst witzig genug, ihren Creditoren, die für ihre Bezahlung Früchte von ihnen haben wollen, zu antworten, daß sie das nicht für sich thun könnten, sondern erst mit dem Verwalter sprechen und in seinen Büchern nachschlagen lassen müßten, dann suchen sie selbst einen Ruhm der Accuratesse darin, niemanden einen Groschen zu erlassen, unter dem Vorwande, daß sie ihn gerne erlassen wollten, wenn es nicht zu viel Schreiberey in ihren Büchern verursachte; da fangen sie aber auch an, dem Verwalter nachzurechnen, dann heißt es, der Mann ist bey uns reich geworden,

worden, weil wir es nicht verstanden hatten, ihm auf die Finger zu sehen; oder seine Rechnung zu prüfen; indessen müssen wir es uns doch gefallen lassen, weil wir bekennen müssen, daß wir bey ihm weiter gekommen sind, als wenn wir selbst unsere unaufgeschriebene Wirthschafft fortgetrieben hätten. Aber allen unsern Freunden wollen wir rathen, ihren Söhnen und Töchtern früher Geschmack am Schreiben und Rechnen, als am Putze, Spiel und sinnlosen französischem Geschwätze beybringen zu lassen, damit wir nicht in die Gefahr kommen, am Ende von unsern eigenen Bedienten und Schreibern abzuhängen, die sich, wie die Exempel lehren, endlich über uns hinaufschwingen, daß wir zuletzt es noch für ein grosses Glück, für einen Zug des Edelmuths ansehen müssen, wenn sie unsre Töchter, denen sie vor einigen Jahren noch die Schuhe reinigten, heyrathen, um die Güter nicht den Creditoren in die Hände kommen zu lassen. Hier ist der Sitz des Verderbens so mancher Adelichen Landfamilien, die alleine durch ihren analphabetischen Stolz sich gestürzet haben, daß sie entweder mit Dorfbarbiern, Küstern, Jägern rc. sich mésalliiren, oder zu reichen bürgerlichen Pachtern als Kammer- oder Gesellschaftsdamen sich vermiethen, oder in den Städten mit Putzmachen und Schmarotzen sich durchbringen mußten. Die Einwendung aber, daß Kaufleute mit ihrer größten Rechnungsgeschicklichkeit doch banqueroute werden, beweist nichts dagegen, weil ein Kaufmann, der seine Buchhaltung wohl versteht, doch vermittelst dieser Wissenschafft bey seinem Bankrut immer noch weit besser steht, als ein gemeiner Landedelmann in seinem größten Flor. Ein Kaufmann, der durch einen Bankrut ganz niedergeworfen wird, der hat gewiß auch nicht richtig Buch geführt, sondern seine Bediente alleine wirthschaften lassen, sein sogenann-

tes Geheimbuch oder Hausbuch aber vernachlässiget. Wer von den kaufmännischen Verhältnissen nur einige Kenntnisse hat, dem werden Beyspiele genug bekannt seyn, da Männer durch einzelne unerwartete Fälle gestürzet, aber, wenn sie gute Buchhalter und Wirthe waren, durch ihre eigene Creditoren wieder gehoben und öffters in bessere Umstände gesetzt worden, als ihre vorige waren, da hingegen andere, die nicht so tief gestürzt, aber als schlechte Rechner und Buchhalter bekannt waren, ohne Erlösung in der Grube liegen geblieben, der Beyspiele nicht einmal zu gedenken, davon Rabener, patriotischen Andenkens, uns einige mitgetheilt hat, wo der Bankrut als ein Bereicherungsmittel satyrisch behandelt wird, das aber eine große Fertigkeit in der Buchhaltung voraussetzt. Auch der andere Einwurf, daß unsere Voreltern keine Rechnung geführt haben, und doch reich geworden, hat keine Krafft, weil wir Wirkung und Ursache daben vermischen. Unsere liebe Alten brauchten bey ihrer einfachen Lebensart nicht den zehnten Theil unserer heutigen Bedürfnisse des Luxus, sie lebten von ihren Produkten, und was sie nicht erbauten, aber doch zu haben wünschten, das ertauschten sie, was sie nicht ertauschen konnten, das adquirirten sie auch nicht; alles übrige, was der Schmid, der Wagner, der Taglöhner rc. bey ihnen verdienten, ward auf Kerbhölzer geschnitten und mit Früchten bezahlt; so viel von der aufgeschnittenen Schuld getilget wurde, so viel wurde wieder abgeschnitten. Bey einer solchen Einrichtung brauchten sie freylich weder Dinte noch Feder, aber auch fast gar keine baare Gelder; daher legten sie die Baarschafften, welche sie auf den Märkten aus ihren verkaufften Produkten erlösten, in den Schatz, und liessen ihre Kornhäuser zur wohlfeilen Zeit von dem weissen Wurm überspinnen. Ihre baare Gelder brauch-

ten sie zu nichts, als um mehrere Güter zu kaufen und ihre Töchter auszustatten. Ihr Wohlstand floß also nicht aus der Unterlassung der Buchhaltung, sondern aus der Einfalt der Sitten und Bedürfnisse.

In unsern Tagen hingegen, wo jene Einfalt längst erloschen ist, wo nichts mehr getauscht, wo alles gekauft und geborgt wird, wo man nicht fragt, wie viel Malter Korn der Mann auf seinen Böden liegen hat, sondern was für Capitalien er besitzt, da hat sich der ganze Gesichtspunkt verrückt; da ist der Rabbulismus, zumal in den Ländern, wo der Advocatenton der Ton der Regierung und des Volks ist, auch in den geringsten Bauer gefahren, daß er keinen Groschen an seinen Beamten bezahlt, ohne sich darüber in ein Büchlein quittiren zu lassen, da leugnet er auch dem redlichsten Landwirthe seine Forderungen und Darlehne weg, wenn dieser gutmüthig oder sicher genug gewesen ist, sie ihm ohne Handschrift zu borgen, oder, wenn er weiß, daß die Buchhaltung nicht ordentlich geführet wird, und seine Schuld nicht aufgeschrieben ist, der Advocate hilfft ihm wohl selbst dazu, und stärkt ihn den Kläger, die Schuld abzuschwören, weil er weiß, daß der Gläubiger sein unrichtig geführtes Buch nicht beschwören kann, oder weil die Beschwörung eines Buchs, worinn die Schuld quaestionis nicht einmal steht, ihm auch nichts helfen würde. In diesem so sehr veränderten Verhältnisse der menschlichen Bedürfnisse zu ihren Erwerbungsarten liegt der Grund der Nothwendigkeit, über seine eigene Haushaltung Rechnung zu führen; und es ist ein höchst abgeschmacktes und falsches Vorurtheil, deswegen keine Rechnung führen zu wollen, weil die Menschen sich selbst keine schuldig sind; denn es ist nicht nur dieser Satz an sich falsch, weil jeder Mensch allerdings schuldig ist, sich, das heißt, seinem Gewissen von allen sei-

nen Handlungen Rechenschaft zu geben, worunter dies jenige gewis eine von den wichtigsten ist, damit wir uns gegen die Vorwürfe unsers eigenen Gewissens beruhigen können, das Vermögen, welches uns Gott zur Verwaltung anvertrauet hat, nicht unwürdig verwaltet zu haben, sondern es ist sogar eine ehrenhafte Beschäftigung, Verwalter und Controleur seines eigenen Vermögens zu seyn, ehrenhafter, als das Vermögen eines Fürsten, oder eines andern, dem wir dienen, zu verwalten, der uns bey Strafe der Infamie verpflichtet, keinen Groschen Einnahme unaufgeschrieben zu lassen. Unsere Frauen suchen kein unwürdiges sondern ein vornehmes Geschäfte darin, ihre Kleider, ihr leinen Geräthe, ihre Spitzen, ihren Schmuck und ihre Kleinodien in besondern Schränken und Kästchen fleißig zu verwahren und nach jedesmaligem Gebrauch ein jedes wieder an seinen besondern Ort zu bringen, sie thun eben das dabey, was wir thun, wenn wir an statt der Gelder, die wir aus unserer Kasse nehmen und nicht wieder dahin bringen, das Zeichen derselben in unsre Bücher einschreiben, oder die Gelder, die wir einnehmen, indem wir andere Stücke unsers Vermögens dafür hingeben, an statt derselben Stücke in den Büchern bemerken; man hat nie von einer Frau gehört, daß sie eine edle Freyheit darin suche, hier auf der Bank eine Mütze, dort auf dem Stuhl einen Ring, unter dem Tisch einen Fächer und auf dem Bett ein Halsgehänge liegen zu haben, weil sie nicht wisse, vor wem sie die Sachen verwahren sollte, da sie lauter ehrliche Leute im Hause habe, sie selbst aber sich nicht bestehlen könne. Eine solche Frau würde man nicht nur verlachen, sondern auch als eine cynische Weltweise hassen. Und doch wollen wir die Nothwendigkeit unsre eigne Rechner zu werden nicht einsehen. Dieselbe Klage ist denn auch hier die wirkende Ur-

Ursache dieses Buches gewesen, (nur Schade, daß man nicht von der Einfalt der ersten Ursachen in der Ausführung angefangen hat, um zuletzt erst auf die verwickelte und überladene tabellische Mercantilrechnungsmetaphysik überzugehen.) Im J. 1762. fieng man zu Wien an, an der Ausführung des Gedankens zu arbeiten, daß die Rechnungswissenschaft in eine theoretische und praktische Schuldisciplin verwandelt werden möchte, und man fand für gut, einen solchen unfruchtbaren Gegenstand vor erst nur mit einem einzelnen Beyspiele sinnlich zu machen. Dazu wurde eine österreichische Herrschaft, d. i. eine Familie, die einige landtäfliche Rittergüter besitzt, gewählt, um zu zeigen, in welcher Form der über alle diese Güter gesetzte Verwalter die Einnahmen und Ausgaben auf kaufmännische Weise in Rechnung bringen müsse; zu dem Ende wählte man zwey französische Handlungsschriftsteller de la Porte und Irardeau, um sie ins Deutsche übersetzen zu lassen, daraus entstand die im J. 1762. zu Wien im Druck erschienene Einleitung zu einem verbesserten Kameralrechnungsfusse auf die Verwaltung einer Herrschafft angewandt. Und nun wurden einige Lehrstühle errichtet, um über die Schemen, über ihre Fehler und Vortheile zu spekuliren: man ordnete noch andere mathematische Katheder bey, und arbeitete daran, die kaufmännische italiänische sogenannte doppelte Buchhaltung cameralisch zu machen, und gab im J. 1770. einen praktischen Unterricht zu der verbesserten doppelten Buchhaltung heraus; arbeitete darauf immer weiter fort, allgemeine Sätze zu finden, die auf alle Arten der Rechnung paßten, nur so wesentlich gemacht werden könnten, daß die versäumte Anwendung derselben oder nur eines Satzes davon ein Beweiß der Unrichtigkeit der Rechnung seyn sollte. Die

durch erlangten die kameralisch = arithmetischen Vorlesungen der Ritterakademie einen neuen Werth, und der Kayser erklärte sie zu einer wesentlichen Disciplin, die auf zwey Hauptabsichten gebauet seyn sollte. 1.) Sicherheit oder Wahrheit aller in der Rechnung aufgeführten Posten. 2.) Bequemlichkeit des Revisors, um der ganzen Verwaltung nachzuspüren. Und gegenwärtiges Buch ist denn also die erste Frucht dieses neuen Katheders, die den Beyfall aller Kenner, aller Freunde der Ordnung und aller derjenigen verdient, die da aus Erfahrung gelernt haben, wie höchst wichtig die Rechnungswissenschafft ist.

So verdienstvoll aber die Absicht dabey seyn mag, so sind wir doch immer noch überhaupt der Meynung, die wir in dem II. Stück des 23sten Bandes S. 598. 599. bey Gelegenheit der Wiedeburgischen Anleitung bereits geäussert haben, daß das Tabellenwesen zwar zur Bequemlichkeit, aber nichts zur Vollkommenheit der Wahrheit beytrage, vielmehr der Wahrheit Schaden thue. Man gewöhnt sich damit, Wahrscheinlichkeit für Wahrheit anzunehmen, sieht durch ein polyoptrisches Glas 10 Figuren; und es war nur eine einzige wirkliche. Wir fanden, daß unsere Augen uns betrogen hatten, und daß die Uebereinstimmung und Aehnlichkeit noch kein Beweis der Wirklichkeit gewesen. Nur erst Ueberzeugung in die Zahlen gebracht, die das Wesen der Rechnung sind, solche Ueberzeugung, wobey wir gewiß sind, daß die angesetzte Einnahmszahl 100. nicht 200. und die angesetzte Ausgabszahl 50. nicht 25. sey, und diese Ueberzeugung in der ersten besten natürlichen Zeit= oder Sachenfolge den Zahlen einverleibt, dann sey es gleichgültig, ob, um diese Einverleibung zu bewerkstelligen, 50 oder 100 Bogen Papier verschrieben, 2. 3. oder 30 Linien gezogen werden, der Untersucher der Rechnungen

mag,

mag, gleichwie der Actenreferent, zusehen, wie er sich die Revision erleichtere. Wenn zwey Zeugen eidlich über eine und dieselbe Sache abgehört werden, und der eine davon sagt auf die an ihn geschehene Frage: „Er könne mit Aufrichtigkeit sagen, daß die „Sache sich nicht also verhalte, ob es schon das An„sehen habe, daß damit anders verfahren worden sey„ so weiß der Richter zwar bald, daß dieser Zeuge eben sowohl verneine, als der andere, welcher gerade zu Nein gesaget. Indessen wenn man den Zeugenrotul so einrichten wollte, daß besondere Linien gezogen und davon eine Columne für die Antworten, die mit Nein, eine andere Columne für die, welche mit Ja, wieder eine andere für die, welche mit *cessat* ausgedrückt werden könnten, rc. bestimmet und in jene Columne für Nein nur gerade zu der Nahme des weitläufig verneinenden Zeugens, gleichwie des kurz verneinenden, eingeschrieben werden wollte; so würde unfehlbar doch der Richter darüber spotten, würde diese Sorge des Zeugen Examinatoris für die Bequemlichkeit des Richters als eine unverlangte, zu wenig oder zu viel beweisende, und in das richterliche Amt eingreifende Sorgfalt erklären.

Aus diesem Gesichtspunkte müßten alle dergleichen Papierspahrende, aber nicht auch Zeitspahrende (denn manche Tabelle von einem Bogen gros erfordert mehr Zeit, als eine gemeine Rechnung von 10. Bogen) Rechnungsvorschläge und Tabellenkünste beurtheilt werden. Inzwischen bleibt diesem Werke doch immer das unstreitige Verdienst, daß es ein gewisses Vorurtheil widerlegt, womit die Merkantilrechner sich lange plagten, daß die hochgelobte Italiänische Buchhaltung für die Kaufmannschaft *unique*, folglich in Ansehung aller andern Rechnungsarten individual sey. Wir haben von der innerlichen Struktur dieses wirklich

lich schätzbaren Buchs noch folgendes anzuzeigen. Das 1ste Tabellenschema hat eine weitläuftige Wein und Geldhandlung zum Gegenstande, mit einer ausführlichen Einleitung; das 2te eine Gesellschaftshandlung. 3) eine Verlassenschaft und Erbschaft. 4) ein Steuer- und Zahlamt. 5) ein Schuldenwesen. 6) eine Haushaltung (als der wesentlichste Gegenstand des Buchs) mit Journal und Hauptbuch. 7) eine Hauptrechnung; Endlich auch eine Fidei-Commiss-Herrschaft in Böhmen.

Fz.

VIII.

Nouveaux Memoires de l' Ac. R. des Sc. et des B. L. 1773. Berlin, bey Voß, 1775. 556. Quartf. 5. Kupfert.

In der Geschichte steht ein Gedanke Hrn. G. R. Formey von einer negativen Encyclopädie. In ihr sollten verurtheilte Irrthümer, blos hypothetische Wahrheiten, oder Grillen, u. d. g. vorkommen und ihre Beschaffenheit mit Zeichen bemerkt werden. Es ist dem Rec. nicht recht deutlich, ob aus einem der vollständigsten Wörterbücher z. E. der franz. Akad. ihrem, solche Wörter, wie die von den Wahrsagerkünsten, Alchymie, ganz sollten ausgestrichen und abgeschafft werden? (proscrits et comme biffés d'un seul trait de plume) Das wäre wohl nicht ähnlich, weil man alte Irrthümer kennen muß, nur als Irrthümer. Ueber manches andere, das Hr. F. in diese negative Encyclop. bringen will, möchten nicht alle urtheilen, wie er, z. E. die Geometrie des Unendlichen hin-

hineinbringen; die fameuse attraction für le plus sain de tous les fantômes erklären. Hr. F. negative Encyclopädie wäre ein Index expurgatorius, und könnte leicht auch das Schicksaal des römischen haben. Hr. Lambert erzählt und prüft einiges zur Mechanik, Geometrie und Astronomie gehörige, das ein Hr. de Mehr aus Polen gesandt hat. Bey der Gelegenheit beschreibt er ein Mittel, das in Zürich ist vorgeschlagen worden, Schiffe wider den Strohm gehen zu machen. Unter dem, was der Akad. übergeben worden, ist ein weißer Reiher merkwürdig, den Hr. Weinreich, Jäger zu Oranienburg geschossen. Er hat viel ähnliches mit Hasselquists ägyptischen Ibis. Vom Schnabel bis zum Aeusersten der Klauen vier Fuß lang, von der Erde bis an den Leib nur einen Fuß hoch, seine Federn ganz weiß, der Schnabel gelb, nur das Aeusserste daran schwarz, so wie Pfoten und Klauen. Er ward bey einem See geschossen, in einiger Entfernung von einem Haufen gewöhnlicher Reiher, die ihn verfolgten. Lobschrift auf Hrn. Toussaint.

Physische Classe.

I. Hr. Marggraf von den wahren metallischen Theilen des Braunsteins (Magnesia.) Er hat keine Eisentheilchen darinnen entdecken können, weder durch die gewöhnlichen Proben, noch nach Hrn. Westfelds Vorschriften. Hrn. M. Braunstein war aus der Grafschaft Hohenstein bey Ilefeld her. Er hat auch von Hrn. de la Grange welche aus Piemont erhalten. Im Westfeldischen muthmaßte er etwas Kupfer. Alaun aber hat er in keinem entdecken können.

II. Hrn. Gleditsch letzte Abhandlung von Moossen. (Man s. die Memoiren 1771. 19. und f. S.) Er hat Pfirschbäume, die reife Pfirschen getragen, im Mooß gezogen. Er empfiehlt Mooß für viele Pflanzen

zen

zen, die sich sonst nicht gut aufbringen lassen, für solche, die in Wasser, Sümpfen und Torf wachsen, die auf den Alpen in feuchten mosichten Gegenden wachsen. Hr. Gl. giebt nur einen Auszug eines Verzeichnisses solcher Pflanzen. Dieser Gebrauch der Moosse wäre wichtiger als der medicinische von drey oder vier Arten, statt deren man selbst andere wirksamere Pflanzen hat. Moosse brennen auch gut, und erhalten Feuer viel Tage lang unter der Asche. Daher entstehen zuweilen Waldbrände.

III. Hr. Francheville über ein Naturphänomen im Thierreiche. Der Akademie ward berichtet, ein Königl. Jäger habe den 3. Jan. 1773. bey Potsdam einen weissen Raben geschossen. Der ganze Leib schmutzig weiß, noch mehr, das Aeusserste der Flügel; oben an ihnen graulichte Federn, der Kopf auch graulicht, wie auch die Pfoten, die Haut erhoben wie Fischschuppen. Hr. Fr. bringt mit vieler Belesenheit vor, was von weissen Raben ist geschrieben worden. Des iezigen Abkunft weiß man freylich nicht. Er könnte wohl aus Island her seyn, vielleicht von den Raben abstammen, die ein vormaliger berühmter Seeräuber Flocco mit sich führte, diese Insel zu entdecken. Wegen der grauen Federn hält ihn Hr. Fr. mehr für eine Krähe.

IV. Hr. Lambert Construction einer ballistischen Scale. Er hat sich dabey der Tafeln bedient, welche zu Bützow als eine Disputation des Hrn. Grafen v. Schwenitz in Begleitung Hrn. Prof. Karstens herausgekommen sind, obgleich dabey ein paar Voraussetzungen gemacht sind, die der Richtigkeit ein wenig Nachtheil bringen. nähmlich ein Bogen von 5 Gr. Krümmung sey sehr wenig von seiner Sehne unterschieden, und der Winkel, den diese Sehne mit dem Horizonte macht, falle ins Mittel zwischen den Winkeln,

keln, welche die beyden Enden des Bogens mit dem Horizonte machen. Hr. L. Scale besteht eigentlich aus acht krummen Linien, deren jede der Weg einer Bombe wäre, die unter 45. Gr. in Luft von einer gewissen Dichte geworfen würde, die Parabel für einen Raum, wo nichts widersteht, macht den Anfang.

V. Derselbe, erzählt einige physische Beobachtungen. Bekanntermassen berechnet man die Entfernung einer Gewitterwolke, aus der Zeit zwischen Bliz und Donner, auf eine Secunde 1050. pariser Fuß gerechnet. Hr. L. erinnert sich nicht, einen Donner später als 40. Sec. nach dem Blitze gehört zu haben. So wäre die Gewitterwolke nie weiter als 2 geographische Meilen von ihm gewesen. Sieht man nicht nur den Blitz, sondern auch das Feuer aus der Wolke herausgehen, und nimmt die Höhe dieser Stelle mit einem Quadranten, so kann man sich ein recht winkliches Dreyeck vorstellen, dessen Hypothenuse die Weite vom Auge bis an die Gewitterwolke ist das Perpendickel von der Gewitterwolke lothrecht auf dem Horizont fällt; In diesem Dreyecke hat man Hypothenuse, und den Winkel dem Perpendickel gegen über, also berechnet man das Perpendickel. Hr. L. fand den 25. May 1773. um 4. Uhr, einen solchen Winkel 11. Grad, und hörte den Donner nach 30 Secunden, also war die Wolke von ihm 30. 1050 = 31500 Fuß. Aus dieser Hypothenuse und dem gemessenen Winkel findet sich der Wolke verticale Höhe 5985 Fuß. Wie er von andern Wolken, (nicht von Gewitterwolken,) Höhe und Geschwindigkeit gemessen hat, lässet sich hier nicht vorstellen. (Es ist auch vieles dabey sehr hypothetisch.) Wenn man, vom noch neuen, oder schon alten Monde, den Theil, den die Sonne nicht unmittelbar erleuchtet, neben der hellen Sichel sieht, so hat Hr. L. an dem Lichte dieses Theiles, durch Fernröhre, die

die 20 bis 30mahl vergrösserten, nichts besonders wahrnehmen können. Den 14. Febr. 1774 betrachtete er den Mond mit einem kleinen Fernrohre, dessen er sich bedient Kometen zu finden. Das Objectiv hat 7 Zoll, das Ocular 1 Zoll, es fasset 6 bis 7 Grad, und verträgt 8 bis 12 Linienöffnungen; also sieht man die Sachen so hell als mit blossen Augen. Durch dieses Fernrohr nun sah er erwähntes Licht, nicht aschfarben, wie es die Franzosen nennen (cendrée) sondern olivenfarben, ins gelbe fallend, eine Farbe wie 20 Gran Gummi Gutta mit 1 Gran dunkel Berlinerblau geben. Der Mond hatte 55 Grad mehr Rectascension als die Sonne, seine Abweichung war $7\frac{1}{2}$ Grad nordlich. Er war dem atlantischen Meere vertical, die Sonne dem südlichen Peru. Hinderten es also Wolken nicht, so konnte das südliche America eine zulängliche Menge grünlichter Strahlen gegen den Mond zurückwerfen, seinem dunkeln Theile eine diesem gemässe Farbe zu geben. Hr. L. sah eben diese Farbe durch eine gemeine Lorgnette. Aber durch ein Fernrohr von 3 Fuß schien sie ihm viel dunkler, daß er sie vielleicht nicht bemerkt hätte, wenn er sie nur durch dieses Fernrohr gesehen hätte. So viel lag daran, ihr alle Helligkeit zu erhalten, und nur ein Fernrohr zu brauchen, das höchstens sechs bis siebenmahl vergrösserte.

VI. Hr. Beguelin über die Aenderungen des Barometers. VII. Desselben Witterungsbeobachtungen zu Berlin. 1773.

Mathematische Classe.

Hr. de la Grange neue Auflösung der Aufgabe: wie sich ein Körper von willkührlicher Gestalt dreht, in den keine beschleunigende Kraft wirkt. Hrn. Eulers und d'Alemberts Auflösungen setzen zum Voraus,

aus, man kenne die Stellung der drey Axen des gleichförmigen Drehens. Hr. d. l. Gr. sucht die Auflösung ohne Betrachtung dieser Axen, die man vielmehr aus der Auflösung herleiten sollte. So wendet er hiezu nur die ordentlichen Grundsätze der Dynamik an, braucht aber unterschiedene neue und in vielen Fällen dienliche analytische Kunstgriffe.

II. Ders. über die Anziehung elliptischer Sphäroiden. Mac Laurin hatte die Aufgabe synthetisch aufgelöst. Bey analytischen Auflösungen ward es schwer die Integrale zu finden. Man schränkte sich auf ein Sphäroid ein, das wenig von der Kugel abwich, oder brauchte Reihen, wie Sompson. Hr. d. l. Gr. befreyt hier die Analysis von dem Vorwurfe, daß sie für diese Aufgabe zu unvermögend sey.

III. Dess. analytische Auflösung einiger Aufgaben von dreyeckichten Pyramiden. Sie betreffen Fläche, Innhalt, eingeschriebene und umschriebene Kugeln, Schwerpunct u. s. w. jeder dreyeckichten Pyramide, von der man die sechs Seiten weiß (so nennt Hr. d. l. Gr. die geraden Linien, in den die Flächen, in welche die Pyramide eingeschlossen ist, einander schneiden.) Er bewerkstelligt alles durch Rechnung so, daß nicht einmahl Figuren nöthig wären. Folgendes sind einige der hier vorkommenden Sätze. Ein paar dreyeckichte Pyramiden haben eine gemeinschaftliche Grundfläche. Die Seiten der Pyramiden sind gegeben. Man sucht die Linie von einer Spitze zur andern. Man sucht in einer gegebenen Pyramide einen Punct, von dem vier Linien nach der Pyramiden vier Ecken gezogen, vier Pyramiden geben, die den Punct zur gemeinschaftlichen Spitze und der Pyramide Flächen zu Grundflächen haben, und dabey gegebene Verhältnisse haben. Einer Pyramide Schwerpunct ist auch der gemeinschaftliche Schwerpunct vier gleicher

Körper die sich jeder an einer Ecke der Pyramide befinden.

IIII. Hr. Joh. Bernoulli vergleicht einige alte Mondsbeobachtungen mit Mayers Tafeln. Der Beobachtungen sind 10, von 720 J. vor der christlichen Zeitrechnung, bis 1573. Hr. B. berechnet für das Mittel jeder dieser Mondfinsterniß die Länge der Sonne, nach de la Cailles Tafeln, des Monds seine, nach den neuern mayerischen, und nach Caßinis seinen, und setzt daneben den Unterschied jeder berechneten Länge des Monds, von der berechneten Länge der Sonne, als Fehler der Tafeln. Mit Rechte erinnert er, daß die Zeiten der ältesten Observationen sehr unbestimmt angegeben sind, daß selbst in den Schriftstellern, die sie erzählen, Varianten vorkommen, auch die Meridiane, unter denen sie gehalten worden, nicht gar zu genau bekannt sind; daß nicht allemahl das Mittel der Finsterniß für die Zeit der Opposition dürfe genommen werden, selbst selten gleich weit vom Anfange und vom Ende sey. Hr. B. glaubt, Mayer habe mehr Grund gehabt, die mittlern Bewegungen zu ändern, als eine Säculargleichung einzuführen, über deren Grösse sich wohl noch nichts entscheiden lässe. M. erinnert selbst, er habe die Finsternisse 977, 978 bey der Anordnung seiner Tafeln zum Grunde gelegt. Sind aber diese Beobachtungen richtig, warum wären es nicht auch einige der ältern? Und mit diesen stimmen denn Mayers Tafeln nicht so gut überein. Wären aber etwa die Beobachtungen, auf die Mayer gebaut hat, fehlerhaft, so würde es dadurch auch der Grund seiner Tafeln.

V. Von ebendems. einige Aufgaben, den Gebrauch des Rautennetzes zu erweitern und zu erleichtern. Den Unterschied der Abweichung und Rectascension zwischen zween Sternen zu finden, wenn die

Kün-

kürzere Diagonale nicht der täglichen Bewegung parallel steht, und keiner von beyden Sternen durch der Diagonalen Durchschnitt geht. (In Absicht auf den lezten Umstand ist diese Aufgabe allgemeiner, als die in Kästners astronomischen Abhandlungen VII. Abh.) Den Winkel der Seite mit der kürzern Diagonale sezt Hr. B. 63 Gr. 27 M. (Er ist genauer 63 Gr. 26 M. 6 S. es kömmt aber hier auf eine Minute nichts an.)

VI. Hr. Beguelin, von den Triangularzahlen, in Beziehung auf Fermats allgemeinen Lehrsaz von den Polygonalzahlen, nähmlich: jede ganze Zahl lasse sich durch so viel Polygonalzahlen darstellen, als das Polygon, dem sie gehören, Seiten hat. Hr. B. hatte hiebey im vorigen Bande den Nuzen des Sazes des Zur. Gr. zu zeigen gesucht (A. D. B. 26 Band 26 S.) Jezo sucht er den Beweis für die Triangularzahlen in den Gedanken, wenn die Wahrheit einmahl auf metaphysische Lehren im einfachsten Falle werde gegründet seyn, so werde man daraus mit geometrischer Nothwendigkeit mehr zusammengesezte Fälle der Quadrate herleiten. Allemahl geben solche Untersuchungen neue Einsichten in die Natur und Eigenschaften der Zahlen.

VII. Hr. Lambert giebt das Resultat von Untersuchungen über die Unrichtigkeiten der Bewegungen Saturns und Jupiters. Seit Heveln hat man zuverläßige Observationen Saturns und Jupiters (mit der Sonne), von jenem seit 1640, von diesem seit 1657. Hr. L. hat Formeln gesucht, nach denen die heliocentrischen elliptischen Längen aus Halleys Tafeln, wegen der gegenseitigen Wirkungen dieser Planeten, zu verbessern sind. Als Epochen dienen genannte beyde Jahre. Die Rechnungen, die ihn auf diese Formeln geführt haben, bringt Hr. L. nicht bey.

 VIII.

VIII. Hrn. Lamberts Versuch einer Theorie des Begleiters der Venus. Hr. Hell hat richtig gezeigt, ein optischer Betrug könnte einen Begleiter der Venus darstellen; ob das, was einige Beobachter dafür angenommen haben, ein optischer Betrug sey, läßt sich, da wir ihre Werkzeuge selbst, ihr Verfahren nicht genugsam, kennen, nicht ausmachen, und Hr. H. entscheidet auch darüber nichts. Hr. L. hat also versucht, was aus des Hrn. Montaigne vier Beobachtungen folge, welche die vollständigsten sind. Er entwarf die vier Stellen, welche der Trabant gehabt haben müßte, auf einer Ebene um die Venus, und suchte nun eine Ellipse durch sie zu legen, so daß die Ausschnitte der Ellipse aus dem Brennpuncte, in dem sich die Venus befindet, so gut als möglich, wie die Zeiten verhielten, wobey freylich geringe Fehler der Beobachtungen u. d. g. nicht unbeträchtliche Aenderungen machen würden. Diese Ellipse gab ihre 11 Tage zur periodischen Zeit. Er bezeichnete auch den aufsteigenden Knoten selbst, Hrn. Baudouins Angaben gemäß, fand desselben Länge 0 Zeichen 16 Gr. die Länge des Apogers in der Bahn 4 Z. 13 Gr. (Wem an Etymologien hier gelegen wäre, der würde sagen *Apaphrodites*) der Bahn Neigung gegen die Ekliptik 63¾ Gr. der Ellipse grosse Axe, senkrecht auf Linien von der Sonne oder der Erde nach der Venus gestellt, erscheint der Sonne unter einem Winkel von etwa 20 M. der Erde, in der V. mittlerer Entf. unter etwa 19 M. Aus Beobachtungen der Herren Rödkier zu Copenhagen und Montbarron zu Auxerre findet Hr. L. auch eine Revolution von ohngefähr 11 Tagen, und so bestätiget und berichtiget er die Theorie durch Vergleichung mehrerer Beobachtungen. Aus dieser Theorie berechnet er Tafeln; diesen gemäß konnte der Trabante bey den beyden letzten Durchgän-

gängen der Venus durch die Sonne, sich nicht in der Sonne zeigen; Aber 1777 d. 1 Junius etwa um 2 Uhr nachmittag wird Venus über der Sonne in 31 Min. nordlicher Breite stehen, und der Trabant so weit von ihr, daß er etwa um 3 oder 4 Uhr in die Sonnenscheibe tritt, und nahe beym Mittelpuncte durchgeht. Sind also die Tafeln nicht sehr falsch, oder ist der Trabant nicht durchsichtig, so wird man ihn alsdenn wahrnehmen. Mit der Bedingung: Ist ein Trabant? fieng Hr. L. seine Abhandlung an.

VIIII. Hr. Cassini de Thury Methode, die Refractionen zu bestimmen, um zu entscheiden, ob sie nordwärts und südwärts bey gleichen Höhen gleich viel betragen, und ob die Aenderungen, die sie nach der unterschiedenen Temperatur der Luft leiden, gleichförmig sind. Das Allgemeine der Methode ist folgendes: Man wähle ein Paar Sterne, deren jeder eine nicht allzugrosse Mittagshöhe, etwa ein wenig über vier Grad, bekömmt, nur einer nordwärts, der andere südwärts. Ihre Abweichungen sind bekannt, auch die Polhöhe. Daraus berechnet man jedes wahre Mittagshöhe. Es wäre eigentlich am bequemsten, wenn diese Rechnung beyde Mittagshöhen genau gleich gäbe, weil aber dergleichen Paar Sterne nicht wohl zu finden ist, begnügt man sich, daß diese Höhen nur um einige Minuten unterschieden sind. Nun beobachtet man beyde Mittagshöhen. Sind die Refractionen bey gleichen Höhen nordwärts und südwärts gleich, und sind die berechneten Höhen gleich, so müssen auch die beobachteten gleich seyn. Sind die berechneten Höhen nicht gleich, so nimmt man eine Tafel der Refractionen, und rechnet daraus, wie viel der andere Stern Refraction litte, wenn seine Höhe so groß als des ersten seine wäre. So findet man, ob bey gleichen Höhen die Refractionen nordwärts und süd-

 wärts

wärts gleich sind oder nicht. Für jeden Ort wird es ein Paar Sterne geben, die sich hiezu schicken. Für Paris sind es die Capella und λ des Scorpions. Ihre Mittagshöhe sind jenes beynahe 35, dieses beynahe 75 M. über 4 Grad (Von jenen die kleinste verstanden) Daraus findet Hr. C. die Refraction in Süden ohngefähr 20 S. grösser, als in Norden.

X. Hr. le Grange, arithmetische Untersuchungen. Betreffen Divisoren der Zahlen, und was damit zusammenhängt.

Philosophie.

I. Hr. Formey über die Ergötzungen. Man soll keine wählen, die nicht mit dem Geschmacke an Arbeit bestehen können, und ihnen nur so viel Zeit und Aufmerksamkeit gönnen, daß die Arbeit nicht darunter leidet. Diesen Grundsätzen gemäß wird viel Gutes über unterschiedene Arten der Ergötzungen gesagt.

II. Hr. Cochius, ob jede Reihe nach einander folgender Dinge (Succession) einen Anfang haben muß? Ob dieß sich beweisen ließ? hat Leibniz schon Bourguet gefragt. Man setze eine Kraft, die strebt dergleichen Reihe hervorzubringen, dazu zulänglich und ungehindert ist, und nothwendig existirt. Vermöge der ersten Voraussetzungen entsteht also eine Reihe, und vermöge der letzten hat sie keinen Anfang. Eine Reihe ohne Anfang muß also möglich seyn, denn sie fließt aus einer möglichen Voraussetzung. (Der Rec. hat mit Vergnügen bey einem Philosophen die wahre Art Möglichkeiten zu beweisen gesehen, die man in der Geometrie braucht. Ungeometrische Philosophen schliessen so: Das Ding ist möglich, denn ich sehe keinen Widerspruch darinnen.) Eine Reihe zufälliger Dinge führt auf eine erste Ursache, aber deßwegen nicht eben auf ein erstes Glied. Auf dieses

erste

erste numerische könne man durch Zählen, auf jene kömmt man durch die Auflösung der Begriffe, und man darf nicht ohne Beweis das arithmetische erste mit dem logischen verwechseln. Die erste Ursache also jeder zufälligen Reihe muß nothwendig seyn, ihr Daseyn hat nie angefangen. Ist sie also da gewesen, ehe sie wirkte, und hat sie nun angefangen zu wirken, so könnte man selbst schliessen: es sey nicht einerley Begriff: Ein wirkendes Wesen vor der Wirkung und dasselbe nach der Wirkung, und so müßte die nothwendige Ursache eine Aenderung gelitten haben, wenn ihre Wirkung angefangen hat. Daß dieses von mittelbaren Wirkungen nicht folge, zeigt Hr. C. schließt aber: eine unendliche Reihe sey nicht unmöglich, und wenn man sie als unmittelbare Wirkung einer nothwendigen Ursache betrachtet, könne sie nicht einmahl einen Anfang gehabt haben; worauf er auch Einwürfe widerlegt.

II. Hrn. Lamberts zweyter Versuch der Taxometrie von Abmessung der Ordnung, wenn man daben die Wichtigkeit der Regeln, und den Vorzug, den eine vor der andern verdient, beurtheilen soll. Hrn. Lamberts Sätze, zu denen selbst Figuren zur Erläuterung gehören, lassen sich hier nicht wohl ausser dem Zusammenhange erzählen.

Schöne Wissenschaften.

I. Hrn. Thiebault Fortsetzung der Analyse von Hrn. Beauzée Grammaire générale; voll guter Anmerkungen aus der Philosophie der Grammatik, und meistens auf die französische angewandt.

II. Derselbe, von der Aussprache. Ohne Zweifel verlieren wir sehr viel von den Schönheiten der alten Schriftsteller, weil wir ihre Aussprache so wenig kennen. Und unsere Art ihre Sprachen zu lesen,

verunstaltet uns noch wohl manches, z. E. weil wir ihre Verse scandiren gelernt haben, so lesen wir sie immer so zerhackt. (Es kann wohl seyn, daß es Leute giebt, die lateinische Verse so lesen, als ob sie scandirten, eben wie schlechte französische Acteurs die Reime fein deutlich hören lassen. Sonst aber kann man sich leicht gewöhnen, den Rhythmus des Verses zu empfinden, ohne ihn zu scandiren. Der Recensent hat zuweilen Leuten, die mehr lateinische Verse machten als er, einen Vers, den sie falsch anführten, nur aus dem Gehöre getadelt, sie scandirten, und fanden seinen Tadel gegründet.) Daß die lateinische Sprache nicht habe können die allgemeine Sprache der Gelehrten bleiben, leitet Hr. Th. daraus her, weil jede Nation sie anders ausspreche, und folglich die Gelehrten in ihr nicht mit einander reden können. (Sie thaten es doch etliche Jahrhunderte, nachdem die jetzigen europäischen Nationen schon alle unterschieden waren. Deutsche, Franzosen und Italiäner können sehr wohl mit einander Latein reden, besser als Deutsche, die unterschiedene Mundarten haben, mit einander deutsch; nur der Engelländer würde dem festen Lande etwas mehr Mühe machen, und doch würde man sich da schon an einander gewöhnen. Auch wäre die lateinische Sprache nicht eigentlich dazu die gelehrte, mit einander zu reden, sondern zu schreiben. Wenn auch zu Erasmus Zeiten die Gelehrten in Engelland alle latein sprachen, so mußte er doch die Landessprache des gemeinen Lebens wegen sprechen, oder einen Dollmetscher brauchen. Daß grosse Gelehrte des 16. Jahrh. die Sprachen anderer Länder zum gemeinen Gebrauche wohl verstanden, zeigen manche Beyspiele, als: *Rabelais*, *Panurg*, Frischlins, *Julius Redivivus* u. s. w.) Hr. Th. billigt daher, daß man jetzo das Französische zur gelehrten Sprache mache,

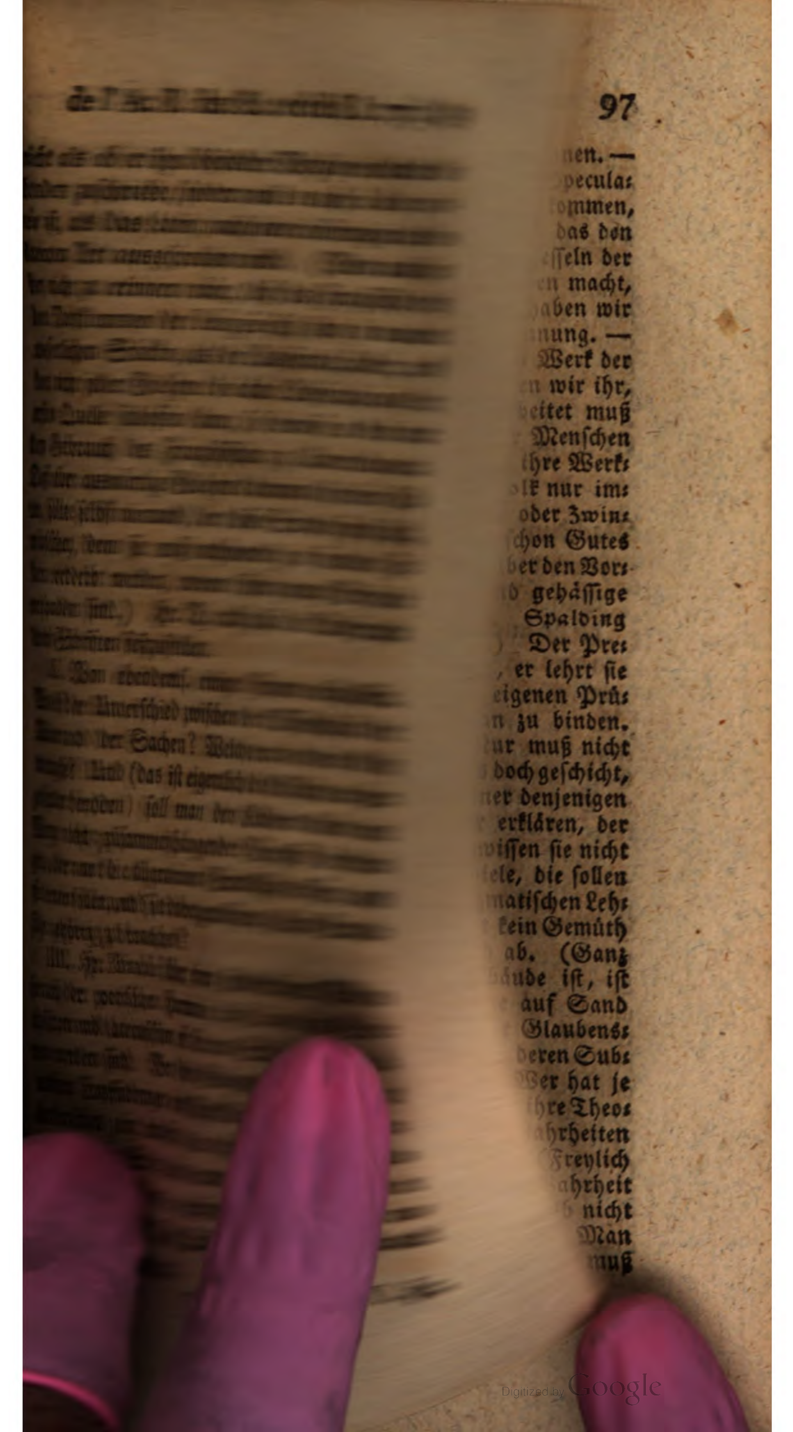
nicht

nicht als ob er ihm besondere Vorzüge vor andern lebenden zuschriebe, sondern weil es mehr à nôtre portée ist, als das Latein, nach einer einförmigen und bekannten Art ausgesprochen wird. (Wenn auch hiebey nicht zu erinnern wäre, daß das Französische bey den Nachkommen der Refugiés sich schon in manchen wesentlichen Stücken, als der Aussprache, ändert, und doch nicht jeder Gelehrte die ächte Aussprache aus der ersten Quelle schöpfen kann, so bewiese es doch nur den Gebrauch des Französischen zu Unterredungen. Daß aber auswärtige Gelehrte darinnen schreiben sollten, sollte selbst niemand, der diese Sprache hoch hält, wünschen, denn sie muß nothwendig in fremden Federn verderbt werden, wovon schon genug Beyspiele vorhanden sind.) Hr. Th. räth also die Aussprache durch Schriften festzustellen.

III. Von ebendems. einige Fragen aufzulösen. Was ist der Unterschied zwischen der Wissenschaft der Wörter und der Sachen? Welche von beyden ist die wichtigste? Und (das ist eigentlich die Absicht vorhergehender beyden) soll man den Kindern lieber eine Menge nicht zusammenhängender Begriffe beybringen, oder nur die allgemeinen Grundsätze dessen, was sie lernen sollen, und sie dabey gewöhnen, solche Grundsätze gehörig zu brauchen?

IIII. Hr. Bitaubé über einen sonderbaren Widerspruch der poetischen Harmonie, daß hiatus im Griechischen und Lateinischen oft für eine Schönheit gehalten worden sind. Bey dieser Gelegenheit, da sich in unsern Empfindungen vom Wohlklange so viel Veränderliches zeigt, wünscht er, ein philosophischer Litterator, wie Hr. Sulzer, möchte untersuchen, warum in der Musik, wenigstens der größten Menge, nur immer das Neue gefällt? Diese Aufsätze Hrn. Thiebault sind 1765 abgelesen worden.

verunstaltet uns noch wohl manches, z. E. weil
ihre Verse scandiren gelernt haben, so lesen wi
immer so zerhackt. (Es kann wohl seyn, daß es
giebt, die lateinische Verse so lesen, als ob sie sca
ten, eben wie schlechte französische Acteurs die R
fein deutlich hören lassen. Sonst aber kann ma
leicht gewöhnen, den Rhythmus des Verses zu
pfinden, ohne ihn zu scandiren. Der Recensen
zuweilen Leuten, die mehr lateinische Verse m
als er, einen Vers, den sie falsch anführten, n
dem Gehöre getadelt, sie scandirten, und fan
nen Tadel gegründet.) Daß die lateinische S
nicht habe können die allgemeine Sprache der
ten bleiben, leitet Hr. Th. daraus her, weil j
tion sie anders ausspreche, und folglich die G
in ihr nicht mit einander reden können. (E
es doch etliche Jahrhunderte, nachdem die j
ropäischen Nationen schon alle unterschied
Deutsche, Franzosen und Italiäner können
mit einander Latein reden, besser als Deutsc
terschiedene Mundarten haben, mit einand
nur der Engelländer würde dem festen La
mehr Mühe machen, und doch würde m
schon an einander gewöhnen. Auch wä
nische Sprache nicht eigentlich dazu die ge
einander zu reden, sondern zu schreiben.
auch zu Erasmus Zeiten die Gelehrten in
alle latein sprachen, so mußte er doch die
che des gemeinen Lebens wegen sprechen,
Dollmetscher brauchen.
16. Jahr[illegible] Spr[illegible]
nen G[illegible]
spiel[illegible]
di[illegible]



nen. —
pecula=
ommen,
das den
sseln der
n macht,
aben wir
nung. —
Werk der
n wir ihr,
beitet muß
Menschen
ihre Werk=
lk nur im=
oder Zwin=
chon Gutes
ber den Vor=
d gehässige
Spalding
) Der Pre=
, er lehrt sie
eigenen Prü=
n zu binden.
ur muß nicht
s doch geschicht,
ner denjenigen
erklären, der
wissen sie nicht
ele, die sollen
matischen Leh=
kein Gemüth
ab. (Ganz
äude ist, ist
auf Sand
Glaubens=
deren Sub=
Wer hat je
ihre Theo=
ahrheiten
Freylich
ahrheit
nicht
Man
muß

verunstaltet uns noch wohl manches, z. E. weil wir ihre Verse scandiren gelernt haben, so lesen wir sie immer so zerhackt. (Es kann wohl seyn, daß es Leute giebt, die lateinische Verse so lesen, als ob sie scandirten, eben wie schlechte französische Acteurs die Reime fein deutlich hören lassen. Sonst aber kann man sich leicht gewöhnen, den Rhythmus des Verses zu empfinden, ohne ihn zu scandiren. Der Recensent hat zuweilen Leuten, die mehr lateinische Verse machten als er, einen Vers, den sie falsch ausführten, nur aus dem Gehöre getadelt, sie scandirten, und fanden seinen Tadel gegründet.) Daß die lateinische Sprache nicht habe können die allgemeine Sprache der Gelehrten bleiben, leitet Hr. Th. daraus her, weil jede Nation sie anders ausspreche, und folglich die Gelehrten in ihr nicht mit einander reden können. (Sie thaten es doch etliche Jahrhunderte, nachdem die jetzigen europäischen Nationen schon alle unterschieden waren. Deutsche, Franzosen und Italiäner können sehr wohl mit einander latein reden, besser als Deutsche, die unterschiedene Mundarten haben, mit einander deutsch; nur der Engelländer würde dem festen Lande etwas mehr Mühe machen, und doch würde man sich da schon an einander gewöhnen. Auch wäre die lateinische Sprache nicht eigentlich dazu die gelehrte, mit einander zu reden, sondern zu schreiben. Wenn auch zu Erasmus Zeiten die Gelehrten in Engelland alle latein sprachen, so mußte er doch die Landessprache des gemeinen Lebens wegen sprechen, oder einen Dollmetscher brauchen. Daß grosse Gelehrte des 16. Jahrh. die Sprachen anderer Länder zum gemeinen Gebrauche wohl verstanden, zeigen manche Beyspiele, als: *Rabelais, Panurg*, Frischlins, *Julius Redivivus* u. s. w.) Hr. Th. billigt daher, daß man jetzo das Französische zur gelehrten Sprache mache,

nicht

nicht als ob er ihm besondere Vorzüge vor andern lebenden zuschriebe, sondern weil es mehr à notre portée ist, als das Latein, nach einer einförmigen und bekannten Art ausgesprochen wird. (Wenn auch hieben nicht zu erinnern wäre, daß das Französische bey den Nachkommen der Refugiés sich schon in manchen wesentlichen Stücken, als der Aussprache, ändert, und doch nicht jeder Gelehrte die ächte Aussprache aus der ersten Quelle schöpfen kann, so bewiese es doch nur den Gebrauch des Französischen zu Unterredungen. Daß aber auswärtige Gelehrte darinnen schreiben sollten, sollte selbst niemand, der diese Sprache hoch hält, wünschen, denn sie muß nothwendig in fremden Federn verderbt werden, wovon schon genug Beyspiele vorhanden sind.) Hr. Th. räth also die Aussprache durch Schriften festzustellen.

III. Von ebendems. einige Fragen aufzulösen. Was ist der Unterschied zwischen der Wissenschaft der Wörter und der Sachen? Welche von beyden ist die wichtigste? Und (das ist eigentlich die Absicht vorhergehender beyden) soll man den Kindern lieber eine Menge nicht zusammenhängender Begriffe beybringen, oder nur die allgemeinen Grundsätze dessen, was sie lernen sollen, und sie dabey gewöhnen, solche Grundsätze gehörig zu brauchen?

IIII. Hr. Bitaubé über einen sonderbaren Widerspruch der poetischen Harmonie, daß hiatus im Griechischen und Lateinischen oft für eine Schönheit gehalten worden sind. Bey dieser Gelegenheit, da sich in unsern Empfindungen vom Wohlklange so viel Veränderliches zeigt, wünscht er, ein philosophischer Litterator, wie Hr. Sulzer, möchte untersuchen, warum in der Musik, wenigstens der größten Menge, nur immer das Neue gefällt? Diese Aufsätze Hrn. Thiebault sind 1765 abgelesen worden.

V. Hn. Wequelin dritte Abhandlung über die Philosophie der Geschichte. Abtheilung der Geschichte in die ganzen Staaten und einzelner Personen, und Betrachtungen über die ersten Gattungen der politischen Geschichte.

VI. Dom Pernetty, über den Gebrauch der Alten und Neuern, Räthsel aufzugeben. Mit vieler Belesenheit wird von diesem Gebrauche bey unterschiednen alten Völkern gehandelt. Die neuern Räthsel hält D. P. wie billig, für nichts weiter, als höchstens einen Zeitvertreib derer, die nichts bessers zu thun wissen.

VII. Hr. Borrelly, über die Mittel die nützlichen Künste in einem Staate blühend zu machen.

VIII. Desselben Antrittsrede, über das gehörige Verfahren bey Entwicklung des menschlichen Verstandes. Diese beyden Aufsätze lassen sich mit Vergnügen lesen, aber eben, weil es unterhaltende Reden sind, verstatten sie keinen Auszug.

B.

Kurze

Kurze Nachrichten.

I. Von der Gottesgelahrheit.

Lehrbegrif der christlichen Kirche in den drei ersten Jahrhunderten. Zu Prüfung einiger neuern Versuche und Streitigkeiten in der Dogmatik und Geschichte. Aus den sichersten Resten des christlichen Alterthums in seinem Zusammenhang vorgetragen. Frkfrt. bey Varrentr. MDCCLXXIV. Vorbericht und 240 Seiten in Oktav.

Eine historische Erforschung der ältesten dogmatischen Geschichte soll ohne Ausnahme und Partheylichkeit alle Stellen, welche die Geschichte irgend einer Religionsidee betreffen, nebst grammatikalischer Erläuterung des Sinnes derselben enthalten. Eine Geschichte der ältesten Dogmatik erzählt die Resultate dieser Erforschungen, das ist, die Geschichte jeder Idee durch alle ihre Veränderungen von Lehrer zu Lehrer, von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Jesus Christus bis herab auf die Concilia; die Stellen selbst wird sie vielleicht am Rand anzeigen, aber gewiß nicht ausschreiben. Diese zwey Bücher sind noch nicht geschrieben worden. Obgenantes läßt uns ohngefähr, wo die Centuriatoren und Scultetus, sagt wenigstens seit Semler nichts Neues, kan aber gleichwol wegen seiner Schreibart und Mässigung von jungen Geistlichen nicht ohne Nutzen gelesen werden. Zu Untersuchungen über die dogmatische Geschichte gehört mehr Gelehrsamkeit; zur Geschichtbeschreibung selbst aber mehr Philosophie und Präcision.

lz.

Materialien zum Kanzelvortrag. Ein jeglicher prüfe sein Selbstwerk. Paulus. Altdorf und Nürnberg.

berg, bey Lorenz Schüpfel. 1774. 8. 96 Seiten.

Abermals eine kleine Schrift, welche durch Hrn. Spaldings Buch über die Nutzbarkeit des Predigtamts veranlasset worden ist. Sie enthält bescheidene Untersuchungen, Erinnerungen, Bedenklichkeiten, Zweifel, wie man es nennen will, über neuere Vorschläge zur besseren und vortheilhafteren Einrichtung des Kanzelvortrages, besonders wider diejenigen, welche das Feld der Lehrsätze, die dem Volke zu predigen sind, nach des V. Meinung, zu enge umzäumen, und mehr Moral, als Dogmatik, mehr praktische gemeinnützige Wahrheiten, als unfruchtbare Theorien und schwere spekulative Dogmen wollen öffentlich von der Kanzel vorgetragen haben. Der V. ist Hr. Döderlein in Altdorf. Man hört in ihm einen ehrlichen Mann, dem die Wahrheit am Herzen liegt, über diese Sache sprechen, und man schätzt ihn wegen seiner billigen Denkungsart und Bescheidenheit im urtheilen um so mehr hoch, je weniger man einer solchen Mäßigung an mehreren Männern, die sich mit ihm über einerlei Sache beschweren, zeither gewohnt ist.

Also nach vorläufigen allgemeinen Betrachtungen über die Wichtigkeit und den Zweck des Predigtamts, die jeder billigen muß, kömmt die Frage in Untersuchung: Was gehört von Seiten des christlichen Lehrers dazu, daß der Zuhörer die Gemüthsruhe und die guten Gesinnungen erhält, die er durch seinen Vortrag zu erhalten sucht? Was sind die Materialien des christlichen Unterrichts? Was muß der Lehrer predigen, um zu nützen? — Die biblischen ohne Unterschied. Moralische Wahrheiten und Glaubenslehren zugleich, (hieran ist kein Zweifel) wie es die ersten Boten Jesu gethan haben. Das ganze Evangelium trägt auf Ruhe der Seele für die Menschen an, und die entspringt aus guten Gesinnungen und der Ausübung der Tugend. Aber diese ist nicht der einzige Grund unsers Trostes und unserer Hoffnung nach demselben. Sie kann auch nicht hinlänglich zu unserer Beruhigung seyn, denn unsre beste Tugend und Rechtschaffenheit ist nicht vollkommen. Wir haben gesündiget und behalten Schwachheiten. Was überhebt ein zartes Gewissen aller daraus entspringenden Aengstlichkeit? Das göttliche Wohlgefallen an dem gebesserten Leben hebt sein Misfallen an dem vergangenen nicht auf. Hier tritt nun das Evangelium mit seinen Erklärungen

gen ein, und sagt dem Menschen: „Du kannst bey redli„cher Liebe zum Guten dein Herz vor Gott stillen, und die „glückseligen Hoffnungen, die im Vertrauen auf eine „schwache Tugend wanken müssen, durch die Versicherung, „daß Gott um seines Sohnes willen dir gnädig seyn „werde, befestigen. Reinige dich nur immer mehr von „todten Werken, und arbeite an der Verbesserung deiner „Gesinnung mit der Kraft, die dir Gott darreicht„ Dies ist nun kein entgegengesezter Weg zur Ruhe, der uns gezeigt wird, sondern nur ein anderer, der mit jenem zusammentrift, uns aber sicherer, mehr durch Nachdenken, als durch ein dunkeles Gefühl auf die Bahn der Tugend leitet. Dabei ist weniger Veranlassung zur Unruhe, dem unvermeidlichen Gefährten einer fehlerhaften Rechtschaffenheit. Es wäre Undank gegen einen erbarmenden Gott, der uns feste Ruhe gönnt, und Unbarmherzigkeit gegen die Menschen, wenn ein Prediger seinen Zuhörern diese der christlichen Lehre eigenen Anweisungen zur Gemüthsruhe, deren sie nicht entbehren können, verschweigen wollte. Er darf, er soll sie ihnen nicht vorenthalten. (Dies hat auch kein christlicher Prediger, am wenigsten Spalding je verlangt. Der Trost, der in den evangelischen Verheissungen von der Gnade Gottes für umkehrende Sünder liegt, muß allen geprediget werden. Hierüber ist gar kein Streit, weil es niemand unter alten und neuen Lehrern leugnet. Allein, da die Ausleger der h. Schrift über die Art, wie Christus unsere Begnadigung bey Gott vermittelt habe, wie wir durch ihn Gott angenehm gemacht worden sind, gewisse Erklärungen und Hypothesen festgesezt haben, welche einige in den von den Aposteln gebrauchten Ausdrücken, Vorstellungen und Redensarten unwidersprechlich, andere nicht unwidersprechlich gegründet finden: so ist die Frage in Ueberlegung gekommen: Ob es in dem populären Vortrage der christlichen Religion (in concione ad populum) zur Beruhigung der Gemüther wegen vormaliger Sünden, schlechterdings nothwendig sey, dergleichen bestimmte Hypothesen, die am Ende nach den Fähigkeiten des Volks für dasselbe zu fein und spekulativ werden, mit vorzutragen? Ob es unter allen nur eine einzige gebe, welche allein angenommen und gelehrt werden müsse, wenn der unvollkommene sündige Mensch völlig vor Gott in seinem Gewissen beruhiget werden soll? — Oder ob es genug sey, daß man nach den Zeugnissen Jesu und seiner Apostel dem Chri-

sten

sten sage: Du hast durch deinen Erlöser unter der und der Bedingung die Gewißheit, daß du von Gott begnadiget bist, ohne darüber mit einem jeden spekuliren zu wollen, wie er dazu gekommen sey? Da sind nun einige itzt lebende Gottesgelehrte für das letztere, andere hingegen für das erstere, welchen auch der V. beitritt.)

Doch wir fahren in der Anzeige des Inhalts der Materialien fort. — Es ist bei dem unbestimmten Satz, daß die Verkündigungen der Apostel ihre Absicht bei dem und dem nur auf die erste Kirche, und für die Gemeinen, denen sie zu nächst bestimmt waren, Brauchbarkeit gehabt hätten, Gefahr zu befürchten. Dabei könnte man manche Glaubensartikel ausmerzen — Wenige Blätter der Bibel nützten alsdenn weiter. Wir hätten eine göttliche Offenbarung und doch keine Gewisheit mehr, was wir glauben sollten. Einige Anweisungen des N. T. gehören nicht für unsre Tage unmittelbar, aber das gilt doch nicht von allen. (Dies behauptet auch keiner) Allgemeine Religionswahrheiten, die die ersten Gemeinen wissen mußten, müssen wir der unsrigen auch vortragen. (Kein Zweifel. Aber über den Begriff der allgemeinen Religionswahrheiten sind wir eben uneins) Es muß für die Erweiterung und den Wachsthum der christlichen Erkentniß gesorgt werden, sonst führen wir wieder Barbarei ein — Nicht alle Wahrheiten gehören freilich für alle. Man muß vorzüglich die leichten treiben, aber die schweren nicht ausschließen; die Christen nicht arm an Erkentniß lassen, da sie reich daran werden sollen — Die disciplina arcani der ersten Kirche verhehlte nicht Glaubenslehren, sondern Formeln und Gebräuche vor den Katechumenen, und ist kein Muster für uns — Die Bibel ist für alle, (aber wohl nicht alles in der Bibel für alle) also müssen den Laien auch die dunkeln schweren Stellen erklärt werden (so viel sichs thun läßt und Nutzen bringt, allerdings) — Zu Spekulationen oder spitzfindigen Grübeleien müssen nicht alle Theorien in der Religion gemacht und unter diesem Vorwande verworfen werden (das thut auch kein verständiger Theolog). Jene haben keinen Einfluß auf die Sittlichkeit und sind dem gemeinen Christen zu nichts nütze. Theorien, oder bestimmte Vorstellungsarten, Erklärungen und systematische Verknüpfungen verschiedener Lehren, die deutlich in der heiligen Schrift vorgetragen sind, über deren Möglichkeit, Entstehungsart und genauere Beschaffenheit wir aber keine bestimm-

stimmten Anweisungen haben, und durch bald mehr, bald weniger willkührliche Erklärungshypothesen mehr Licht zu verbreiten hoffen (wiewohl sie manchmal noch dunkler dadurch gemacht werden), die können, wenn gleich nicht immer einen nahen, dennoch einen entfernten Einfluß in die Moralität haben, der nicht gleich beim ersten Anblick in die Augen fällt. Sollten die höheren Vorstellungen der Religion ihn nicht haben, so müßte man den Menschen alle Vernunft absprechen, und die Erfahrungen verkennen, die doch mehr gelten, als Raisonnement. Z. E. die Betrachtung der göttlichen Erbarmung und Liebe, welche ihr Kostbarstes zu unserer Errettung aufopferte, war für tausende mehr Antrieb zur Gottseligkeit, als der Eigennutz des Philosophen, und der Henker des Tyrannen, und das dunkle moralische Gefühl, das so nahe an Schwärmerei grenzt. (Dieses Beispiel passet, wie uns dünkt, nicht wohl hieher. Welcher christliche Gottesgelehrte hat denn je geleugnet, daß die in der Sendung und Aufopferung des Sohnes Gottes geoffenbarte Liebe des Vaters ein großes Motiv zur Gottseligkeit sey, und als ein solches allen Christen gepredigет werden müsse? Wer hat sie je unter die unfruchtbaren Theorien und spekulativen Spitzfindigkeiten gezählt? Wohl aber hat man die Fragen dafür erklärt: Ob Jesus Christus nach athanasianischen oder arianischen Lehrbestimmungen Gottes Sohn sey? Ob er nach der Vorstellung des Grotius, oder eines andern, die Glückseligkeit derer, die an ihn glauben, vermittelt habe? Die Empfindung und Anwendung der durch Christum geoffenbarten Liebe Gottes, sagt man, ist von beiden Hypothesen unabhängig, wirkt, es sey so oder so damit, in beiden Fällen einerlei. Und eben darum sind dergleichen Hypothesen in Ansehung des praktischen Christenthums von keiner Wichtigkeit. Spricht die eine Partei: Ja! aber auf die und die Hypothese führt durchaus der klare Ausspruch der heil. Schrift, so erwiedert die andere: Nein! er führt nicht nothwendig darauf. Und da wird dann der Streit bloß exegetisch, der schon so lange gedauert hat und auch wohl so lange dauern wird, als ein jeder die Freiheit zu haben glaubt, die streitigen Schriftstellen nach seiner subjektiven Einsicht in den Zusammenhang der übrigen erkannten Wahrheiten zu deuten) — Es ist Undank, einen Unterricht zu verschmähen, den Gott uns gab. (Ganz recht! wenn es erst ausgemacht ist, daß gewisse theologische Hypothe-

pothesen bei dem göttlichen Unterricht zum Grunde liegen, daß dieser jene schlechterdings involvire. (Hierüber wird aber eben gestritten.)

Die Eiferer gegen die spekulativen Lehrer des Christenthums (nicht des Christenthums, sondern der gelehrten Dogmatik) hoffen durch die Entfernung derselben viel zur Beförderung der Religion zu gewinnen. Sie erwarten davon Bekehrungen des Unglaubens, und ein brüderliches Zusammentreten der entzweiten Kirchengesellschaften. Aber daraus wird nichts werden. Den Ungläubigen sind nicht bloß die Geheimnisse des Evangeliums verhaßt, sondern die Forderungen desselben weit mehr. Ihrer Tugendpflichten wollen sie sich gern entschlagen. (Dies ist zum Theil wohl wahr, aber gewiß doch nicht ganz allgemein.) — Theologische Fragen, z. E. wie in Gott drei verschiedene ohne Nachtheil der Einheit existiren — andere systematische Meinungen, Nebenpunkte, Erklärungen dogmatischer Sätze, theoretische Behauptungen, ob zwar Streitschriften darüber gewechselt worden, sind eigentlich nicht der Grund von der Trennung der Kirche in verschiedene Parteien. (Nicht? was denn? Was trennte die Kirche im vierten Jahrhundert in Arianer und in Orthodoxen? Was trennte nach angefangener Reformation die Protestanten?) — Die Unionsmethode, durch Unterdrückung mancher Wahrheit, (ein anderer hält sie aber nicht für Wahrheit,) Friede und Einigkeit zu stifften, taugt nicht, weil der Preis zu theuer ist. Leicht ist der Weg die Ungläubigen zu gewinnen, wenn die Vernunft ihr anstößige Lehren ausmerzt, und das Christenthum in den Naturalismus verwandelt. (Um Vergebung! wo die christliche Religion, auch ohne der Vernunft anstößige Sätze gelehrt wird deren keinen Jesus je behauptet hat, da ist deswegen nicht bloßer Naturalismus. — Glaube an die göttliche Sendung Jesu und an seine Auferstehung unterscheidet den Christen von den Naturalisten) — Zur leichteren Vereinigung der christlichen Parteien ist das Mittel, wovon man sich so viel Gutes verspricht, theils bedenklich, theils ungewiß. — Die Disharmonie in Theorien wird immer bleiben, wenn auch die Namen der Parteien aufhören. (mag es doch, da es nicht anders seyn kann, wenn wir uns dann nur brüderlich in Meinungen dulden, da wir in der Hauptsache alle einig sind,) Das Verketzern und Verdammen — da sey Gott vor! das ist abscheulich. Der bescheidene Verfechter der Wahrheit, und der

der unwürdige Polterer sind ganz verschiedene Personen. — Und wenn die Vereinigung dadurch, daß man Speculationen bloß dem Katheder vorbehält, zu Stande kommen, so wird früh oder spät ein neues Genie aufstehen, das den Zwang der Verabredungen verabscheuet, die Fesseln der alten Meinungen nicht tragen will, neue Theorien macht, und selbige in die Sittenlehre einflechtet. So haben wir dann eine neue Revolution und abermalige Trennung. — Es scheint die göttliche Vorsehung wolle sich das Werk der Vereinigung selbst vorbehalten. Warum wollten wir ihr, ehe es für sie Zeit ist, vorarbeiten? (vorgearbeitet muß nun wohl bei allen, was die Fürsehung unter Menschen hervorbringen will, von Menschen selbst, die ihre Werkzeuge sind, werden. Man unterrichte das Volk nur immerfort mehr nach Christi, als nach Luthers oder Zwingels Lehre, so wird die Fürsehung daraus schon Gutes machen.) Mit welcher Redlichkeit kann man aber den Vortrag der Unterscheidungslehren so bittere und gehäßige Aeusserungen thun? (wer die thut, thut übel. Spalding hat noch nie bitter und gehäßig geschrieben.) Der Prediger, der sie vorträgt, ist dazu angewiesen, er lehrt sie nach seinem Gewissen; und überläßt sie der eigenen Prüfung der Zuhörer, ohne die Seligkeit daran zu binden. (Dawider kann niemand etwas haben. Nur muß nicht jede Partei ihre Unterscheidungslehren, wie es doch geschicht, absolut zu Christi Lehren machen wollen, keiner denjenigen Prediger für einen antichristischen Irrlehrer erklären, der sie nicht dafür erkennt, und nach seinem Gewissen sie nicht lehret.) Der wirksamen Erkenntnisse sind viele, die sollen getrieben werden. Bey Absonderung der dogmatischen Lehren von den moralischen Forderungen erlangt kein Gemüth Festigkeit, es lehnt dann diese leicht von sich ab. (Ganz recht! Was das feste Fundament dem Gebäude ist, ist die Glaubenslehre der Moral, die ohne jene auf Sand stünde. Aber zwischen klarer, wohl erwiesener Glaubenslehre und zwischen gelehrter Schultheologie und deren Subtilitäten, ist ein himmelweiter Unterschied. Wer hat je behauptet, daß man zur Ausübung der Religion ihre Theorie nicht zu wissen brauche?) Man muß nicht Wahrheiten vom corpore doctrinae christianae absägen. (Freylich wohl, nur muß erst ausgemacht seyn, daß etwas Wahrheit sey. Und überdies ist vieles Wahrheit, das deshalb nicht auf die Kanzel gehöret.) Dies Mittel wäre zu desperat. Man

muß sie populär vortragen, sie in einem hellern Lichte zeigen, damit die Ungelehrten was bestimmtes und richtiges dabei denken. (Sehr gut! aber wie? wenn man nun gewisse Sätze voller Widersprüche fände, sobald man anfinge klar darüber zu denken?) Der Prediger muß ein Mann seyn, dem die göttliche Wahrheit theuer ist, und keine Sorge näher am Herzen liegt, als ihre möglichste Bekanntmachung, die Aufklärung der Unwissenheit und der Zweifel dagegen, die Befestigung durch faßliche Gründe; und die stete Einlenkung der Erkänntnisse des Christenthums zur Ausübung. — Dem kann niemand mehr beistimmen als der Recensent.

T.

Nachdenken über mich selbst. Joh. VII, 17. So jemand den Willen dessen, der mich gesendet hat, thun will, der wird dieser Lehre halber verstehen, ob sie aus Gott sey. Offenbach, bey Ulrich Weiß. 1775. 46. Seit. 8.

Einmal, sagt Hr. Lavater, (denn dieser ist der Verf.) „muß ich doch wissen, wie mein Herz beschaffen ist; einmal muß ich es doch bey mir selbst ausmachen, wie ich mit Gott, meinem Schöpfer stehe, und was ich für meine eigene Person für ein Schicksal zu erwarten habe, wenn dies kurze Leben, Gott weiß wann? für mich zu Ende ist.„

Um dieses auszumachen, zieht er zuförderst die merkwürdigsten Aussprüche der h. Schrift aus, in welchen dasjenige, was Gott von den Menschen fordert, enthalten ist. Dann hält er unpartheyisch sein eignes Herz und seinen bißherigen Wandel dagegen, und bekennt, daß er, nach dieser Vergleichung, wohl einsehe, daß er noch kein Christ, und also auch noch kein auserwählter Erbe der Seeligkeit sey. (Ein wenig andächtelnder Cant) Er will sich bessern: aber ach! wie darf bey der Kenntniß der Schwächen seines Herzens, und bey dem Bewußtseyn, wie oft es ihn nun bißher schon hintergangen habe, wie darf er hoffen, daß es künftig gelehriger seyn, daß es seinen neugefaßten Vorsätzen diesmal treu bleiben werde? In dieser Bekümmerniß erinnert er sich, daß uns eine höhere Hülfe, der Geist Gottes und Christi versprochen sey, der dasjenige in uns bewerkstelligen solle, was uns selbst zu leisten

unmög-

unmöglich ist. Dazu will er also durch ein unablässiges Gebet, doch auch unter einer getreuen Anwendung aller ihm beywohnenden natürlichen Kräfte, seine Zuflucht nehmen. „Ich will mich, sagt er, unter unaufhörlichem Seufzen und kindlichem Anschmiegen an die Gnade meines Gottes, auf die Versuchungen gefaßt machen, (was mögen wohl eigentlich Versuchungen seyn?) die (denen) ich schlechterdings nicht ausweichen kann; — inzwischen aber immer beten, und wieder beten — — und wo ich einen Augenblick erübrigen kann, in die (der) Stille, in mein (meinem) Kämmerlein, in einen (einem) Winkel, wo mich niemand siehet, als Gott, mich auf mein Knie, auf mein Angesicht niederwerfen, flehen, beten, ringen, es mag gehen oder nicht gehen, biß zuletzt das harte Herz weich, die dunkle Seele heiter wird, (sie könnte vielleicht auch noch dunkler dadurch werden) wie das Licht; (das letztere mögte sich wohl nicht erringen lassen; dazu wird ruhiges Nachdenken nöthig seyn.) von meinem Gebete wieder aufstehen, so spät ich kann — (man kann des Guten auch zu viel thun) und dann wieder vor Gott und mit Gott fortwandeln u. s. w.„ Dieser ganze Aufsatz ist, wie man aus der jezt gegebenen kleinen Probe ersehen wird, aus einer so inbrünstigen glühenden Andacht geflossen, daß es wohl nicht viel Leser geben wird, welche Hrn. Lavater auf dem übertriebenen Fluge, den seine erhitzte Einbildungskraft nimmt, überall nachfolgen können. Dieser ecstatischen Inbrunst muß man vermuthlich auch die Vernachläßigung der grammatikalischen Regeln zuschreiben, welche hie und da ein wenig zu sichtbar ist. Den Beschluß macht ein Gebetlied um den Beystand des heil. Geistes zur Bestreitung seiner Leydenschaften.

Gb.

Christliche Lieder der vaterländischen Jugend, besonders auf der Landschaft, gewidmet von Johann Caspar Lavater. Zürch, bey Johann Caspar Ziegler. 1774. 52 Seit. 8.

Was für einen Platz Hr. L. unter den geistlichen Liederdichtern behaupte, ist schon bekannt. Es verdient also nur angemerkt zu werden, daß er in gegenwärtiger

tiger kleinen Sammlung sich weder merklich übertroffen, noch merklich verschlimmert habe.

Daß diese Lieder hauptsächlich für Kinder geschrieben seyn sollen, würden wir eben so wenig, als daß sie vornehmlich für Schweizerische Kinder geschrieben sind, aus dem Inhalte errathen haben, wenn der Hr. Verfasser nicht dafür gesorgt hätte, daß wir durch den Titel davon benachrichtiget würden. Manche, den Fähigkeiten und den schwachen Kenntnissen gewöhnlicher Kinder eben nicht angemessene Stelle würde uns vielleicht gerade das Gegentheil haben vermuthen lassen.

Das mechanische des Verses ist nicht selten vernachläßiget worden; einzelne Verse sind rauh, andere, besonders für Kinder, etwas unverständlich; die deutsche Sprachlehre hat auch nicht immer ihre Rechte geltend gemacht. Hier sind ein Paar Beylagen zu diesem Antheile! 1) In Absicht des Versbaues und besonders des Reims:

Seit. 12. Wer ist mein Nächster nun? — Ein jeder
Ist Mensch, ist einer meiner Brüder.

2) In Ansehung der Härte einzelner Verse:

Seit. 4. Gab ich mir Leben, Mund und Hand?
Ich selber Aug mir und Verstand?

3) In Ansehung der Unverständlichkeit:

Seit. 2. Belebest sie durch deinen Geist,
Der alles kann, und alles weißt.

Auch einer, der kein Kind mehr ist, muß erst durch Nachdenken entscheiden, ob das weißt die zwote Person von wissen, oder die dritte von weisen seyn soll.

Seit. 4. Ich danke dir, der alles schafft,
Für jeden Sinn und jede Kraft,
Für Aeltern, Lehrer, Brüder Dir,
Ich gab sie nicht, du gabst sie mir.

Das verworfene Dir muß den Sinn des dritten Verses für Kinder ungemein schwer machen.

Seit.

Seit. 8. Sind nicht, gleich mir, keiner minder,
Alle Menschen deine Kinder.

Seit. 38. Der Jünger Schwächster ist ein Held,
Der Welten sich entgegen stellt.

(Was soll der Schwächste unter unsern Jüngern sich dabey denken?)

Im Schaun, im Trinken deines Lichts,
Bist alles du! Sonst alles Nichts!

(Und was bey dem Schaun und Trinken deines Lichts?)
4) In Ansehung der Sprach-Mängel, wobey wir einige Schweitzerische Worte (z. E. Forcht statt Furcht) um dessen willen übergehen, weil diese Lieder der Schweitzerischen Jugend gewidmet sind:

Seit. 4. Was, Vater, was kommt (statt kömmt) nicht von dir.

Seit. 16. Das Trank, das heut mein Labsal ist.

Seit. 38. Wie fühltens sie's auf ihren Knien,

Doch vielleicht ist das eine s ein Druckfehler.

Lt.

Freundschaftliche Unterredungen über die Wirkungen der Gnade. Vier Theile. Neue vermehrte Auflage. Halle, in Verlag des Waisenhauses. 1774. 8. 456 Seiten.

Die Vermehrung dieser neuen Auflage besteht darin, daß die Fragen, betreffend die Wirkungen der Gnade &c. welche 1771 besonders herauskamen, als der vierte Theil dazu gedruckt, auch hie und da einige Anmerkungen und Erörterungen, die sich auf gemachte Einwendungen beziehen, an gehörigem Ort eingeschaltet sind; sonst ist dieselbe ein ganz unveränderter Abdruck der ersten B. XIII. I. 63 ff. von uns angezeigten Ausgabe, denn, so viel wir haben wahrnehmen können, es müste uns denn, wie leicht geschehen kann, eine kleine Aenderung unvermerkt entwischt seyn, hat der V. nicht für nöthig gefunden, weder in den Unterredungen, noch in den Fragen, das geringste anders zu setzen,

oder auch nur eine Sylbe auszustreichen. Die meisten Zusätze sind zu den Fragen, in Rücksicht auf die Erinnerungen und Antworten des Rec. in der Bibl. XX. 2. 413 — 431. die der V. in seiner Zuschrift von ihm verlangt hatte, gemacht worden. Sie müssen dem scharfsinnigen Manne wohl sehr wenig Genüge gethan haben, denn sonst dächten wir, er hätte besonders die Vorstellungen, welche man ihm bei Gelegenheit der fünften und achten Frage, wegen einiger etwas unfreundlich von ihm beurtheilten Schriftausleger und Tugendprediger that, etwas bei sich gelten lassen. Allein sie haben ihn nicht bewegen können, von seinem satyrischen Spott über jene und seinem ungünstigen Urtheil von diesen ein Wörtchen zurück zu nehmen. Was er in der ersten Ausgabe von beiden geschrieben hatte, stehet alles auch in dieser neuen wörtlich da, und unsere Erinnerungen sind völlig mit Stillschweigen übergangen. Der Rec. will nicht vergeblicher Weise neue Anmerkungen dazu machen, denn es scheint, als wenn der Herr V. an der von ihm vorzüglich gebilligten Methode die h. Schrift auszulegen, die Lehre Christi zu predigen, und durch sie Menschen zu Gott zu bekehren, nicht das mindeste für fehlerhaft und verbesserlich hielte. Es sey so, wie es ihm beliebt. Auch dasjenige, so er dem Rec. bei der ersten, zweiten, eilften, dreizehnten und funfzehnten Frage über die unmittelbare Einwirkung Gottes in die menschliche Seele, besonders in die Seele des Kindes im Mutterleibe und bei dessen Taufe, über den Kinderglauben, den ἄνθρωπον ψυχικόν, die fleischliche Vernunft, die natürlichen Kräfte des Menschen u. s. w. entgegen setzt, sey aus gleicher Ursache dem Urtheil der Sachverständigen überlassen, die uns etwa mit einander vergleichen und eines jeden Behauptung ohne Vorurtheil prüfen wollten. Denn der Rec. mag gern, wenn er seine Meinung einmal gesagt hat, hernach stille schweigen, und andern die Priorität ihrer Einsichten vor den seinigen zugestehen — Nur ein Paar Worte zu dem, was der Hr. V. S. 450 ff. von dem biblischen Begriffe des seligmachenden Glaubens sagt: „Das Wesen „desselben, heißt es, sey ein Vertrauen und zum Unterschied „von der Selbstgerechtigkeit ein Vertrauen auf Gnade, wel„che nach biblischer Bestimmung die Versöhnung ist, und sich „auf die Wahrheit gründet: Christus ist für mich gestor„ben. Wer den seligmachenden Glauben in die Annehmung „der gesammten Lehre Christi, ohne deren näheren Bestim„mung setzte, dem müste dieser Begriff zu enge scheinen,

„(wie

„(wie er dem Rec. geschienen hatte) der käme aber damit „in ein so weites Feld hinein, daß Eusebius ihm daraus „einen feinen Naturalismus und zwar mit glücklicherm „Erfolge herleiten wollte, als der Rec. aus dessen Gedanken „ken von Eigenwirken in einen feinen Fanaticismus her: „zuleiten vermeinte. Der Glaube an Jesum werde ja im „Gegensatz der Furcht und des Erschreckens den Bekennern „Christi angedrungen, er gründe sich auf Verheissun: „gen der Gnade, stehe der Busse zu Gott und dem Glau: „ben an Gott zur Seite, heisse ein Glaube an Jesu Blut, „werde als eine gute freudige Hofnung, im Gegensatz „der Verachtung der Gnade, und des Wegwerfens der „Hofnung in so manchen Stellen des N. T. beschrieben, „und von Jesu Joh. 6. ein Essen und Trinken seines Lei: „bes und Blutes genannt, von welcher Stelle Hr. D. „Ernesti gesagt hätte: man könne den wahren Sinn „des Ausdrucks an Christum glauben, der sich so zerren „und drehen lassen müsse, damit er eines jeden Meinung „gerecht werde, aus keiner andern Stelle des N. T. so „sicher und genau bestimmen, als aus dieser.„ Der Rec. antwortet hierauf: Wer hat den je geleugnet, daß der seligmachende Glaube an Christum das feste Vertrauen auf die göttliche Gnade, die freudige Hofnung zu Gott, als ein wesentliches Stück desselben mit in sich begreife? Aber es ist nur ein Theil davon, die Annehmung der gesammten Lehre Jesu, wozu auch die treue Befolgung seiner Gebote gehört, macht das Ganze aus. Damit sich nicht einer oder der andere ungebesserte Mensch nur an den einen Theil des Glaubens, an das Vertrauen auf Gnade halte, und sich eine falsche Hofnung mache, muß man die Christen immer aufs Ganze führen; denn das willige Bestreben Christi Gebote zu halten, ist doch am Ende das einzige, von ihm selbst angegebene unverdäch: tige Kennzeichen, woran man es wissen kann, ob man den seligmachenden Glauben habe und sich die Verheis: sungen der Gnade sicher und freudig zueignen könne. Wenn man alle Stellen des N. T., wo vom πιστεύειν εἰς τὸν χριστὸν oder τῷ χριστῷ, oder ἐπὶ τὸ ὄνομα αὐτοῦ die Rede ist, sam: meln sollte, so würde sichs zeigen, daß solches in den aller: meisten in der weitern, nicht aber in der engern Bedeutung zu nehmen sey. Wir könnten sie aus den Reden Jesu zu hunderten anführen. Wenn Jesus den Unglauben der Ju: den straft, meint er allemal die Verwerfung seiner göttli:

chen Sendung und gesammten Lehre. Wenn er bittet, sie möchten doch seinem Evangelio, dem Worte, das er im Namen Gottes zu ihnen redete, glauben, so will er eben so wohl seine Gebote, als seine Verheißungen der göttlichen Gnade von ihnen angenommen wissen. Ueber seine zu stiftende Versöhnung nach unsern Begriffen, hatte er noch gar keine Erklärung von sich gegeben. Die eingebildete, vor Gott ungültige δικαιοσυνη, von welcher er sein Volk abführen wollte, war die äußerliche, jüdisch gesetzliche Werkheiligkeit der Pharisäer, nicht aber ungeheuchelte Frömmigkeit und Tugendliebe, die eine eben so wesentliche nota characteristica des seligmachenden Glaubens ist, als das Vertrauen auf die Gnade Gottes durch Christum. Daß nach Christi Himmelfarth die Apostel bei der Predigt des Evangeliums, besonders gegen gläubig gewordene aus dem Judenthum, so oft auf das zuversichtliche Vertrauen zu Gott, auf die durch Christi Tod den Menschen gewiß gewordene Gnade Gottes zur Vergebung ihrer Sünde dringen, davon liegt der Grund in den ängstlichen Zweifeln vieler Neubekehrten, ob sie auch zum Antheil an der Gnade Gottes gelangen und selig werden würden, wenn sie nicht zugleich noch ferner das ganze mosaische Gesetz von Beschneidung, Opfern, Fasttagen u. s. w. hielten. Aus dem ganzen Inhalte des Briefes an die Hebräer ist es sichtbar genug, warum der Apostel den Tod Christi als das große allgemeine Versöhnopfer für die Sünden der Welt vorstellt, welches alle weitere jüdische Opfer zur Erlangung der Gnade Gottes unnöthig machte. Daraus folgt nun nicht, daß es schriftmäßiger sey, den Glauben an Christum auf das Vertrauen zu seiner Versöhnung einzuschränken, als ihn auf die willige Annehmung der gesammten Lehre Jesu auszudehnen, die ja jenes nicht ausschließt, aber noch ein eben so nöthiges Ingrediens, den Gehorsam gegen das göttliche Sittengesetz mit in sich begreift. Eusebius versuche einmal bei Erklärung der eigenen Reden Jesu das Glauben an ihn in der engsten Bedeutung zu nehmen, und sehe dann, was für ein schiefer Sinn herauskommen wird — Also bei wem die Buße oder Zukehrung zu Gott erfolgt ist, der soll nach den Apostolischen Ermahnungen Gott nicht mehr als einen schreckenvollen Richter ansehen, sondern Vertrauen zu seiner Gnade durch Christum fassen. Wie erfreulich, wie trostvoll für den Sünder, der die gesammte Lehre Jesu hinfort zur Richtschnur seines sittlichen Lebens macht — Der

Glaube

Glaube an Jesu Blut heißt, nach dem Sprachgebrauch des N. T. der Glaube an den getödteten Jesum — Wir haben Freudigkeit zu dem Eingange durch das Blut Jesu, heißt: Wir dürfen durch den für uns gestorbenen Jesum eine freudige Zuversicht auf Gottes Gnade setzen, freudig zu ihm beten, freudig eine selige Zukunft erwarten — Wie können nun wohl die von dem V. angeführten Stellen beweisen, daß an Christum glauben etwas anderes heiße, als sein ganzes Evangelium annehmen? Ein feiner Naturalismus könnte wohl aus diesem Begriff vom Glauben nicht anders hergeleitet werden, als daß man Jesum selbst zum Naturalisten machte, denn seine eigenen Worte führen sicherlich auf keinen andern. Joh. 6. redet er freilich auf eine verdeckte Art, nach der Weise der jüdischen Lehrer, figürlich von der Hingabe seines Leibes und Bluts zum Heil der Menschen. Allein so wie von ihm, als dem vom Himmel gekommenen Brodte des Lebens, essen, nichts anders heißt, als ihn für den von Gott gesandten Messias erkennen und seine seligmachende Lehre als göttliche Wahrheit annehmen; so bedeutet auch das essen seines Fleisches und trinken seines Bluts besonders die gläubige Annahme der Lehre von seinem Tode, den er der Welt zu Gut leiden würde, samt allen durch ihn bestätigten Verheißungen der göttlichen Gnade für jeden Sünder, der hinführo dem gekreuzigten Christus würde gehorsam werden. Eben darum nun, weil jener bildliche Ausdruck keinen andern Sinn leidet, darf der Rec. ihn nicht erst zerren und drehen, damit er seiner Meinung gerecht werde. Er stimmt von selbst genau zu seiner Definition vom Glauben, die weder zu weit, noch zu eng ist.

T.

Die Pflichten der Verehlichten in einer Sammlung von Amtsreden, bei Einsegnung angehender Eheleute. Vierter Theil. Züllichau, auf Kosten der Waisenhaus- und Frommannischen Buchhandlung. 1775. 8. 272 Seiten.

Der Reden sind fünf und zwanzig in diesem Theil, theils bei Verlobungen, theils am Hochzeittage gehalten, insgesamt aber des Herrn Feldpredigers Lachmann eigene Arbeit. Uns wollen sie nicht so recht behagen, ohnfehlbar

aber haben andere Leute mehr den Sinn dazu, ihre Lieblichkeit zu schmecken. An reizenden Schilderungen der süssen wonnevollen ehelichen Liebe und Zärtlichkeit, wie sie ein empfindsamer Redner mit warmer Einbildungskraft in den gefälligsten Ausdrücken nur mahlen kann, um dem Brautpaar und den Hochzeitgästen das holde Bild zum ergötzenden Anschauen darzustellen, fehlt es darin gewiß nicht. Wir wünschen nur, daß alle von dem V. kopulirte Personen die geistige wonnevolle Süßigkeit des Ehestandes so nachempfinden mögen, als er sie ihnen in der Vorempfindung zu kosten gegeben hat, so werden viel zärtliche Eheverbindungen durch ihn geknüpft seyn. Wenn es möglich wäre, daß Hr. L. noch den simpeln natürlichen Ausdruck der Rede den gesuchten schönen Phrasen, die er sehr zu lieben scheint, vorziehen lernte, und die Philosophie, so er gelegentlich anbringt, durch eine mehr populäre Sprache etwas verständlicher machte, so möchte es nicht übel seyn. Wir sind auf Stellen gestoßen, wo alle Zuhörer ihn schwerlich gleich werden verstanden haben. Manchmal spricht er aus dem Herzen, und dann sagt er etwas gutes, weit öfter künstelt er an dem Vortrage und dann wird alles geziert. Gleich an den ersten Perioden kann man es ihm anmerken, wenn er sich vorgenommen hat, ausnehmend schön und elegant zu reden. Z. B. die Verlobungsrede an zwei Standespersonen, von der Hoheit der menschlichen Seele in den Empfindungen der Liebe, hebt so an: „Wenn wir „einen aufmerksamen Blick auf unsre Natur und auf uns „selbst richten; so bemerken wir, daß wir uns nie unserer „menschlichen Würde so deutlich bewußt sind, als wenn wir „uns geliebt sehen; oder wenn wir uns in der Lage betrachten, daß wir den vorzüglichen Werth eines andern „in unserer Seele uns nicht nur darstellen, sondern selbst „durch die Liebe empfinden können. Die Freude und das „Glück eines Menschen zu seyn, ihm eine immer wirksame „Ursach seiner Zufriedenheit und Ruhe zu werden, fähig „seyn, durch das Gefällige, das mit unserer Person verbunden ist, ein menschliches Herz zu entzücken, das in „uns lebt, wie wir in ihm leben, wenn Freude das Leben „ist. — Wie viel Erhabnes liegt in unsern zärtlichen Empfindungen! Unser eigenthümlicher Werth bleibt vielleicht „bisher durch den Leichtsinn der Menschen unbemerkt, bald „vom Neide verhüllt, bald durch die Eigenliebe von sich „selbst eingenommener Menschen unterdrückt, oder auch

„über:

„überhaupt der Gelegenheit hervorzutreten beraubt, unsre
„Demuth verbarg ihn so gar vor uns selbst. Die Liebe
„aber suchte alle unsre Vorzüge auf, sie erkannte eine Güte
„in uns, sie entdeckte Aeußerungen in unserm Betragen,
„welche sie auf die schöne Quelle derselben zurückführten,
„auf das Ganze, dessen kleinere Theile sie bemerkte; sie
„sann, sie forschte, sie verglich Gedanken mit Gedanken,
„Empfindung mit Empfindung, Handlung mit Handlung,
„Wort mit Worte; alles verschönerte sich unter ihrer Be-
„trachtung, kein rühmlicher Zug der edlen Seele, kein per-
„sönlicher Werth blieb unbemerkt, ungeschätzt, alles ward
„ihr Entzückung, und jede Entdeckung ein neuer Reiz —
So was philosophisch und schön gesagt seyn sollendes hört
und liest man allenfals einmal, wenn man's hören und le-
sen muß, (viel Standes- und Nicht-Standespersonen ver-
stehen es auch wohl nicht einmal, weil es nicht in ihrer
Sprache geredet ist) zum zweitenmal wird es widrig. Kei-
ner muß es in geistlichen Amtsreden nachahmen; denn der-
gleichen süße Chrien eines neologischen Trauredners sind
nicht um ein Haar leidlicher, als die für sinnreich geachteten
Wortspiele und paränetischen Gemeinsprüche, welche un-
sere Väter bei dieser Gelegenheit anbrachten.

Unser Tadel trift bloß die zu gezierte Einkleidung vie-
ler, wo nicht der meisten Reden des V. Den Unterricht
selbst, den er den Ehegatten über ihre Pflichten ertheilt,
wird jedermann mit uns billigen. Aber S. 99. in der
VIIIten Rede an zwei geschiedene Personen, die nach
erfolgter Aussöhnung wieder in die Ehe traten, über
Matth. 19. 6. ist dem V. ein falscher, wenigstens ein unbe-
stimmter zweideutiger Gedanke entfahren: „Wenn mein
„Ehegatte seine eheliche Treue und Liebe bricht, so fließt
„mir daraus kein Recht zu, auch die meinige aufzuhe-
„ben. Eine Pflichtvergessenheit rechtfertiget die andere
„nicht; sonst würde — keine Sünde strafbar seyn, da ein
„Verbrecher sich immer auf tausend seines gleichen berufen
„könnte.„ Wenn Hr. L. damit sagen will, daß der be-
gangene Ehebruch des einen Ehegatten nicht den Ehebruch
auch des andern rechtfertiget, so hat er Recht. Aber aus
dem folgenden scheint es, als ob er sagen wolle, der durch
die Untreue des andern beleidigte Theil gewinne dadurch
kein Recht, die Ehe mit dem Treulosen aufzuheben; und
das wäre falsch. „Wenn die Liebe eines Ehegatten nicht
„mehr das innigste Wohlgefallen an dem andern seyn kann,
„so

aber haben andere Leute mehr den Sinn dazu, ihre Lieblichkeit zu schmecken. An reizenden Schilderungen der süßen wonnevollen ehelichen Liebe und Zärtlichkeit, wie sie ein empfindsamer Redner mit warmer Einbildungskraft in den gefälligsten Ausdrücken nur mahlen kann, um dem Brautpaar und den Hochzeitgästen das holde Bild zum ergötzenden Anschauen darzustellen, fehlt es darin gewiß nicht. Wir wünschen nur, daß alle von dem V. kopulirte Personen die geistige wonnevolle Süßigkeit des Ehestandes so nachempfinden mögen, als er sie ihnen in der Verempfindung zu kosten gegeben hat, so werden viel zärtliche Eheverbindungen durch ihn geknüpft seyn. Wenn es möglich wäre, daß Hr. L. noch den simpeln natürlichen Ausdruck der Rede den gesuchten schönen Phrasen, die er sehr zu lieben scheint, vorziehen lernte, und die Philosophie, so er gelegentlich anbringt, durch eine mehr populäre Sprache etwas verständlicher machte, so möchte es nicht übel seyn. Wir sind auf Stellen gestoßen, wo alle Zuhörer ihn schwerlich gleich werden verstanden haben. Manchmal spricht er aus dem Herzen, und dann sagt er etwas gutes, weit öfter künstelt er an dem Vortrage und dann wird alles geziert. Gleich an den ersten Perioden kann man es ihm anmerken, wenn er sich vorgenommen hat, ausnehmend schön und elegant zu reden. Z. B. die Verlobungsrede an zwei Standespersonen, von der Hoheit der menschlichen Seele in den Empfindungen der Liebe, hebt so an: „Wenn wir „einen aufmerksamen Blick auf unsre Natur und auf uns „selbst richten; so bemerken wir, daß wir uns nie unserer „menschlichen Würde so deutlich bewußt sind, als wenn wir „uns geliebt sehen; oder wenn wir uns in der Lage betrachten, daß wir den vorzüglichen Werth eines andern „in unserer Seele uns nicht nur darstellen, sondern selbst „durch die Liebe empfinden können. Die Freude und das „Glück eines Menschen zu seyn, ihm eine immer wirksame „Ursach seiner Zufriedenheit und Ruhe zu werden, fähig „seyn, durch das Gefällige, das mit unserer Person verbunden ist, ein menschliches Herz zu entzücken, das in „uns lebt, wie wir in ihm leben, wenn Freude das Leben „ist. — Wie viel Erhabnes liegt in unsern zärtlichen Empfindungen! Unser eigenthümlicher Werth bleibt vielleicht „bisher durch den Leichtsinn der Menschen unbemerkt, bald „vom Neide verhüllt, bald durch die Eigenliebe von sich „selbst eingenommener Menschen unterdrückt, oder auch

„über-

„überhaupt der Gelegenheit hervorzutreten beraubt, unsre „Demuth verbarg ihn so gar vor uns selbst. Die Liebe „aber suchte alle unsre Vorzüge auf, sie erkannte eine Güte „in uns, sie entdeckte Aeußerungen in unserm Betragen, „welche sie auf die schöne Quelle derselben zurückführten, „auf das Ganze, dessen kleinere Theile sie bemerkte; sie „sann, sie forschte, sie verglich Gedanken mit Gedanken, „Empfindung mit Empfindung, Handlung mit Handlung, „Wort mit Worte; alles verschönerte sich unter ihrer Be„trachtung, kein rühmlicher Zug der edlen Seele, kein per„sönlicher Werth blieb unbemerkt, ungeschätzt, alles ward „ihr Entzückung, und jede Entdeckung ein neuer Reiz — So was philosophisch und schön gesagt seyn sollendes hört und liest man allenfals einmal, wenn man's hören und lesen muß, (viel Standes- und Nicht-Standespersonen verstehen es auch wohl nicht einmal, weil es nicht in ihrer Sprache geredet ist) zum zweitenmal wird es widrig. Keiner muß es in geistlichen Amtsreden nachahmen; denn dergleichen süße Chrien eines neologischen Trauredners sind nicht um ein Haar leidlicher, als die für sinnreich geachteten Wortspiele und paränetischen Gemeinsprüche, welche unsere Väter bei dieser Gelegenheit anbrachten.

Unser Tadel trift bloß die zu gezierte Einkleidung vieler, wo nicht der meisten Reden des V. Den Unterricht selbst, den er den Ehegatten über ihre Pflichten ertheilt, wird jedermann mit uns billigen. Aber S. 99. in der VIIIten Rede an zwei geschiedene Personen, die nach erfolgter Aussöhnung wieder in die Ehe traten, über Matth. 19. 6. ist dem V. ein falscher, wenigstens ein unbestimmter zweideutiger Gedanke entfahren: „Wenn mein „Ehegatte seine eheliche Treue und Liebe bricht, so fließt „mir daraus kein Recht zu, auch die meinige aufzuhe„ben. Eine Pflichtvergessenheit rechtfertiget die andere „nicht; sonst würde — keine Sünde strafbar seyn, da ein „Verbrecher sich immer auf tausend seines gleichen berufen „könnte.„ Wenn Hr. L. damit sagen will, daß der begangene Ehebruch des einen Ehegatten nicht den Ehebruch auch des andern rechtfertiget, so hat er Recht. Aber aus dem folgenden scheint es, als ob er sagen wolle, der durch die Untreue des andern beleidigte Theil gewinne dadurch kein Recht, die Ehe mit dem Treulosen aufzuheben; und das wäre falsch. „Wenn die Liebe eines Ehegatten nicht „mehr das innigste Wohlgefallen an dem andern seyn kann,

„so

„so kann sie doch ein in uns wohnender allezeit lebendiger „Antrieb seyn, ihn glücklich zu machen, eine stete Bemü„hung ihn zu bessern, Mitleiden mit ihm zu haben, daß „er sich durch seine Versündigungen die Gerichte Gottes „zuzieht; sie kann Geduld in Ertragung des Unrechts, Ge„bet für ihn, Sanftmuth und Freundlichkeit bei uns wie„derfahrenden Beleidigungen wirken — Jesus im Leiden „schalt auch nicht wieder — Die härtesten Feinde werden „durch Sanftmuth bezwungen — Die Liebe kann böse „Ehen wenigstens erträglich machen. So aber nicht nur „der böse Ehegatte, sondern auch der beleidigte es an ihren „Erweisungen fehlen läßt u. s. w. so sind beide alsdenn in „dem Fall, der die gemeinste Ursache der Ehescheidungen „ist„ Dies ist wohl alles ganz gut und erbaulich zu hören. Aber das Christenthum verpflichtet doch keine ehrliche Ehegatten zur Fortsetzung der Ehe mit dem, der sie gebrochen hat. Es wird von Seiten des beleidigten Theils ausnehmende Grosmuth seyn, wenn er dem andern die begangene Untreue vergiebt, und auf versprochene Besserung die Ehe fortsetzt. Aber das Recht verletzt er nicht, wenn er sich zum Gegentheil entschließt. Der V. weiß wohl, daß Christus Math. 19. wider die leichtsinnigen Eheſcheidungen um ungültiger, nichtsbedeutender Ursachen willen, nicht wider die des Ehebruchs wegen, redet. Wer kann einen rechtschaffenen Mann je tadeln, daß er sich von einer Ehebrecherin scheidet? Es können Ursachen seyn, die ihn dazu zwingen, wenn sein Herz ihr auch vergäbe. Ein Geistlicher z. B., der nach öffentlich bekannt gewordener Untreue seiner Frau die Ehe mit ihr fortsetzte, würde doch wohl sehr anstößig werden. Gewissens halber müste er sich wohl von ihr scheiden. Der Zweck seines Amts würde es wohl, wie es scheint, nothwendig machen, und die christliche Sittenlehre könnte ihn schwerlich zum Gegentheil bewegen.

Mit diesem vierten Theil schließt Hr. L. die Trauungsreden, und das ist auch recht gut, denn schon in vier, geschweige in noch mehr Bänden solcher Reden kann es ohne Wiederhohlungen einer und derselben Gedanken schwerlich abgehen.

F.

Johann Gottlieb Töllners, der Gottesgelehrsamkeit und Weltweisheit öffentlichen Lehrers auf der

Uni

Universität zu Frankfurt an der Oder, System der dogmatischen Theologie in vier Büchern. Erster Band. Nürnberg, in der Felseckerischen Buchhandlung. 1775. 496 Seiten in 4. Zweiter Band. 778 Seiten.

Mancher hat sich viel von der Dogmatik des sel. Töllners versprochen. Der ungenannte, nur mit B. unterschriebene Herausgeber macht auch ein groß Rühmens davon, und hofft, sich mit Bekanntmachung eines so schätzbaren Werks ungemeinen Dank bei der Welt zu verdienen. Wir gehören nicht zu denen, die es so ausserordentlich schätzbar finden, so sehr wir auch den V. hochachteten, weil er ein einsichtsvoller, in seinem Amte redlicher und unermüdeter Mann war; können auch nicht absehen, wie und was es zur besseren Lehrart in der Dogmatik, oder zur größern Aufklärung in der Theologie beitragen soll. Der philosophische Theil des Werks, in Ansehung der Lehre von Gott, von seiner Fürsehung und der Unsterblichkeit der Seele, ist gut, aber in dem eigentlich theologischen hat der sel. Mann desto weniger geleistet. Dieselben Sachen und Lehrsätze, die in allen ältern Dogmatiken, im Calov, Quenstedt, Gerhard, Buddeus u. s. w. stehen, findet man hier in der, dem sel. V. eigenen, strengen demonstrativen Lehrart, unter vielen Abtheilungen und Unterabtheilungen, mit grosser Weitläuftigkeit ebenfalls vorgetragen. Der Artikel von der heil. Schrift geht voran, in den übrigen ist mehrentheils die gewöhnlichste und allgemein eingeführte Ordnung, in der sie auf einander folgen, beobachtet. Scholastische Auslegung der Bibel, und scholastische Syllogistik, wenn man dabei ein richtiges und für unsere Zeiten brauchbares System der dogmatischen Theologie schreiben kann, so hat es der V. auch geschrieben. Der Himmel mag einen bewahren, es ganz durchlesen zu müssen, oder eine Revision aller angeführten Beweisgründe, Erläuterungen und Schrifterklärungen für diese und jene Lehrsätze anzustellen. Es kann seyn, daß der sel. T. in seinen ersten Amtsjahren auf der Universität die Dogmatik buchstäblich so gelesen habe; daß in der Abschrift von dem Manuscript, so er einem Freunde zum Geschenk machte, auch kein Jota verändert worden; aber in der letzten Zeit seines Lebens, dafür wollten wir wohl stehen, hat er sie sicherlich besser gelesen.

Dazu

Dazu hatte ein Mann von so gutem Kopf zu lange und anhaltend die systematische Theologie geprüft, und über die Gründe, worauf man ihre Lehrsätze bauet, nachgedacht, und seine übrigen Schriften beweisen es auch. Warum der Herausgeber nun mit diesem Werke, darin man Töllnern gar nicht kennt, noch hervorrückt, wissen wir nicht. Aber so viel wissen wir wohl, daß er für die Ehre des Mannes, den er mit uns noch im Grabe ehrt, besser würde gesorgt haben, wenn er es unterlassen hätte.

T.

Der Christus Gottes nach dem Begriffe der heiligen Schriften, zweiter Theil, worinne insonderheit die Natur und Beschaffenheit des Reiches Christi dargeleget wird. In Auszügen aus gehaltenen Predigten, als einer fortgehenden Abhandlung zu betrachten vorgestellet von M. George Daniel Pezold, Pfarrern zu Sebnitz. Glogau, bey Günther. 1775. 1 Alph. 6 Bogen in 8.

Die Lehre von der Person und dem Amte unsers Erlösers, in Predigten rein biblisch vorgetragen von D. Carl Friedrich Bahrdt, der Gottesgelahrtheit öffentl. und ordentl. Professor, Consistorialis, Definitor und Prediger an der St. Pankratiuskirche zu Gießen. Frankfurt am Mayn, bey den Eichenbergischen Erben. 1775. 22 Bogen in gr. 8.

Was wir von der Arbeit des Hrn. Pezolds denken, ist schon bey Recension des ersten Theils dieser Schrift angezeigt worden. Wir finden auch eben nicht Ursach, unser Urtheil zu ändern; nur müßen wir zum Beweise unserer Unpartheilichkeit hinzufügen, daß sich der Verf. hier nicht immer so ängstlich in den Schranken des Kompendiums halte, wie er bey den Abhandlungen des ersten Theils gethan hatte. Er nimmt sich vielmehr die Freyheit, aus der bekannten prophetischen Theologie des Hrn. Crusius viele Schätze apokalyptischer Weisheit hervorzuholen, um damit

damit seine Betrachtungen über das Reich Christi zu bereichern und auszuschmücken. Da diese Crusiusche Schrift schon anderwärts in dieser Bibl. beurtheilt worden ist, so verweisen wir unsere Leser darauf, und versichern nur noch, daß sie in des Hrn. Pezolds Predigtauszügen keine bessere Erklärungen und neue Bestätigungen iener Hypothesen antreffen werden.

Hr. Bahrdt handelt zwar in seinen vor uns liegenden Predigten ebenfals die Lehre von der Person und dem Amte Christi ab; man kann aber schon im voraus vermuthen, daß er in der weitern Ausführung der Materien nicht eben den Gang nehmen werde, welchen Hr. Pezold gewählt hat. In der That ist der Unterschied unter beyden Arbeiten sehr merklich; obgleich Hr. Bahrdt, laut des vorangesetzten Schreibens an seinen Kollegen, den Hrn. Kirchenrath Benner, recht eigentlich die Absicht hat, in diesen Predigten seine Rechtgläubigkeit in der Lehre von Christi Gottheit und der durch ihn geleisteten Genugthuung darzuthun. Zu dem Ende verweiset er seine Leser besonders auf die erste und achte Predigt in dieser Sammlung. Da viele begierig seyn werden, zu hören, was dieser sonst so verdächtige Mann hier zu seiner Rechtfertigung vorbringt, so wollen wir solches mit wenigem anzeigen, ohne uns iedoch in eine ausführliche Untersuchung der Bahrdtischen Erklärungsart einzulassen.

In der ersten Predigt handelt der Verf. von der Person Jesu über den zweyten Haupt-Artikel des Katechismus. Im ersten Theil der Rede zeigt er, in wie fern die Person Jesu aus zwo Naturen bestehe; und im zweyten, was diese Lehre für einen wichtigen Einfluß auf unser moralisches Verhalten habe. Nach vorangeschickter Anmerkung, daß man bey Untersuchung dieser Materie nicht weiter gehen solle, als man durch die heil. Schrift geführt wird, wobey sich iedoch der Verf. nicht behutsam genung ausdruckt, geht er zum Beweise des gewönlichen Begrifs von der Person Jesu fort, daß er Gott und Mensch in unzertrennter Person sey. Zuerst beweiset er die wahre Menschheit des Erlösers, wobey wir uns nicht aufhalten dürfen. Darauf behauptet er weiter: in Jesu wohne noch ein anderes Wesen, welches von der Menschheit, die aus Maria geboren wurde, wirklich und wahrhaftig unterschieden sey. Diesen Satz suchet er nun, nachdem er zuvor den Socinianern seitwärts einen Hieb gegeben,

sen, durch Anführung verschiedener Schriftstellen zu erweisen und zu erläutern. Aus Joh. 1, 14. 18. 3, 11. 13. 6, 46. 38. 7, 29. zeigt er, daß dies Wesen eine vom Vater wirklich verschiedene Person sey, welcher vom Vater göttliche Weisheit, Kraft, Majestät und Herrlichkeit mitgetheilt worden, und die hernach um dieser Mittheilung willen Sohn Gottes genennet werde. Die Art und Weise, wie diese Mittheilung geschehen sey, will er zwar nicht erklären, ihre Wirklichkeit aber sucht er noch durch viele andere Betrachtungen über Stellen des A. und N. T. zu bestätigen. Nach S. 22. hat sich Gott diese Person völlig gleich gemacht, ihr die ganze Fülle seiner Weisheit, Macht und Hoheit mitgetheilt und sie zur Gemeinschaft seines göttlichen Thrones erhoben. Dieser Sohn Gottes ist dann vom Himmel gekommen, er hat sich mit einem sterblichen Menschen vereinigt und eine wahre menschliche Natur an sich genommen; mit welcher er gleichwol nur eine Person ausmacht. Dieser mit ihm vereinigte Mensch thut nichts für sich, sondern der Sohn Gottes ist in und durch ihn wirksam, so daß alle Handlungen der ganzen Person zukommen, und beyde Wesen als ein gemeinschaftlich handelndes anzusehen sind: so wie Leib und Seel in dem Menschen ein Ganzes ausmachen u. s. w. — Dies ist die Erklärung des Hrn. Bahrdts über einen so streitigen Lehrpunkt. Ob sie orthodox sey, wollen wir hier nicht untersuchen; wir sorgen jedoch, daß sie schwerlich bey strengen Eiferern Beyfall finden werde. Daran wäre auch so viel nicht gelegen, wenn sie nur Klarheit und Gründlichkeit genug hätte, um Freunden der lauteren Wahrheit die gesuchte Beruhigung zu verschaffen. Hr. Bahrdt scheint zwar manche Klippen zu vermeiden, an welchen steife Systematiker scheitern; allein, wenn man seine Erklärungen näher betrachtet, und Folgerungen daraus zieht, so stößt man doch zulezt an dieselben. Das Harte und Anstößige, was in der gewönlichen Lehre von Vereinigung zweyer Naturen in einer Person enthalten ist, ist hier nicht gemildert, und noch weniger gänzlich gehoben. Manche Beweisstellen werden zwar richtig erkläret; es wird aber mehr daraus gefolgert, als andere darinnen antreffen werden. Wenigstens glauben wir nicht, daß er gelehrte Männer, die etwa in dieser Lehre arianisch oder socinianisch denken, wirklich von der Richtigkeit seiner Erklärung überzeugen werde. Und er hätte daher allerdings besser gethan, wenn er sie nicht gerade zu für rein biblisch ausgegeben und in einem weniger ent-

entscheidendem Tone davon gesprochen hätte. So bald wir die simple Wahrheit der Schrift: Der Sohn Gottes ist Mensch geworden, weiter entwickeln wollen, so steht zwar jedem eine gewißenhafte Untersuchung der Sache frey: aber niemand darf zu seinem Bruder, der anders denkt, sagen: Du irrest — Denn ein jeder kan irren, und niemand wird, so lange die Welt steht, beweisen können, daß er sich in unstreitiger Poßeßion der Wahrheit befinde.

In der achten Predigt, worin von der versöhnenden Kraft des Todes Jesu gehandelt wird, ist Hr. B. unserer Meynung nach nicht glücklicher gewesen. Wenn gleich derselbe viel billiger denkt und beßer erklärt, als tausend andere Dogmatiker; so verfällt er doch in den gewönlichen Fehler, daß er die uneigentliche Redensarten und dunkle Bilder, welche in dieser Lehre so häufig vorkommen, durch andere uneigentliche Vorstellungen und neugemahlte Bilder zu erklären sucht. Das Auge des forschenden Verstandes wird auf diese Weise nur von einem Bilde zum andern gelenkt, welches letztere zwar vielleicht mit feineren Farben gemahlt ist, die aber demohngeachtet noch zu dick aufgetragen sind, als daß die natürliche Gestalt der Wahrheit ohne neue dazu kommende Erläuterungen völlig und richtig erkant werden könte. Daß dies hier wirklich der Fall sey, wollen wir dem Verf., so kurz als möglich, aus seiner Predigt beweisen. Wir nehmen daher den zweyten Theil derselben, worin gezeigt werden soll, in wie fern der Tod Jesu ein Versöhnungstod sey, vor uns. Seit. 209. heißt es: „Durch den Tod Jesu sey nicht nur die Herrschaft, sondern auch die Strafe der Sünden aufgehoben worden, und zwar dergestalt, daß Gott diesen Tod an Statt der Strafen, die er dem Menschengeschlechte gedrohet hatte, freywillig angenommen habe„ — Dies ist die algemeine Erklärung der Sache. Nun untersucht der Verf., was Strafe sey, und theilet die Strafen der Sünde, wie gewönlich, in natürliche und willkührliche. In Absicht der ersteren behauptet er, daß sie durch Christi Tod nicht aufgehoben worden wären; von den letzteren positiven Strafen aber sagt er, daß sie Gott um des Todes Jesu willen erlaße. Schon bey dieser Eintheilung und der weiteren Erklärung derselben hätten wir sehr viel zu erinnern. Die ganze Materie von den Folgen der Sünde muß noch genauer untersucht, die Grenzen zwischen den natürlichen und willkührlichen Strafen beßer bestimt, und alsdenn

ausdrücklich gezeiget werden, in wie fern diese leztere durch Christum aufgehoben worden sind. Hr. Bahrdt geht hier würklich zu flüchtig bey seiner Untersuchung fort. Er zeigt nicht bestimt und deutlich genug, was das für willkührliche Strafen sind, welche Gott mit der Uebertretung seines Gesetzes verbunden habe; er entwickelt auch die göttliche Absichten bey Androhung und Volziehung dieser Strafen nicht recht; ob nemlich die Beßerung der Menschen der eigentliche Hauptzweck derselben sey, oder ob Gott dennoch strafen könne und wolle, wenn gleich dieser Zweck auf keinerley Weise erreicht werden kan. Wäre dies alles noch völliger aus einander gesezt worden, so würde die ganze nachfolgende Erklärung der Kraft des Todes Jesu eine andere Gestalt erhalten haben. Doch wir wollen den Verf. weiter hören. S. 214. sagt er: Gott könne die willkührliche Strafen nur um folgender zweyer Ursachen willen aufheben: erstlich, wenn sich ein unartiges Volk vor ihm demüthigt und Beßerung angelobt u. s. w. und zweytens, wenn auf eine andere Art die Ehre seiner Gesetze gerettet und sein Misfallen an der Sünde genugsam erklärt worden ist. Beyde Ursachen sollen sich nun in dem Versöhnungstode Jesu vereinigen. Denn dieser Tod war zuvörderst ein Bundesopfer, d. i. Jesus verbürgte sich dabey für unsere Beßerung; er nahm es auf sich, diejenigen, deren Stelle er vertrat, zur Erfüllung ihres Eides anzuhalten und zur Heiligung zu führen u. s. w. Hernach aber war dieser Tod eine Vergütung derjenigen Strafen, welche die Menschen verwirkt hatten. Daher nennet die Schrift denselben ein Lösegeld; nicht als wäre er die nemliche Strafe gewesen, die wir hätten leiden sollen, welches bey der Unschuld Jesu unmöglich war; sondern sein Leiden und Tod wurde von Gott so hoch geachtet, daß er zugleich erklärte, dieses blutige Opfer so anzusehn, als hätten die Menschen die verwirkte Strafe selbst erduldet. Gott wolte nach S. 222. um dieses Einen Unschuldigen willen des ganzen sündlichen Geschlechts schonen u. s. w. Drittens endlich, Jesus ward (S. 228) durch seinen Gehorsam bis zum Kreutz unser Herr, der nun als der Liebling Gottes das Recht hatte, unsere Begnadigung von seinem Vater zu fodern u. s. w. — Dies ist nun kurz die Erklärung des Verf. von der Art, wie der Tod Jesu unsere Versöhnung bewirket habe. Wir bitten hier alle, die eine freie Untersuchung der Wahrheit lieben, und vornemlich den Hr. Bahrdt selbst, es aufrich-

richtig und ernsthaft zu überlegen, ob wohl durch diese Vorstellungsart etwas reelles zur Aufklärung dieser wichtigen Lehre gewonnen worden sey; und ob wir vorhin zu viel gesagt haben, da wir behaupteten, daß sich der Verf. zur Erläuterung der biblischen Bilder und Anspielungen nur anderer und neuer uneigentlicher Vorstellungen bedienet habe? Es ist wahr, die Schrift redet von einem Mittler, vom Bunde, der bey Jesu Tode bestätigt worden ist, vom Opfer, Lösegeld, Versöhnung u. s. w. Diese Redensarten sind figürlich, und müßen erst erklärt werden, um die darin verborgene reine Wahrheit heraus zu finden. Der Verf. will das thun, und redet daher von einer von Christo geleisteten Bürgschaft wegen unserer Beßerung, von einer geschehenen Vergütung unserer Schulden, von einem erlangten Rechte unsere Begnadigung von Gott zu fodern. Nun fragen wir: ist dies deutlicher, ist es eigentlich von der Sache geredet? — Bedarf der Allwißende eines Bürgen wegen Beßerung der Menschen? Ist ihm seine genaue Kenntniß aller Dinge nicht Bürgschaft genug für das, was geschehen wird? — Kan sich iemand für die Beßerung eines andern verbürgen, da es hiebey auf eines ieden eigene Entschließung und ganzes Verhalten hauptsächlich ankomt? Und wäre das auch in diesem Falle möglich gewesen, warum mußte denn Christus erst ein so blutiges Bundesopfer seinem geliebten Vater darbringen, um ihm von dieser Beßerung Gewisheit zu geben? Weiter: was heißt das, Jesus leistet durch sein Leiden und Tod eine Vergütung für die mit unsern Sünden verdiente Strafen? Der Verf. sagt zwar zur Erläuterung dieses Satzes: Gott habe dies Opfer so hoch geachtet, daß er sich erklärt habe, um deßselben willen, die Menschen zu begnadigen; allein er bedenkt vielleicht nicht, daß auf die Weise die ganze Vergütung für etwas uneigentliches und bloßes Wortspiel erklärt werde. Denn dadurch erlange ich keine eigentliche Vergütung für einen erlittenen Schaden, z. E. für die Verletzung meines guten Namens oder Ehre, wenn ich aus Achtung gegen einen dritten, so viel Verdienste derselbe auch immer haben mag, iemanden seine Vergehung verzeihe. Ich kan im uneigentlichen Sinne von der Sache so reden; ich kan z. E. die bloße Fürbitte eines andern eine Vergütung nennen; aber in der That ist sie das nicht. Der Verf. sieht solches auch selbst ein und bekennet frey S. 217. „Der Tod Jesu sey keine eigentliche Genugthuung und eine wirk-

liche Erduldung der von uns verdienten Strafen, sondern Gott sehe ihn nur als eine Vergütung an, oder welches einerley ist, er thue nun so, als wäre er vollkommen befriediget, als hätte der Erlöser das wirklich alles geleistet, was wir leisten solten. — Im Ernst, wenn dies nicht uneigentliche und zum Theil verworrene Vorstellungen von der Sache sind, so wißen wir nicht wo wir sie suchen sollen. Um nichts deutlicher und bestimmter ist dasienige, was der Verf. beym dritten Punkt sagt, da er aus der Belohnung und Erhöhung Jesu auf den Thron seines Vaters ein gewißes besonderes Recht herleiten will, welches derselbe erlangt haben soll, für uns Begnadigung und Seligkeit von seinem Vater zu fordern. — Der Raum erlaubt uns nicht, mehrere Fragen und Anmerkungen zu machen. Wenn wir indeßen das alles zusammen nehmen, was hier mit vieler Mühe ausgeführt worden ist; wenn wir besonders die bildliche Hülle von den darunter liegenden eigentlichen Lehren hinwegziehn, und also tiefer in die Entwickelung aller besonderen Vorstellungen hineindringen; so besteht die ganze Summe der hier erwiesenen simplen Wahrheit etwa in folgenden Sätzen: „Jesus ist von Gott in die Welt gesandt worden, um ihre Beßerung und ganze Glückseligkeit aufs möglichste zu befördern, weil der Allwißende vorhersahe, daß er dazu die geschickteste Mittelsperson sey — sein Leiden und Tod hatten die unmittelbare Folge, daß der ganzen Welt, d. i. Juden und Heiden Vergebung der vorigen Sünden gepredigetwürde — sein Tod und die darauf erfolgte Auferstehung und herrliche Erhöhung deßelben geben den großen Verheißungen des Evangeliums die höchste möglichste Gewisheit und Klarheit, und den Vorschriften deßelben den kräftigsten Nachdruck.„ — Ein mehreres haben wir bey der sorgfältigsten Untersuchung nicht herausbringen können; und mehr folgt auch aus allen im ersten Theile dieser Predigt vorgetragenen Schriftbeweisen nicht. Können andere mehr darin finden, so gönnen wir ihnen das gern. Wir reden indeßen nach unserer Ueberzeugung, und urtheilen ohne Ansehen der Person. Hr. Bahrdt, den wir sonst wegen seiner Wahrheitsliebe und wegen vieler guten Einsichten hochschätzen, bestärkt uns durch diese seine Erklärung noch mehr darin, daß alle Versuche ganz vergeblich sind, den gewönlichen kirchlichen Lehrbegrif von der Genugthuung Christi durch eine mildere Erklärung vernunftmäßiger zu machen, so lange man in der Hauptsache durchaus orthodox

blei-

bleiben will. Entweder man beuge sich in Demuth unter das kirchliche System und verbanne dabey alle tiefere Untersuchungen der nachdenkenden Vernunft; oder man suche und überlege so lange, bis der forschende Verstand festen Ankergrund und das Herz Beruhigung findet; solte man gleich darüber mit dem Titel irgend eines verhaßten Ketzers gebrandmarket werden.

Alle übrige Predigten, die in dieser Sammlung enthalten sind, müßen wir übergehn. Wir versichern iedoch unsere Leser, daß sie darunter mehrere schöne und lesenswürdige Betrachtungen finden werden. Und sie würden alle noch vorzüglicher gerathen seyn, wenn Hr. Bahrdt weniger im rednerischen Ton und mehr in der simplen Sprache des Herzens geredet hätte.

Richard Prices, Mitglieds der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften, vier Abhandlungen, I. von der Vorsehung. II. vom Gebet. III. von der Vereinigung tugendhafter Menschen in dem himmlischen Zustande. IV. von der Wichtigkeit des Christenthums, der Natur der historischen Evidenz und den Wundern. Erste Abtheilung, nach der zweyten vermehrten Ausgabe aus dem Englischen übersezt von Mr. J. B. R. Leipzig, bey Hilschern. 1774. 10½ Bogen in 8.

— — Zweyte Abtheilung. 14 Bogen.

Wir wissen nicht, für welche Gattung von Lesern diese vier Abhandlungen des Hrn. Price von dem Uebersetzer eigentlich bestimmt sind, da sie sich in der Ausführung ganz und gar nicht gleich sehen. Die erste und lezte haben ein sehr gelehrtes Ansehen, sind voller abstrakten und zum Theil spekulativen Untersuchungen; und können also nur von Sachverständigen genuzt werden. Die zweyte und dritte dagegen sind plan, enthalten zwar sehr gute, aber doch bekannte Wahrheiten, und scheinen lediglich der Erbauung des Lesers gewidmet zu seyn. Von allen hier abgehandelten Materien finden wir ohnedas schon deutsche Originalschriften, die nicht nur in gründlicher Bearbeitung der Sachen, sondern auch in schicklicher Einkleidung derselben diese

englische Produkte weit übertreffen. Unter allen dünkt uns noch die zweyte Abhandlung vom Gebet die vorzüglichste zu seyn; wenigstens wird sie Lesern, die nur Erbauung suchen, angenehm und nüzlich seyn können. Auch in der lezten finden sich viele gute und richtige Betrachtungen über die historische Evidenz und über die Wunder; doch fehlt es dem Ganzen an Vollständigkeit und der Widerlegung des bekannten Widersachers der Wunder Hrn. Hume an Stärke und Klarheit. Bey der ersten Betrachtung über die Fürsehung hätten wir am meisten zu erinnern, wenn wir uns ins Detail einlassen könnten. Zwar hat der Verf. in der Hauptsache Recht, wenn er eine specielle göttliche Fürsehung annimmt; er bringt auch manche gute Beweise bey, und widerlegt einige Einwürfe dagegen ziemlich treffend. Ob aber der Beweis, welchen er aus der allen Körpern eigenen Kraft der Trägheit für die göttliche Fürsehung mit einer sehr abstrackten Miene vorträgt, überzeugend genug gerathen sey, mögen geübte Leser beurtheilen. Nach unserer Empfindung ist er es nicht. Und eben so wenig hat uns Hr. Price überzeugt, wenn er zu der göttlichen Fürsehung einen beständigen Einfluß seiner göttlichen Kraft und eine gelegentliche Vermittelung rechnet; wenn er hie und da unmittelbare Wirkungen Gottes behauptet, und gar von einer beständig fortwährenden Schöpfung und neuen Werken Gottes redet. Alles, was er zur Bestätigung seiner Meinung und zur Widerlegung der entgegenstehenden auf vielen Seiten vorträgt, ist mehr scheinbar, als gründlich. Indessen lassen wir gern jedem seine Freiheit, in dieser sehr subtilen Materie zu denken, wie er will; und also auch über diese Pricesche Abhandlung anders zu urtheilen, als wir.

Q.

Schrift- und vernunftmäßige Erklärung über die Auferstehung der Todten, von Christian Bastholm, Mag. d. Phil. u. Garn. Pred. in Friedrichshafen. Kopenhagen, 1774. 8. $5\frac{1}{2}$ B.

Eine kurze aber gute Abhandlung. Der V. erfordert zur Auferstehung bloß den Urstoff des gegenwärtigen Leibes, der anstatt der groben Zusätze, die wir von der groben Materie erborgt haben, ätherische Theile annehmen wird. Er

Er gründet sich vornemlich auf 1. Kor. 15. Diese Vorstellung hat nichts der Rechtglaubigkeit nachtheiliges, und hebt viele Einwürfe der Ungläubigen.

Die Schrift verdient ganz gelesen zu werden. Nur wollen wir anmerken: 1) daß wenn er den Seidenwurm S. 31 zur Erläuterung anführet, er sich irre. Nicht dieser, sondern andere Raupen sind es, von denen gesagt werden kann, sie verlassen die Erde, durchstreichen die Luft, und breiten ihre glänzenden Flügel gegen die Sonne aus. Vermuthlich hat der V. nie Seide gebauet, wie der Rec.

2) die Durchdringlichkeit eines verklärten Leibes kann mit dem Beispiel des erstandenen Heilandes nicht bewiesen werden, da dessen Durchdringen durch die verschloßne Thüren zweifelhaft ist.

3) gehet er zu weit, wenn er S. 57 meinet, daß die Millionen Eier der Mutter, die hier nicht entwickelt worden, nicht verlohren gehn, sondern in der Auferstehung mit ihren Seelen hervorkommen werden. Die Auferstehung werde ihre erste Geburt seyn, der weise Schöpfer könne sie nicht umsonst erschaffen haben. Allein dieser Beweis ist nicht hinlänglich. Es ist vieles in der Welt um des Zusammenhanges des Ganzen wegen: da die Absicht des Schöpfers nicht gewesen, daß es durch mehr Stuffen entwickelt werden soll.

Unterricht und Trost bei dem Absterben naher Anverwandten, in einer Sammlung von Amtsreden bei Leichenbegängnissen, von verschiedenen Verfassern. Mit einer Vorrede von J. E. Troschel, Pred. in Berlin. Züllichau, 1774. 8. 13 B.

Es sind drei und dreißig Stück Leichenreden bei verschiedenen Vorfällen. Sie sind gut. Der Verleger verspricht noch mehrere. Da aber ihr Zweck seyn soll, jungen Predigern zu Anleitung einiger Ausarbeitung zu dienen, so sind mehrere Bände unnöthig, da so viel Stücke zu einer Anleitung genung sind. Die Vorrede empfehlen wir Predigern bestens. Sie enthält viel nüzliches und wahres, obgleich Hr. Troschel eine gar zu schlechte Idee von den gewöhnlichen Leichenreden in kleinen Städten und Dörfern zu haben scheint. An kleinen Orten geschehen sie selten, weil wenig sterben und in zahlreichen sind nicht allezeit

lezeit die vorigen Zuhörer, so daß sie nicht zu gemein wer-
den und den Eindruck verlieren können.

Freie Nachahmungen des H. Chrysostomus. Amsterdam. 1774. 9 Bog. gr. 8.

Dieses sind vier Predigten des Hrn. M. Johann Reisig. Der gewöhnliche Gang in unsern Predigten hat etwas schweres und unnatürliches an sich. Erst ein Eingang über einen Spruch, der oft eine besondere Rede ausmacht. Denn zur Ermunterung der Andacht gesungen, als wenn die schon gesungnen Lieder uns nicht hätten ermuntern sollen. Denn Proposition, Einteilungen und Untereinteilungen, denn weitläuftige Erklärungen der Wörter, eine Hersagung des Systems und zulezt ermahnt und getröstet. Warum nicht lieber nach einem Gebet den Text verlesen, in einem natürlichen Zusammenhang die darin liegende Lehre so populär als möglich vorgetragen und gleich auf die Zuhörer angewendet? Dies war die Art der Alten, welchen wir nachahmen solten. Keine Kirchenordnung hindert uns daran, bloß die Gewohnheit. Wie leicht reißt man sich glücklich davon los, wenn man es nur getrost waget?

Wir gratuliren dem V. zu seiner Art des Vortrags. Sie ist natürlich leicht und angenehm. Auch die Gedanken sind mehrenteils richtig, und grade auf dem rechtem Zweck, die Besserung des Menschen abgezielt. Nur hier und dort hat er die Sache nicht recht durchgedacht. In der ersten Predigt S. 40 „Wenn der Satan im letzten Kampf „die Gnade des gerüsteten Richters und den Eingang in „den Himmel mit aller seiner höllischen Macht sucht streitig „zu machen.„ Sollte diese Vorstellung wohl richtig sein? Ist nicht ein aufgewachtes und nun richtig urteilendes Gewissen bei einem Lasterhaften, oder auch wohl eine irrige Vorstellung von Gott bei einem Frommen die Ursach dieser Beängstigung? Solte wohl der Satan seine ganze Macht gegen einen Kranken aufbieten, dem er dadurch doch keinen wirklichen Schaden verursachen wird. Stirbt der Rechtschafne mit der größten Aengstlichkeit der Seele, so findet er einen richtig- und gnädig urteilenden Richter: und ist der Kranke lasterhaft, so wird bei ihm und den herumstehenden Freunden ein sehr heilsamer Abscheu gegen die Sünde und ein tiefer Eindruck des bevorstehenden Gerichts bewirkt.

bewirkt. Solte der böse Feind so nützlich sich bemühn, so wird er ein Freund der Menschen und der Tugend werden.

In der zweiten Predigt über Joh. 5, 19 — 30 sagt er: „die Juden tadelten an Jesu, daß er grade so ver„fuhr, so redete und handelte, als ob er Gott wäre, so „wahrhaftig, so vollkommen als der Vater. Daher will „der Herr ihnen zeigen, daß — er wahrhaftig Gott ist, „gleich seinem Vater.„ Dies hat der Herr wohl niemals gewollt, vielmehr zeigt er das Gegenteil selbst im vorhabendem Texte: da er alles vom Vater zu haben zugesteht, Und den Sohn wie den Vater ehren muß dem Zusammenhange nach erklärt werden, ihn mit dem Vater zugleich ehren, und ihm sowohl als dem Vater gehorchen.

Wm.

Versuch im freundschaftlichen Briefen einer genauern Bestimmung des Geheimnisses Gottes, und des Vaters, und Christi, von M. Joh. Aug. Urlsperger, Pastor und Senior zu Augsburg. Viertes Stück. Frankfurth und Leipzig, 1774. 4. 12 B.

Mit diesem Stück wird der erste Band der Dreieinigkeitslehre, der allbereits auf drei Alphabet angewachsen, beschlossen, zu welchem ein algemeines Titelblatt beigelegt ist: Neue Entwickelung der alten Dreieinigkeitslehre.

Herr U. rechtfertiget seine Erfindung, und giebt zugleich einen katechetischen Vortrag derselben, und noch eine ganz neue Entdeckung, daß der H. Geist die Mutter des Sohnes Gottes als Sohnes Gottes sei.

Was das Erste betrift, beruft sich Rec. auf die Recensionen im 16 und folgenden Bänden dieser A. B.: und obgleich der Hr. S. meinet, solche in seiner Erinnerung widerlegt zu haben, und sich einbildet, daß seine Widerlegung nicht beantwortet werden könne; so wird er die Beantwortung in besagter B. ebenfalls finden. Das Urteil wird dem Leser überlassen.

Es kommt gar nicht darauf an, ob eine neue Lehre mit einer alten Lehre des Systems vereiniget werden könne,

und daher von einem freundschaftlichen Zeitungsschreiber mit Ehren durchgekommen sei: oder ob der Erfinder eine große Idee von seiner Erfindung und die zuversichtlichste Gewißheit habe. Die Geschichte zeigt uns beständig die gröste Freudigkeit der Schwärmer bei den seltsamsten Einfällen ihrer verdorbnen Einbildungskraft. Es kommt bloß darauf an, ob ein Saz gedacht werden könne und richtige Gründe habe. Beides fehlt der Urlspergerschen Lehre von der Dreieinigkeit.

Der Hr. S. bekennet selbst, daß die Athanasische Dreieinigkeit nicht nur auf die Frage wie, sondern auch selbst auf die Frage was gar nicht gedacht werden könne. Er sagt in dem Vorbericht „So lange die Mitteilung des „göttlichen Wesens in Gott eine nothwendige Handlung „zur Darstellung seines göttlichen dreieinigen Wesens selbst „seyn soll, so daß ohne solche Mittelung des Wesens Gott „nicht selbst dreieinig und also auch nicht vollkommen sub„sistiren können, wie bishero geglaubt worden: so ist al„les protestirens ohngeachtet, alsdann ohnstreitig das We„sen Gottes verdoppelt und verdreifältiget worden, war „also der Zahl nach nicht Eins, so sehr man auch diese „Folge geleugnet; oder die Wahrheit ist nicht richtig, daß „zweimal Eins zwei, und dreimal Eins drei ist, eine Wahr„heit, die ohne merkliche Beraubung der Sinne und Ver„standes von Niemand geleugnet werden kann.„ Ist aber alles protestirens des Hrn. S. ohnerachtet nicht auch das Wesen Gottes verdoppelt und verdreifältiget, wenn ich nach seiner neuen Erfindung in dem einigem Gott drei Substanzen, oder wie er lieber will, drei Subsistentien, deren iede seinen eignen Verstand und Willen hat, annehme, und also drei Geister glaube? da dreimal Eins ohne merkliche Beraubung der Sinne und des Verstandes nicht Eins, sondern allemal drei ausmacht.

Alles protestirens des Hrn. S. ohnerachtet, daß Verstand und Willen so wenig wesentliche Eigenschaften eines höchsten Geistes sind, als Sehen und Hören, welches in der h. Schrift Gott ebenfalls beigelegt wird: so werden doch Verstand und Wille allezeit wesentliche Eigenschaften auch des höchsten Wesens bleiben. Hören und Sehen bestimmt ein Empfinden durch materielle Glieder: aber Verstand und Willen zeigen eine Erkenntniß und Kraft ohne alle Bestimmung des Wie an. So viel mit Verstand und

Wil-

Willen subsistirende Wesen, so viel sind Geister, und so viel vollkommne Geister, so viel Götter.

Der Hr. S. handelt wider sich selbst. Er will daraus, daß iede göttliche Person Verstand und Willen habe, nicht schliessen lassen, daß iede Person ein besondrer Geist sei, weil Verstand und Willen uneigentlich vom höchsten Wesen gesagt würden, und doch bauet er seine ganze Erfindung auf das Wort Zeugen und Ausgehn, welches doch Worte sind, die, wo ie ein Wort in der Welt, am alleruneigentlichsten von Gott gebraucht werden können. Zugleich mengt er ganz falsche Säze mit ein. Er meint, ein Kind werde nicht Mensch durch die Zeugung, als Mensch sei es vorhin schon da, er werde durch die Zeugung nur sichtbar und der Sohn seines Vaters. Wie unrichtig ist dies gedacht? Der Mensch ist vor seiner Zeugung da, wie der Keim zum Baum im Kern, aber nicht als Mensch, und wäre er als Mensch da, so wäre er schon auch denn ein Sohn seines Vaters. Wenn ich alles, was bei der Zeugung des Menschen vorgeht, auf Gott anwenden wollte, was würden da vor seltsame Geschichte zum Vorschein kommen? Eben so ist es mit dem Ausgehn. Freilich ein Mensch, der ausgeht, ist vorhin schon da: aber was heißt dies Wort, wenn es vom Sohn und Geist Gottes gebraucht wird? Was es vom Sohn heisse, ist in den vorigen Recensionen hinlänglich gezeigt worden. Beim Geist muß zuvörderst ausgemacht werden, ob er eine Kraft Gottes oder eine besondere Person sei, und nach diesen verschiednen Begriffen wird auch das Ausgehn sich leicht bestimmen lassen.

Den katechetischen Vortrag der neuen Dreieinigkeitslehre betreffend muß man sich wundern, daß der Hr. S. als ein erfahrner Lehrer unstudierte und junge Leute mit unbegreiflichen und zum Christentum gar nicht gehörigen Dingen beschweren will. Hat Jesus, haben die Apostel mit solchen unnützen Spekulationen ihre Zuhörer iemals verwirret? Der Jünger sei doch nicht über seinen Meister! Der Recensent, der in den ersten Jahren seines Amts ebenfalls ein Haufen unfaßlicher und unnöthiger Dinge seinen Katechumenen vorspekulirt, ist durch eine bei nahe vierzigjährige Erfahrung eines andern belehrt worden. Er lehrt sie iezt blos nach der Bibel und nach den drei Artikeln des christlichen Glaubens Gott den Vater als ihren Herrn und Schöpfer, Jesum Christum Gottes eingebohrnen Sohn unsern Herrn, als ihren Erlöser, und den heiligen Geist als ihren

en Lehrer und Führer zu ehren, zu lieben, ihnen zu vertrauen und zu gehorchen: und zeiget ihnen, wie sie durch die Taufe auf den Nahmen des V. S. und heil. G. ausdrücklich und feierlich hierzu verpflichtet und berechtiget sind.

Zulezt entdeckt der Hr. S. im zehnten Briefe an edle und aufrichtige Kenner der Wahrheit, daß der heil. G. die Mutter des Sohnes Gottes als Sohnes Gottes sei. Wir wollen seinen Beweis mit seinen eignen Worten anführen. Er schreibt S. 324 „Mit der Vernunft sind wir hierin „bald fertig. Diese zeigt uns als einen algemeinen Erfahrungssaz, daß niemals dieienige Kraft, welche zeugt, „oder die Zeugung empfängt, zugleich auch gebieret. Selbst „in Subjekten, wo diese drei Kräfte zu Einem verbunden „sind, unterscheiden sie sich doch von einander deutlich. „Warum solte in Gott, wo drei persönliche Kräfte wesent„lich seyn, eine zugleich zeugen und gebähren, die zweite „die Zeugung empfangen, und die dritte, die doch auch dar„um vorhanden ist, daß sie etwas thue, solte zu solchem „Werke nichts beitragen und thuen? Nein, nein, sie hat „ihr ganz eignes schon durch die Natur der Sache angemessnes Teil, sie ist die gebährende Kraft in Gott, gleich„wie die zwei andre, die in Gott zeugende, und die Zeu„gung empfangne Kräfte sind. So viel von der Ver„nunft. Nun zu der Schrift. — — Läßt nicht Got„tes Wort uns richtig muthmaßen, daß, da in der Offen„bahrung des Wesens Gottes der h. Geist dieienige gött„liche Kraft ist, welche die Menschen aufs neue geistlich „gebiert, auch schon sein Anteil, ehe er noch in einem „neuem Verhältnisse als Geist Gottes von Gott ausgeht, „dieser bei der Darstellung des Sohnes Gottes gewesen, „daß er sich zu seinem Ausgange als die in Gott gebäh„rende Kraft verhalten, das ist den Ausgang des Sohnes „Gottes durch Geburt befördert, wie ihn der Vater gezeu„get, der Sohn selbst aber sich zeugen und gebähren las„sen; und dadurch als der göttliche Sohn erschienen. Es „kommt hierzu, daß wahre Christen ächte Brüder Jesu „seyn sollen. Nun heissen ja das ächte Brüder, die einer„lei zeugende und einerlei gebährende haben: also muß „dieienige Kraft Gottes, die Menschen zu Christen gebiert, „auch gegen Jesum im Verhältnisse der seinen Ausgang „durch Gebuhrt befördernden Kraft gestanden seyn, oder Je„sus und wir sind nicht ächte Brüder, wir haben nicht die „nemlichen zu zeugenden und zu gebährenden, wir sind

„nicht

„ nicht in allem gleich gemacht dem Ebenbilde des Sohns
„ Gottes, die Bibel hat uns hintergangen und das ist un-
„ möglich. „

Was sind das vor Schlüsse, wenn man uneigentliche Worte eigentlich nehmen und Gleichnißreden über das tertium comparationis ausdehnen und daraus Folgerungen machen will? Was ist wohl so seltsam, so ungereimt, das man nicht auf solche Art aus der Bibel beweisen könne. Des Recensenten Verstand steht hier stille, er legt die Feder nieder, um von einem sonst redlichem und gelehrtem Mann nicht härter zu urteilen. Es würde ihm leicht seyn, wenn Christus sich einen Weinstock und noch dazu einen wahrhaften Weinstock und die Jünger Reben nennt, nach der Urssp. Art zu beweisen, daß Christus und Christen wirkliches Holz seyn; daß die Jünger mit Christo zugleich gestorben, weil bey dem Ersterben des Stocks auch die Reben ersterben; daß ihre Seelen also mit Christo im Paradiese gewesen; daß daher die große Veränderung in ihnen, die Verachtung des Gegenwärtigen und die Freudigkeit im Leiden und im Tode entstanden sei. Eine neue Entdeckung, die nicht wider das System, die reich an guten Gedanken ist, und vielleicht manchen Sprüchen der Bibel ein Licht geben könte. Und wie viel andre neue Entdeckungen würden aus andern Gleichnissen des Hirten, des Königes, des Bräutigams gemacht werden können? Was würde aber aus der Bibel und der christlichen Lehre werden?

Peter Allirs vernünftige Betrachtungen über die Bücher der H. Schrift, die Wahrheit der Christl. Religion dadurch zu befestigen. Aufs neue herausgegeben und mit vielen Anmerkungen vermehrt von Philipp Friedrich Mützel, Rektor der Schule zu Schwabach. 1ter Theil. Schwabach, 1770. 8. 16 B.

— — 2ter Theil. 1773. 14 B.

— — 3ter Theil. 1774. 17 B.

— — 4ter Theil. 1774. 18 B.

Allir war ein großer Mann zu seiner Zeit, und seine Schriften sind überhaupt mit vielem Beifall aufgenom-

kommen worden. Diese seine Betrachtungen sind oft aufgelegt und 1702 schon ins Deutsche von Eschenbach übersezt worden. Der iezige Herausgeber hat die erste Uebersezung verbessert und mit Noten vermehrt. Die Absicht des Verfassers ist, die Wahrheit der Christl. Religion am leichtesten zu vertheidigen, wenn er die Wahrheit der Geschichte, die in der Bibel enthalten sind, erweiset. Sein Plan und Ausführung an sich sind gut: nur verfällt er in den sehr grossen, obgleich gewöhnlichen Fehler, daß er das, was kaum einige Wahrscheinlichkeit hat, als gewiß annimmt. Kains Mord, Lamechs Bigamie, Chams Vergehung, die schändliche Handlungen der Töchter Loths sind ihm Beweise der Verheissung von des Weibes Saamen. Wird nicht ein Ungläubiger durch solche Einfälle mehr zum Spott gereizt, als zur Ueberzeugung gebracht werden.

Provinzialbriefe über die Sittenlehre und Politik der Jesuiten unter dem Namen Louis de Mantalte an einen Provinzial und an die ehrwürdigen Väter der G. J. geschrieben von Blasius Paßkal, nebst dem Leben des Herrn Paßkal und der Geschichte dieser Provinzialbriefe. Aus dem Französischen und Latein. übersezt. Lemgo, 1773. gr. 8. 15 B.

Derselben 2ter Theil. 1774. 15 B.

Diese seit einem Jahrhundert beliebten und oft aufgelegten Briefe verdienen noch iezt gelesen zu werden. Sie enthalten die beste Schilderung von der leichtsinnigen Sittenlehre und ganzen Denkungsart der Jesuiten: und zwar durch dem scharfsinnigsten und redlichsten Mann. Die Uebersetzung ist getreu und schön. Diese beiden Theile enthalten von achtzehn Briefen die zehen ersten. Es muß also noch ein Theil folgen.

Immanuelis Hofmanni, Ling. Graec. in Ac. Tub. P. O. Demonstratio Evangelica per ipsum scripturarum consensum in Oraculis ex V. T. in N. allegatis, declarata. Edidit, observationibus illustravit

vit, vitam Auctoris et commentationem historico-theologicam de recta ratione allegata ista interpretandi praemisit *Tob. Godofred. Hegelmaier*, Coll. Bebenh. Prof. et V. D. M. Tom. I. Tub. 4. 2 Alph.

Der Zweck des seligen Hofmanns ist die christliche Religion durch die Weissagungen des A. T. zu beweisen. Er geht die Sprüche des A. T. die im N. angeführt sind, nach der Ordnung der Bücher des N. T. in denen sie vorkommen, durch. Bei jedem Spruch zeiget er erstlich die Allegation, und vergleicht die Ausdrücke im A. T. mit denen im N. sehr weitläuftig und mühsam. Diese Arbeit ist wohl überflüßig. Es ist wahr, die Worte im N. T. gehn bald vom Hebräischen, bald von den LXX, bald von beyden ab. Wer wird sich daran stossen, wenn man bedenkt, daß die Apostel die Sprüche des A. T. nach dem Verstande und aus dem Gedächtniß angeführet haben, wie bereits der H. Hieronymus bemerkt hat. Zum andern zeigt er die Applikation, und da ist eigentlich der Streit bei den Weissagungen des A. T. die im N. bei der Geschichte des Messias angeführt werden. Die Frage ist, sind es wirkliche Allegationen, die eine beweisende Kraft haben, oder bloße Akkommodationen, die zur Erläuterung dienen? So unbedachtsam ist der selige Hofmann nicht, wie Kalov und andre, die alle angeführte Stellen zu beweisenden Allegationen wider die offenbare Wahrheit machen: indessen sieht er doch viele als Allegationen an, welche bloße Akkomodationen sind. Er kan auch nicht anders handeln nach seinen angenommenen Grundsätzen, die mehrenteils eins sind mit den Grundsätzen, die Herr Hegelmaier der Hofmannschrift vorgesetzet hat.

Herr Hegelmaier nimmt als einen Hauptgrundsaz an, daß Christus und die Apostel den eigentlichen Sinn der Weissagungen alsdenn genau beobachten, wenn sie dieselben als einen eigentlichen Beweiß anführen wollen. Ich gebe gern zu, daß kein Christ diesen Saz leugnen wird. Ein Christ, von welcher Partei er sey, wenn er Christum auch nur als einen außerordentlichen Lehrer erkennet, wird zugestehn, daß eigentliche Weissagungen vom Meßias im A. T. vorhanden sind. Man sehe nur an die Stellen Luk. 19, 34. und K. 24, 25 — 27. Es ist auch nicht zu leugnen,

hen, daß einige von diesen Weissagungen in den Büchern des N. T. angeführt sind, um die Person und Schicksale des Meßias zu erweisen. Aber sind alle im N. T. angeführte Weissagungen von dieser Art, und sind sie alle in der Absicht zu erweisen angeführt? H. Hegelmaier gesteht ja selbst, Christus und die Apostel konten die Sprüche des A. T. in einem andern allegorischen Verstande anführen, wenn sie nicht die Absicht zu erweisen, sondern nur zu erläutern hatten.

Woher weiß ich nun, was die heiligen Männer für eine Absicht gehabt haben? Es scheinet, als ob ich es aus der Art der Anführung erkennen müste. Wenn der Evangelist sagt Math. 13, 34. 35. Solches alles redete Jesus durch Gleichniße, auf daß erfüllet würde, das gesagt ist durch dem Propheten, ich will meinen Mund aufthun in Gleichnißen u. s. f. so kan ich nach unserm Sprachgebrauch nicht anders denken, als daß Math. die Absicht habe, die Lehrart Christi aus dem A. T. zu erweisen, und folglich den eigentlichen Verstand der angeführten Stelle aus Ps. 78, 2. vor Augen gehabt habe. Sieht man aber diesen Psalm an, so zeiget der Augenschein, daß Assaph die Geschichte des jüdischen Volks erzähle, und daß nicht die geringste Spur von einer Absicht auf den Meßias zu entdecken sei. Herr Hegelmaier gesteht dieses selbst, und nimmt diese Anführung für eine bloße Akkommodation an. Und dergleichen Anführungen finden sich mehr. Es ist also ausgemacht, daß die heiligen Männer die damahls übliche Sprache geführet, da nach dem Gebrauch der Rabinen die Worte: auf daß erfüllet würde, nicht mehr heißen, als es trifft auch hier ein, oder man kan auch hier sagen. Man muß also nothwendig eine andere Regel suchen, nach welcher man beurteilen könne, ob eine aus dem A. T. angeführte Stelle zum Beweise angeführt werde: und da ist keine andere möglich, als diese. Wenn der angeführte Spruch des A. T. seinen Worten und dem Zusammenhange nach auf keine Person bequemer, als auf den Meßias, gedeutet werden kan, so hat sie eine beweisende Kraft, und hat zum Beweise auch angeführt werden sollen. Alle andere Stellen des A. T., die offenbar auf andere Personen oder Umstände gehen, sind bloße Akkommodationen. Die Klage beim Jeremias 31, 15 geht offenbar auf die Babyl. Gefängniß, und wird Math. 2. auf den Kindermord akkommodirt. Hingegen Micha 5, 1. wird mit Recht in eben dem Kapitel

bel von den Gelehrten in Jerusalem zum Beweise angeführet, um den Gebuhrtsort des Meßias zu bestimmen. Es ist kein Mensch sonst zu finden, deßen Ausgang vom Anfang und von Ewigkeit gewesen. An den Serubabel zu denken ist sehr schwach. Er war zu Babel geboren und kam nicht aus Bethlehem. Sein Ausgang war noch weniger von Ewigkeit: und diese Worte von seinem altem Geschlecht zu erklären ist sehr unüberlegt. Bei den Juden waren alle Geschlechte gleich alt, sie waren alle Nachkommen des Abrahams. Von dieser beweisenden Art werden noch mehr Stellen des A. T. im N. angeführt, welches hier zu erweisen unser Zweck nicht ist.

Herr Hegelmaier nennt Weißagungen von dieser Art allegata primi ordinis, sie sind aber wirklich nur die einzigen. Man weiß nicht, was man denken soll, wenn er H. H. also urteilet. Wenn in der Stelle des A. T. offenbaht von einem anderm Subjekt geredet wird, als im N.: so sei es Gott unverwehrt, das erste Subjekt dem Propheten ins Gemüt zu geben und zugleich eine Aussicht auf ein entfernters und wichtigers hinzuzufügen. Und wenn kein Mensch das entfernte Subjekt iemahls würde aus des Propheten Worten heraus gebracht haben, so müsse man sich nicht wundern, da der Verstand der meisten Weißagungen bei der Erfüllung erst völlig eingesehen werde.

Die Frage ist gar nicht, was Gott thun könne, sondern was er gethan habe. Wenn Gott bei einem nahem Subjekt die Aussicht auf die Zeiten des Meßias mit beigefügt hätte; wenn er gewollt, daß diese Weißagung die Menschen in den Zeiten des Meßias von der geschehenen Ankunft deßelben überzeugen solte: so müste Gott solches in der Weißagung auf eine Art ausgedrückt haben, daß ein Mensch bei treuer Anwendung seines Verstandes es heraus bringen könte und müste. Alles dieses erfordern die unleugbaren Eigenschaften Gottes, seine Weißheit, Güte und Gerechtigkeit. Ja, sagt man, Gott hat mir doch nachmahls durch die Apostel angezeigt, daß er in der Weißagung von einem nahem Subjekt das entfernte mit angedeutet. Obgleich keine Spur davon zu finden ist, so muß ich doch den Aposteln blindlings glauben. Das werd ich aber nicht thun und bins auch nicht schuldig. Ich glaube einen Gott, der, was die Erkentniß betrift, nichts als die treue Anwendung meines Verstandes fordert. Wo mein Verstand nichts entdecken kan, da ist auch nichts. Und wenn ein Apostel eine

solche Weißagung zum würklichen Beweise anführen, und mich glaubend machen wolte, daß Jeremias 31, 15 vom Kindermord zu Bethlehem geredet habe, so werde ich ihn eben deswegen für keinen einsichtsvollen Mann halten oder an seiner Ehrlichkeit zweifeln. So urteilen Porphyrius und Julian über die Anführungen des Hoseas 11, 1, und Math. 1, 15. Und wer kan es ihnen verdenken, so lange man vorgiebt, daß Math. die Flucht des Josephs aus dem Hoseas erweisen wolle? Dies sind die betrübten Folgen, wenn man die Saiten zu hoch spannet. Man giebt dem Unglauben Waffen in die Hände, welche man ihnen nicht rauben kan, als bis man zugesteht, daß Math. nichts, als eine Akkommodation im Sinne gehabt habe.

Was Herr Hegelmaier in der Idee eines Propheten und einer Weißagung selbst hier finden will, verstehe ich nicht. Ein Prophet muß doch wenigstens etwas von der Sache sagen, die er anzeigen will, es mag nun so dunkel sein, als es wolle. Auch die Worte, die meisten Weißagungen werden bei der Erfüllung erst völlig eingesehn, gehören gar nicht zu dieser Sache. Ein dunkeles Wort in der Weißagung wird bei der Erfüllung deutlich. Aber wovon gar kein Wort in der Weißagung steht, davon kan in Ewigkeit nichts deutlich werden. Non entis nulla sunt praedicata.

Man hat noch andere Erfindungen, um aus bloßen Akkommodationen beweisende Allegationen zu machen. Die Protestanten haben mit gröstem Recht festgesezt, daß, wie in andern Büchern, also auch in der Bibel, ein ieder Ausdruck nur einen einzigen Verstand habe. Man unterscheidet aber zwischen dem Verstand der Worte an sich und zwischen dem Verstande eines ganzen Vortrages. H. Hegelmaier beruft sich hier auf die Fabeln des Aesops. Mit der Fabel hat es seine Richtigkeit. Eine Fabel den bloßen Worten nach läßt sich gar nicht denken. Es werden Thiere redend eingeführet, der Leser sieht von selbst, daß der V. etwas anders im Sinn habe. Es muß eine Moral darunter verborgen liegen, und diese Moral ist der eigentliche Sinn des ganzen Vortrags. Dies findet auch bei Gleichnißen Statt. Aber ist die Wehklage des Jeremias bei der Babylonischen Gefängniß, ist die Erzählung beim Hoseas von der Ausführung Israels aus Aegypten eine Fabel? Haben beide Stellen nicht ihren eigenen und richtigen Verstand von sich selbst?

Man

Man macht Vorbilder; man sagt, die Sache oder die Person, von der das A. T. redet, sei eine Abbildung einer andern Sache oder einer andern Person im N. T. Ich werde niemals leugnen, daß eine Handlung eine Abbildung einer andern Handlung sein könne. Es können öffentliche Feierlichkeiten eingeführet werden, um uns an eine wichtige Sache zu erinnern. Christus befiehlt, alle Menschen, die seine Lehre annehmen, unter das Wasser zu tauchen. Was hat das Untertauchen mit der Religion zu thun? Es kan nichts als eine Abbildung sein. Beim Untertauchen ist der Mensch weg, und es kömmt gleichsam ein neuer hervor. Ein Jünger Christi soll ein ganz anderer Mensch sein, als er vorher gewesen. Brod und Wein genießen, in Absicht auf die Religion, ist an sich nichts. Es muß etwas abbildendes sein, es stellt vor unsere Teilnehmung an dem Versöhnungstode des Erlösers. Auf eben diese Art ist die erste Feierlichkeit in der Welt, das blutige Versöhnopfer, ein Bild des für die Welt leiden sollenden Meßias. Aber wirkliche Geschichte? Wie kan ich da etwas anderes denken, als die wirklich geschehene oder verkündigte Geschichte? Und hätte Gott gewollt, daß ich bei der Wehklage des Jeremias und bei der Erzählung des Hoseas auf Herodis Kindermord und Josephs Flucht denken solte, so wäre er viel zu weise und zu treu, als daß er solche seine Absicht mir nicht verständlich gemacht haben solte. Es können Geschichte mit andern Geschichten eine Aenlichkeit haben, aber niemals können sie etwas erweisen. Ich kan aus der Wehklage bei der Babylonischen Gefängniß niemals schließen, daß Herodes ein Blutbad zu Bethlehem habe anstellen müssen.

Und die Vorbilder, die in Personen gesucht werden, sind in der That nichts. Der Hohepriester, so fern er zum Opfer gehört, könte noch in seinem Amt ein Vorbild abgeben, aber nicht als Person. David, Salomon und andere können etwas änliches mit dem Meßias haben, und zur Erläuterung angeführet werden. Noch iezt vergleicht man einen Helden unsrer Zeit mit einem Helden des Altertums. Aber es liegt nichts beweisendes in dieser Aenlichkeit. Ich kan nicht sagen, weil David dies von sich klaget, so hat dieses Leiden auch den Meßias treffen müßen, und es ist ein Beweiß, daß er der Meßias sei.

Frei sein vom Vorurteil des Alten, frei von der Begierde zum Neuen, erleichtert ungemein die Erklärung der

aus dem A. T. im N. angeführten Stellen. Und sie ist doch eine Sache von der äusersten Wichtigkeit. Den Aposteln schuld geben, daß sie aus einer Stelle beweisen wollen, darin von einem andern Subjekt geredet wird, ist die gröste Beleidigung dieser heiligen Männer: und alles zu Akkommodationen machen, ist die gröste Beleidigung für unsern göttlichen Erlöser, der mit dürren Worten saget: suchet in der Schrift, denn sie ists, die von mir zeuget.

Br.

Wohlgegründete Vorstellungen einiger Erweguugs- und Uebungs-Wahrheiten, v. Joh. Mich. Schmidt. Schwabach, 1774. 8. 20. B.

Der V. hat sehr wichtige Sätze zu seiner Abhandlung erwählet, als: ob eine Religion sei, ob es eine offenbarte Religion gäbe, daß wahre Religion eine einzige sei, woher die Vielheit der Religionen komme, die Religion muß frei gewählt werden, was die Wissenschaften für einen Einfluß in die Religion haben, u. s. f. Es ist aber Schade, daß diese wichtigen Säzze nicht nach ihrer Würde bearbeitet sind, auch der Vortrag schlecht und voller Provinzialwörter ist. Sonst zeiget der V. ein für die Religion warmes und dabei tolerantes Herz.

Wilhelm Burkitts praktische Erklärung der Leidensgeschichte Jesu. Meinungen, 1774. gr. 8. 15. B. Ebendesselben Geschichte der Auferstehung und Himmelfahrt J. C. 6. B.

Burkitt schrieb eine Betrachtung über das N. T. Rambach übersetzte sie unter dem Titul: Praktische Erklärung. Der V. des gegenwärtigen nimmt das Leiden, die Auferstehung und Himmelfahrt aus diesem Werke besonders heraus. Da Burkitt jeden Evangelisten besonders durchgeht, und bei jedem das wiederholet, was er bei eben der Geschichte im vorhergehenden Evangelisten schon gesagt hatte, Rambach auch die unnöthigen Wiederholungen beibehalten: so hat der iezige Herausgeber die Paßionsgeschichte, die Auferstehung und Himmelfahrt nach allen Evangelisten aus dem Burkitt zusammengezogen, und die Wieder-

derho-

[illegible]ungen vermieden. Erklärung schwerer Stellen muß man hier nicht suchen, wohl aber fruchtbare Betrachtungen.

Wm.

Sammlung einiger Predigten von Gebh. Fried. August Wendeborn, Evang. Pred. in London. Braunschw. 1774. gr. 8. 1 Alph. 4 Bogen.

Diese Predigten empfehlen sich sowohl durch den Ausdruck und Ordnung, als durch richtige und nützliche Gedanken. Nur in der Pr. von der wahren und ewigen Gottheit des Erlösers sind viele falsche Schlüsse. Der V. behauptet so gar, daß mit dem Athanasischen Lehrbegriff die Versöhnung durch Christum, das Vertrauen auf ihn und die Befolgung seiner Sittenlehre wegfiele und die heilige Schrift zur groben Abgötterei verführe.

Harmonischer Vortrag der heil. Geschichte N. T. aus den vier Evangelien in ihrem historischen Zusammenhange, hernach in ihrer Wahrheit und Glaubwürdigkeit, von M. Joh. Mich. Uhlich, Pf. u. Superint. in Bitterfeld. Leipzig. 1774. 8. 9. B.

Der Verfasser zeigt in der Vorrede eine gute Absicht. Er will die evangelische Geschichte in angenemer Kürze vortragen, mit den in den Sachen selbst liegenden Ursachen verbunden hinlänglich erläutern, durch Worte und Redensarten, die iederman versteht, ausdrukken: aber er hat seine Absicht zu erreichen nicht gesucht. Er hat bei den schwersten Geschichten die Erläuterung vergessen: auch aus Luthers Version Worte behalten, die der Ungelehrte nicht versteht. Wer denket bei dem Wort Schäzzung Luk. 2. eine Aufschreibung der Familien nebst ihrer Nahrung und Vermögen? Wer denkt einen Stern, der ein Haus bezeichnen kann. Math. 2? Jesus forderte, heißt es, bei Mark. 5, 36 nur Glauben. Denkt nun der Luthersche Leser das Vertrauen auf Christi Verdienst, so denkt er gewiß nicht richtig: denn davon wuste der gute Jairus nichts. Es heißt ferner: durch Ausgießung des H. G. macht er sie tüch-

 tig.

lig. Wie unbestimmt ist das Wort Geist, und was denkt nun der ungelehrte Leser von dem, das die Apostel bekommen haben?

Es finden sich aber auch wirklich unwichtige Anmerkungen und Erklärungen. Vom Zacharias heist es Luk. 1.: er weißaget Sachen, die er nur aus göttlicher Eingebung wissen konnte. Und das ganze Loblied enthält grade soviel, als ihm der Engel verkündiget hatte. Seite 64 „Christus wies den reichen Jüngling auf die Beobachtung des Sittengesezzes, weil der Jüngling nur vom Thuen nicht vom Glauben redete„. Wie konte denn der Jüngling besser fragen und Christus besser antworten? Man lese doch die Bergpredigt Christi, und 1 Joh. 3, 7. Man sehe die Zeugnisse Gottes im A. T. Hesek. 18, 21, 22. Mich. 6, 8. und Christus sagt doch: ich und der Vater sind eins. Christi Verdienst und der Glaube an ihn bleiben demohngeachtet stehen, weil wir durch ihn nicht nur die Kentniß der Tugend erlangen, sondern auch der göttlichen Gnade und der Vergebung der Sünden versichert, Freudigkeit und Kräfte erhalten. Aus Joh. 5 will der Verfasser die Hypothese des Athanasius beweisen, da doch Christus mit klaren Worten sagt, daß er alles vom Vater habe und nichts von ihm selber thun könne.

M. Chr. Gottl. Steinbergs biblische Erzählungen nebst ihrer Verteidigung. 3ter und lezter Theil. Bresl. 1774. 8. 1 Alph. 4 B.

Der Verfasser endiget hiemit diese Schrift, in welcher man die in der Bibel vorkommende Geschichte vom Anfang der Welt bis auf den Tod der Apostel in einem angenehmen Zusammenhang findet. Sie würde noch nüzlicher sein, wenn der Verfasser nicht gar zu sehr bei den gewöhnlichen Meinungen bliebe, und dadurch verhindert würde, die Ehre der Bibel noch besser zu verteidigen. Wir beruffen uns auf die Rezensionen des ersten und zweiten Theils in der Alg. B. und werden einige dergleichen Fehler auch bey diesem 3ten Theil anmerken. S. 35. läst der V. unsern göttlichen Erlöser vom Teufel durch die Luft auf die Zinne des Tempels und auf den Berg führen. Mein Herz empöret sich bei diesen Gedanken, sie stehn auch nicht in der Bibel. Es heißt, er führet ihn mit sich. Es giengen ja

Trep-

Treppen und Wege hinauf. S. 87. „der Besessne heißt „Legio wegen der Menge Teufel, die in diesem Unglücklichen „ihre Wohnung hatten.„ Dieser Elende war entweder wahnwizzig oder besessen. Im ersten Fall wäre es Einbildung, im andern eine Rede des Teufels, der keinen Glauben verdient. Die Worte Luk. 8, 30. müssen so paraphrasirt werden: denn nach seinem Vorgeben waren viel Teufel in ihn gefahren. Welcher Vernünftiger kan ihrer 6000. in einem Menschen denken? Ueberhaupt bedürfen die Geschichte der Besessnen mehr Aufklärung. S. 303. Die Wahl des Matthias durchs Loos war eine Uebereilung der Apostel. Das Loos hatte nirgends weder Befehl noch Verheissung. Die Folge zeigt deutlich, daß Christus durch den Saul die erledigte Stelle selbst ersetzen wolte. S. 28. bei den Heuschrekken, und S. 29. bei den Zöllnern wäre eine Erklärung mit ein paar Worten nöthig, was und wer sie gewesen.

Versuch einer Harmonie der heiligen und Prophanscribenten in den Geschichten der Welt, von den Zeiten der Richter bis auf den Untergang des Königreichs Israel, von M. Kaspar Gottlob Langen, Pfarr. zu Wolkenburg im Leipz. Kreise. Bareut, 1775. 4. 2. Alph.

Der Verfasser will den Schuckfort fortsetzen bis dahin, wo Prideaux anfängt. Er ist so bescheiden, daß er diesen beiden berühmten Geschichtschreibern nicht gleichgeachtet, noch für einen Originalschriftsteller gehalten zu werden verlangt. Aber warum hat er sich nicht mehr Mühe gegeben, es so viel als möglich zu werden? Zusammengetragen hat er genung, aber es müste mehr Ordnung, ein besserer Ausdruck und überall mehr Nachdenken und Untersuchung herschen.

Es sollen drei Theile werden. Dieser erste enthält die Zeit der Richter. Die eigentliche Quelle ist das Buch der Richter. Er fängt mit der Untersuchung dieses Buchs an. Mit Recht sagt er, daß es mehr als einen Verfasser habe, die sämtlich unbekannt sind. Nun hätte er die Glaubwürdigkeit dieses Buches untersuchen sollen. Die Juden haben Bücher, die von göttlich begeisterten Personen geschrieben und daher göttlich sind. Wenn aber Schriften von unbekannten Verfassern bei solche göttliche Schriften hin-

hingelegt werden, so werden sie dadurch so wenig göttlich, als die Bücher der Makkabäer, weil sie mit in unserer Bibel stehen.

Das Buch der Richter bleibt allemal ein wichtiges Denkmahl der Jüdischen Geschichte, und wie glüklich würden wir uns schäzzen, wenn wir ein solches Dokument von den alten Deutschen auffinden könnten? Die darin enthaltene Nachrichten verdienen auch alle Aufmerksamkeit und paßen sehr gut in jenes rohe Zeitalter. Aber denn hätte nicht alles so weg erzählt werden müssen, wie es im Buch steht, sondern die Wahrheit der Geschichte hätte aus den Umständen selbst mehr geprüfet oder mehr beurteilt und bewiesen werden sollen. Da Gott eine besondere Vorsorge für die Juden hatte, würde manches Wunderbare nach besondern Umständen sich als wahr und richtig legitimiren: manches aber möchte wohl die Prüfung nicht aushalten, sonderlich in der Geschichte Simsons. Dies ist ein Mann von besonderer Leibesstärke, Muth und Haß gegen die Philister. Seine Denkungsart ist aber so schlecht, daß man ihn ohnmöglich als einen von Gott begeisterten Mann ansehn kann. Der Einwurf, daß Gott auch Lasterhafte zu seinen Werkzeugen brauche, gehört hier nicht her. Die Frage ist nicht, ob Gott sie brauche, sondern wie er sie brauche: ob er durch seine Almacht unmittelbar in ihnen und mit ihnen würke; davon wird sich schwerlich ein Exempel auffinden lassen.

Ueberhaupt erklärt der Verfasser durch unnöthige Wunder. Warum soll Sangar, der sechs hundert Mann schlug, keinen Gehülfen gehabt haben? Es ist ja ganz gewöhnlich, daß der Anführer allein genennet wird. Die Geschichte der andern Völker hätte er nicht hinten anhängen und jede besonders erzählen, sondern sie so wohl unter sich als mit der heiligen Geschichte in eine Verbindung setzen sollen.

Vom Gottesdienst, bürgerlichen Einrichtungen und Gebräuchen der damaligen Zeiten unter Juden und Heiden hat der V. vieles gesamlet, wird aber oft in Sachen, die man aller Orten findet, zu weitläuftig, ohne sie genau zu beurteilen.

Br.

Her-

Hermann Christian Paulsens Betrachtungen über die Wahrheiten der christlichen Religion. Drittes Buch. Vom Menschen. Hamburg, im Verlag von Christian Herolds Wittwe. 1774. gr. 8. 567 Seiten.

Eben das, was unsere Kinder nach der sogenannten Ordnung des Heils 1) von der wesentlichen Beschaffenheit des Menschen, 2) von seinem ursprünglichen Zustande, oder vom Stande der Unschuld, 3) von dessen Verlust, oder dem Fall unserer ersten Aeltern, 4) von dem Stande der Sünden, in der Schule mit wenig Worten zu lernen pflegen, das hat der V. zur Belehrung und Erbauung erwachsener Christen in diesem anderthalb Alphabeth starkem Buche mit unbeschreiblicher Weitläuftigkeit ascetisch ausgeführt; wiewohl er die abgehandelte Lehre seinen Lesern doch nur in der Kürze vorgelegt zu haben glaubt. Welches Buch muß für Hrn. Paulsen groß und lang seyn, wenn das seinige kurz ist.

T.

D. Johann Friedrich Tellers Theorie der christlichen Beredsamkeit. Leipzig, bei Friedrich Gotthold Jacobäern. 1774. 8. 226 Seiten.

Unter diesem veränderten Titel ist des V. Kunst zu predigen, oder Einschränkung der homiletischen Regeln auf einen einzigen Grundsatz (A.D.B. XX. 2. 484 folg.) neu aufgelegt. Um der Welt zu zeigen, daß er sich bei der ersten Ausgabe nicht übereilt, sondern die nöthige Ueberlegung, die der Autor dem Publicum schuldig ist, gar wohl zu Rathe gezogen habe; um auch keine unrühmliche Unbeständigkeit in seiner Denkungsart, keinen Verstand, der noch zu wenig gesetztes Wesen hat, zu verrathen, hat Hr. T. weder Verbesserungen in seinem Buche, noch Zusätze dazu gemacht. Vielmehr ist alles um deswillen wörtlich beim alten geblieben. Den neuen Titel fand er bestimmter, als den vorigen, drum wählte er ihn. Die Zuschrift und der Vorbericht vor der ersten Ausgabe sind weggeblieben, statt dessen ist aber eine Abhandlung von der Oekonomie der Kanzelrede vorangesetzt worden. Auch die Vergleichung der

Tanzkunst, Baukunst ꝛc. mit der Predigtkunst S. 37. findet sich nicht, da doch sonst die Seitenzahl beider Editionen zusammenstimmt. Gegen das Urtheil, so wir in unserer Bibl. „auf deren Billigkeit der rechtschaffene Mann wenig, „der Theologe aber, der es mit dem Canon hält, gar keine „Rechnung machen kann und deren theologische Artikel „weltbekanntermaßen ganz unbedeutend sind„ von diesem Werke gefället haben, hält der durchgängige Beifall, den es sonst erhalten hat, den Hrn. D. schadlos; welches uns auch recht angenehm ist.

Ez.

Fortsetzung der vollständigen Nachricht von der Beschaffenheit des reformirten Religionswesens in der kayserlichen freien Reichsstadt Worms, und von dem offenbaren Ungrund des von dasiger reformirten Gemeinde angefangenen Klagewerks, darinnen der weitere Erfolg, benebst einer Abfertigung des, unter dem Titel einer unpartheiischen Beurtheilung, erschienenen Sendschreibens, und der endliche Ausgang dieser bei Kayserlicher Majestät höchstpreislichen Reichshofrath anhängig gewesenen Klagsache, dem unpartheiischen Publico vorgelegt wird. Nebst Anlagen sub No. I. bis VI. Worms, gedruckt und zu finden bei Otto Wilhelm Kranzbühlers hinterbliebenen Wittib. 1774. 8 Bogen in Folio.

Wir beziehen uns auf unser Urtheil von dem ersten Theil dieser Nachrichten in unserer Bibl. XX. I. 145 f., und begnügen uns, die Fortsetzung davon, deren Inhalt hinlänglich aus dem Titel erhellet, hier blos angezeigt zu haben.

B.

Predigten für Kinder von reiferm Alter. Zweites Bändchen. Leipzig, bei M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1774. 8. 174 Seiten.

Auch

Auch für dies Bändchen wird man dem Hrn. P. Sturm danken. Die Predigten handeln 1) Vom jugendlichen Leichtsinn. 2) Von jugendlichen Ausschweifungen. 3) u. 4) Von deren elenden Folgen. 5) Von dem Nachdenken eines leichtsinnigen Jünglings über sein Leben. 6) Von der Freude der Aeltern über die Besserung der Kinder. 7) Von den Hülfsmitteln, den jugendlichen Versuchungen zu widerstehen. 8) Von den Tugenden des jugendlichen Alters. 9) Von der Pflicht der Kinder, zu Jesu zu kommen. 10) Von der Beständigkeit im Guten. Diese beiden sind besonders den Kindern bestimmt, welche zum ersten Genuß des heiligen Abendmahls zubereitet werden und zu diesem Zweck empfehlungswürdig. 11) Ermahnungsrede an die Jugend vor der Confirmation. Wir dürfen das Lob, das allen gebührt, nicht wiederhohlen.

F.

Herrn Claudius Fleury, weiland berühmten Abts von Locdieu, Priors von Argenteuil und Königlichen Hofpredigers Allgemeine Kirchengeschichte des Neuen Testaments, vom Anfange der christlichen Zeitrechnung bis auf gegenwärtige Zeit. Dreizehnter Theil. Frankfurt und Leipzig. Verlegts Johann Christian Koppe. 1774. 4. 512 Seiten.

Dieser Theil fasset den Zeitraum der Geschichte vom Jahr 1283 bis 1351 in sich. Mehr brauchen wir unsern Lesern wohl nicht zu sagen.

B.

Jortins Reden über den Nutzen und die Wichtigkeit der Kirchengeschichte, vor einer Versammlung von Geistlichen gehalten. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1774. 8. 110 Seiten.

Es sind ihrer dreie. Die erste handelt von dem Nutzen der Kirchengeschichte überhaupt; die zwote von dem Ursprunge und Fortgange des Pabstthums; die dritte von dem Ursprunge und Fortgange der Reformation. Ganz gute,

gute, aber bekannte Sachen. Wenn ein Deutscher sie schreiben gehalten hätte, würde kein Engeländer sie je übersetzt haben. Aber bei uns ist itzt das rechte Uebersetzerland.

Ez.

Der Christ und der Bürger in jedem Alter und in allen Ständen. Von C. Löper. Erster Band. Wien, im Verlage der von Ghelenschen Buchhandlung. 1774. 8. 358 Seiten.

Eine moralische Wochenschrift, welche den Zweck hat, eine religiöse und weise Erziehung des Menschen, worauf sein ganzes Glück beruhet, zu befördern. Alles, was in diese wichtige Materie einschlägt, wird nach und nach vollständig und zusammenhängend darin abgehandelt werden. Doch wird sich Hr. L. nicht zu genau an eine systematische Ordnung binden. In den drei Abschnitten dieses ersten Bandes geht er die Jahre des Kindes, des Knaben und des Jünglings durch, wo nichts von dem übergangen wird, was Aeltern und Lehrmeister zur Bildung des menschlichen Geistes in der Kindheit und Jugend zu beobachten haben. Sein Buch ist dem Recensenten eine unterhaltende und nützliche Lectur gewesen. Schon viele, die nie ein Kind erzogen haben, haben gleichwohl über die Erziehungskunst geschrieben. Hr. L. aber hat sich nicht ohne auf eigene Beobachtung, Erfahrung und Uebung gegründete Kentniß der Sache, an ein solches Werk gewagt. Und eben dadurch hat es einen großen Vorzug vor vielen andern von ähnlichem Inhalt, die lange nicht so praktisch geschrieben sind, bekommen. Wir sind versichert, daß dieses Buch in und außerhalb Wien sehr vielen Nutzen stiften werde, empfehlen es jedem christlichen Patrioten, welcher wünscht, daß in unsern Kindern ein gutes Geschlecht von Menschen aufwachsen möge, zum Gebrauch, und sehen der Fortsetzung desselben mit Vergnügen entgegen. Es thut nichts, daß der V. dabei mehrentheils auf Kinder vom Stande Rücksicht genommen hat. Er war mit ihnen am bekanntesten und die Aeltern und Lehrer derselben lesen solche Bücher, wie dieses, doch mehr als andere. Wenn die höheren und edleren Stände einer Nation nur erst wohl erzogen sind, so breitet sich die bessere Erziehungsart von denen auch auf die

die niedrigern und geringeren Stände aus; denn Religion und Sittlichkeit in einem Volk pflegen nicht von den gemeinen Leuten zu den Vornehmern hinauf, sondern von diesen zu jenen herab zu steigen.

T.

Predigten über den Charakter Jesu in seinem Leben und Leiden, von D. Johann Adolph Schinmeier, Consistorialrath, Prediger der königl. Stiftskirche und Professor der heiligen Sprachen bei dem akademischen Gymnasium in Stettin. Erster Theil. Flensburg und Leipzig, in der Kortenschen Buchhandlung. 1774. 8. 590 Seiten.

Heilige Reden über wichtige Wahrheiten des Christenthums von Johann Friedrich Häseler, Prediger an der St. Johanniskirche in Wolfenbüttel 2c. Dritter Theil. Braunschweig und Wolfenbüttel, im Verlage der Gebrüder Meisner. 1774. 8. 250 Seiten.

Predigten von Johann Gottlieb Friederich, Herzogl. Meklenburgischen Hofprediger in Ludewigslust. Vierter und letzter Theil. Leipzig, bei Wilhelm Gottlob Sommer. 1774. 8. 440 Seiten.

Hr. D. Schinmeier, nunmehriger Prediger bei der deutschen Gemeine in Stockholm, hat sich ein noch nicht zu häufig bearbeitetes Thema zu seinen Predigten gewählt, und es mit der ihm gewöhnlichen wortreichen Eloquenz ganz gut ausgeführt. Hier ist der kurze Inhalt sämtlicher in diesem Bande enthaltenen Predigten über willkührliche Texte, die wohl gewählt sind. 1) Die würdigste Fassung zur Gedächtnißfeier des Todes Jesu. 2) Jesus, das schönste Urbild einer wahren Größe. 3) Das Eigenthümliche der Tugend Jesu. 4) Die grosse Wissenschaft, wohl und würdig zu leben. 5) Das glänzende Leben Jesu, in einem zwar kurzen, aber vortreflichen Entwurfe. 6) Das Verdienst Jesu um die Erleuchtung der Welt. 7) Um die

Besse-

Besserung der Welt. 8) als eines Mittlers zwischen Gott und dem Menschen. 9) Das vortrefliche Herz Jesu aus seinem Verhalten kurz vor seinem Leiden. 10) Die Würde des Abendmahls aus der wohlthätigen Absicht seines Stifters. 11) Das ungegründete Aergerniß an dem Vermittelungsgeschäfte Jesu. 12) Daß Jesus in seiner Todesangst nicht sowohl Märtyrer der Tugend, als ein Opfer für unsere Sünden sey. 13) Die Größe der Christen unter den Trübsalen. 14) Das Ehrwürdige der Tugend in den Augen des Lasters. 15) Der Sieg der verfolgten Unschuld in dem Gewissen ihrer Verfolger. 16) Die Schwachheit der sich selbst überlassenen Tugend. 17) Das weise Verhalten des Christen bei den dreisten Anfällen auf seinen Glauben. 18) Daß uns eine erhabene Geburt oder Stand keine wahre Größe giebt, wenn wir nicht groß durch Weisheit und Tugend sind — Den Häselerschen Reden dieses dritten Theils geben wir vor den ersteren den Vorzug. Der V. kömmt, zu seinem Lobe müssen wir es sagen, von dem geblümten poetisirenden Vortrage, den er sonst zu lieben schien, ganz ab. Seine erbaulichen sechs Predigten handeln von der späten Busse; von dem Leben und Ende des heiligen Simeon; von der Billigkeit der Forderungen Gottes an das menschliche Geschlecht, in Ansehung der Religion; vom Gebete; von den heiligen Wegen Gottes bei den Widerwärtigkeiten dieses Lebens; von den Vortheilen, welche die Welt durch die Ausbreitung des Christenthums erhalten hat. Unter dieser letzten Predigt finden sich viele Noten und Citaten aus Profanscribenten über die sittliche Verfassung der Heiden vor Christo — In Ansehung der Predigten des Hrn. Friederichs beziehen wir uns auf unser Urtheil in der Bibl. XXI. 2. 420 folg.

F.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Mich. Henr. Gribneri, JCti, Principiorum Iurisprudentiae Naturalis Libri IV. quibus Iuris Naturae et Gentium publici et privati universalis summa capita exhibentur. Editio quinta denuo recognita, emen-

emendata et annotationibus aucta. Vitembergae et Servestae, apud Sam. Godofr. Zimmermannum, MDCCLXXIV. 8. 386 Seiten.

Allenfalls hätte man diese neue Auflage eines bekannten Lehrbuches sparen können; da wir längst weit bessere neuere Bücher in diesem Fache haben. Sie ist aber vermuthlich deswegen gemacht worden, weil man noch an einigen Orten bey den akademischen Vorlesungen an dem Buche gewöhnt seyn wird; und dann hat es durch die Bemühung des nun verstorbenen Hrn. Hofraths Bülau zu Zerbst weit mehrere Brauchbarkeit zu diesem Zwecke erhalten, als es vorher wirklich hatte. Dieser Gelehrte, dessen Tod allerdings zu bedauren ist, hat sich bey der ihm von dem Verleger aufgetragenen Ausgabe als ein Mann von Einsicht, Geschmack und Belesenheit bewiesen; in seinen Anmerkungen allenthalben die wichtigsten Begebenheiten aus der neueren Geschichte zur Erläuterung und Anwendung der Grundsätze des Naturrechtes kürzlich eingeschaltet; und dem künftigen Lehrer manche gute Winke und Anweisungen zum nützlichen Nachdenken gegeben, ohne seine Wissenschaft auszukramen, und das Buch selbst mit entbehrlichen Zusätzen und Anführungen zu überschwemmen: eine Bescheidenheit, die nur dem wahren Genie eigen zu seyn pflegt.

Des Hrn. Pilati bestrittene und verfochtene Wirklichkeit des natürlichen Gesetzes. Aus dem Italiänischen übersetzt, und mit einer Vorrede begleitet von Wilhelm Heinrich Winnig. Frankfurt und Leipzig. 1774. 351 Seiten in kl. 8.

Ein altes Buch mit einem neuen Titel. Weiter können wir hierüber nichts sagen, da es völlig dasselbe bey Jacob Otto zu Lindau bereits 1767. herausgekommene Werk, dessen Werth längst nach Verdienst anerkannt und entschieden ist. Wir vermutheten dießmal wenigstens, als einen Anhang, die vom Hrn. Winnig schon ehedem in der Vorrede versprochene Uebersetzung der Ragionamenti intorno alla legge naturale et civile des Hrn. Pilati; finden aber statt dessen das Versprechen mit eben den Worten wiederhohlt, dessen Erfüllung wir doch gerne gesehen hätten, und

und auch noch, nicht bloß in Absicht eines Theiles, sondern der ganzen Abhandlung wünschen.

Godofredi Achenwalli, dum viveret augustissimo Magnae Britanniae Regi atque Electori Brunsvico-Lüneburgico ab aulae consiliis, et in Universitate litterarum Georgia Augusta Iuris Naturae et Gentium ac Politices P. P. O. Iuris Gentium Europaeorum practici primae Lineae, fragmentum libelli ob b. Auctoris mortem adfecti nunc tandem in lucem editum. Gottingae, apud Bossigelios, patrem et filium, cIɔIɔCCLXXV. 72 Seiten in 8.

Das gegenwärtige Fragment ist zufolge des Vorberichtes aus den von dem selig. Verfasser hinterlassenen, von des Königes von Großbrittanien Majestät erkauften, und der Göttingischen Universität geschenkten Handschriften genommen, und so, wie es da war, abgedruckt worden; obgleich die Verleger die weitere Ausarbeitung gewünscht haben, und noch wünschen, wenn jemand dazu geneigt seyn möchte und ihnen davon Nachricht geben wollte. Man wird also in demselben keine vollständige Abhandlung vom Europäischen Völkerrechte erwarten, die auch die Aufschrift nicht verspricht. Wirklich enthält die kleine Schrift auch nur das Friedensrecht, das hier in den Gewohnheiten in Ansehung der Erhaltung und Freyheit des Staates, seines Gebietes, seiner Ehre, und der Meere zusammengefaßt, und in eben so vielen Hauptstücken des zweyten Abschnittes, in ganz kurzen Sätzen in der bekannten Manier des Verfassers vorgetragen ist, nachdem er in dem ersten Abschnitte von den Quellen und der Verbindlichkeit des üblichen Völkerrechtes, und in der vorangehenden Einleitung von dessen Begriffe, Geschichte und Beweisgründen gehandelt hat.

Beyde letztere Stücke machen den besten und brauchbaresten Theil dieses Fragmentes aus, und enthalten in der That eine sehr richtige und fruchtbare Anleitung zur künftigen Ausarbeitung desselben. Es versteht aber Hr. A. unter dem üblichen Europäischen Völkerrechte solche verbindliche Gewohnheiten, die alle, oder doch die mehresten Mächte von Europa gegen einander beobachten; und unterscheidet es dadurch von den bey den innern Angelegenheiten eines

nes Staates gewöhnlichen Gebräuchen (Iure practico publico), dem natürlichen innern und äußern Völkerrechte, und demjenigen, das sich auf besondere Verträge gründet. Seine Geschichte fängt er von dem Westphälischen Frieden, und seine wissenschaftliche Abhandlung von dem Kriegs- und Friedensrechte des Grotius an, in welchem solches zuerst in Verbindung mit dem Naturrechte entwickelt worden, von welchem es aber Puffendorff nachher getrennet, und dadurch zu dessen Vernachläßigung Gelegenheit gegeben haben soll. Den Ursprung dieses Rechtes leitet er aus dem gemeinsamen Wohl der Völker; dem natürlichen Gefühle der Billigkeit; der größern Aufnahme der Staatsklugheit; der Einführung der christlichen Religion; der ungleichen Macht der Nationen; der Nachahmung des Verfahrens angesehener Völker; der genaueren Verknüpfung der Europäischen Mächte durch beständige Bündnisse und die Handlungsangelegenheiten; der Neigung der Höfe zur Pracht; der neueren Art Krieg zu führen, und den beständigen Heeren; der ähnlichen Einrichtung der Europäischen Staaten; ihren beständigen Unterhandlungen und ihren allgemeinen Systeme her. Den Grund der Verbindlichkeit desselben setzt er endlich mit Ausschliessung der Verjährung theils in den sogenannten Freundschaftsverträgen, die sonst von keiner Bedeutung seyn würden; theils in der aus der bisherigen Beobachtung der öffentlichen Gewohnheiten auf ihre fernere Befolgung entstandenen rechtlichen Vermuthung, die so lange fortwähre, als man die Veränderung seiner Gesinnungen nicht erkläret, welche zwar jedem überhaupt frey bliebe; aber doch so zeitig geschehn müsse, daß der andere nicht durch das billige Vertrauen zu unserer sonstigen Gewohnheit in Schaden gesetzet werde.

Alles dieses zusammen genommen scheint uns das übliche Völkerrecht nur die Bedingungen einer wechselseitigen, verhältnißmäßiggleichen, gemeinnützigen, und mehr freundschaftlichen Behandlung zu enthalten, als wozu die Völker nach dem bloß natürlichen Rechte gegen einander verbunden sind, dessen Strenge man sobald mit Verlust aller von diesen Bedingungen abhängenden Vortheilen und Begünstigungen unterworfen wird, als man dieselben verletzt, oder nicht weiter beobachten will. Es besteht daher in allen den Grundsätzen, die zur Milderung der Härte des natürlichen Völkerrechtes, zur Erhaltung des Friedens, zur Verminderung der Drangsale und Beschwerlichkeiten des

Krieges, zur Beförderung des allgemeinen Wohls der Menschheit, und zur Unterhaltung des Verkehres unter den Völkern nach und nach angenommen worden sind, je nachdem ihre Nutzbarkeit aus eigner Erfahrung und dem Beyspiele anderer erkannt, und das natürliche Gefühl der Billigkeit durch die Religion, die Sittenlehre und die Wissenschaften überhaupt mehr und mehr ausgebildet und verfeinert worden ist. In dieser Bedeutung ist das übliche Völkerrecht sehr alt; und nicht allein dem Cicero, der es in der Uebereinstimmung der gesitteten Völker setzt; sondern auch den Verfassern des Römischen Gesetzbuches bekannt gewesen, die §. 2. I. de I. N. G. et C. ausdrücklich erklären, daß es vsu exigente et humanis necessitatibus eingeführet sey. Selbst Grotius und Selden haben nach diesem Muster gearbeitet; und auch Herr A. stößt auf diesen Begriff, indem er §. 36. 37 u. 38. einem Volke, gegen welches man das übliche Völkerrecht verletzet, das Recht der Wiedervergeltung und der Versagung ähnlicher sonst gewöhnlicher Pflichten zugesteht, und es so gar für befugt hält, sich zu solchem Zwecke mit andern zu verbinden. Vielleicht würde er in der Folge seine Betrachtungen mehr nach diesem Gesichtspunkte hingehalten haben, wenn er nicht über seine Arbeit gestorben wäre, der man es nun auch nicht einmal anrechnen kann, daß es ihr an den historischen Erläuterungen und der Litteratur beynahe gänzlich fehlet. Zu wünschen wäre es indessen, wenn irgend ein Geschichtkundiger die Grundsätze, welche das übliche Europäische Völkerrecht ausmachen, aus zuverlässigen Urkunden abziehen, und uns nur erst dadurch die richtigen und reinen Resultate der verglichenen Gewohnheiten liefern wollte; alsdann würde es das Geschäfte mehr als eines Philosophen seyn, den öffentlichen sittlichen Geist eines jeden Jahrhunderts nach seiner Stuffenfolge daraus zu entwickeln: eine Arbeit, die eben so heilsam für die allgemeine Glückseligkeit, als fruchtbar für die Sittenlehre und die Staatskunst seyn dürfte.

Jus Naturae, in usum auditorum, auctore *Gottfr. Achenwall*, Consil. Reg. Aul. Juris Nat. et Gent. atque Politic. in Acad. Georgia Augusta Prof. publ. ordin. cum praefatione *Joannis Henrici Christ. de Selchow*, potentissimo magnae Brittanniae Regi ab

au-

aulae consiliis, Jurium P. P. O. et Adsessoris Facult. Jurid. Goettingensis. Editio septima emendatior. Gottingae, sumtibus Victorini Bossigelii, cIↃIↃCCLXXIV. 524 Seiten in 8.

Prolegomena Juris naturalis, in usum auditorum auctore *Gottfriedo Achenwall*, D. Consil. Aul. Reg. et Prof. Juris natural. atque Politic. publ. ordin. in Acad. Georgia Augusta, curatius exarata et quartum edita. Gottingae, sumtibus Victorini Bossigelii, cIↃIↃCCLXXIV. 129 Seiten in 8.

Beyde bekannte Lehrbücher gehören unstreitig zu den besten Schriften in ihrem Fache. Wir zeigen daher diese neue Auflage derselben um so mehr mit Vergnügen an, als sie dadurch abermals an Vollkommenheit und Brauchbarkeit wirklich gewonnen haben.

Nz.

---

3. Arzneygelahrheit.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte. Zweiten Band, 2tes Stück. 1775. 190 Seiten.

Es enthält grösstentheils Uebersetzungen aus dem Percival und aus dem Holländischen, die solchen Lesern, denen sie der Sammler bestimmet hat, ohne Zweifel sehr angenehm seyn werden; vornemlich die Abhandlungen von Verrenkung des Schenkelbeins durch innerliche Ursachen, vom Blutschwitzen (eine Erfahrung), von der Heilung hartnäckiger Coliken durch Alaun. 2c.

Em.

Die Schädlichkeit des allgemein bekannten Ailhaudischen Pulvers, erwiesen und beschrieben von Phil.

Jac. Piderit, d. A. Doct. Frkft. u. Leipz. bey Bayrhöfer, 1775. 52 Seiten in 8.

Wenn der gemeine Mann seine Arzneymittel daher holet, wo der gute Rath nicht theuer ist, so darf man ihm dies nicht als ein Mißtrauen gegen andre Hülfe auslegen, und wenn ein bemittelter Kranker bey sichtbarer Ohnmacht wahrer medicinischen Kunst Afterärzte, oder solche, die ihre Arzneymittel selbst bereiten und geheim halten, zu Hülfe rufet, so verdenke ich es ihm eben so wenig; es verräth gewöhnlich weniger Zutrauen als Verzweiflung: ich zweifle auch, ob diese Krankheit der Seele, durch die vereinigten Kräfte aller Aerzte Europens zugleich, werde heilbar seyn, sie mögen noch so zuverläßig beweisen, die Arzney sey ein Gift — genug ist es dem Kranken, wenn nur irgend ein einziger ähnlicher Kranker — selbst durch dies Gift ist gerettet worden. Der kranke Mensch vernimmt nichts von aller Theorie, es ist ihm eine Thorheit, er siehet bloß auf Thatsachen; und überläßt er sich einem Helfer wie Ailhaud, so hat die ächte Facultät gemeinigl. ihre Kräfte schon erschöpft. Die Stärke der Marktschreyer bestehet bekanntlich in einer lauten Stimme und in heroischen Mitteln, die entweder bald Besserung verschaffen, oder — tödten; lezteres fällt alsdann desto mehr auf, weil es nicht nach der Regul der Kunst geschehen ist; im Grunde aber ist der Abstand eines wahren, eines großen Arztes, in diesem Punkte von einem solchen Marktschreyer so sehr geringe, daß sie sich fast täglich einander mehr darinn nähern. Und bey Ailhaud allein stehen zu bleiben, hätte er seine Pulver nicht zu allgemein gemacht, nicht von Universalarzney gesprochen, sondern etwa gesagt, der Grund von unglaublich vielen Krankheiten liege im Unterleibe, und könne durch drastische Mittel gehoben werden, wäre alsdenn wohl sein System etwas anders, als die Sprache unsrer größten heutigen Aerzte gewesen? — Doch der Recens. würde bey einer weitern Ausführung dieses Gedankens in den Verdacht gerathen, entweder selbst ein Geheimniß feil zu haben, oder der Marktschreyerey, dem Ailhaud und seinen Consorten das Wort zu reden, da er doch nur sagen wollte, daß man durch Schriften und Gesetze in Sachen des physischen Geschmacks so wenig ausrichten werde, als wider Charlatanerie. Hr. Piderit wußte dies vielleicht auch, denn er scheinet S. 3. wider Willen zu schreiben; übrigens aber

aber beweiset er mit vieler Petulanz, die Ursache der Krankheiten liege nicht immer im Unterleibe, und Ailhauds System von den Unreinigkeiten der ersten Wege sey also verwerflich, wie bey der Epilepsie; das Pulver sey nach der Untersuchung eines heßischen Apotheckers Mönch Zusammengesetzt aus 20 Granen Scamonium, eben soviel Mumie, 12 Granen Asphaltum und 24 Granen Grana Tilli. Es sey so gut als Gift, (ein Beweis, der heutiges Tages nicht viel mehr gilt, seitdem angesehene Aerzte offenbar Gift selbst geben) und sein Urheber ein unverschämter Beutelschneider. Ein gewissenhafter Arzt dürfe kein unbekantes Mittel gebrauchen; die verschiednen Zeiten einer Krankheit erfordern auch verschiedene Mittel. Exempel von schädlicher Würkung des Pulvers aus dem Iournal de Medecine. Es sey in Rußland, im Preußischen *) und Hanöverischen verboten. Gelegentlich erzält der Verf. S. 19, der Milch-Schurf (Crusta lactea) griffe den Knochen und das Gehirn selbst an, wie er bey 30 Leichenöfnungen will gefunden haben; — eine Merkwürdigkeit, die manchem erfahrnen Arzte entgangen seyn und von ihm bezweifelt werden wird, da die Sectionen von 30. an einerley Krankheit gestorbenen Leuten, zumahl bey einem jungen Arzte, schon eine große Seltenheit sind.

Pd.

Onomatologia botanica, oder vollständiges botanisches Wörterbuch rc. 6ter Band. 1774. 8vo.

Immer derselbe Fleiß nach dem angefangnen Plan fortgesetzt. Dieser Theil geht von M. bis Phlomis, und enthält einige an Arten sehr zahlreiche Gattungen, z. E. Panicum, Pepo, Mnium, Muscus, Nux. Von einigen wichtigen die umständliche Cultur z. E. Nicotiana. Die Vorrede enthält lesenswürdige Bemerkungen und Beyspiele von dem Nutzen der Kräuterkunde.

Desselben 7ter Band 1775. von Phlomis cretica-Rubus.

Dieser hat noch mehr verdienstliches als der vorhergehende, ja vieleicht als alle vorigen. Denn hierin ist

 nicht

*) Dieß ist in Absicht auf die Preußischen Staaten falsch.

nicht nur die weitläuftige Gattung Polypodium (sie nimt mit den Synonymis 14. Seiten ein) und andre enthalten, sondern auch bey Pinus, Prunus, Pyrus, Populus, Quercus ganz umständlich und gründlich Cultur und Nutzung vorgetragen; ja überdem bey Pyrus communis und Pyrus Malus alle bekannte Varietäten angezeigt, die bey jener auf 198. bey dieser auf 154. sich erstrecken, mit unglaublicher Arbeit gesammelt und kurz beschrieben; eine Arbeit, die der Recensent um keinen Preis übernehmen möchte, was auch immer die Verf. für Hülfsmittel ihm angegeben hätten. —

Bey Gelegenheit wünscht der Recens. doch über seine Frage wegen der Anwendung von Dioskoridis u. a. Namen *) belehrt zu werden. Da die Verf. wirklich beweisen, daß sie Vorschläge annehmen: so wagt es derselbe Rec. der die vorigen gethan hat, um die Ausführung noch Eines zu bitten nicht nur die Verf. sondern auch den Verleger, weil man sonst mit diesem sich schützen wird; aber er hat die Ueberzeugung daß es zu mehrerer Brauchbarkeit (fast hätte er auch Absatz gesagt) des Werks in der Folge nicht wenig beytragen wird. Er betrift abermals das teutsche Register; in demselben wünscht er nämlich die Planerschen Namen vorangesetzt und alle in der Onomatologie gebrauchten ihnen als Synonyma untergeordnet zu sehen. Ein Paar Bogen, wo die Namen der Onomatol. auf Planersche reducirt werden, würde alle besorgliche Irrung heben. Dis wünscht der Rec. darum, weil eine Arbeit wie die Planersche, classisch zu werden verdient, und Rec. hoft, daß sie es werden wird; wozu dergleichen Register über ein so weitläuftiges Werk als die Onomatologie ist, nicht wenig helfen könnte. Er behält sichs vor, in der allgem. t. Bibl. nächstens ein Exempel zu geben, wie er verstanden zu seyn wünscht. Denn in der Reduction auf Linnäische Namen (Vorr. zum 7ten B.) hat man ihn unrecht verstanden, und es wäre vergeblich, sich hier darauf einzulassen, da das Werk schon so weit gekommen ist.

Dr.

Gedanken von der Arzneiwissenschaft ihren ausgebreiteten Nutzen im Staate, von Gottlieb Gottlob Cur-

*) Allgem. d. Bibl. B. XXIII. S. 224. unten.

Curtius Doctor der Arzneiwiss. Erster Theil. Eutin bey Struven. 8.

Unter aller Critick!

Beiträge zur pracktischen Arzneiwissenschaft, bey dem Krankenbette gemacht und entworfen von Johann Emanuel Rothart, der ausübenden Arzneigelahrtheit Docktor, und der Römisch-Kayserl. Akademie der Naturforscher Mitglied. Gotha, bey Carl Wilh. Ettinger. 1774. 7 Bogen in 8.

Eine Sammlung von Krankengeschichten, die der sel. Vater des Verfassers größtentheils angezeichnet hat. Allerdings verdient der Arzt gelobt zu werden, welcher den ihm vorkommenden Krankheiten nicht blos flüchtig nachdenkt, sondern sich Zeit nimmt, die Veränderungen, die er von Tag zu Tag davon bemerkt, nebst seinen Heilversuchen, niederzuschreiben, um desto besser alle Umstände vergleichen zu können und künftig in ähnlichen Fällen einen Leitfaden zu haben. Nicht alle solche Papiere aber gehören für das Publicum, dem man billig die Distinction erweisen muß, nur richtige, lehrreiche, zur Bestärkung noch zweifelhafter Meynungen oder Eröffnung neuer Wege dienliche Beobachtungen, darzubieten. Dieses scheint aber nicht des V. Ueberzeugung gewesen zu seyn, indem er 16 mehrentheils triviale Fälle mit der ganzen langen bunten Reihe von Recepten abdrucken läßt, wie z. E. von einem Fräulein, das an der Wassersucht im Unterleib krank gewesen und an einem auszehrenden Fieber gestorben; de febre synocha catarrhali (übersetzt) vom gallichten Flußfieber; von einer doppelten unrichtigen Geburt mit darauf folgender sehr unordentlicher monatlicher Reinigung und andern schweren Zufällen; von der Gelbsucht, welche von einem nicht glücklich gehobenen viertägigen Fieber entstanden; vom Blutspeyn u. s. w. Ungewöhnlicher ist der Fall von einem sich alle Monate einstellenden Blutbrechen von einem verstopften Monatsfluß. Mit Erfolg bediente er sich der Solution des Sublimats bey einem Frauenzimmer bey

dem Ausschlag des Gesichts, und bey einer andern, die geschwollene Drüsen unter den Ohren hatte, in welchem letztern Fall auch äusserlicher Gebrauch davon geschahe. Annoch folgt eine Beschreibung einer bösartigen Pocken-epidemie. In die Erzählung der Krankheiten webt der V. Raisonnements, zum Theil auch eine gehäufte Belesenheit, ein; doch spielt er nicht so sehr mit Namen. Noch scheint ihm um die Patrone so sehr zu thun zu seyn, wie manchen andern practischen Schriftstellern, welche in einem Athemzug einen Sydenham, Pringle, Huxham Tissot, Torti und Hirschel (niedlicher Contrast!) und andere von der Art, als Männer vorstellen, „qui tantam sibi conquisiverunt gloriam laureasque reportarunt, post secula non emarcituras„. Weg mit den Lorbeerkränzen, wenn sie so leicht zu erringen sind! Der V. scheint sich an das Wort verliebt gewöhnt zu haben, denn von den meisten Kranken, Herren und Ackersleuten, Fräulein und Jungfern heißt es in der Geschichte: sie wären von verliebter Gemüthsart gewesen. Ein neuer Unterschied des verderbten menschlichen Geschlechts.

Dr.

Herrn Albrecht von Haller Anfangsgründe der Physiologie des menschlichen Körpers, aus dem Lateinischen übersetzt von Johann Samuel Haller, Professor des Königl. Preußischen Corps des Cadets in Berlin. Berlin und Leipzig, im Verlag Christ. Friedr. Voß. Fünfter Band, 1772. 3 Alph. 8 Bogen. Sechster Band, 1774. 3 Alph. 6 Bogen. Siebenter Band, 1775. 2 Alph. 15 Bogen, in gr. 8.

Die Uebersetzung ist also nunmehr so weit gebracht worden, daß nur der achte Theil von der Leibesfrucht und dem menschlichen Leben übrig bleibt. Daß es keine Kleinigkeit sey, ein solches Werk zu übersetzen, kan als ausgemacht angesehen werden. Aber eben so gewiß ist es, daß es vielen, die es deutsch lesen können, doch nicht verständlich seyn wird.

Kr.

4) Schö-

4. Schöne Wissenschaften.

Versuch in Gedichten von H. W. Göttingen, aus der Barmeierischen Buchdruckerey. 1774. 6 Bog. in 8.

Solche Versuche wie dieser gehören eigentlich gar nicht vors Publicum. Soll es eine Anfrage seyn, ob der Dichter mit seinem Pfunde wuchern, oder solches ins Schweißtuch vergraben soll; so ist das im Grunde nur eine affectirte Bescheidenheit; die Herren Versuchmacher bekümmern sich wenig darum, wie ihre Produkte aufgenommen werden, und thun doch, was sie wollen. Als ein Geschenke aber dürften wohl alle solche Erstlingsfrüchte verbeten werden. Dieser wenigstens wird dem V. wohl wenig Dank verdienen, denn wen können ein Bündel Gelegenheitsgedichte und ein paar fromme versificirte Betrachtungen, unter der Ueberschrift Oden; oder etliche magre Reime, die Sinngedichte vorstellen sollen, und ein paar musikalische Fragmente, deren Ganzes nach des V. eignem Geständniß S. 68 so erbärmlich schlecht gerathen ist, daß niemand das Geringste daran verliehren wird, auf dem ganzen Erdboden wohl interessiren, als den V. selbst, oder irgend einen Busenfreund desselben, der ihm aus Gefälligkeit Beyfall zulächelt?

Ländliches Vergnügen in gesammleten Gedichten. Erster Theil. Leipzig, bey Hilscher. 1774. 8. 14 Bog.

Um dieses Büchelgen den Kauflustigen anlachend zu machen, hat der Verleger nichts gesparet; sauberer Druck und ein buntes Titelkupfer, auch dergleichen Vignette, sind äußerliche Empfehlungen gnug; aber keinen grossen innern Werth können wir weder dieser, noch allen übrigen Sammlungen von der Art, die so wie diese ohne geschickte Auswahl zusammengegriffen sind, zugestehen. Alles, was nur eine Beziehung auf ländliche Gegenstände hat, oder doch auf solche Scenen, von denen der Sammler geglaubt hat, daß sie sich auf dem Lande besser, als in der Stadt, empfin-

den lassen, ist hier zusammen gelesen und so ist denn freilich gutes und schlechtes neben einander geschichtet worden.

Hr.

Elegien. Leipzig, bey Weygand. 1774. 2 B. in 8.

Melancholische Aufwallungen, mißlungne Wünsche hoffnungsloser Liebe, unzufriedner Laune, die ihren Unmuth die ganze Welt, die ganze Menschheit entgelten läßt, rühmlicher Enthusiasmus für Religion und Tugend, ein sehr lebhaftes und warmes Gefühl, eine bildervolle, aber noch ungezähmte Phantasie, das alles scheint uns diesen Elegien ihre Entstehung gegeben zu haben, die in ihrer jedesmaligen Beziehung, die das Publikum nicht weiß, vielleicht einen grössern Werth haben mögen, als wir ihnen beylegen können. Nach hervorstechenden und neuen poetischen Schönheiten haben wir vergebens darin gesucht. Uebrigens mangelt ihnen auch die der Elegie eigenthümliche Form; sie sind in reimlosen fünffüssigen Jamben geschrieben.

Dz.

Der Abend im Walde, eine Operette in zween Aufzügen. Weimar, bey Hofmann. 1774. 8 B. 8.

Wär das nicht ein Vorschlag zum Besten des deutschen Theaters, wenn man anfieng, gewisse Charaktere nicht auf eine einzige Vorstellung einzuschränken, sondern sie durch einige mit einander verbundne Stücke fortzuführen? Wenn zum Beispiel die nämliche junge Buhlerin in dem dazu passenden Gesellschaftsgemählde in eine alte Betschwester, der junge Verschwender in einen kargen Filz u. s. w. ausartet, und das alles, was in einem Stück unmöglich durch Handlungen ausgeführet werden kan, in verschiedenen mit einander in Verbindung stehenden Stücken in Handlung gesezt, vor den Augen der Zuschauer seine Wirklichkeit bekäme, würde das nicht dem Interesse der Vorstellung mächtig aufhelfen? Unstreitig nimmt man an Bekannten mehrern Antheil, als an ganz wild fremden Leuten; daher kommt es, wie die tägliche Erfahrung lehret,

gar

gar zu oft, daß die Zuschauer in den ersten Aufzügen gähnen, biß sie erst mit den Charaktern nach und nach einige Bekanntschaft gewinnen und nun an ihren Handlungen Antheil nehmen. Doch dies sind Materialien zu einer Abhandlung in ein Theateralmanach für den, der sie brauchen kan und mag. Herr Leg. Rath Hermann hat so ein Paar Gesellschaftsstücke geliefert. Der Abend im Walde ist eine Fortsetzung der treuen Köhler. Wer den ehrlichen Triller aus diesen kennt, wie er in Pomp an den churfürstl. Hof geholet wird, der muß sich nothwendig freuen, den alten Knaben nach einer achtiährigen Abwesenheit wieder zu sehen. Voller Erwartung, ob oder was für Eindrücke das Hofleben auf den ehrlichen Graubart gemacht, oder was er davon denkt, und was er bey Erblickung seiner Köhlerhütte und seiner heranwachsenden Nachkommenschaft empfindet, sizt der Zuschauer da und harrt, daß Triller aus der Coulisse hervortreten soll; aber in dem ganzen ersten Akt, das ist in der größern Hälfte des Stücks, kommt Triller nicht eher zum Vorschein, als in der lezten Scene. Unterdessen hat sich der Zuschauer an Lenchens, Elsens und der übrigen Mägde Dialog satt und müde gehört. Der ganze erste Akt könnte bis auf den lezten Auftritt, dem Stück unbeschadet, weggeschnitten werden. Und nun da Triller erscheint, was thut und handelt er, das der Mühe werth wäre, beherziget zu werden? Nicht das geringste. Er bewillkommt seine Kinder und alten Bekannten, baut vor lieber Langeweile eine Hütte, schwazt ein wenig mit dem Trabantenhauptmann, und nun geht das Zwischenspiel von Kindern, die Johanniswürmchen fangen, von Brixen, Gevatter Jobsten und den übrigen Köhlern so fort bis ans Ende. Der V. hat gewissermassen seinen Fehler selbst eingesehen, und vermeint ihm dadurch abzuhelfen, daß er den 7. Auftritt des ersten Aufzugs und den 3. 4. und einen Theil des 5ten im zweiten Aufzug als unnüz und überflüßig will weggestrichen haben, die diesmal nur wegen der Composition, wie er sagt, sind beybehalten worden; aber unter den übrigen unnüzen Scenen möchten diese immer mit hinlauffen. Besser wäre es gewesen, sie hätten ihre Existenz gar nicht erhalten. Die Lieder und Gesänge sind in dieser, wie in den übrigen Operetten des V., immer noch das Beste. Die mehresten sind ihm gelungen; aber bey vielen ist es sehr sichtbar, daß sie eher entstanden sind, als der Dialog, und

dieser

dieser nur da ist, um solche kleine versificirte Einfälle gelegentlich anzubringen.

Jtr.

Der Knab und das Mädgen. An die Frau P. W. in S.

> Doutons: examinons les différentes routes
> Cherchant l'illustre verité!
> Elle est plus belle après les doutes. —
>
> *Reveries poetiques*

1774. in 8. (Hildburghausen, bey Hanisch.)

Ein Bogen voll Verse, die ein nicht übel ausgedachtes und größtentheils gut gesagtes Compliment an eine schwangere Dame enthalten. Er beschreibt ihr die möglichen Aussichten, die sie sich machen könnte, wenn sie der Welt einen Knaben oder ein Mädgen geben würde. Ist es ein Sohn —

> Vielleicht bestimmt das Schicksal ihn im Zorne
> Zum Dichter, dessen Muse schwehr gebiehrt,
> Der um ein Wort den Tag verliehrt,
> Von hinten Reime sucht und die Vernunft von forne.
>
> Dann thät er besser, würd ein Ueberläufer
> Zu Ränk und Tücken — — —
> — — Würd ein Arzt, der Parzen Scheerenschleifer.

Ist es aber ein Mädgen —

> Vielleicht erfüllen hohe Gegenstände
> Des Mädgens Geist, und Weisheit spricht ihr Mund:
> Vielleicht ist eine Katz', ein Hund
> Von ihrem Mutterwitz der Anfang und das Ende.
>
> In einen hohen Heldenstamm sich flechten
> Kann deine Tochter durch verdientes Glück;
> Doch auch von ihrem Stand zurück
> In heißer Liebeswuth erniedrigen zu Knechten.

Das Letzte einer Dame, zumal in so derben Ausdrücken, zu sagen, ist von einem Dichter etwas ungalant.

Der

Der V. ist Hr. Reinewald, ein Mann, der unter dem gewöhnlichen Loos der Dichter seufzt.

Jz.

Christophori Friderici Sangerhausenii Odae. Quedlinburgi, apud C. A. Reusnerum. 1775. 2 Bogen in 8.

Man wird den Schwung der Ode, und die lateinische poetische Sprache in diesen wenigen Gedichten nicht ganz vermissen. Sie sind aber Horazen hin und wieder zu offenbar nachgeahmt.

K.

Des Herrn von Voltaire vermischte Schriften. Aus dem Französischen übersetzt. Sechster Band. Frankfurt und Leipzig, 1775. 1 Alph. in 8.

Die kleinen Aufsätze, die auch in diesem Theile geliefert werden, zu beurtheilen, ist nicht die Sache der Bibliothek. Was nun die Uebersetzung betrift, so sind wir auf keine Stelle gestoßen, wo der richtige Sinn verfehlt wäre.

Jk.

Des Herrn Abt Peter Metastasio, Kais. Kön. Hofpoeten, dramatische Gedichte, aus dem Italiänischen übersetzt. Sechster Band. Frankfurt und Leipzig, in der Kraußischen Buchhandlung, 1774.

Was braucht es weiter, als eine einzige Arie anzuführen, wenn man den elendesten aller Uebersetzer will kennen lernen!

S. 257.

Mein Schicksal ist entschieden worden,
Verändert all' Gestalt der Orten,
Es ist nunmehro meiner Brust
Nicht Furcht, noch Hofnung mehr bewußt.

Das

Das Leben und die Todesplagen,
Die Krone, oder Fessel tragen
Sind worden nun ein Gegenstand
Gleichgültig meinem Herz bekannt.

O Metastasio! wie kömmt dein Name bey solchen Versen.

Is.

5. Weltweisheit.

Gedanken von Monarchie und Republic. Erster Theil. Braunschweig und Wolfenbüttel. Meißner, 1775. S. 292.

Aus dem Titel dieses Werkes zu schliessen sollte man hier nur eine Vergleichung der republicanischen und der monarchischen Verfassung erwarten. Allein die Absicht des Verfassers umfasset die ganze Staatswissenschaft und dieser erste Theil ist nur eine Einleitung darzu. Wir finden darinn eine Art von Innbegriff dieser Wissenschaft. Es ist kein Theil davon, der nicht wenigstens berühret wäre. Absicht der Staaten: Triebfedern jeder Verfassung: Gesetzgebung: Sitten: Religion: innere Stärke: äussere Stärke. Krieg: Finanzen: Policey: Gerechtigkeitspflege. Ueber alle diese Gegenstände liefert dieser erste Theil eine Menge vortreflicher Gedanken. Aller Orten leuchtet eine warme und schätzbare Liebe für das Wahre und für das Gute hervor. Ueberhaupt kan man von dem Verfasser sagen, daß, nach seinen Grundsätzen zu urtheilen, er den Beruf des Schriftstellers durch seine Werke dem menschlichen Geschlechte Nutzen zu schaffen, das Herz zu bessern, die Tugend und die bürgerlichen Pflichten leicht und liebenswürdig darzustellen, erfülle. Allein für ein Werk, welches bestimmt zu seyn scheinet, die Begriffe zukünftiger Staatsmänner zu bilden, fehlet es seiner Schrift gar zu sehr an deutlichen Begriffen und an der Zergliederung der Theile, aus welchen der Staat bestehet und der Mittel, durch welche jeder seine wahre Stärke und die richtige Thätigkeit erhält, durch welche er mit allen übrigen

zur

zur Vollkommenheit des Ganzen übereinstimmen soll. Er ist allzusehr in seinen Montesquieu verliebt und obwohl er die Unzuverläßigkeit seiner drey Triebfedern sehr wohl empfindet, so irret er doch damit beständig herum, suchet Boden, und findet ihn nicht; so wie es selbst dem grossen Manne gegangen zu seyn scheinet. Daher kommen so viele scheinbare aber entweder nichts bedeutende oder falsche Sätze. Z. E. S. 96. „Die bürgerliche Freyheit findet in der Demokratie statt, wenn sie vor der Verwandlung in Aristokratie oder Monarchie gesichert ist.„ S. 97. nimmt unser Verf. mit Montesquieu den Satz an. „In einer Demokratie, die den Handel zum Augenmerk hat, kann der „Bürger grosse Reichthümer besitzen, ohne daß deshalben „die Sitten verdorben sind.„ Dieser Satz ist wahr — aber in allen Verfassungen. Warum soll er denn besonders auf die Demokratien angewendet werden. S. 98. schreibet der Verfasser das Glück der Schweiz der demokratischen Verfassung zu. In der Schweiz selbst werden diejenigen Staaten am wenigsten glücklich geachtet, welche am meisten demokratisch sind. Er darf nur den Alfred nachschlagen. S. 172. „Eine Religion, welche die Selbstvertheidigung, „oder die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes, „oder den Gebrauch seidener Kleider schlechterdings untersagt, kann unmöglich die wahre seyn.„ S. 135. „Es „ist möglich ein guter Bürger und kein sittlich tugendhafter „zu seyn.„ S. 233. gibt unser Verfasser mit Beccaria, die Todesstrafe in allen Fällen für unzuläßig an; Mit Rechte, wenn sie sich auf einen Vertrag mit dem gründen mußte, welcher gestraft werden soll. Aber wenn wir den Fall setzen, daß der Staat seinen Bürgern nicht anders Sicherheit vor einem Verbrecher gewähren kann, als durch dessen Tod, erlaubet ihm das Recht der Natur nicht, einen solchen Feind durch dieses einzige mögliche Mittel aus dem Wege zu räumen? S. 200. „Der Aberglauben verdienet „Mitleiden, und da er gewöhnlich von der Furcht begleitet „ist: so wird er übrigens keine gefährliche Bürger darstellen.„ Unser Verfasser sucht gar zu sehr das Paradoxe in den Meynungen und das Gekünstelte in dem Ausdrucke. Z. E. S. 70. 165. 175. 239. Ihm gefallen gar zu sehr die Epigrammen des Montesquieu S. 361. und 362. und des Helvetius S. 279. da er doch an diesen grossen Männern gar viel grössers zu bewundern hatte. Sehr gut ist übrigens, was S. 185. von den Eroberungen; S. 199. von

der

der Erbfolge; S. 229. folg. von der peinlichen Frage gesagt wird. Die einfältigen Maximen von Sülly S. 244. werden den Verfasser auf richtigere Begriffe von der Staatswissenschaft führen, als die glänzenden und spitzfündigen Einfälle einiger Neuern und die auffallenden Anekdoten, welche er mit einer gar zu ängstlichen Sorgfalt zusammensuchet und oft nicht am schicklichsten anbringt.

E.

Lehrbuch, darin ein kurzgefaßter Unterricht aus verschiedenen philosophischen und mathematischen Wissenschaften, der Historie und Geographie gegeben wird. Zum Gebrauch in Schulen. Mit Kupfern. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, im Verlage der Realschulbuchhandlung. 1774.

Es wird in der Vorrede zu dieser vierten Auflage erinnert, daß der Verfasser, Herr Consistorialrath Reccard, diese vierte Auflage nicht selbst besorgt hat, daß aber mit seiner Genehmigung die vorhergehende Auflage von zween Collegen der Realschule sorgfältig durchgesehen, und Zusätze und Verbesserungen dazu gemacht sind, ausser andern Verbesserungen und Zusätzen, welche von dem Herrn Cantor Bäring in Tilse herrühren. Herr Reccard hatte in der vorhergehenden Auflage die Fragen angezeigt, wobey Veränderungen gemacht waren, damit der Leser sich bey der ältern Ausgabe, die er etwa hätte, selbige merken könnte. Auch wurde man dadurch in den Stand gesetzt den Grad der Verbesserung leicht zu beurtheilen und anzugeben. Dieß hätte auch itzt billig um desto eher geschehen sollen, da die Verbesserungen nicht von dem Verf. selbst herrühren. Ohne die beyden letztern Ausgaben zusammen ganz durchzulesen, konnten wir nun nicht wissen, wie viel die neue Ausgabe möchte gewonnen haben, und dieß zu thun erforderte zu viel Zeit und Mühe. Wir müssen uns also bey Anzeigung dieser Aufl. auf die hier gegebenen Nachrichten einschränken, können aber nicht unterlassen zu wünschen, daß Herr Reccard nie andre willkührlich etwas in diesem seinem Lehrbuch ändern lasse, sondern selbst vorher alles beurtheile und

nach

nach seiner Einsicht die Änderungen verhüte oder gut heisse.

G.

Physische Ursachen des Wahren, von Joh. Christian Loßius, d. A. C. u. Weltweisheit ordentlichen Professor auf der Univ. zu Erfurt. Gotha, bey Ettinger, 1775. 280 Octavs.

Die Einleitung fängt mit der Bemerkung an, der Streit der Dogmatiker mit den Akademikern habe, wo nicht Chicane, doch Misverständniß zur Quelle gehabt. Die Frage: Ob Wahrheit in unserer Erkänntniß, und was dieselbe sey, löset sich nach Hr. L. Urtheile (7. Seite) in folgende auf: Welches ist die Entstehungsart unserer Begriffe, und worinnen besteht die Mechanik des Denkens? Die Beantwortung dieser Frage hat ihn auf die Schlußfolge geführt, daß alles, was wir nach unserer gegenwärtigen Einrichtung wahr nennen, blos Relation auf uns sey. Mit Vergnügen hat er bey andern Philosophen, die er hierüber nachgelesen, oft Gedanken, die er bey sich noch in einer gewissen Ferne heraufdämmern sah, in ihrem völligen Lichte gefunden. Daß die Ungewißheit der menschlichen Erkänntniß eine nothwendige Folge aus seinen Grundsätzen zu werden schien, beunruhigte ihn hiebey, die Untersuchung dieses Zweifels aber zeigte ihm den Punct, in dem alle Menschen endlich bey ihrer relativischen Erkänntniß des Wahren zusammen treten müssen, und so entstand ihm eine Abhandlung über die gesunde Vernunft. Die Vernunftlehre verliehrt bey dergleichen Untersuchungen nie, denn nach Hrn. L. Meinung soll sie nichts anders seyn, als ein Innbegriff von Regeln zu denken, abstrahirt aus der Geschichte des menschlichen Geistes. (Der Rec. gesteht, daß er in den Schriften der neuesten Philosophen nicht gar zu sehr belesen ist, also nicht weiß, ob einer derselben die Vernunftlehre für was anders hält. Aber Hrn. L. Meynung hat er schon vor etwa vierzig Jahren, als Wolfs Meynung kennen gelernt, und bey demselben gelesen, daß Syllogismen weiter nichts, als eine kunstmäßige Einkleidung des Zusammenhangs ist, den unsere Gedanken bey unsern gemeinsten Handlungen haben; und Winkler hat, eben Hrn. L. Meynung gemäß, die Logik erst nach der Metaphysik gesetzt.)

setzt.) daher sollte die Lehre vom Entstehen der Begriffe, und das Mechanische beym Denken, an die Stelle der unnützen Lehren von logischen Sätzen und Schlüssen gesetzt werden. (Wenn etwa Philosophen, wie einer der vorhin genannten, jene Lehren aus der empirischen Psychologie als bekannt annehmen, so wird ihnen doch wohl erlaubt seyn, in der Logik daraus Vorschriften von Sätzen und Schlüssen herzuleiten, die nicht so gar unnütz sind, als Hr. L. glaubt: ihren Nutzen hat Wolf ebenfalls gezeigt.) Dieser Angabe gemäß räth Hr. L. die Begriffe nach den Organen zu klassificiren, die für diesen oder jenen Begriff gemacht zu seyn scheinen, zu zeigen, ob ein vorkommender Begriff durch einen oder mehr Organen zugleich in die Seele gehe, und durch welche? den Bau des Organs zu Hülfe zu nehmen, die Entstehungsart der Begriffe, die durch ihn möglich sind, zu zeigen, die Ideen, die durch einen doppelten Sinn in die Seele gehn, aufzulösen. (Alles dieses ist sehr richtig gerathen, aber etwas Allgemeines hierinn zu leisten, übersteigt offenbar die Kräfte, nicht nur eines einzigen Philosophen, sondern aller, die leben, gelebt haben und leben werden, zusammen. Den Bau der Organen zu kennen, erfordert doch wohl Anatomie, und wie dunkel ist nicht noch vieles in dem Baue der Werkzeuge, die man so sehr untersucht hat, des Auges und des Ohres. Gleichwohl hat man besonders in Absicht auf das Auge, nach solchen Foderungen, wie Hr. L. thut, schon längst verfahren, die Gesetze, nach denen wir das durch Begriffe erhalten, grossentheils bestimmt, selbst die Begriffe die es giebt, mit denen verglichen, die das Gefühl von eben der Sache giebt, u. s. w. Wer aber diese Untersuchungen kennt, wird wissen, daß nur sie allein ein grosses Capitel in einer Logik nach Hrn. L. Vorschriften ausmachen würden, und wird daraus urtheilen, ob der Lehrer der Logik besser thäte, seine Schüler mit solchen Dingen, die sie schwerlich alle fassen werden, und die er vielleicht selbst nicht zum besten versteht, zu zerstreuen? oder sie dieserwegen an die Optiker zu verweisen, deren eigen Geschäft das ist.) Wie viel man durch eine solche Anatomie der Begriffe gewinnen würde, sucht Hr. L. mit dem ersten besten Exempel zu erläutern. Ein Körper, sagt man, ist ein Ganzes, das aus der Zusammensetzung mehrerer Theile besteht. Nach diesem Begriffe wird niemand, der das Wort Körper zum erstenmahle hört, wissen, was ein Körper sey. Er wird ein Concert, oder eine Demonstration aus der Algebra (eigentlich

sich gehören Demonstrationen für den synthetischen Vortrag, die Algebra demonstrirt nicht, sondern sie erfindet durch die Analysis; bey einem witzigen Schriftsteller wäre es leicht zu entschuldigen, wenn er nicht wüßte, was Demonstration und was Algebra ist; ein Philosoph aber sollte wohl auch Exempelsweise von keiner Sache als in den ihr gehörigen bestimmten Ausdrückungen reden) mit eben dem Nahmen belegen, wenn man ihm weiter nichts sagt, oder nicht durch Vorzeigen eines Körpers eine concrete Idee verschaft. Indessen würde nach Hrn. L. Gedanken dieser Begrif ausnehmend deutlich werden, wenn man zeigte, daß diese Idee die einzige sey, für welche alle Organen eine Empfänglichkeit haben, so daß, wenn es ein Geschöpf gäbe, welches nur einen von den fünf menschlichen Organen besässe, es durch denselben zu diesem Begriffe gelangen könnte, wiewohl durch den einen mehr, als durch den andern... (Organ ist in der Grundsprache ein Neutrum. Ob jemanden, der noch nicht Körper hätte nennen hören, das Wort Organ sehr bekannt seyn möchte, daran liesse sich wohl zweifeln; daß man doch in der That in einer allgemeinen, freylich erst vom sinnlichen Körper abstrahirten Bedeutung bey Körper sehr wohl so was, wie ein Concert, denken kann, beweisen die Ausdrücke: politischer Körper, esprit du corps; Corpus Iuris. Nun aber, wenn man vom sinnlichen Körper reden will, so haben, kurz gesagt, diejenigen nicht recht, die ihn durch ein Ganzes, das aus mehr Theilen besteht, erklären; denn das könnte allerdings auch ein Traum, oder ein Syllogismus seyn. Wer vom Körper so redet wie Wolf Met. 217, 606. u. f. dem kann ein Concert, eine geometrische Demonstration oder eine algebraische Rechnung nicht für einen Körper untergeschoben werden. Ueberhaupt ist bekannt, daß es Meister giebt, die man aus keiner Definition allein verstehen lernt, man muß von den Sachen, die sie andeuten, anfänglich durch die Empfindung klare Begriffe haben; was als Erklärung eines solchen Worts gesagt wird, ist nur eine Anleitung, diese Begriffe zur Deutlichkeit zu bringen. So verhält es sich in der Geometrie mit dem Worte gerade Linie, und eben so ist niemanden das Wort Körper anders, als durch Empfindungen verständlich zu machen.

So weit geht Hrn. L. Einleitung. Das Buch selbst enthält zween Abschnitte. Des einen Gegenstand zeigt der Titel an; der andere handelt von der gesunden Vernunft.

Im ersten reden drey Capitel von der Wahrheit über-haupt, dem physischen Ursachen des Wahren in der sinnli-chen Erkenntniß und den physischen Ursachen der sinnlich allgemeinen Begriffe, der Intellectualbegriffe und des Rai-sonnements. Zwischen den Objecten und der Veränderung unsern Organen ist ein gewisser Zusammenhang, nach wel-chem sich jene als Ursachen, diese als Wirkungen gegen ein-ander verhalten, das nennt Hr. L. 21 S. den materiellen Zusammenhang. Wenn nun (24 S.) in unsern Organen eine gewisse Veränderung durch die äusern Gegenstände ist gemacht worden, und die Seele diesen veränderten Zustand des Organs wahrnimmt, so ist dieses Wahrnehmen ein Ge-danke (25 S.), welcher die Seele abändert und ihr gleich-sam eine andere Art des Daseyns mittheilt. Wir nennen diesen Gedanken wahr, wenigstens setzen wir seine Gewiß-heit voraus, und bestimmen ohne Furcht zu irren nach dem-selben unsre Handlungen. Dieses Verfahren rechtfertigt Hr. L. (26 S.) so: da der Gedanke nicht eher entstehn konnte, als bis die äußere Empfindung da war, so muß diese die Ursache von jenen in sich fassen, wenigstens die entfernte, und die Schwingung der Fibern die nächste, welche sich doch zuletzt auch in diese verliert; folglich muß hier eben ein solcher genauer Zusammenhang statt finden zwischen den äusern Empfindungen in unsern Organen und den Gedan-ken, welcher daher entspringt. Das giebt einen formellen Zusammenhang, und einen formellen oder logischen Grund-satz des Wahren: Es ist unmöglich, daß bey der Wahrneh-mung des veränderten Zustandes eines Organs nicht ein Gedanke, und zwar der nähmliche entstehn sollte, wenn der Gedanke des Organs auf einerley Art ist abgeändert wor-den. (Vor funfzig Jahren hieß dieses; die Seele stellt sich die Welt nach der Lage ihres Körpers vor.) Wahrheit in unsern Gedanken macht daher das Wesentliche der Begriffe nicht aus, (31 S.) sondern ist nur eine Eigenschaft dersel-ben, die wir alsdenn erst wahrnehmen, wenn wir zwo oder mehr Ideen mit einander vergleichen. So bald wir den-ken, daß Wahrheit in dieser Verbindung vorhanden sey, so entsteht der Beyfall. Was diesen bestimmt, das auszufor-schen hält Hr. L. (32 S.) für den schwersten Punct, und eine Materie, wo gewagte Schritte desto mehr Prüfung und Nachsicht verdienen, je ungebahnter die Laufbahn ist. Wie er sich da hindurch zu arbeiten sucht, ihm darinnen zu fol-gen, verstattet hie der Raum nicht. Ein Resultat aus die-

sen

ften Untersuchungen ist (58 S.). Wahrheit ist das angenehme Gefühl, aus der Befriedigung des Hangs der Seele sich in Absicht des Verstandes zu erweitern, oder, wenn man lieber will: das angenehme Gefühl aus der Zusammenstimmung der Fibern im Gehirne.

Das zweyte Capitel fängt mit Beschreibung der sinnlichen Werkzeuge an, zuerst mit den Augen. Natürlich führt der Inhalt dieses Capitels auf die Art, wie Seele und Leib verbunden sind. Hr. L. stellt sich eine Wirkung der Seele auf ihre Fibern vor, dabey die Lebensgeister in Bewegung gesetzt werden. Wie die Seele auf die Lebensgeister wirken und ihnen die nöthige Direction geben kann, darüber werden wir, sagt er (155 S.), trotz allen dicken Metaphysicken, unsere Unwissenheit gestehen müssen, so lange die Seele eine leibnitzische Monade oder einfache Substanz bleibt, wodurch aber die Sache selbst, als ein wahres Factum betrachtet, nicht aufgehoben wird, so wenig als viel Wirkungen in der Körperwelt dadurch aufhören wahr zu seyn, weil wir ihre Entstehungsart nicht erklären können. Und wer wollte sich, um dieses besser erklären zu können, unterstehen, die figürliche Redensart: Gott blies dem Menschen einen lebendigen Odem in seine Nase, so zu erklären: Gott verband das Phlogiston oder Elementarfeuer mit der Erde, woraus Adams Körper gemacht war. (Ob Hr. L. diese Worte so erklärt, ist also aus seinem zweifelhaften Ausdrucke nicht zu sehen. Und wer sie so erklärt, der wird doch daraus von der Verbindung des Leibes und der Seele so wenig Rechenschaft geben, als andere gegeben haben. Betrachtet Hr. Lossius als ein wahres Factum, daß die Seele auf die Lebensgeister wirkt, so begeht er ein Vitium subreptionis. Das wahre Factum ist, daß die Bewegungen dem Willen der Seele gemäß erfolgen; ob die Seele sie hervorbringet, davon hat sie nicht die geringste Känntniß. Also sagen: die Seele bringt sie hervor, heißt nicht Factum erzählen, sondern eine Hypothese vortragen, die beym ersten Anblicke freylich so einleuchtend, so sehr wahres Factum scheint, als die Vorstellung, daß sich der Himmel um die Erde dreht, und doch eben sowohl falsch seyn könnte.)

Ueber die physischen Grundsätze der Leidenschaften denkt Hr. L. 181. S. folgendergestalt. Er nimmt als einen Grundsatz der Naturlehre an, daß nur zwey Principien aller Dinge sind; Erde und Elementarfeuer. Hieraus

 las-

lassen sich die Kräfte der Dinge erklären, nämlich die thätigen und leidenden, und bey Körpern die Schwere und Elasticität. Was bey Körpern die Schwere ist, das ist bey dem Menschen der Hang zur Ruhe, und was dort Elasticität ist, ist hier Hang oder Antrieb zur Thätigkeit. Diese nennt er Grundtriebe der menschlichen Natur, erste Bewegungen unserer wollenden Kraft, von welchen sich weiter kein Grund angeben lässet, die aber vorausgesetzt werden müssen, wenn man den Unterschied und Ursprung der Begierden, Handlungen und Temperamente erklären will. Antrieb zur Thätigkeit wirkt Liebe zum Vergnügen; mit Hange zur Unthätigkeit und Ruhe ist Furcht vor dem Schmerze verbunden (183 S.). (Diese beyden Grundtriebe angenommen, so ist doch schwer abzusehen, wie Hr. L. dies eine Anwendung der Grundsätze der Physik nennen könne; es müßte denn etwa die Seele auch aus Erde und Elementarfeuer zusammensetzen. Aber wegen dieser Principien möchten die Physiker viel Bedenklichkeiten haben, die sich nicht gern in die Zeiten von Rüdigers bullulis und particulis radiantibus werden zurückführen lassen.)

Folgendes ist seine physische Erklärung des Raisonnements (219. S.) Die Entwickelung der Begriffe ist das Mittel, dessen sich die Seele bedient, von einer Idee auf die andere zu kommen, oder die Wahrheit eines Satzes einzusehn. Der Verstand hat es hier mit Notionen zu thun. Indem die Seele nachdenkt, worinn die Glückseligkeit besteht, fällt ihr die Notion, welche gleichsam an das Wort Glückseligkeit geheftet ist, wiederum bey. Diese führt sie auf eben die Art zu folgenden und so weiter. Wo war die Folge der Ideen vorher, ehe die Seele sie dachte? Nicht im Verstande, weil der Verstand die Seele selbst ist, und diese sich nur der Veränderung bewußt werden kann, die in den Werkzeugen des Denkens vorgehen. Auch lagen diese Ideen nicht, so wie sie hier entwickelt sind, in den Werkzeugen des Denkens, so wenig als die Töne in den Saiten eines Instruments. Aber eine Fähigkeit war in den Werkzeugen des Denkens vorhanden, solche Veränderungen anzunehmen, auf welche solche Ideen erfolgen müssen. Es kam also nur auf die Seele an, wie sie sich dieser Instrumente bedienen wollte, so mußte sie ihnen diese Veränderungen wieder mittheilen, aus welchen die verlangte Ideen entstunden. Aber was sind das für Veränderungen? Ich antworte: überhaupt solche, die sich zu der Beschaffenheit

dieser

dieser Werkzeuge schicken. Und was für Veränderungen schicken sich für Fibern, die subtilen Fäden ähnlich sind? Sollten es wohl andere seyn, als ein Zusammenziehn und Ausdehnen, oder zitternde Bewegung? Man begreift es alles unter dem Ausdrucke Schwingungen. Weil man aber nicht immer auf die Ursache des Denkens gemerkt hat, so hat man im Redegebrauche die Wirkung für die Ursache gesetzt und von einer Entwickelung der Begriffe geredet, da es doch eigentlich eine Entwickelung der Schwingungen dieser Fibern ist. Und eb'n die Gewohnheit und der lange Gebrauch ist Schuld daran, daß man stutzig wird, wenn man hört: das Raisonnement ist nichts anders, als die Entwickelung und Zergliederung der mancherley Schwingungen der Fibern im Gehirn, wodurch die Seele es sich selber möglich macht, von der einen Idee zu der andern überzugehen und das Ineinandersetzen der Begriffe zu denken. (Der Rec. wird über diese Aeußerung nicht stutzig, sie kömmt ihm gar nicht neu vor. Wer glaubt, daß der Seele das Gehirn zum Denken als ein Werkzeug nöthig ist, muß nothwendig annehmen, daß mit einer Reihe Gedanken eine Reihe Bewegungen im Gehirne zusammen hängt. Ob man diese Bewegungen Schwingung nennen und von Fibern dabey reden darf, die Frage wäre mehr physiologisch als psychologisch, und würde, soviel der Rec. weiß, von Kennern der Anatomie verneint werden. Aber eine andere Frage ist, was man nun vom Raisonnement weiß, wenn man Hr. L. Erklärung annimt. Er kann ja nichts bestimmtes von diesen Fibern und diesen Bewegungen angeben, und seine Erklärung heißt so viel: Ich weiß nicht was für Fibern machen, ich weiß nicht was für Bewegungen, und das ist Raisonnement. Darnach ist Raisonnement eigentlich nicht eine Folge von Ideen, sondern die Vorstellung des Zusammenhangs dieser Folge auf einmahl. Wäre bloß von einer Folge von Ideen die Rede, so ließe sich auf Hr. L. Frage, wo war diese Folge vorher, ehe die Seele sie dachte, antworten: Nirgends; eine Idee ist nicht eher, als die Seele sie denkt, und wenn die Seele nur eine Folge von Ideen denkt, ohne sie zusammen zu übersehen, so ist die erste nicht mehr, wenn die zweyte entsteht, die zweyte nicht mehr, wenn die dritte entsteht, succeßive Dinge sind ja nicht alle auf einmahl, und es läßt sich also gar nicht einmahl eigentlich fragen, wo eine Folge ist oder war? Nun aber, ob Schwingungen oder so was vorgehn, das macht die Sache

nicht aus, sondern Raisonnement ist die Vorstellung des Zusammenhanges dessen, was in der Seele diesen Schwingungen zugehört. (Die Seele muß also Ein Ding seyn, das sich eine solche Vorstellung machen kann. So muß man immer auf so was ohngefähr kommen, wie Wolf gesagt hat, und wenn man nicht sagen will, die Seele wickele die Vorstellungen aus sich aus, so sage man, sie macht Fibernschwingen, ob sie gleich in ihrem Leben keine Vorstellung davon hat, daß sie das macht und wie sie es macht. Man kann freylich wohl ein Instrument spielen, ohne daß man weiß, was alles im Instrumente vorgeht, daß die Töne so herauskommen, aber man weiß doch, daß man spielt. Die Seele muß nach dieser Erklärung Fiebern schwingen lassen, ohne daß sie im geringsten sich bewußt ist, daß sie so was thut.)

Was gesunde Vernunft sey, darüber führt Hr. L. unterschiedene Erklärungen an, und glaubt endlich, man wolle überhaupt so viel sagen: Sie sey der Probierstein der Wahrheit, in wiefern diese von Menschen erkannt werden kann; sie sey hier das, was in der Arithmetik die Probe von einem arithmetischen Exempel ist, oder erweise uns wenigstens eben den Dienst. (Auf der 9 S. schreibt Hr. L. die unnützen Lehren von logischen Sätzen und Schlüssen, wenn sie ja noch einigen Nutzen haben, sind weiter nichts, als was in der Arithmetik die Probe von einem Divisionsexempel ist. Hier ist ihm die gesunde Vernunft eben so was, wie jenes Unnütze. Sollte ihm die Syllogistick nicht zur Rache für ihre Verschmähung hier einen Possen gespielt haben? Im Grunde, wie schon vorhin nach Wolfen erinnert worden, ist freylich die Syllogistick ein Theil der gesunden Vernunft in formam artis gebracht.)

Da dieser Auszug schon etwas weitläuftig gerathen ist, so muß es bey dem Angeführten sein Bewenden haben. Wahrheitsliebe, scharfsinniges Nachdenken und prüfende Belesenheit zeigen sich in Hrn. L. Werke. Für einige Gedanken aber, die nichts weiter als Hypothese sind, scheint er zu sehr eingenommen zu seyn, selbst manchmahl von Erdichtungen zu reden, als wären es anatomische und physiologische Wahrheiten. Das hat er mit viel großen Philosophen gemein, und der Recensent, ohne anderer Einsichten vorzugreifen, gesteht, daß ihn dieses Büchelchen eben so wenig, als die dicken Metaphysicken deren Hr. L. spottet, über die Hallerische Frage befriediget:

Wie

— — — Wie Wesen fremder Art
Der Seele Werkzeug sind?

J.

---

6. Mathematik.

Prodromus Physico-Astronomicus Pyrotechnici Systematis Vorticum... opera Patris Iac. Kyllian, e S.I. Danzig, bey Wedel. 1774. 8. 12 B. 2 Kupfert.

Die Absicht ist, die himmlischen Bewegungen aus Gründen zu erklären, welche der V. pyrotechnische nennt. Den Anfang machen im I. Artikel Regeln, in der Naturkunde zu philosophiren, richtig und mit allerley nicht übel gewählten Exempeln erläutert, darunter eins ist: Martin Czarnozenski, ein Edelmann aus Großpohlen, muß niesen, so oft man ihm das polnische Wort Ptaszcz sagt, bey den gleichgültigen Tönen in zwey andern Sprachen, die er auch versteht: Pallium; Mantel; niest er nicht. II. Artikel. Erzählung der himmlischen Bewegungen, nicht allemahl aus den ganz neusten Quellen, z. E. die Entfernungen der Planeten von der Sonne, nach dem Cassini, aber doch erträglich. Wie man (§. 22.) aus der veränderlichen Grösse des Schattens dunkler Körper schliesse, daß die Sonne im Winter uns näher ist, als im Sommer, ist schwer abzusehen. III. Art. Prüfung der vornehmsten physischen Lehrbegriffe. Keplers Sonnenseele seiner Planeten vis solipeta und solifuga werden, wenn man sie im eigentlichen Verstande nimmt, für Undinge erklärt. (Vermuthlich wenn es Ursachen, nicht Benennungen der Begebenheiten seyn sollten, denn sonst sind die beyden letzten Künste offenbahr einerley mit denen, die Newton berechnet hat.) Gegen Cartesens Wirbel werden Newtons Beweise angeführt. Leibnitzens harmonische Circulation wird von ihrem Erfinder selbst aufrichtig für unzulänglich erkannt. Die newtonischen Centralkräfte hält Hr. K. nicht für wahre und zulängliche Ursachen der himmlischen Bewegungen, (dafür sie auch N. nicht ausgegeben hat,) weil man aus ihnen

nicht Rechenschaft geben kann, warum sich die Planeten alle ohngefähr nach eben der Gegend, nach welcher sich die Sonne dreht, und in Ebenen, die nicht sehr von einander unterschieden sind, bewegen. Andere Erinnerungen gegen N. Lehren und Regeln herzusetzen, verstattet der Raum nicht. Den Zusammenhang der Rechnungen über die Attraction scheint Hr. K. nicht genug zu kennen, daher er ohne Grund manche dieser Rechnungen, als die Lehre bestreitend, ansieht. Hr. K. läugnet selbst, daß ein geworfener Körper stets nach der Tangente seiner Bahn zu gehen strebe, dieser Trieb gehe nach dem Radius Vector. (Ihm scheint unbekannt zu seyn, wie bey krumlinichten Bewegungen, Normalkraft und Tangentialkraft zusammenhängen.) IV. Art. Entwickelung des Grundsatzes der Wirbel. Im Mittel einer kugelförmigen, gleichartigen, flüssigen Materie stellt er sich einen weiten senkrechten Cylinder vor, in dem sich die Materie um des Cylinders Axe bewegte, das heisst er einen cylindrischen Wirbel. In einem gegebenen Querschnitte des Cylinders können die Theile in der Verhältniß des Radii Vectoris circuliren, oder in der verkehrten Verhältniß der Quadrate. Jenes heisst ihm Vortex continuus, dieses discretus. Eine Kugel, die in einem solchen Wirbel schwimt, hat theils die Bewegung des Wirbels, theils eine von einem innern pyrotechnischen Principio. Dieser Kugel Bewegung untersucht er in folgenden Aufgaben, bringt heraus, daß sie sich so oft um eine Axe des Cylinders Axe parallel drehe, so oft sie einen Kreis um diese Axe beschreibt, u. d. m. Man wird aus dem schon angeführten erachten, daß seine Schlüsse denen, welche sonst Mathematikverständige bey solchen Untersuchungen brauchen, nicht sehr ähnlich sind. V. Art. Die Functionen des Pyrotechnischen Principii. 1. Aufgabe. Schwärmer in eine Kugel so zu stecken, daß sich die Kugel, wenn sie losgehn, um eine Axe dreht. Man muß es aber so verrichten, daß sich die Kugel von Abend gegen Morgen dreht, — so sieht es natürlich aus, wie wenn sich die Sonne um ihre Axen dreht, nur daß wir es in der Sonne nicht platzen hören, vermuthlich eben deswegen, weil wir auch die Harmonie der Sphären nicht hören. 2. A. Wenn man durch eine Kugel eine horizontale Axe steckt, länger als ihr Durchmesser, die Axe mit beyden Enden auflegt, und an jedes Ende ein Bretchen mit Schwärmern stelt, so wird sehr lieblich anzuschauen seyn, wie auch eine dunkle Kugel durch pyrotechnische

nische Kunst umgedreht wird. 3. A. Man ziehe einen Strick schief über einen Fluß, und binde eine Kugel voll Schwärmer daran, so wird sie vom Feuer und Wasser zugleich nach der schiefen Linie getrieben. Nun ist dem Hrn. K. aus Hübners Naturlexicon, und aus Pomets Materialienlexicon bekannt, daß in Babylonien und in Modena Naphtaquellen sind. Also schließt er, ist in der Erde ein Ueberfluß verbrennlicher flüssiger Fettigkeit, die kann einer Flamme immer so viel Nahrung zuführen, als von der Flamme verzehrt wird, und so kann ein immer gleichförmig feuerspeyender Berg entstehen, oder auch einer, der Abwechslungen macht. VI. Art. Erzählung der pyrotechnischen Gestirne. Um die Sonnenkugel befindet sich ein Flammenfeuer, und zwar ein pyrotechnisches. Denn, wie ihr weisses Licht, sieht ja brennender Campher aus, und noch ähnlicher das weisse Luftfeuer, das mit Stahlpulver gemacht wird. Durchs Helioskop sieht man auf der Sonne Bewegungen, wie in einem entfernten grossen Brande, sie brechen wie in Flammengipfel, schicken plötzlich entstandene dunkle Kugeln hervor, die in Flocken zusammen gehn, völlig wie der Dampf von einem Feuerwerke. (Nach dieser Beschreibung zu urtheilen, hat Hr. K. die Sonne nie durchs Helioskop gesehen, sondern nur auf einem alten Bilde, das man beym Kircher, Zahn und a. findet, und das, wie von Kirchers Bildern bekannt genug ist, nicht zeigt, was er gesehn, sondern wie er sich die Sache vorgestellt hat.) Nun erklärt sich Hr. K. ausdrücklich für Kirchers in seiner ecstatischen Reise geäuserte Meynung, die Sonne sey voll feuerspeyender Berge. Von Halleyen nimmt er an, mitten in der Erde befinde sich eine feurige Kugel wie die Sonne. Die Kometen rechnet er mit dem Seneca zu den Sonnen, mit denen er die Sterne vergleicht, bey denen man merkliche Aenderungen wahrgenommen hat. VII. Art. Anfang einer Vorstellung des pyrotechnischen Wirbelsystems. Die Sonne dreht sich um ihre Axe, wie die vorhin erwähnte Luftkugel. Statt der Schwärmer bey dieser, sind bey der Sonne die feuerspeyende Berge. Wie die nachdem erwähnte dunkle Kugel, so dreht sich die Erde durch das Feuer in ihre Mitte. Den Weltraum erfüllt ein elastischer Aether und macht andere Körper elastisch. Mit sich um ihre Axe dreht die Sonne ihre Lichtstrahlen, die Hr. K. mit Hrn. Eulern für Oscillationen des Aethers annimmt. In dem grossen Sonnenwirbel erhält sich ein ähnlicher kleinerer um die Erde,

durch derselben Umdrehung. Dieser Erdenwirbel verursacht die Schwere. Der Sonnenwirbel macht die Erde nicht schwer, sondern führt sie nur um die Sonne, wie die Kugel um die Axe des anfangs erwähnten flüssigen Cylinders geführt wurde. Kometen fahren schief durch die Sonnenwelt, wie jene Luftkugel über den Fluß. Wie Hr. K. alle diese Sätze ausführt, kann man sich schon aus dem angeführten vorstellen, oder man mag es bey ihm nachlesen. Und einige Viertheilstunden kann man wohl auf diese kleine Schrift wenden, darinnen allerley Artiges gesammlet ist. Genaue Berechnungen, aus Mechanik und Astronomie dürfte man wohl von jemanden erwarten, der in Erklärung der himmlischen Begebenheiten Lücken, die Newton ließ, ausfüllen will. Aber daß Hr. K. von der Beschaffenheit und Nothwendigkeit solcher Berechnungen nur einen Begriff gehabt hätte, davon zeigt sich keine Spur. Einzelne Gedanken von denen, die Hr. K. vorbringt, sind auch schon andern eingefallen, dergleichen Lehrgebäude dürften aber immer noch kein grosses Glück machen, so lange man zu Erklärung der Naturbegebenheiten nicht Ursachen erdichten, sondern nur schon vorhandene anwenden will. Wüßte man, daß es feuerspeyende Berge in der Sonne giebt, dann liesse sich erst fragen, ob sie die Sonne drehen könnten. Brennt, wie Hr. K. sich vorzustellen scheint, Naphtha aus einem solchen Berge heraus, so ist er zuverläßig ganz was anders, als ein Schwärmer, in dessen Hülse Pulver so dicht zusammengeschlagen ist, daß es bey der Entzündung den Boden zurückstossen muß. Hätte Hr. K. an die cartesianischen Teufel gedacht, die im Wasser tanzen, oder an Maschinen, die sich, wie man es ausdrückt, durch die Reaction des herausschiessenden Wassers um ihre Axe drehen, wie die bekannte segnerische, so wäre vielleicht ein hydrotechnisches Weltsystem von ihm erfunden worden. Der seel. Winkler in Leipzig zeigte eine wirkliche Nachahmung der Bewegung der Erde um die Sonne, durch die Electricität, aber so voll er von Electricität seyn muste, so war er doch zu sehr Philosoph, dieses nur für eine Anleitung zu einer Erklärung der grossen Naturbegebenheit anzusehn, er wies es, als eine electrische Belustigung.

Ephemerides Astronomicae Anni 1774; ad Meridianum Vindobonensem, iussu Augustorum, a Maximil.

mil. Hell, Astron. Caes. Reg. Vniuers. Vindob. Wien, bey Trattner, 1773. Der Calender 266 Octavs. der Anhang 162.

Dieser Calender kam zuerst für 1757 heraus, und hat sich beständig durch seine Vollständigkeit und vortreffliche Einrichtung empfohlen. Eine Klage bey ihm ist beständig gewesen, daß man ihn in dem nordlichen Deutschlande sehr spät erhalten hat, manchmal erst lange nach Ostern des Jahres, für das er bestimmt war. Die gegenwärtige Einrichtung ist folgende: Die erste Seite jedes Monats enthält, außer den Monats- und Wochentagen, auch die Zahl, der wie vielste Tag des Jahres, am Mittage jedes Tages, vollendet ist. So steht beym ersten Jänner 0, beym letzten 30. (In den Berliner Ephemeriden sind die laufenden Tage gezählt, allemal einer weniger, als in den Wiener.) Ferner: mittlere Zeit am wahren Mittage, mit ihrer täglichen Aenderung, Abstand des ersten Punkts der Ekliptik vom Meridian, tägliche Beschleunigung der Fixsterne gegen die wahre Bewegung der Sonne. Auf der zweyten und dritten Seite: Länge der Sonne, stündliche Bewegung, Rectascension in Graden und Zeit, Abweichungen, Wiener Mittagshöhe, scheinbarer Durchmesser, Dauer des Durchgangs durch die Mittagsfläche, Abstand von der Erde, für den mittlern 10000; Auf- und Untergang. Dieß für jeden Tag. Noch, wenn die Sonne in Parallelen gewisser Sterne ist. Nun, für jeden Mittag, des Mondes Länge, Breite, Rectascension, Abweichung, aufsteigender Knoten, horizontaler Durchmesser und Parallaxe. Für jede Mitternacht, Länge, horizontaler Durchmesser und Parallaxe, auch Culmination. Endlich Conjunctionen mit Sternen. Merkwürdige Beobachtungen jedes Monats, Stellen der Planeten von sieben zu sieben Tagen, Verfinsterungen der Jupiters Trabanten. Bey jedem Monate, wo Jupiter sichtbar ist, ein Kupferstich, der die Trabanten jeden Abend vorstellt. Die Stellungen zu einer Zeit, da eine Finsterniß in Wien sichtbar ist, besonders abgebildet. Phasen der Venus für jedes Monats ersten Tag, Sonnensystem. Bradleys Verzeichniß der Fixsterne aus dem de la Caille ergänzt, und auf den Anfang des Jahres gebracht, für das der Calender ist. (Eine Bequemlichkeit, welche die Connoissance des temps denen, die sie brauchen, nicht giebt.) Wieder Bradleys 387 Sterne für den Anfang von 1760, und andere,

durch derselben Umdrehung. Di
sacht die Schwere. Der Sonne
nicht schwer, sondern führt sie nu
Kugel um die Axe des anfangs er
ders geführt wurde. Kometen fa
nenwelt, wie jene Luftkugel über
alle diese Sätze ausführt, kann m
geführten vorstellen, oder man m
Und einige Viertheilstunden kann
Schrift wenden, darinnen allerle
Genaue Berechnungen aus M
dürfte man wohl von jemanden
der himmlischen Begebenheiten
füllen will. Aber daß Hr. K.
Nothwendigkeit solcher Berechn
habt hätte, davon zeigt sich kein
ken von denen, die Hr. K. vorb
eingefallen, dergleichen Lehrge
noch kein grosses Glück machen
der Naturbegebenheiten nicht
nur schon vorhandene anwen
feuerspeyende Berge in der
erst fragen, ob sie die Son
wie Hr. K. sich vorzustellen
solchen Berge heraus, so
ders, als ein Schwärmer,
zusammengeschlagen ist, d
Boden zurückstossen muß.
nischen Teufel gedacht, di
schinen, die sich, wie man
des herausschiessenden W
die bekannte segnerische
sches Weltsystem von
Winkler in Leipzig ge
Bewegung der Erde
aber so voll er von
zu sehr Philosoph,
Erklärung der gro
als eine

...are aus zwo innern Berüh-
...n einem Orte beobachtet hat,
...aiti geben dergleichen Beob-
... Hell des P. Hallersteins,
...chen Tribunals in Sina, und
...aus dem Anfange und Ende
...eichen aus Phasen, die vor und
...orden, den kleinsten geocentri-
...cte der Sonne und des Monds
... eine geometrische Aufgabe an,
...ufgelöst. Beyde sind in solcher
...auf übereinstimmende Auflösun-
...Lande orthographische Methode
... sie solche auf Rechnung brach-
... die pekinische Beobachtung der
... 5. May.

B.

...ten Mathematik, von Wen-
...Karsten, d. Ph. Dr. der Math.
...Ch. Bair. Ak. d. W. zu Mün-
...Ges. d. W. zu Harlem Mit-
...Theil. Optik und Perspektiv.
...e, 1775.

...f.; die Perspectiv den Rest zu 928.
...; davon nicht völlig 3 zur Optik.
...chnitten, Sehewinkel, scheinbare Ge-
...g, Parallaxe, Erscheinungen wegen
...flanzung des Lichtes, Schatten und
...nlicht. Den bekannten Sätzen hat
...weniger gemeine Untersuchungen bey-
...en in Smiths Optik gemäß, (wovon
...nerischen Ausgabe bedienet,) setzt er
...inkel, bey gewöhnlichen irrdischen Ge-
...nute. Dieses wendet er darauf an, zu
...für Umständen gewisse Linien dem Auge
...vorkommen. Man setze das Auge in
...reises, ziehe durch desselben Mittelpunct
...gerade Linie, und durch den Punct, wo
...n den Kreis schneidet, ein Perpendikel
auf

auf sie. Soll der Bogen, den das Auge übersieht, ihm wie dieses Perpendikel vorkommen, so muß jedes Punctes im Bogen Abstand vom Perpendikel dem Auge unter einen kleinen Winkel, als einer halben Minute erscheinen. Hr. K. zeigt, das geschehe, wenn das Auge vom Mittelpuncte nur 100 mal weiter weg ist, als der Halbmesser, und der Kreis unter einem Winkel von etwa 1 Grade erscheint. Daß unterschiedenes hier vorkömmt, dessen Gebrauch sich die Astronomie erst deutlich macht, zeigt schon der Inhalt.

Die Perspectiv wird auf analytische Formeln gegründet, ohngefähr wie Hr. Kästner gethan. Die Anwendung dieser Formeln aber giebt für unterschiedne Fälle bequeme Vorschriften. Hr Karsten lehret nebst denselben auch den Gebrauch dienlicher Werkzeuge, z. E. 36. §. des Proportionalzirkels, den er hie zu Anfange so beschreiben muste, wie etwas davon im vorhergehenden Bänden seines Buchs noch nicht geredet war. Den perspectivischen Maaßstab erklärt er ebenfalls. Analytische Theorie der Projectionen horizontalliegender krummer Linien auf die verticalstehende Tafel, mit Anwendungen auf die Kreislinien, dergleichen von Figuren und krummen Linien, in Ebenen, welche die Tafel schief schneiden. Allgemeine Theorie der Scenographie, oder Abbildung von Körpern. Regeln zur geschickten Wahl der Lage des Auges. Erscheinung perspectivischer Abbildungen, die ausser dem rechten Gesichtspuncte betrachtet werden. Schatten. Beurtheilung perspectivischer Zeichnungen, z. E. in einer vorgelegten Zeichnung zu entdecken, was für ein Augenpunct, Abstand des Auges u. s. w. angenommen sind. Orthographische Projectionen auf eine verticale Tafel. Projectionen des Kreises, zugleich als Schnitte eines willkührlich schiefen Kegels betrachtet. Also eine allgemeine analytische Theorie der Kegelschnitte. Projectionen der Kugel. Wenn man eine Linie aus dem Auge, welche die Kugel berührt, rings um die Kugel führt, so beschreibt sie einen Kreis um die Kugel, dessen Ebene gegen das Auge zu das Stück der Kugel abschneidet, das vom Auge gesehen wird. Der Kegel, dessen Grundfläche dieser Kreis ist, kann von der perspectivischen Tafel schief geschnitten werden, und so wird die Abbildung der Kugel eine Ellipse, die aber doch dem Auge aus dem gehörigen Gesichtspuncte wie ein Kreis erscheint, weil es alle ihre Halbmesser unter gleich grossen Winkeln sieht. Die Künstler zeichnen freylich die Kugel fast allemal Kreisrund; machten sie die erwähnte

Ellipse, so würden sie den Zuschauer nöthigen, den rechten Gesichtspunkt zu suchen, und dann sähe ihm die ganze Zeichnung so aus, als wenn die Sache selbst da stünde. Theorie der stereographischen und orthographischen Projection der Kugel; auch die Eintheilung der Projection eines Kreises in Grade. Sehr richtig erinnert Herr Karsten, Herr Hofr. Kästner habe sich in der Theoria proiect. stereographicae §. 165 (Dissert. Matth. et Phys. p. 141.) ausgedruckt, als wäre für ein Auge in der Kugelfläche die Projection jedes Kugelschnittes ein Kreis, das gilt aber nur, wenn die Tafel auf die Axe der Kugel, in der das Auge sich befindet, senkrecht steht. (Allerdings ist in der ganzen Theoria proi. ster. an eine schiefe Lage der Tafel nicht gedacht, vermuthlich weil der Verfasser Formeln, die so schon zusammengesetzt genug sind, durch eine zu gegenwärtiger Absicht ganz unnütze Allgemeinheit, nicht noch verwickelter machen wollte. Denn sonst hatte er in seiner analytischen Theorie der Perspectiv gezeigt, wie sich Formeln für der Tafel schiefen Stand finden lassen. Bey der Anwendung auf Landcharten aber wollte er vielleicht nicht calculiren, nur um zu calculiren. Er hat also freylich den Satz von der Gestalt der Projection zu allgemein ausgedruckt, wie Euklides Sätze zu allgemein ausgedruckt hat, die nicht mehr wahr bleiben, wenn man Winkel über 180 Grad nimmt.) Vergleichung des Gelehrten mit Hasens Sciagraphie. Centralprojection der Kugelschnitte. Projectionen der Kegelschnitte. So enthält dieses Buch, ausser umständlichen practischen Anweisungen, auch einen reichen Vorrath angenehmer geometrischer Untersuchungen, wobey Hr. K. nicht unterlassen hat, auch litterarische Nachrichten beyzubringen.

B.

---

7. Naturlehre, Naturgeschichte, Chymie und Mineralogie.

Versuch einer mineralogischen Beschreibung der gefürsteten Grafschaft Henneberg, Chursächsl. Antheils, nebst einer kurzen Geschichte des ehemaligen

und jetzigen Bergbaues derselben; abgefaßt von Friedr. Gottlob Gläser, Churf. Sächßl. Viceberg- meister zu Suhl, Bergamts Assessor und Mark- scheider des Neustädt. Creyses und zu Voigtsberg, der Leipz. Oeconom. Societ. Ehrenmitgl. Leipzig, bey Siegfr. Lebrecht Crusius. 1775. 14 Bogen in 4. nebst einer Landkarte.

Der V. hat diesen Versuch auf gegebene Veranlaßung seiner Obern geschrieben, die aus einer mineralogischen Beschreibung des Churfürstl. Hennebergs, d. i. der drey Hennebergischen Aemter, Schleusingen, Suhl und Kühndorf nebst Bennshausen, den Zustand des gegenwärtigen Bergbaues und die Möglichkeit neuer Gänge beurtheilen wollten. So lokal auch diese Absicht und so klein der Distrikt ist, dessen Oberfläche hier beschrieben wird: so verdienet doch dieser Versuch als ein Beytrag zur physikalischen Erdbeschreibung Deutschlandes, die, wie die gesammte Geographie, ohne eine detaillirte Beschreibung einzelner Theile, nicht vollkommen werden kan, einige Betrachtung. Der V. hat ihn in 3 Abschnitte getheilt: der erste liefert eine Beschreibung der Hennebergischen Gebürge, die er in Granit- und Felsenartige, in Sandgebürge und Kalkgebürge theilt, und nach den Grenzen derselben auch seine Karte von Henneberg eingerichtet hat; bey jedem derselben wird die Einmischung andrer Steinarten und Ansetzung metallischer Gänge sorgfältig bemerkt. Der zweyte Abschnitt enthält die eigentliche Beschreibung der in Henneberg bekannten Foßilien. An der Claßification derselben ist nichts auszusetzen: er wirft mit Hrn. Marggrafen die Spekſteine aus der Classe der Thonarten heraus und macht daraus eine eigene Gattung von Steinen: aber aus eben dem Grund, wegen der Beymischung fremder Theile, hätte er auch den Schiefer aus der Classe der thonartigen Steine herausnehmen und eine eigene daraus machen können. Den Thon leitet er aus Sandgebürgen her, nicht so, als wenn er aus Sand entstanden wäre, (aus zerstöhrtem Sande, wie Hr. v. Buffon will) sondern so, daß er aus dem Sande gleichsam herausgeschwemt sey; und doch gleichwohl giebt er zu, daß der Thon eine durch die Länge der Zeit veränderte vegetabilische Erde sey. Wahrscheinlicher aber ist es wohl, den Thon, mit Vogeln, unter die ursprüng-

lichen

ichen Erden zu rechnen. Merkwürdig scheint es indessen, das der V. bemerkt haben will, daß in der ganzen Gegend die Sand- und Kalkgebürge durch Thon geschieden werden und niemahls unmittelbar an einander stoßen. Vom Basalt muß er einen andern Begriff haben, wenn er sagt, daß Schleusingen damit gepflastert sey. Der dritte Abschnitt endlich, worin die Geschichte des Hennebergischen Bergbaues größtentheils aus Akten erzählt wird, ist nur seinen Landsleuten interessant. Das Resultat daraus ist, daß die Hennebergischen Bergwerke in den vorigen Zeiten weit ergiebiger gewesen sind, als jetzo, da sie kaum noch etwas Eisenstein und Steinkohlen abwerfen, und daß, wie der V. die Regel selbst daraus zieht, die wichtigsten itzt bekannten Gänge da aufsetzen, wo die Granitartigen und Sandgebürge zusammen kommen. Wie viel die jetzo gangbaren Eisenbergwerke in einem Jahr Eisen liefern, hat der V. nicht bestimmt, vermuthlich, weil die Hennebergischen Eisensteine nicht allein und ohne fremden Zusatz verarbeitet werden können.

Der V. gedenkt auch der sogenanten Hennebergischen Gesundbrunnen. Bey dem ehedem so berühmt gewesenen Wilhelmsbrunnen begnügt er sich bloß damit, die wundervolle 1709. herausgekommene Beschreibung, die D. Steuerlein davon herausgegeben hat, lächerlich zu machen, meldet aber nicht, daß die Güte dieses Brunnens bloß darin besteht, daß es ein von allen mineralischen Theilen vollkommen reines, hartes und äusserst kaltes Wasser ist, und daß er also, ausser den allgemeinen Würkungen des frischen Wassers, keinen andern kurartigen Gebrauch haben könne. Den Bennshäuser Gesundbrunnen, der einen martialischen, dintenhaften und dem Pyrmonter nicht unähnlichen Geschmack hat, beschreibt er aus dem darüber erstatteten Bericht des Hrn. D. Glasers, der ihn an der Quelle probiert hat. Wir bemerken dabey noch aus den Nou. Act. Acad. Nat. Curios. T. V., daß Hr. D. Glaser, nach spätern Versuchen, dieses Wasser auf der Schüsselwaage nicht schwerer, als Regenwasser, nach dem hydrometro aber einen halben Grad schwerer, als gemeines Wasser, befunden hat. Bey Erwähnung der ehemaligen Hennebergischen Salzwerke, (wie denn Suhl von Salz-sohle den Namen hat) und der noch itzt bey Suhl und in andern Hennebergischen Gegenden wild fließenden Salzquellen, kan er nicht Umgang haben, der von dem Hrn. D. Glaser in dem XXIII. Stück der Fränkischen Sammlung geäusserten Hypothese

pothese zu gedenken, daß in der Gegend bey Suhl ein grosser Vorrath von unterirdischem Steinsalz befindlich sey, von welchem die Hennebergischen sowohl, als benachbarten Salzquellen in Schmalkalden, Salzungen und Creuzburg, ihren Ursprung hätten; und nimmt sich die Freyheit, einige Zweifel dagegen zu äussern, jedoch mit so vieler Bescheidenheit, daß selbst der Autor, der nicht leicht einen ihm gemachten Einwurf und Zweifel unbeantwortet läßt, nicht dadurch zum Streit gereizt werden könnte. Hr. D. Glaser beweißt seine Hypothese durch eine neue, daß nemlich das 1751. zu Suhl verspührte Erdbeben durch nichts anders, als durch einen unterirdischen Erdfall verursacht worden sey, und diese wieder durch eine neue, daß dieser Erdfall oder Einsturz der Decke oder Seite einer unterirdischen Höhle, durch das nach und nach abgeschwemmte Steinsalz und dieses durch das, was er zuerst erweisen wollte, und beruft sich dabey auf einen in dieser Gegend befindlichen Erdfall, bey welchem aber nicht ein einziger Umstand auf die Vermuthung eines salzigten Unterlagers führt, und der also überhaupt nur zu einem Beyspiel der Möglichkeit solcher Erdfälle dienen kan, woran aber niemand zweifelt. Hr. Gläser hingegen erklärt jene Erderschütterung, wie gewöhnlich, aus einem unterirdischen Bliz, und den leitet er nicht unwahrscheinlich von den in dieser Gegend befindlichen Steinkohlen her. Wir leugnen inzwischen nicht, daß Hr. D. Glaser, auch ausser der angenommenen Erklärung des Erdbebens, noch manches für seine Hypothese sagen könne, da im Grund Hr. Gläser nicht sie selbst, sondern nur ihren Beweis zu widerlegen scheint, auch keine andere in ihre Stelle sezt, sondern sich nur auf Füchsels (zwar nicht neue) Meynung beruft, daß alle Salzquellen gypsigte Unterlager der Muschel-Kalkgebürge zum Grund hätten; wir zweifeln auch nicht daran, daß sich derselbe gegen die hier gemachte Zweifel bey nächster Gelegenheit verantworten werde. Wenn er aber überhaupt die Möglichkeit der Entstehung der Quellen aus dem Meerwasser aus dem Grund leugnet, weil die Absonderung der Salztheile bloß durch Destillation geschehen müßte; und doch gleichwohl zugiebt, daß in den unterirdischen Höhlen Wasserdämpfe aufsteigen und sich oben versammlen könnten, so muß er nicht bedacht haben, daß ja dieses Aufsteigen ebenfalls nichts anders, als eine wahre Destillation ist.

Bey der Karte von Henneberg ist die Schreibersche zum Grund gelegt worden: sie hat daher nicht wohl ohne Fehler bleiben können, da keine geometrischen Berichtigungen hinzugekommen: die angegebnen Lagen sind zuweilen erweißlich falsch. Auf einer mineralogischen Karte aber eines Berg- und Forstreichen Landes hätten auch bey jeden Bergen, die nicht allemahl deutlich genug gezeichnet sind, die landüblichen Benennungen beygefügt werden können: und was sollen auf einer Karte von Henneberg die Zeichen von Gold- und Silberbergwerken? Eine Gelegenheit, die sich vielleicht in einem Jahrhundert nicht wieder darbieten dürfte, zu einer auf geometrische Ausmessungen gegründeten Karte von Henneberg (und eine solche Karte auch des kleinsten Landes ist einem Freunde der Geographie schätzbar) könnte die auf Churfürstl. Befehl, von dem in der Forstwissenschaft bereits bekannten Hrn. Oberlandforstmeister von Lasperg, seither unternommene Ausmessung und Abtragung aller Hennebergischen Forstreviere geben, die nicht wohl mit Uebergehung der darzwischen liegenden Orte geschehen kan.

Uebrigens verräth Hr. Gläser in dieser Schrift Kenntnisse, die ihm und seinem Stande Ehre machen: ein Idiotikon oder Glossarium der bergmännischen Sprache hätte er billig noch anhängen können, um sein Werk auch andern, als berglustigen Lesern, verständlich zu machen. Für Liebhaber der Naturgeschichte führen wir noch aus einem Hennebergischen Cabinette an: daß die S. 65. kurz erwähnte versteinerte Muscheln meistentheils in Pektiniten, Patelliten, Musculiten, und die versteinerte Schnecken in Amonshörnern und ~~Terebratuliten~~ Terebratuliten bestehen.

Iz.

C. Bonnet Betrachtungen über die organisirten Körper, worinn von ihrem Ursprung, von ihrer Entwickelung, von ihrer Reproduction u. s. w. gehandelt wird, und alles, was die Naturgeschichte davon gewisses und interessantes liefert, kurz zusammengefaßt ist. Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Zusätzen herausgegeben von J.

 A. E.

A. E. Goeze. I. Theil. 1775. Lemgo, in der Mayerschen Buchhandlung. 1 Alphabet.

Dieses Bonnetsche Werk ist mehrere Jahre unübersetzt geblieben und wird nun erst nachgeholet. Es war übrigens auch Bonnet selbst lange Zeit unschlüßig, ob er es herausgeben oder verwerfen sollte. In der That war die Frage nicht leicht zu entscheiden. Eine Sammlung von Beobachtungen, die nicht leicht in ein System zu bringen sind, und welche bald die eine, bald die andere Hypothese zu begünstigen scheinen, ist freylich eine Sache, die man leicht auf künftige Zeiten aussetzt, zumal wo man voraus sehen kan, daß es an Gegnern nicht fehlen wird, und wobey man, um ein Gegner zu seyn, nur sagen darf, daß alles noch zu unreif ist, und noch mehrere und entscheidendere Angaben müssen vorgefunden werden. Hr. B. hat an Hrn. G. einen Uebersetzer, der sich zugleich sehr als seinen Bewunderer zeigt, und es nicht beym bloßen Uebersetzen bewenden läßt, sondern auch, nebst seinen eigenen Anmerkungen, aus den übrigen Bonnetschen Schriften die Parallelstellen beyfügt, so fern sie etwas zur Erläuterung beytragen können.

Fm.

Neue Sammlung verschiedener Schriften der grösseſten Gelehrten in Schweden, für die Liebhaber der Arzneywissenschaft, der Naturgeschichte, Chymie und Oeconomie. Aus dem Schwedischen. Erster Band. Copenhagen, 1774. bey Proft. 1 Alph. $2\frac{1}{2}$ Bogen in 8.

Diese Sammlung enthält in der That sehr erhebliche und lesenswerthe Aufsätze, die um so mehr einer Sammlung werth waren, da dergleichen kleine Schriften sich leicht verlieren, wenigstens in andern Ländern nicht sehr bekannt werden. Die Uebersetzung ist eben nicht sehr fliessend und nichts weniger als schön, aber was die Verfasser sagen wollen, kan man doch verstehen.

Dieser erste Band enthält: 1) Polhems patriotisches Testament, eine vorzüglich schätzbare Schrift; 2) Moräus von dem großen Kupferberge zu Fahlun; 3) Bäcks Rede von

von dem Nutzen eines Hospitals in Stockholm, nebst Elvius Antwort; 4) de Geer Rede von der Zeugung der Insekten, mit Wargentins Antwort; 5) Kergers Beantwortung der Frage: welches sind die Vortheile und Schwierigkeiten des schwedischen Clima gegen andere Länder? eine Preisschrift; 8) Meyers Rede von der Aufnahme der verarbeiteten Metalle, nebst Elvius Antwort; 7) Ribes Rede von dem großen Nutzen der Kundschaft in der Physik bey Erkenntniß und Heilung der Krankheiten.

X.

Guyot neue physicalische und mathematische Belustigungen, oder Sammlung von neuen Kunststücken zum Vergnügen, mit dem Magnete, mit den Zahlen, mit der Optic sowohl als mit der Electricität, nebst den Ursachen derselben, ihren Wirkungen und den dazu erforderlichen Instrumenten. Aus dem Französischen. Fünfter Theil. 1775. 8. Augsburg, bey Kletts Wittwe. 27 Bogen. 35 Kupferbl.

Der Vorrede zufolge hat der Uebersetzer gethan, was Guyot selbst hätte thun sollen. Guyot veranstaltete eine zweyte Auflage, die er sehr veränderte, viel wegließ und anderes beyfügte. Die deutsche Uebersetzung gieng hingegen langsamer ab, und so war, um den Vortheil der neuen französischen Auflage ebenfalls zu erhalten, das beste Mittel, alles, was sie neues enthält, in einen besondern Band zusammen zu bringen. Auf diese Art entstund der vor uns liegende 5te Band der deutschen Uebersetzung.

Das ganze Werk ist ein Gemische von Aufgaben, die theils physisch, theils taschenspielerisch, theils mathematisch, theils auch im eigentlichen Verstande betrügerisch sind, wo nemlich das Kunststück nicht etwa auf einen bloßen Betrug der Sinnen, sondern auf eine im voraus genommene Abrede ankömmt. Eine Liste von geometrischen Definitionen, so wie auch eine von den einfachen Hebezeugen und perspectivischen Kunstwörtern, haben wir wider Vermuthen in dem fünften Bande angetroffen. Es kommen freylich in dem Werke solche Belustigungen vor, die sich darauf gründen. Sie stehen aber hier mit den Gau-

leyen der Taschenspieler und betrügerischen Kartenmischer so vermengt, wie im Corpore Juris die Mathematici mit den Veneficis vermengt worden.

Jm.

Systematische Tabellen über die allgemeine und besondere Naturgeschichte, zu weitern Erklärungen in Vorlesungen aufgesetzt von George Heinrich Borowski, der Weltweisheit Doctor, Inspector und öffentl. Lehrer der Naturgeschichte auf der Ritterakademie zu Brandenburg ꝛc. Berlin, bey Decker. 1775. in 8. 142 Seiten.

Bloß eine Anzeige derer Gegenstände, worüber der Verf. bey seinen Vorlesungen reden will. Ausser der eigentlichen Naturgeschichte ist auch ein Theil der physischen Geographie noch mit hieher gezogen. Alles ist mit Absehen auf Vorlesungen, die in einer Ritterakademie gehalten werden sollen, wohl gewählt und auch gut geordnet.

X.

Physicae dogmaticae elementa praelectionum caussa evulgata a *Joanne Daniele Titio*, Phys. Prof. Ord. Wittenberg, bey Dürr. 1774. $11\frac{1}{2}$ Bogen in 8.

Der Verf. erklärt selbst in der Zueignungsschrift an den Hrn. Abt Felbiger dieß kleine Handbuch für einen Auszug aus der Hanovischen Physik. Als solcher betrachtet ist es wohl geschrieben, und wirklich enthält es die Hauptlehren der gesammten Naturkunde richtig und faßlich vorgetragen. Die Ordnung ist wie in Hanovs großem Werke, gegen die sich freylich manches erinnern ließe.

Handbuch der Naturgeschichte, oder Vorstellung der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes in den Werken der Natur; aus dem Französischen übersetzt. Vierter Band. Nürnberg, bey Hauffen. 1774. $26\frac{1}{2}$ Bogen. 7 Kupfer.

Dieser

Dieser Band, welcher die Insekten und einige Gewürme begreift, ist in Ansehung der Ausführung des Planes den vorigen ähnlich, und veranlaßt uns nicht, unser über dies Werk überhaupt gefälltes Urtheil im geringsten zu ändern. Vielmehr ist dieser Theil selbst noch seichter und nachläßiger geschrieben, als die vorigen.

Tz.

Verhaltungsregeln bey nahen Donnerwettern, nebst den Mitteln, sich gegen die schädlichen Wirkungen des Blitzes in Sicherheit zu setzen, zum Unterricht für Unkundige. Zwote und vermehrte Auflage. 1775. 8. Gotha, bey Ettinger. 5 Bogen. 1 Kupferbl.

Die erste Auflage war von 3 1/2 Bogen, diese zwote ist von 5; und demnach in so fern größer. Es ist verschiedenes dabey ganz gut nachgeholet worden.

Fm.

Joh. de Monte Seyders Metamorphosis planetarum; oder Veränderung der Planeten und metallischen Gestalten in ihr erstes Wesen: und de Medicina universali. Frankfurth. 1774. 8.

Ein sehr berüchtigtes alchymistisches Werkgen aus der sophistischen Klasse, das bey den Alchymisten in keiner sonderlichen Achtung steht, in diesem Jahre neu abgedruckt.

Gloria Mundi; oder kleine Paradiestafel, d. i. Beschreibung der uralten Wissenschaft des Lapidis Philosophorum, autore anonymo. Hof, in der Vierlingischen Buchhandlung. 1774. 11 Bogen in 8.

Ist ein alchymistisches Allerley von der allerschlechtesten Sorte. Wenn die uralte Wissenschaft der neuern hermetischen Philosophen von der Art wäre, so könnte man

ohne Bedenken alle ihre Schriften zum Feuer verurtheilen, und in die Asche schreiben: sic transiit gloria mundi.

Ti.

Chymische Abhandlung vom Salpeter. Leipzig, 1774. bey J. Sam. Heinsius. 178. S. 8.

Wenn es der Verf. dieser Schrift, so sich am Ende der Vorrede D. Christ. Friedr. Selig genennet, auch nicht angezeigt hätte, daß er kein Chymist von Profeßion sey, der keine eigene Versuche angestellet, und nur auf fremde Erfahrungen gebauet hätte; so verrieth es sich doch auf jedem Blat mehr als einmahl. Es scheint derselbe, bey einer ziemlichen historischen Kenntniß der Schriftsteller, diese doch nicht mit dem Nutzen gelesen zu haben, den er davon hätte erwerben können, wenn er nicht in den richtigen Anfangsgründen dieser Wissenschaft verwahrloset, mit unerweislichen Einbildungen erfüllt wäre, und also an wahren gründlichen Begriffen noch starken Mangel litte. Wir können es also gar nicht billigen, daß sich der Verf. so kühn ins Feld, und darinn an eine Materie gewagt, bey deren Aufklärung den erfahrensten Chymisten schon mancher Versuch mißlungen ist. Die Absicht des Verf. ist, die Lehre von der Erzeugung des Salpeters, die beständig noch dunkel und unerklärt ist, in ein helles Licht zu setzen. Nun urtheile man einmahl, was für Entdeckungen in diesen Werkgen zu hoffen sind. Nichts als Hypothesen und Conjecturen, in der Studierstube ersonnen, und vielleicht aus den noch ganz frischen akademischen Heften mit allem Eifer zusammengetragen, und nun alsobald diese vermuthlich vor etlichen Jahren dem Verf. selbst noch unbekannte Weisheit der gelehrten Welt als neu entdeckte Geheimnisse geschenket! — An statt, daß der Verf. etliche Jahre hindurch die Salpeterzeugung hätte beobachten, und bey dieser Gelegenheit anderer ihre Begriffe davon genau prüfen sollen; so macht er sich selbst eine Theorie dieser Erzeugung aus allen Meynungen der Schriftsteller, so seiner Hypothese günstig sind, und zieht, unbekümmert, ob sie wahr oder falsch sind, eine Menge Schlüsse daraus, daß man darüber endlich schwindelnd wird. Er verwirft dabey bisweilen richtige Beobachtungen anderer, wenn sie mit seinen Begriffen nicht übereinstimmen, und urtheilet aus grund-

fal-

falschen Einbildungen dieses oder jenes Schriftstellers, was er will. Leichter konnte sichs der Verf. wohl nicht machen; dafür konnte aber sein Büchlein nicht schlechter werden, als es ist: denn unter dem ganzen Schwarm der Hypothesen ist es kaum möglich, das wenige Gute heraus zu finden. Wir wünschen von ganzem Herzen, daß der gedrohete zweyte Theil dieser Schrift, worinnen nun der Verf. seine Begriffe aus den verschiedenen Arten der Zerlegung der Salpetersäure, insonderheit aber ihre verschiednen künstlichen Zusammensetzungen betrachten, und daraus die zeither vorgetragene Lehre von der Mischung des Salpeters weiter zu bestärken, oder genauer zu bestimmen suchen will, zurück verbleiben möge; dafür wollen wir uns höflich bedanken, und wohlmeinend bitten, diese Mühe zu sparen, oder das Manuscript, wenn es schon fertig wäre, bis zu einer andern Zeit verwahrlich beyzulegen.

Ti.

Joh. Lorenz Böckmanns, Markgräfl. Bad. Kirchenraths, u. s. w. Naturlehre, oder die gänzlich umgearbeitete Malerische Physik. Carlsruhe, bey Macklot, 1775. 1 Alph. 8½ Bogen in groß Octav, mit 6 Kupfern.

Malers Physik ist bekanntermassen nicht von dem Verfasser selbst, sondern von einem andern zu Ende gebracht worden, der sich eben nicht sehr in des Verf. Plan hineinzuarbeiten wußte. Bey einer zu veranstaltenden neuen Ausgabe hat nun Hr. B. es übernommen, das, was Maler noch nicht ausgearbeitet hatte, zu verfertigen, und so ist dies Buch entstanden. Wir sehen aber nicht ein, daß viel dabey gewonnen werde, daß man ein Buch wieder hervorzuziehen und in Gang zu bringen sucht, das in der That diese Ehre so wenig verdient. Der neue Verf. hat zwar vieles gethan, das Buch des alten Verf. brauchbarer und nützlicher zu machen, aber die ganze Anlage desselben erlaubte vieleicht nicht, ein wirklich gutes Buch daraus zu machen; in der Ordnung, die Maler einmal gewählt hatte, lassen sich die Lehren der Physik gar nicht gründlich und zusammenhangend vortragen. Auch sind verschiedene Kapitel sehr mit mißverstandenen und falschen Sätzen angefüllt, wie

wie z. Ex. das von der Bewegung. Es ist zu bedauren, daß Hr. B. der sich sonst als ein Kenner gezeigt hat, sich hat überreden lassen, an einem alle Augenblicke den Einsturz drohenden und nicht zu rettenden Gebäude zu flicken.

Der Staffirmaler, oder die Kunst anzustreichen, zu vergolden und zu lackiren, so wohl den Künstlern als den Liebhabern zum Unterricht herausgegeben von Watin, Maler, Lackirer und Farbenhändler in Paris. Nach der zweyten viel verbesserten französischen Ausgabe übersetzt. Leipzig, bey Crusius, 1774. $22\frac{1}{2}$ Bogen in groß Octav.

Dies Buch ist bey weitem das beste in seiner Art. Der Verf. versteht seine Kunst und theilt die Vorschriften und Handgriffe mit einer lobenswürdigen Offenherzigkeit mit. So urtheilt wenigstens der Recensent, der niemals angestrichen, vergoldet oder lackirt hat, aber Watins Unterricht den Grundsätzen der Chemie vollkommen gemäß findet.

In der zweyten Auflage, wornach die deutsche Uebersetzung gemacht ist, ist das Buch ganz umgearbeitet worden, und da es in der ersten eigentlich nur die Kunst des Lackirens begriff und nur beyläufig vom Anstreichen und Vergolden handelte, so ist hier mehr Rücksicht auf diese beyden letztern Künste genommen, und das Buch selbst, zufolge der drey Künste, die es lehrt, in drey Theile getheilt worden. Es enthält nicht bloß Vorschriften und Recepte zur Verfertigung und Zubereitung der Farben und Firnisse, sondern auch die Regeln, die man bey dem Gebrauche derselben in Acht zu nehmen hat. Als ein Anhang ist des P. Sucarville Abhandlung vom chinesischen Firniß beygefügt worden.

Die Uebersetzung ist wohl gerathen und mit einigen, wiewohl wenigen Anmerkungen versehen worden, die den mehresten Lesern angenehm und nützlich seyn können.

Ty.

Des Ritters Carl von Linne vollständiges Natursystem u. s. w. ausgefertiget von Phil. Lud. Stat. Mül-

Müller. Nürnberg, bey Raspe. 1774. Dritter Theil, von den Amphibien, 27 Bogen, in groß Octav, 12 Kupfer.

Vierter Theil, von den Fischen, 1774. 27 Bogen, 11 Kupfer.

Fünfter Theil, von den Insecten, 1. Band 1774. 49 Bogen, 22 Kupfer. 2 Band 1775. 32½ Bogen, 14 Kupfer.

Sechster Theil, von den Würmern, 1 Band 1775. 41 Bogen, 19 Kupfer.

Die Einrichtung dieses Werks ist aus der Anzeige der vorigen Bände schon bekannt, und hier immer die nämliche; auch giebt hier die Aufschrift iedes Theils den Inhalt desselben an.

Dem dritten Theile ist eine allgemeine Einleitung von dem vielfachen Leben der Creaturen vorgesetzt, die Hrn. Müller selbst zum Verfasser hat; es läßt sich eben nicht sagen, daß das Buch dadurch einen vorzüglichen Werth erhält.

Im Werke selbst hat doch der Verf. hin und wieder die Natur selbst zu Rathe gezogen, und daher findet man manches bey ihm, was in dem Houttuynischen Werke nicht steht. Aber öfter noch hätte er billig vollständiger seyn und die neuern Schriftsteller mehr gebrauchen sollen. Der erste Band des sechsten Theils schließt mit den Schaalthieren, daß wir also nun nur noch die Beschreibung der Steine und Thierpflanzen von dem Verfasser zu erwarten haben.

X.

Sammlung neuer und nützlicher Abhandlungen und Versuche aus der Oekonomie, Mechanik und Naturlehre. 1775. 8vo. Nürnberg, bey Zehe. 13½ Bogen. 7 Kupfer.

Das Werkchen hat keine Vorrede; wir müssen uns demnach schlechthin nur an den Titel halten. Da nun der Titel neues verspricht, so fanden wir bey der

ersten

ersten Durchblätterung einen desto merklichern Contrast, da das meiste darinnen schon 30, 50 biß 100 und mehr Jahr alt ist, und von dem, was man dermalen richtiger und besser weiß, wenig oder gar nichts vorkömmt.

Überdies verrieth auch die Schreibart und die einer fremden Sprache mehr als der deutschen angemessene Ordnung der Redensarten und Gedanken, daß wir hier wenig oder nichts originales zu suchen hatten, sondern daß es zusammengestoppeltes Zeug ist. Von dem auf dem Titel versprochenen nützlichen muß immerhin das abgerechnet werden, was richtiger hätte angegeben werden können und sollen. Die Anzeige des Innhalts wird diese Urtheile näher aufklären. I. Eine kurze Einleitung zur Kenntniß der Mechanik. Sie füllt 26 Seiten aus und hätte füglich wegbleiben können, weil sie weder vollständig noch richtig ist. Erst wird Masse, Schwere, Geschwindigkeit und Kraft erklärt. Die Kraft ist ferner entweder todt oder lebendig, und überdies muß das fortdauernde Vermögen der Kraft von dem wirksamen Vermögen unterschieden werden. Ersteres gehört zum bloßen Widerstehen, letzteres bestimmt zur Geschwindigkeit, und stärkt die Kraft in dem Innern. Die Größe der widerstehenden Kraft und die Größe der Geschwindigkeit sind zureichend die Größe der Wirksamkeit zu bestimmen. Auf diese Art lehrt der Verfasser die Kraft kennen. Wir müssen ihm sagen, daß er die wahren mechanischen Grundbegriffe gar nicht kennt. Nun sagt er ferner, alle Bewegung geschehe in einem medio, z. E. in Luft, Wasser ꝛc. Daher entstehe Widerstand. Diese berechnet der Verfasser so, daß die Geschwindigkeit nach einer geometrischen Progreßion abnimmt, wenn die Zeit in arithmetischer Progreßion anwächst. Dieses ist nun aber grundfalsch, und hätte daher gar nicht sollen angenommen werden. Nach diesem verfällt der Verfasser auf das Reiben und die Steifigkeit der Seile, weil beydes bey den Maschinen Hinderniß und Widerstand verursacht. Er giebt einen Auszug aus Amontons Abhandlung, und demnach aus dem ältesten Schriftsteller, der diese beyden Stücke umständlicher zu untersuchen angefangen hat. II. Beschreibung einer Handmühle von Nils-Brelin nebst einigen Verbesserungen. Der Name Nils-Brelin erinnerte uns an die schwedischen Abhandlungen. Wir fanden auch die Handmühle daselbst im 4ten Bande im Kupfer vorgestellt

stellt und kurz beschrieben. Hier ist mehr hinzugekommen. Da wir aber unten am Texte Noten finden, an deren Ende der Buchstabe H steht, so wird dieser H ein anderer, als der Verfasser seyn. Und die Abhandlung erscheint wohl auch hier nicht zum erstenmal. III. Anmerkung über die Saugwerke und Beschreibung einer verbesserten Art Feuersprützen. Hier finden wir S. 37. f. ganze Seiten, die aus Belidors Wasserbaukunst von Wort zu Wort, wiewohl verstümmelt, abgeschrieben sind, ohne daß Belidors erwähnt wird. Die Verbesserung der Feuersprütze betrift das Wenderohr, und ist dem Vorgeben nach mehr, als was in Florini rechtsverständigem Hausvater vorkömmt. IV. Beschreibung einer Maschine, große Lasten zu heben. Es ist eine Presse, die so wohl zum auf- als abwertsdrücken kan gebraucht werden. Die Figur ist nach dem Fränkischen Werkschuhe gezeichnet. V. Erinnerung bey dem Baue der Mühlen und Handwerksdämme, wo lockerer Grund ist. VI. Vorausgesetzte Gründe aus der Mechanik vom Hebel und dessen Eigenschaften, und Beschreibung eines neu erfundenen Werkzeuges, womit durch wenige Personen große Bäume nebst den Wurzeln aus dem Erdboden können herausgehoben werden. Die Theorie des Hebels hätte als etwas sehr bekanntes wegbleiben können. Die Maschine selbst ist die sehr bekannte vom Peter Sommer. VII. Abhandlung vom Gyps, aus dem Französischen. Eigentlich die historische Anzeige, was Jussieu darüber angemerkt hat. VIII. Abhandlung von den Maschinen, vermittelst welcher das Wasser in die Höhe gehoben wird. Hier kömmt die Maschine vor, welche durch das Feuer, oder eigentlicher durch die Elasticität des dämpfenden Wassers getrieben wird. Das Meiste ist aus Belidor und andern Nachrichten abgeschrieben. IX. Vorschläge zu nützlicher Trockenmachung der Sümpfe zum Feldbau. X. Von Zubereitung und Nutzen der unterschiedlichen Arten von Potaschen, aus den philosoph. Transactions. XI. Von dem Widerstand der Balken. Aus dem Französischen. Es sind die Versuche, so Parent im Anfange dieses Jahrhunderts angestellt hat, nebst dem, was Fontenelle davon erzählt, aus des v. Steinwehr Uebersetzung genommen.

Im.

L. Mit-

L. Mitterpacher kurzgefaßte Naturgeschichte der Erdkugel, zum Behufe der Vorlesungen in der K. K. Theresianischen Akademie. 1774. 8. Wien, bey Trattnern. 19¼ Bogen.

Das Werkchen ist in folgende Hauptstücke abgetheilt: 1) Verhältniß des Wassers zum Lande. 2) Inseln und Halbinseln. 3) Berge, ihre Stellung und Zusammenordnung. 4) Brunnen, Flüße, Erhöhung des Bodens. 5) Meere. 6) Bewegungen des Meeres. 7) Eintheilung der Meere und das Mittelländische Meer. 8) Zunehmen der Länder und Abnehmen der Meere. 9) Seen und Moräste. 10) Feuerspeyende Berge. 11) Eisberge. 12) Dunstkreis und deßen Veränderungen. 13) Ordentliche Winde. 14) Unbeständige Sturm- und Wirbelwinde, Wassersäulen. 15) Witterung auf verschiedenen Theilen der Oberfläche der Erde. 16) Einfluß des Mondes in die Witterung. Einige Vorbedeutungen des Wetters. 17) Innere Beschaffenheit der Erde und Gebirge. 18) Knochen der Landthiere, Seemuscheln ꝛc. so man ausgräbt. 19) Entstehensart der Berge. 20) Beschluß. Die Anordnung dieser Hauptstücke zeigt an sich schon, daß der Verfasser sich nicht vorgesetzt hat, in Ansehung der physischen Erdkunde ein neues Lehrgebäude zu errichten. Er erzählt größtentheils nur, was man beobachtet hat, und dann auch, welche Hypothesen zur Erklärung der Erscheinungen von andern vorgebracht worden sind, und was daran auszusetzen ist. Das Werk ist demnach in so weit dem Titel angemessen. Den mathematischen Theil der Erdkunde hat er weggelassen, und überdies sich vorbehalten, von den physischen Ursachen in den Vorlesungen zu handeln. In so fern nennt er sein Buch einen Auszug aus dem Varenius und dem Lulofs, der aber mit Rücksicht auf die neuern Entdeckungen gemacht worden. Die Schriftsteller werden mehrentheils angeführt, doch auch nicht immer, wo man es wünschen möchte. Z. E. S. 3. ist uns unbekannt, woher es der Verfasser weiß, daß Columbus aus dem Timäus des Plato und aus einer andern (hier nicht angeführten) Stelle der Alten Anlaß genommen, eine neue Welt zu suchen. Man ist heut zu Tage vielmehr der Meynung, daß Columb an dem Martin Behann von Nürnberg einen Vorgänger gehabt, und aus dessen Tagebuche belehrt worden sey, nach

Westen

Westen zu eine neue Welt zu suchen, dabey aber den Grund vorgeschützt habe, es müsse Land gegen Westen seyn, weil sonst keine Winde daher kommen würden. Der Verfasser folgt dem Lulofs auch darinn, daß er die Messung der Berge mittelst des Barometers zweymal vorträgt, und doch sagt, daß man darinn niemals zu einer Gewißheit (besser würde es heissen geometrischen Schärfe) gelangen werde. Dieses hindert aber nicht, daß man das Barometer dabey nicht sollte brauchen können, so lange man eines kürzern und genauern Mittels entbehren muß. Die geometrischen Ausmessungen, zumal wenn man immer müßte bey der Meeresfläche anfangen, sind nicht nur ungemein weitläuftig, sondern haben ebenfalls ihre Fehler, und diese können sich sehr aufhäufen. Was an des Caßini Messung der Pyrenäischen Gebürge die aus der Acht gelassene Stralenbrechung für Folge hatte, zeigt Hr. Lambert in der Abhandlung von der Bahn des Lichts durch die Luft. Des Hrn. *de Luc* Recherches sur l'atmosphere scheinen dem Verfasser unbekannt zu seyn. Was er vom Abnehmen des Meeres und dem Zunehmen der Länder sagt, ist eigentlich ein Gegensatz dessen, was er vorhin von dem Wegspühlen des Landes gesagt hatte. Im ganzen wird wohl nichts daraus folgen. Gesetzt auch, daß Pflanzen und Thiere, so fern sie mittelst des Wassers wachsen, nicht mehr wieder zu Wasser werden, so würde immer noch die Frage entstehen, ob es nicht diene, das, was vom Erdreich mit den Strömen in das Meer geht, wenigstens zum Theil wieder zu ersetzen. Man hat zu wenig Angaben, um das Ganze zu berechnen. Die Redensart, daß sich das Meer zurücke ziehe, ist zweydeutig. Wenn z. E. Ströme, wie der Rhein, der Nil 2c. jährlich so viel Erde und Sand in das Meer führen, und damit den Grund des Meeres bey der Mündung so erhöhen und ausfüllen, daß dabey Inseln entstehen, und der Strom sich ein neues Bett graben muß, so zieht sich eigentlich das Meer nicht zurück, sondern das Ufer breitet sich weiter nach der See zu aus. Jedoch dieses hängt mit mehrern andern Veränderungen zusammen, die erst in vielen Jahrhunderten merklich werden, und wovon noch lange nicht genug Angaben vorräthig sind. In Ansehung des Einflusses des Monds in die Witterung und besonders in die Veränderung der Barometerhöhen setzt der Verfasser Hrn. Hell oben an, ohne etwas näheres von den Grundsätzen desselben anzuführen. Wir wissen aber aus Hrn. Abt von Fel-

biger Anleitung die Witterung zu erkennen, daß Hr. Hell zwischen dem irregulairen und regulairen Steigen und Fallen des Barometers einen Unterschied macht, und nur letzters vorauszusagen sich getrauet. Er behauptet ferner, daß das Barometer auf der ganzen Erdfläche zugleich steige und falle, sagt aber nicht, ob er dieses nur vom regulairen will verstanden wissen. Es mag nun verstanden werden, wie man will, so muß wenigstens die Erfahrung richtig bleiben, daß, wenn auch das Barometer in den Polarländern sich zween Zoll und mehr verändert, die Veränderung unter dem Aequator nur 2 oder 3 Linien betrage, und daß sehr oft das Barometer z. E. in Italien oder Spanien fällt, wenn es in Schweden oder Rußland steigt, und umgekehrt jenes fällt, wenn dieses steigt, und daß eben daher das regulaire Steigen und Fallen an sich etwas sehr weniges betragen muß. Aus etwas wenigem würde es sich nun nicht der Mühe lohnen, viel Wesens und Geheimnisses zu machen. Unsers Erachtens könnte Hr. Hell immerhin seine Grundsätze verschweigen, dabey aber doch von seiner Kunst einige kleine Proben geben, und z. E. für ein nächstkünftiges Jahr, und sollte es auch nur für einige Wochen seyn, den Stand des Barometers voraus sagen. Denn daß er in Form eines Beyspiels gesagt hat, es werde den 1. Sept. 1772. fallen, ist nun zweydeutig, weil es die Nacht vorher fiel, unter Tagen aber wiederum stieg, und zwar wohl nicht auf der ganzen Erdfläche.

Fm.

---

8. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Schich Sadi persisches Rosenthal, nebst Locmans Fabeln. Neue verbesserte Auflage. Wittenberg und Zerbst, bey S. G. Zimmermann. 1775. 25 Bogen in 8.

Der uns unbekannte Herausgeber des Sadi empfiehlt dieses persische Rosenthal der Jugend, als eine Sammlung angenehmer und lehrreicher Erzählungen, und ist, wie er sagt, durch das Vergnügen, das ihm die Lesung desselben verschafft hat, bewogen worden, eine neue Auflage davon

von, zu veranstalten. Wir können es als eine solche nicht anpreisen; wir haben weit bessere moralische Schriften, die jungen Leuten, auch von Seiten des Geschmacks und Witzes, nützlicher zu lesen sind, als diese persischen einfältigen Mährchen. Das einzige Verdienst des Herausgebers ist, nach seiner Versicherung, daß er die alte Sprache des Adam Olearius, auf dessen Ausgabe von 1654 sich die Worte: „Neue verbesserte Auflage," beziehen, in die Sprache unserer Zeit, doch nur schlecht genug, übersetzt, und die eingestreueten Verse in Prose aufgelöst hat. Das letztere könnten wir ihm gar nicht als ein Verdienst anrechnen, wenn die Erzählungen und Verse selbst einigen Werth hätten. Die Anmerkungen des Olearius, ohne welche doch persischer Sitten unkundigen Lesern viele Stellen kaum verständlich sind, sind größtentheils weggeblieben, und von der Ausgabe des Gentius ist, wie wir sehen, kein Gebrauch gemacht worden. Um unsern Lesern eine Probe dieses persischen Witzes zu geben, nehmen wir aus dem zweyten Buch, das vom Geist und den Sitten der Derwische *) handelt, die 28ste Erzählung.

„Einst kam ein Derwisch in eine Herberge, und fand „da einige gelehrte und überaus gesprächige Gäste. Der „Wirth, ein lustiger Mann, machte es so, daß ein jeder „von ihnen etwas Drolligtes erzählen mußte, um die Zeit „angenehm zuzubringen. Nun hatte der Derwisch den „Tag über eine starke Reise durch die Wüste gethan, und „war müd und hungrig. Als ihn nun einer aus der Ge„sellschaft vermahnte, er sollte doch seinen Theil auch dazu „geben, und etwas Drolligtes sagen, sprach er: Ich be„sitze nicht so viel Kenntnisse und Beredsamkeit, als an„dre, habe auch nicht studirt, drum werdet ihr mit einem „Verse vorlieb nehmen, den ich kann. Sie wurden alle „begierig, diesen Vers **) zu hören, und er sagte:

N 2 „Wie

*) Vielmehr, von der Lebensart und den Sitten der Derwische; denn Geist haben die Leute nicht. Olearius hat: „Von der persianischen Mönche, welche sie Derwisch nennen, „Art und Sitten." Schach Sadi selbst war ein Derwisch, von Schiras bürtig, der ums J. C. 1260 lebte.

**) Beym Olearius lautet dieser Vers so:
„Es war mir Hungrigen bey einem Tisch voll Essen,
„Wie einem Jüngeling, der kehm ins Bad getreten,
„Da schöne Jungfern sich ganz ausgekleidet hatten,
„Ihr Gäste denkt ihm nach, ihr könnt nun leicht ermessen."

„Wie einem schönen Jünglinge, der ins Bad käme,
„Und sähe dort schöne entkleidete Jungfrauen,
„So ist mir Hungrigen bey einem vollen Tische.

„Die Gäste fiengen alle an zu lachen, waren mit die„sem Scherze zufrieden, und liessen ihm Essen genug auf„tischen. *) Als der Wirth sahe, daß der Derwisch sogleich „zum Brodte griff, welches zuerst aufgetragen wurde, sprach „er: Warte ein wenig, mein Freund, meine Leute sollen „dir eine Kufte **) machen. Der Derwisch schüttelte den „Kopf, und sagte: Du brauchst keinen Braten aufzusetzen; „ich habe hieran vollkommen genug. Wen recht hungert, „der hat im Falle der Noth an trockenem Brodte den schön„sten Braten. ***)„

Unsre Leser werden nicht begierig seyn, mehr solch drolligtes Zeug sich erzählen zu lassen; wir mögen auch nichts mehr aus der langen Vorrede, die erhaben seyn soll, abschreiben. S. 43. f. liest man von einem Hunde, der etliche Tage mit frommen Menschen umgieng, und ein Mensch wurde. Ueberall, wo wir gelesen, auch im fünften Buch, das von der Liebe und der Jugend handelt, so wie das folgende von der Schwachheit und dem Alter, fanden wir höchstlangweiliges ungeistiges Geschwätz.

Die bekannten Lokmanischen Fabeln, die auch hier, wie vom Olearius, dem Sadi angehängt sind, haben wir mit Vergnügen gelesen; unser Herausgeber hat sie gefälliger, als Olearius, größtentheils leicht und munter erzählt. Die meisten derselben sind Aesopische Fabeln; und unsers Bedünkens Lokman und Aesop Eine Person; der arabische Uebersetzer aber hat vielleicht einige eigene, oder aus

andern

*) Das heißt nicht, was Olearius sagt: „hatten gut Genü„gen an solchem Schertz, und liessen ihm Essen aufsetzen."

**) Olearius giebts: „ein zerhacktes Gebraten," und sagt, dieses wohlschmeckende Gerichte hieße bey den Persern Kufte, dessen verschiedne Zurichtung er angiebt.

***) Olearius: „Der Derwisch schlug den Kopf auf, und „sagte:

„Darfst kein gebraten Fleisch aufsetzen,
„Ich kan hieran mich gnug ergetzen.
„Wer Hungers hat, im Fall der Noth,
„Ist Bratens gnug nur trocken Brod."

andern Fabeldichtern, wie wir denn auch ein Paar aus dem Phädro gefunden, hinzugefügt, und in den Aesopischen Fabeln selbst manches geändert und verderbt. Dieses umständlicher gegen Hrn. C. R. Hirt zu zeigen, der in einer Abhandlung, die in die Acta Academ. Elect. Mogunt. T. I. p. 583. eingerückt ist, Lokman für das Original hält, aus welchem der griechische Fabeldichter einige Fabeln übersetzt habe, ist hier der Ort nicht; doch dürfen wir zu einer Probe, mit welchem Verstande der Araber die Fabeln Aesops verbessert hat, die zwölfte Fabel, die Aesops 23ste ist, hersetzen.

Beym Lokman hat eine Frau eine Henne, die ihr alle Tage ein silbern Ey legt, bey unserm Uebersetzer, wie beym Olearius, gar ein golden; und hernach frißt die Henne so viel, daß ihr der Kropf berstet. Die Lehre ist, daß viele Menschen, indem sie einen kleinen Gewinn suchen, oft darüber die Hauptsumme verlieren. Dieselbe Fabel lautet beym Aesop so:

„Eine Frau hatte eine Henne, die ihr alle Tage ein „Ey legte. Sie glaubte aber, wenn sie ihr mehr Fut„ter gäbe, würde sie ihr zwey Eyer legen. Sie that „es; allein die Henne ward zu fett, und legte gar keine „Eyer mehr„.

„Wer gar zu gierig ist, verliert oft das, was er „hat, weil er immer mehr haben will.„

Hier ist unstreitig die griechische Fabel das Original, und die arabische Uebersetzung. Sonst haben wir bemerkt, daß hier auch die Erpenische Ausgabe zu Rathe gezogen, und aus derselben die 30ste Fabel, die in der Olearischen Uebersetzung fehlt, eingerückt worden. In der eilften Fabel hat unser Herausgeber nach dem Olearius: „Es ist wahr, sagte die Löwin; (zu einer Häsin, „die ihre Fruchtbarkeit prieß) aber dafür ist auch mein „Einer mehr werth, als sieben von deinen„. Hier hätte er besser dem Golius gefolgt, der هُوَ سَبُعٌ liest: „Es ist wahr, sagte die Löwin; aber dafür ists auch ein „Löwe.„

CI.

Merkwürdige Ueberbleibsel von Alterthümern an verschiedenen Orten der Eidgenossenschaft. Nach Ori-

 gina-

ginalien gezeichnet und in Kupfer herausgegeben von Joh. Müller, Ingenieur zu Zürich. 1775. Th. I. in 4.

Die meisten sind aus den mittlern Zeiten, und nicht merkwürdiger als alle alten Gemählde, welche uns von der Kleidertracht und vormaligen Existenz der vorgestellten Personen belehren. Lieber würde der Verfasser Denkmale merkwürdiger oder patriotischer Begebenheiten oder Personen in seine Sammlung aufnehmen. Ein Stück, welches wir an diesem Ort nicht ohne Vergnügen gesehen, ist der Denkpfennig eines freundeidsgenössischen Besuches der Herren von Bern in Zürich 1631. In den alten Zeiten war die Erwärmung der Vaterlandsliebe der Zweck solcher Lustbarkeiten, und er wurde erreicht, weil sie weder zu bestimmter Zeit, noch auf Befehl der Gesetzgebung vorgenommen wurden.

Sh.

Griechische Grammatik ohne Accente, von Johann Christian Langbein, Konrekt. der Arnstadtischen Landschule. Arnstadt, gedruckt und verlegt im Fürstl. Waysenhause. 1775. 22 Bogen, in 8.

Das Charakteristische dieser neuen Grammatik druckt der Titel aus: Grammatik ohne Accente; und daß der V. das Verdienst einer solchen Arbeit hoch anschlägt, sieht man aus seiner Declamation gegen die Accente, in der pretieusen Vorrede. „So unglaublich es fast ist, daß jemand „Griechisch gelernet zu haben sich sollte reuen lassen: so „befremdend ist die Anmuthung mancher Zöglinge, die „Sprachen und freyen Künsten obzuliegen sich entschlossen „haben, gleich beym ersten Eintritt in ihre heilige Werkstatt, an die Lehrer, sie mit dieser vermeinten Last zu verschonen. Welcher unreifer Gedanke! — Hat ihnen wohl „vorher ein Freund etwas ins Ohr gesagt, welches die Lust „zu dieser Arbeit ersticket? Ein solcher Rathgeber hat „vielleicht früh das Unglück gehabt, daß er mit einem ge„lehrten und noch dazu systematischem Nichts ist geplagt „worden. — Freylich sollte der Musensohn sich nur mit sol„chen Dingen beschäftigen, wodurch sein Geist nicht ersti„ckt,

„cket, sondern genähret wird. Suchet, ihr Jünglinge,
„diese Nahrung in der Lehre von griechischen Accenten,
„ihr werdet ewig hungern müssen. 200 Jahr vor Chr.
„G. hat Aristophanes von Byzanz — die griech. Sprache
„damit bereichert. Er hat aber die gelehrte Welt damit
„härter geplagt, als Moses die Egypter ꝛc. Wer kann
„die in der Stille ausgepreßten Seufzer und die über diese
„Sprachhinderniß öffentlich ausgeschütteten Klagen ermes-
„sen? u. s. w.„ Kostbarer und gezierter kann man wohl den Gedanken: die Accente erschwehren Anfängern die Erlernung der griechischen Sprache, nicht ausdrücken. Dasjenige nun, wodurch diese Grammatik zu einer Grammatik ohne Accenten wird, ist einmahl die Uebergehung der Nahmen und der Lehren von den Accenten, und sodann, daß alle und jede Wörter Exempel und Paradigmata ohne Accente gedruckt sind. Daß die Subtilitäten der Grammatiker vom Gebrauch der Accente die griech. Sprachlehre mit vielen unfruchtbaren Regeln überhäuft haben, die durch ihre Trockenheit jungen Anfängern das Griechische, das sie gemeiniglich damit anfangen müssen, unangenehm machen; daß sie gleichwohl zur griechischen Litteratur gar sehr entbehrlich sind; daß man die Griechen lesen und verstehen und doch dabey die Accente vergessen und übersehen könne; dieß alles wird niemand leicht in Abrede seyn: dennoch aber scheint es uns, als wenn die Klagen über ihre Schwierigkeit übertrieben würden. Die Regeln von der Veränderung der drey griech. Accente bey Beugung der griech. Worte lassen sich würklich auf sehr wenige zurückbringen, und Kindern sogleich beym Decliniren und Conjugiren einprägen. Die meisten Plakereyen aber werden wohl durch die unnützen Regeln von Wegwerfung und Zurückwerfung der Accente verursacht, und damit sollte man freylich Anfänger verschonen. So lange indessen in und ausserhalb Deutschland die meisten Ausgaben der griech. Schriftsteller noch mit Accenten erscheinen; so lange auf Schulen und Universitäten keine allgemeinere, wo nicht ausdrückliche, doch stillschweigende Einwilligung in die Abschaffung der Accente vorhergeht: so halten wir es doch nicht für rathsam, daß jeder Schulmann eigenmächtig, das Griechische ohne Accente zu lehren, anfange; zumahl wenn der Fall gar so wäre, daß er es bloß in seiner Classe thäte, und seine Mitlehrer noch keine geänderte Schuleinrichtung vor sich hätten, nach der sie gebunden wären, die Accente gleichfals zu übergehen.

In einer Grammatik aber sollte, unserm Bedünken nach, die Lehre von den Accenten nie völlig übergangen werden; man kann sie ja, wenn man glaubt, daß ihre Regeln für junge Lehrlinge zu ermüdend und abschreckend wären, überschlagen: aber dieser muß doch, wenn er die ersten Schwierigkeiten überstanden hat, in seiner Grammatik ein Capitel finden, woraus er sich, wenn er es für nöthig finden sollte, (und dieser Fälle lassen sich viele denken) von den Accenten selbsten unterrichten kann.

So ist denn also, eine griech. Grammatik ohne Accente zu schreiben, so gar verdienstlich eben nicht, wie der V. zu glauben scheint. Vielleicht aber hat sie sonst ihre Vorzüge, die es der Mühe werth machten, sie zu schreiben? Auch diese haben wir, wir müssen es aufrichtig bekennen, nicht gefunden. Sie folgt pünktlich, und nicht etwan blos darinnen, worinn alle Grammatiken eben derselben Sprache überein kommen müssen, sondern auch in dem, was von Willkühr und Wahl abhängt, in Classification, Ordnung, Exempeln und Paradigmen und selbst oft im Ausdruck der Hallischen Grammatik, nur daß sie alles kürzer fasset. (Eine Abkürzung einer Grammatik, deren gröste Tugend Vollständigkeit und Weitläuftigkeit nicht ist! —) Diese Abkürzung besteht 1) in Weglassung der Bedeutung, oder deutschen Uebersetzung der in den Regeln oder Ausnahmen angegebenen griechischen Wörter, die in der Hällischen und andern Grammatiken zum grossen Vortheil für die Lernenden angegeben sind, wie nicht weniger in Uebergehung der die Ableitung erleichternder casuum. Z. E. Hall. „den „Vocativus auf ein α machen 3, die composita von μετρέω, „ich messe, πωλέω, ich verkaufe, τρίβω, ich reibe, als γεωμέτρης, ein Feldmesser, βιβλιοπώλης, ein Buchführer, παιδοτρίβης, „ein Schulmeister.„ Langbein: „Im Vocativo haben „α, ε, composita mit μετρεω, πολεω, τριβω, als γεωμέτρης, τρα; βι„βλιοπωλης, λα; παιδοτρίβης, βα.„ (Im vorbeygehen müssen wir bemerken, daß Hr. L. das (;) nach deutscher und latein. Art, für ein Semicolon braucht, das doch im Griech. eigentlich ein Fragzeichen ist.) Noch ein Exempel. Häll. „Der Accusat. singul. hat zuweilen ν statt α, nemlich bey „den nominibus in ις, υς, αυς und ους, so im Genit. ein ος „purum haben: als ὄφις, die Schlange, ὄφιος, ὄφιν. βότρυς, „die Traube, βότρυος, βότρυν. ναῦς, das Schif ꝛc.„ Langb. „Der Accus. sing. hat ν statt α bey den nominibus in ις, υς, „αυς, ους, Genitivo puro, als ὄφιν, βότρυν, ναῦν etc.„ 2) In

In Uebergehung der nöthigen Erklärungen der gebrauchten grammatikalischen Kunstwörter, z. E. Genitivus purus, impurus; nomina ἐλιγοπαθη, ὀλιγοπαθη u. a., die die Häll. Grammatik auch braucht, aber vorher erklärt. 3) In Abkürzung der ganzen Paradigmen auf die blosen Endsylben, z. E. das Paradigma λυθεὶς, ist hier so ausgedruckt:

Sing.	Dual.	Plur.
εις, ἕν, εν, ες	ε, εοιν	εις, εων, εσι, εας, ες.
ες, ει, η	η, οιν	εις, ων ... ες, ας
ν, ες, ες		εα, ... α, εα
		η ... η, η.

Kann sich aber wohl damit ein erster Anfänger des Griechischen begnügen? Wie falsch ist hier die Erspahrung einiger Zeilen angewandt! Noch dunkler ist für einen Schüler die Deklination von μεγας angegeben: αλυ, ῳ, αν, α. Muß er nicht glauben, es werde declinirt: μεγαλαν, μεγαλα? 4) Werden viele Regeln gar weggelassen, nicht nur solche, die etwas ins weitläuftige fallen, z. E. die von dem Genitivo der Wörter der 3ten Declination, die Hr. Langbein ganz kurz mit diesen Worten abweiset: „der Genit. sing. „wird ex usu erlernet, weil davon obliqui formiret werden.„ (was soll dieser Zusatz bedeuten?) Können denn nicht aber die nomina unter gewisse Classen gebracht, und z. E. die möglichen Genitivi derer die sich auf ξ und ψ endigen, nebst den dazu gehörenden Exempeln angeführt werden? Keine gute Grammatik überhebt sich eines solchen Verzeichnisses. Bey der Formation des praeteriti passivi solte jede Person ihre eigne Regel haben: hier aber heißt es von dem ganzen tempore; Perf. p. v. Perf. I. act. ändert κα in μαι, φα in μμαι, χα in γμαι: τυπτω, τυψω, τετυφα, τετυμμαι, σο (ψο ξο) Nun den Schüler will ich loben, der aus diesem Chaos das Perf. pass. conjugiren lernt: die 3te Person ist gar übergangen, und die letzten Sylben sind vermuthlich nach ders. durch Druckfehler verstellt, wovon die ganze Grammatik, nach Art andrer im Arnstädter Waysenhaus gedruckter Schulbücher, voll ist. Vom Verbo ist nicht ein einziges vollständiges paradigma in der ganzen Grammatik, ein Mangel, der gar nicht verzeyhlich ist; und im Grund würde es nicht mehr Raum gebraucht haben, statt der wunderlichen Zerstümmelung, das ganze τυπτω abzudrucken. Statt einer solchen Kürze, die mit Nachtheil der Vollständigkeit und Deutlichkeit erkauft werden mußte, hätte weit

füglicher durch Sparsamkeit des Setzers, (s. p. 237 — 39.) durch Unterscheidung der Haupt- und Nebenregeln, der Regeln und ihrer Ausnahmen, der Hauptsylben und ihrer Dialekte durch ungleiche Schrift, für die Bequemlichkeit sowohl als die Kürze gesorgt werden können.

Andre Dinge finden wir hier versetzt und verworfen: so steht z. E. die Lehre vom augmento S. 111. zum Schluß der ganzen Lehre vom verbo: so soll also der Schüler erst conjugiren lernen, ehe er weis, was augmentum ist, ohne dem er doch nicht conjugiren kann. Die Dialektte sind auch nicht auf eine gleiche Art abgehandelt worden. Bey den Artickeln stehn sie abgesondert; bey dem nomine bald hinter, bald unter den casibus; bey den verbis auf ein ω abgesondert; bey den verbis in μι wieder unter jeder Person, und bey den aduerbiis und praeposito abermals abgesondert und hintennach. Wo ist hier der überdachte Plan, die immergleiche Ordnung, die ein Sprachlehrer befolgen sollte, der sich vornimmt, eine neue Grammatik zu schreiben. Am schicklichsten stehen die Dialecte gleich hinter jedem Worte, das durch sie verändert wird, aber in klärern Druck. Nun eine Probe von der Dialectologie des V.

Passivische Dialecte

Attice: τυπτῃ, τυφθησει, γελασαι.
für ει, εν, αν (ᾳ)
πεφραδμαι τυπτεσθων τυψασθων
ειμαι εσθωσαν, ασθωσαν

u. s. w. Da ist weder Person noch tempus bestimmt, aller Arten verba stehen unter einander: wie bedauren wir den armen Schüler, der einen Dialeckt, den er in einem Autor gefunden, nun in seiner Grammatik nachschlagen will. Fast möchte man glauben, der V. habe das Nachschlagen, durch vorsetzliche Unordnung und durch Weglassung auch der geringsten Erleichterungsmittel, wozu denn auch der Mangel eines Registers gehört, erschwehren wollen. Bey den verbis anomalis werden oft nur die unterschiednen Stammwörter angegeben, welches gut ist, aber nicht gesagt, was nun von jedem für tempora herkommen: z. E. δυναμαι 1) von sich 2) von δυναομαι. weiter nichts: welche tempora kommen nun von δυναμαι, welche von δυναομαι her?

Der Syntax hingegen in hier besser eingerichtet und etwas weitläuftiger als in der Hällischen Grammatik, wo

wir

wir ihn immer für den schlechtesten Theil gehalten haben: oft sind die Exempel geblieben, nur mit Weglassung des Deutschen und des Autors, woraus sie genommen sind. Eigen ist noch dieser Grammatik eine Art vom Syntaxi ornata, ein Anhang von einigen differentiis vocum, der noch manche Zusätze verträgt und ein andrer von Griech. Münze, Maaß und Gewichte. Endlich, wenn man der Griechischen Sprache die Accente nimmt, so sollte man billig durch andre Regeln die Festsetzung des Tons ihrer Wörter bestimmen. Dieß aber ist hier durch eine einzige Regel geschehen: wenn penultima lang ist, so hat sie den Ton, ausserdem antepenultima. Wie wenig aber diese Regel hinreichend sey, für alle Wörter der Griech. Sprache die eigentliche Tonsylbe zu finden, wird jeder Kenner des Griechischen, bey einer mässigen Prüfung, wahrnehmen.

Nm.

Beobachtungen über den Orient, aus Reisebeschreibungen, von Johann Ernst Faber — Zweyter Theil; 484 S. (ohne die Register); mit einer Vorrede von David Christoph Seybold, Prof. Hamburg, bey Bohn, 1775. In groß 8.

Die Einrichtung des Ganzen setzen wir, aus der Anzeige des ersten Theils, (s. dies. Bibliothek XX. B. I. St. 274 u. f. f. S.) als bekannt voraus — Der fleißige Mann starb über dieser gelehrten Arbeit, wie über noch einigen andern, (z. E. einer neuen Ausgabe des Sal. Glassius; der Fortsetzung seiner Archäologie; einer Sammlung kleiner medicinischer Schriften zur Erläuterung biblischer Alterthümer; und einer neuen hebräischen Grammatik) und wir beklagen mit allen Freunden der morgenländischen Litteratur den Verlust eines Mannes, der in diesem Fach ein vortrefflicher Schriftsteller — noch erst recht geworden seyn würde, wenn er länger gelebet! Indessen hat er gegenwärtiges Werk beynahe ganz vollendet: Das Uebersetzen aus dem Englischen trug er zwar andern auf; mit seinen Anmerkungen aber ist er noch vor seinem Ende ganz fertig geworden, oder doch wenigstens bis auf die letzten Seiten gekommen. Hingegen bedauern wir den Verlust einer Vorrede,

rede, die er dem Buche zugedacht hatte; nicht, weil sie nach Hn. Seybolds Versicherung etwas polemisch ausgefallen seyn würde; sondern weil sie das untersuchenswürdige Problem abhandeln sollte: „Woher kommts, daß die Juden und die Kirchenväter, die im heiligen Lande lebeten, „Stellen, die aus heutigen Gebräuchen des Morgenlandes so „glücklich erläutert werden, nicht verstanden, noch an die Gebräuche gedacht haben?„ Nun ists im Entwurf liegen geblieben! Harmar (er ist zuverlässig der Verfasser; vergl. oben Biblioth. XX. S. 274.) arbeitet schon lange an einer zweyten Ausgabe des englischen Originals; aber auch diese wird gewiß gegenwärtiges Werk, welches der sel. Mann durch seinen Fleiß halb zu seinem Eigenthum gemacht, keinesweges unbrauchbar machen. — Alles dies aus der kurzen und guten Vorrede des Hn. Seybolds; dem wir noch überdieß den größten Theil der Uebersetzung des harmarschen Textes, und die Herausgabe dieses zweyten Theils zu danken haben.

Zum Werke selbst. Wir finden überhaupt in diesem Theil unser obiges Urtheil bey dem ersten nur immer bestätiget, über Harmar so wohl als über Faber: den Engländer sehr scharfsinnig; oft aber auch übertrieben, und dabey nicht sprachkundig genung: unsern Deutschen mit männlicher Kritik und grosser Sprach- und Sachenkenntniß ausgerüstet; nur zu Zeiten im Gefühl dieser seiner Ueberlegenheit zu entscheidend und zuweilen witzelnd. — Wir zeichnen nach unser Gewohnheit aus, was uns besonders merkwürdig vorgekommen.

Harmar macht fünf Hauptstücke: Morgenländische Ehrenbezeugungen — natürliche Beschaffenheit von Judäa — Beobachtungen über Aegypten — vermischte Abhandlungen — — Ehrenbezeugungen. Eine im Morgenland zur Mode gewordene Art derselben gegen Propheten, oder sogenannte Männer Gottes, sind Geschenke. (also nicht Bestechungen, nicht Gewinnsucht immer, wie wir Abendländer denken würden.) Aus dieser Beobachtung erhält unter andern 2. Kön. 8, 8. u. 9. gutes Licht — Viel Pomp und Gepränge bey Ueberbringung der Geschenke wesentlich; hieraus begreift man Richt. 3, 18. und manche andre Stellen erst recht. Glücklich wendet der Verf. dies selbst auf die Geschenke der Weisen aus Morgenland an, S. 32. Auch die geschenkten Schuhe Amos 2, 6. und 8, 6. erhalten daher eine Erläuterung . . . Niederfallen, eine

oft

oft nur menschliche, nicht immer göttliche, Verehrung; daher kläre sich Offenb. 19, 10. und 22, 9. und Ap. Gesch. 10, 26. auf: auch Dan. 2, 46. sey keine göttliche, (folglich hier abgöttische) Verehrung, S. 79. ff. Das Küssen des Kleides, des Saums zumahl; glücklich, wie uns dünkt, angewandt auf Luc. 8, 44. So nach hätte die kranke Person, was sie that, gar nicht aus einer Art von Aberglauben, sondern aus wahrer Ehrerbietung gethan. . . . Zu weit getrieben scheinet uns die Anmerkung über das in der Ecke sitzen, (eine Ehrenstelle bey den Morgenländern) nemlich in deren Anwendung auf Amos 3, 12. S. 67. . . Völlig richtig wird hingegen aus dem Verhüllen des Gesichts eines Missethäters vor dem Könige, Esther 7, 8. (S. 94); und mehr witzig vielleicht, als wahr, aus einer auf der südlichen Küste der Barbarey üblichen Procession ausgelernter Schüler, jener Zug der Prophetenkinder 1 Sam. 10, 5. u. 6. aufgehellet. S. 102. . . . (Ueberhaupt verdienten diese Prophetenkinder noch wol einmal eine rechte Untersuchung!) Erstaunlich oft kleidet sich der Morgenländer, der vornehme zumal, um, S. 113; wer dieß in Gedanken träget, der versteht so manche Stellen der heil. Schrift, wo darauf gezielet wird, nun erst recht — Leichenbestattung. Särge scheinen bey den Hebräern gar nicht Mode gewesen zu seyn; wol aber bey den Aegyptern; daher erhält 1. Mos. 50, 26. und noch mehr 2. Kön. 13, 21. wohlthätiges Licht; S. 144 ff. — Bücher — Seltsame (uns Abendländern seltsame) räthselhafte, bildliche Titel oder Aufschriften derselben, dort so gewöhnlich, angewandt, doch nur mit sehr bescheidener Muthmassung, auf so manche Aufschriften der Psalmen S. 170 ff. . . . Beynamen, den Menschen gegeben; Ehrennamen, Schimpfnamen; (Metaphoren, von allerhand Thieren hergenommen: der Morgenländer ist freygebiger damit, auch weit kühner in den Bildern, als wir kalten Abendländer) z. E. Löwe, Bär, Esel, S. 181 f. eine sehr zu empfehlende Bemerkung (Sollte wol so auch der Fuchs Luc. 13, 32. nicht noch einige Beleuchtung nöthig haben?) — Natürliche Beschaffenheit . . Seetrompeten, oder sogenannte Wasserhosen, eine der fürchterlichsten Naturbegebenheiten, an der syrischen Küste nicht ungewöhnlich. Der Dichter des 42. Psalms schiene solche bey V. 8 in Gedanken gehabt zu haben. Gewiß erhält die Stelle ein vortreffliches Licht dadurch. Morgenländischer Wassermangel. Er kläre Jes. 1, 30. und hundert andre Stellen erst recht auf. Gut. Aber wozu die lange Un-

tersuchung, (S. 419 ff.) ob denn auch der Garten Gethsemane wol Wasser gehabt? Ueberhaupt treibt der Engländer die Sache nicht selten zu weit: seine Aehnlichkeiten sind manchmal zu entfernt; dann werden seine Erläuterungen übertrieben, künstlich, nicht mehr wahrscheinlich — Die שלוים der Israeliten in der Wüste sind ihm Wachteln: er meint glücklich, daß sie solche in den heissen Sand geleget, und so gedörret: Eine schöne Erläuterung S. 429 und 447 . . . Unterirdische Hölen, sehr grosse zum Theil, (Matmore, مَطْمُورَة, jetzt genannt) die dort gewöhnliche Scheuren, Magazine, Vorrathskammern aller Art; glücklich gebraucht zur Aufhellung mancher Stellen der heil. Schrift, S. 455 f. — Gesiegelt wird im Orient ordentlich nicht mit Lack, Wachs, oder dergleichen; sondern bloß mit Dinte, oder einer andern schwarzen Farbe, durch einen Stempel, oder Petschaft mit einer Inschrift. Dies wisse man; und lese nun Ezech. 9, 2. und Offenb. 7, 2; besonders noch 2. Tim. 2, 19. (S. 467 ff.) — Andern Erläuterungen des Verf. kan man wenigstens viel Witz und Scharfsinn nicht absprechen; sollten sie auch nicht sattsam gegründet seyn. Z. E. Hptst. V. Anm. 25. sagt ein Araber in Aegypten: Er habe seinen Becher gefraget, und der Becher habe ihm geweissaget, wer Norden und seine Reisegefährten wären, und was sie eigentlich im Lande wollten! Nun lese man, 1. Mos. 44, 5. eine völlig parallele Erzählung. Der Wein (meint der Verf. sey der Sinn) der Wein macht klug. Aber warum nicht lieber ein Sprüchwort! ungefähr wie das deutsche, ich kan rathen, habe helle Augen. (Er vergleicht das englische, sein Kopfküssen fragen). Ein gleiches gilt von der letzten Anmerkung, S. 483; wo die Vergleichung zwischen der bekannten Schwierigkeit in der Genealogie Jesu, nach dem Matthäus und nach dem Lucas; und zwischen einer ihr so ganz ähnlichen genealogischen Unbegreiflichkeit in den Palmyrenischen Inschriften wieder besonders scharfsinnig ist — noch rühmlicher jedoch die Bescheidenheit, mit der er, auf Hofnung künftiger Zeiten, schließt: wir wissens noch nicht!

Faber ist denn in seinen Noten immer der Verbesserer Harmars; theilet aber beyläufig manche schätzbare Untersuchung mit — Kesita קשיטה Hiob 42, 11. hält er für ein Maaß oder Gefäß; Gefässe aber, und auch andre

andre Hausgeräthe, waren in der Folge als Münze gebraucht: das erste Geld seiner Meynung nach S. 15 — 19. Eine männliche Kritick über 1 Mos. 47, 31, verglichen mit Hebr. 11, 21, steht S. 48 bis 55; von der wir nur den schimmernden (noch dazu vielleicht zweydeutigen) Schluß wegwünschten: Christus habe seinen Aposteln nirgends den Geist der Kritik verheissen! ... Von der von H. wohl bemerkten Heiligkeit der morgenländischen Bärte und ihrer Besprengung und Beräucherung mit wohlriechenden Sachen, macht F. eine nützliche Anwendung auf Ps. 133, 2. Ein Bild, das uns Abendländern fast eckelhaft ist, ist liebliche Wollust dem Morgenländer! das zeigt doch wohl recht klar, wie nothwendig der Exeget die Nationalsitten studiren müsse — Räuchwerk ist überhaupt dort so sehr beliebt! der Morgenländer raffiniret so sehr viel mehr, als wir, über den Wohlgeruch, daß ihm gewiß wir Abendländer keine Nasen zu haben dünken müssen! Eine Idee, die so viele Schriftstellen aufkläret, und die unter andern F. vortreflich auf die kühne Metaphor, 2 Kor. (nicht 1 Kor. Druckfehler:) 2, 15. 16. anwendet S. 78. — Stimme Gottes ist Donner, das wissen wir; sollte nicht so auch, sagt F., Antlitz Gottes oft Blitz bedeuten? So passend, schön und poetisch an manchen Stellen, daß man zu seiner Meynung sich hingerissen fühlet! Aber daß nun F. den ganzen 139 Ps. hieraus erklären, und vermuthen will, der Psalm sey im Gewitter selbst gedichtet, oder schildere doch Gottes Majestät im Donnerwetter; ist das nicht zu weit gegangen? S. 96 f — Aus einer längeren Untersuchung über der Hebräer Grabschriften empfängt Hiob 19, 23. 24, Klarheit; aber nun soll auch Ps. 2, 7 f; der ganze 16 Ps. und noch andre, selbst Grabschriften seyn! S. 141 f. — Ausführlich über das Todteneinbalsamiren, S. 150 ff. Die Hebräer meynt er, haben gar keine Mumien gehabt. (Daß er hier beyläufig, S. 166, scherzend Petrarchen eine lebendige Mumie nennt, gehöret nun wohl zu den Stellen, die witzig seyn sollen.) — Bey Gelegenheit der im Text abgehandelten Seetrompeten und Wolkenbrüche, nimmt er die dort zu Lande gar nicht ungewöhnlichen Erdbeben noch umständlich mit. Und hier giebt er denn der bey unsers Erlösers erfolgten sogenannten Sonnenfinsterniß (Matth. 27, 45) eine unsers Erachtens vortrefliche Auf-

klä-

klärung — eine der besten im ganzen Buche — nach welcher diese Begebenheit nichts weiter, als natürliche Folge jenes Erdbebens (also nur anscheinend) war. S. 195. ff. — Ermüdend ist dagegen die lange Nachforschung über den sogenannten Fluß Aegyptens (bey Rhinockolura am Berg Kasius ist noch endlich das Resultat) S. 211 bis 226; nicht weniger über Simsons oftbemeldete Füchse! Hin und wieder wird denn auch ein bischen ausgekramet. — Im Donnerwetter zu fechten, sey ordentlich Mode bey den Hebräern gewesen, 1 Sam. 7, 10 11. Jos. 10, 10. 11. ja selbst Ps. 18, 7 — 17 — Hypothese! Aber noch mehr. König David soll nun diese Gewohnheit recht geflissentlich beobachtet haben, nicht leicht anders, als im Gewitter Schlachten zu liefern! (S. 289) Das heißt doch wohl, eine Sache übertreiben. Was für Begriffe soll man dem zu Folge sich von David, als Heerführer, machen! Der gute Feldherr, wird der sitzen und warten auf ein Donnerwetter, seinen Feind zu schlagen? — Mizpa מצפה, sey kein Nomen proprium eines, sondern mehrerer Oerter: eine Betwarte eigentlich S. 300 ff. שש erkläret er für Baumwolle, S. 380. ff. Und bey den שלוים, die er, eben wie der Engländer, für ehrliche Wachteln (wie unsere lutherische Uebersetzung schon: Wachtelkönig eigentlich) hält, findet er selbst in dem häufigen übermäßigen Genuß dieses Fleisches schon einen natürlichen medicinischen Grund der gleich erfolgten Seuche, die so viel Volk weggerafft habe. S. 437 — 450. Die Bemerkung von den unterirdischen Vorrathshäusern wendet er treffend und nützlich auf manche Stellen, nicht nur des A. sondern auch N. T. an. — Starke und mit Fleiß gemachte Register über das ganze Werk machen den Schluß.

Ludovici Cappelli Critica sacra, sive de variis, quae in sacris veteris Testamenti libris occurrunt lectionibus, libri sex. Recensuit, multisque animadversionibus auxit *Geo. Io. Lud. Vogel.* Tom. I. tres priores libros sistens. Halae Magd. bey Hendel, 1775. in gr. 8, 490 S. ohne die Vorr.

Wenn

Wenn man bedenkt, wie sehr die biblische Kritik seit den Zeiten des Westphälischen Friedens gestiegen ist; so war es ja wohl kein unebener Gedanke, einen Schriftsteller jener Zeit, der doch übrigens manches Gute hat, wieder herauszugeben; aber, wie sich versteht, ansehnlich vermehrt und verbessert. Kappells Werk (Paris 1650 zuerst) besteht aus sechs Büchern; die ersten drey sind hier nur geliefert; die übrigen sollen nächstens in einem zweyten, diesem gleichen, Band erfolgen. Das erste Buch handelt von den verschiedenen Lesearten, die man bey Vergleichung verschiedner Stücke des A. T. unter einander wahrnimt: das zweyte, von den Abweichungen aus Gegeneinanderhaltung der im N. T. angeführten Stellen des A. T. das dritte, vom Kri und Kthib von der Masora, von den ältesten Bibelausgaben, vom samaritanischen Text. Zum wenigsten als ein guter Sammler, und als ein sehr tabellarischer Kopf, war Kappell immer schätzbar. Was hat nun der Herausgeber dabey gethan?

Erstlich, den Text selbst uns ungeändert gelassen; nur aber von den vielen Druckfehlern gesäubert. Beydes ist mit Dank zu erkennen. Ferner, Noten gemacht; theils zur Berichtigung, theils noch mehr zur Widerlegung seines Autors. B. 1. K. 1. behauptet Kappell; im ganzen Text des A. und N. T. sey nicht eine einzige vorsätzliche Verfälschung oder Verstümmelung. Der Herausgeber sucht dies zu wiederlegen, theils durch Zeugnisse, theils durch klare Exempel; vom A. T. doch nur; denn vom N. hält er es gar für überflüßig. Kap. 2, wo jener die Varianten nach Gewicht und Klassen ordnet; setzt dieser die neueren Bemerkungen der Kritik des N. T. hinzu. Doch die wichtigsten Zusätze hat wohl das dritte Kap. erhalten. Kappell bemerkt da die Abweichungen, die aus Vergleichung verschiedener Bücher des A. T. gegen einander entstehen. Hier fügt nun der Herausg. erstlich ein Verzeichniß von Varianten, aus Vergleichung solcher Stellen des A. T. die zweymahl, wenigstens dem Hauptinhalt nach, vorkommen; doch mit Uebergehung der Bücher der Chronick, bey; und dann zieht er daraus folgende drey Sätze: 1) Die jüdischen Abschreiber (oder die jüdischen Kritiker vielmehr; denn das ist hierbey nahe gleich) haben sehr oft bloß nach ihrer Willkhür den Text geändert S. 45. ff. 2) Die jüd. Krit. haben es gewaget, den Text da, wo er ihnen unrichtig schien, aus eignem Kopf

oder rathend (ex ingenio) zu corrigiren, S. 48. ff. 3) Sie haben noch insbesondre sehr häufig solche Stellen der heil. Schrift, die andern ähnlich waren, jenen andern buchstäblich gleich gemacht: besonders die späteren den frühern, die folgenden den vorhergehenden. S. 50. Und darum zieht er denn, als das Resultat von allen diesen den Schluß: „Also ist der masorethische Text, wie wir ihn „nun haben, weit fehlerhafter, als man ihn gewöhnlich „ausgiebt; und ein großer Theil solcher Aenderungen ist „jezt gar nicht einmahl mehr merklich; dennoch aber ist „alles dies nicht von solcher Wichtigkeit, daß der ganze „Sinn und Inhalt beträchtlichen Schaden litte.„ S. 51. Lauter Sätze, die auf den ersten flüchtigen Blick, und im allgemeinen genommen, höchst gefährlich scheinen; die aber dennoch genauer, und in den wirklichen Exempeln, die er anführt, betrachtet, so sehr einleuchtend wahr erscheinen, daß nichts drüber geht. Man muß wissen, daß es grossentheils lauter Kleinigkeiten sind, die den Sinn des Ganzen gar nicht treffen, z. E. ob das Wörtgen und da stehe, oder nicht? der Artickel der, die, das, da stehe oder nicht? ob dies oder jenes Wort, dem Sinn unbeschadet, umgesetzt sey? s. f. Und da will der H. nur hauptsächlich dieses: Man solle doch nicht in dem Wahn stehen, als ob alle solche Abweichungen nur lauter Versehen des Schreibers, Schreibfehler, wären; man könne sicher annehmen, daß dies der Schreiber (oder Besserer) gutes Willens, mit Vorsatz und Bedacht gethan habe. Gar recht! Recensent ist überzeugt, daß es einem jeden, der nur nicht sclavisch, wie ein besoldeter Kopist, abschreibt, äußerst schwehr ist, eine da vor ihm liegende Stelle so ganz wörtlich, buchstäblich, pünktlich, wieder hin zu pflanzen; er ändert unwissentlich, ehe ers sich versah! selbst unter den Schreiben. Ists nicht dem Herausgeber selbst so gegangen? Wir bitten ihn, und seine Leser alle, die Seiten 45 u. 48, und 51 dieses vor uns liegenden Buches mit Seite VIII. der Vorrede zu vergleichen. Stehn die obgedachten 4 Sätze wol hier buchstäblich abgeschrieben?) Nun folget S. 53. die Behauptung, daß die so genannten Matres Lectionis völlig in der Abschreiber Willkühr gestanden (eine eigene Disputation des Inhalts ausgezogen): ich bin fest davon überzeugt. Aber warum nicht lieber: Es war pure gleichgültige Orthographie, so oder so zu schreiben? wie wir, offenbahr oder, offenbar,

bar, studieren, schwimmen, s. f. Nur die Anwendung hie-
von auf מוסדות Jes. 40, 21. möchte manchen zu gewag-
get vorkommen. Bey Kap. 9. kommen einige stärkere
Exempel von Zusätzen, Auslassungen, Versetzungen. Bey
dem zweyten Buch überhaupt erinnert Herausg. sehr
wohl: Es sey Irthum und unerweisliche Hypothese,
daß die Apostel ihre Anführungen des A. T. aus einer,
von ihnen selbst verfertigten, richtigeren griechischen Ueber-
setzung des A. T; nicht der alexandrinischen, genommen.
(dies scheint denn doch Kappell selbst auch nicht ausdrück-
lich zu behaupten.) Ferner giebt er zu bedenken, daß
die heil. Männer solche Stellen doch wol, zum Theil we-
nigstens, bloß aus dem Gedächtniß citiret, oder gar nur
eine Anwendung, eine Anspielung s. f. gemacht hätten;
folglich (welches denn freylich ein eben so richtiger als
wichtiger Schluß ist) daß solche Stellen hier gar nicht
in Betrachtung kämen, gar nicht Stoff für den Varian-
tensammler wären — (Gut! werden die Gegner sagen,
aber, wenn das gelten soll, wie steht es denn um die
Theopnevstie und das untriegliche Gedächtniß der Apo-
stel?) Herausgeber bittet sich hierüber das Urtheil
der κριτικωτάτων ausdrücklich aus. Durchgängig sind übri-
gens in diesem Kapitel die Varianten der verschiedenen
Handschriften und ältesten Ausgaben der alexandrinischen
Version unten angemerkt. — — Bey dem dritten Buche
sucht er hauptsächlich des Autors Hypothese, daß die Lese-
art des Textes (Kthib) fast immer der Leseart des Ran-
des (Kri) vorzuziehen sey, zu widerlegen; zeiget, daß
das Gegentheil wahrer sey; und bringt übrigens die nö-
thigen Berichtigungen aus Buxtorfs Anticritica bey. Dann
folget nach Kap. 18. wieder ein beträchtlicher Anhang
(Epimetron) des Herausgebers, in vier Abschnitten, von
dem Ittur Sopherim, vom Tickun Sophrim, von den
punktirten Buchstaben oder Wörtern, und vom Pista. Das
Ittur (die Auslassungen der Schreiber) betrift fast nur
immer das Vau (und); die Abhandlung selbst ist aus Bux-
torfs Lex. chald. talm. et rabb. genommen. Die Ab-
handlung über das Tickun Sopherim (Korreckturen der
Schreiber) S. 444-455. ist theils auch aus dem Buxtorf,
theils vornehmlich aus *Morini* Exercitatt. XXII. cap. 2.
geschöpft. Und dies möchte unstreitig ungleich wichtiger
seyn, wie jenes. Die angeführten klaren Exempel geben
doch eine rechte [illegible] Idee von der Wichtigkeit dieser

 soge-

sogenannten jüdischen Kriticker, am Verstande sowol als am Herzen (zugleich also die beste Bestätigung dessen, was der Herausgeber oben S. 45 u. 48 behauptet hat). In Ansehung der punctirten (besser, mit Puncten oben bezeichneten) Buchstaben, auch ganzen Wörter (z. E. das וישקהו 1 Mos. 33, 4 und לנו ולבנינו, 5 Mos. 29, 28 u. a.) folget er S. 455. ff. der Meynung Hypedens, in dessen neuen wahrscheinlichen Muthmassung von der wahren Ursach und Bedeutung der ausserordentlichen Punkte, welche über einigen Buchstaben und Wörtern der hebräischen Bibel gefunden werden; nemlich daß es lauter solche Buchstaben und Wörter beträfe, die man vor Zeiten in einigen Handschriften gefunden, in andern aber nicht. Sie sind mehrentheils sehr unerheblich. Ueber das Piska, sonst auch Pregma genannt (ein Zirkel oder Sternchen mitten in der Zeile z. E. 1 Mos. 4, 8.) äussert er seine Meynung, doch mit aller Bescheidenheit, dahin: daß solches ein altes Zeichen des Abschnitts, signum distinctionis gewesen seyn möge. Bey dem zwanzigsten Kap. hätten Varianten, aus Vergleichung des samaritanischen Textes mit dem masorethischen, in Menge angeführt werden können. Aber der Herausgeber enthielt sich dessen mit Fleiß; und versparet sie nun, nebst Morins und Hottingers dahin einschlagenden Abhandlungen, auf einen Anhang zu dem nächstfolgenden zweyten Theil dieses Werkes, dem wir mit Verlangen entgegen sehen. Sonst ist uns hin und wieder vorgekommen, als ob er den Ausdruck nicht so recht in seiner Gewalt habe.

Esaias, ex recensione textus hebraei, ad fidem Codd. quorundam MSS. et versionum antiquarum, latine vertit, notasque varii argumenti subjecit: *Io. Christoph Doederlein.* Altorf. 1775. 272 S. in 8.

In der Methode hat der Verf. insbesondre die Regeln befolget, die Dathe in seiner Vorrede zu den kleinen Propheten festsetzt: Eigenmächtige kritische Verbesserungen des Textes hat er höchst selten sich erlaubet. Seine Hülfsquellen sind die Variantensamlungen von Lilienthal, Schulz, Vogel, Ruckersfelder u. a. besonders der hier beschriebene Nürnbergische Kodex, nebst noch 2 andern, deren Abweichungen ihm H. Nagel mitgetheilt hat. Ferner

ner die alten Versionen; die englische Polyglotte, Theodotion, Aquila, und Symmachus, nach Bahrdts Apparatus crit. ad V. T. interpret. Philologische Anmerkungen kommen recht gute, doch sparsam nur vor; indem er das weitere auf eine künftig zu erwartende Clauis Esaiae, und verschiedene Dissertationes in Esaiam, verspart. In der Sachenerklärung sieht er auf Historie, Geographie, Alterthümer, und vornehmlich auf die Weissagungen. Endlich sieht er auch (und das hat er vielleicht besonders) beständig auf den Plan und die Anordnung dieses ganzen Buches, und behandelt, nach der Anleitung des alten Andr. Hyperii, den er hochschätzt, Jesaiam als Redner. Die Uebersetzung selbst ist nichts weniger als wörtlich; sie ist manchmahl sehr frey. Aber vielleicht war das die rechte Art, wie dieser hebräische Dichter übersetzt seyn will! Uebrigens merkt man mit Vergnügen, wie der Verf. seiner beyden Sprachen, sowol aus welcher, als in welche er übersetzt, recht vollkommen mächtig ist. Er schreibt angenehm, gedrungen, und doch leicht; und immer mit der hier so nöthigen Bescheidenheit. J. H. Walthers erst neulich, eben unter der Abfassung dieses Buches, herausgekommene Uebersetzung eben dieses vortreflichen Stücks der Bibel schätzt er so hoch, daß er diese seine Arbeit, als völlig überflüßig, bey seite gelegt zu haben selbst versichert, wenn ihm jene früher in die Hände gefallen wäre — So viel überhaupt; das besondre ist etwa folgendes:

Bey der oft untersuchten Stelle Kap. 7, 14. 15. bleibt er zwischen dem Immanuel, dem künftigen Meßias, und zwischen Immanuel, einem ominösen Sohne der schwangern Jungfrau, (vielleicht Jesaiä eignem Sohne, der solchen symbolischen oder allegorischen Namen bekam) sittsam zweifelnd in der Mitte stehen: Penes nos non est judicare S. 31. Kap. 14, 6. lieset er, an statt מֻרְדָּף, durch den Parallelismus bewogen, מִרְדַּת (von רדה herschen; und so auch Kap. 30, 7. räth er an, für רַהַב הֵם שָׁבֶת zu lesen: רַהַב הַמָּשְׁבָּת, Rahab (d. i. Aegypten metonymisch) quiescens. Der Zusammenhang spricht freylich so stark dafür, daß man sich höchst geneigt findet, anzunehmen, ein Abschreiber habe hier sich verschrieben. Diese beyde Stellen sind denn aber auch die einzigen, wo er, aus blosser Vermuthung den Text zu ändern, sich erkühnet. —

Kap. 38, 8. findet er den zurückgehenden Schatten am Sonnenzeiger des Ahas überhaupt noch sehr dunkel. Was das מַעֲלוֹת אָחָז eigentlich heisse, meyne er, sey noch zu ungewiß; und falls es auch wirklich eine Sonnenuhr bedeute, sey uns doch deren Einrichtung noch viel zu verborgen, auch das Wort הַשֶּׁמֶשׁ selbst hier zu verdächtig, (vergl. 2 Kön. 20) als daß man in dieser Erzählung ein Wunder, ein so erstaunliches Wunder, annehmen sollte: die Sonne, d. i. die Erde sey so viel Stunden in ihrer Laufbahn zurückgeflogen! Aufrichtig und bescheiden schliesset er also: es ist noch nicht recht klar! Bey v. 16 eben dieses Kap. wird ein grober Fehler der in der englischen Polyglotte befindlichen lateinischen Uebersetzung der syrischen Version gerüget, (zur wohlgemeynten Warnung für unsre rüstigen jungen Kriticker, die im Lesen der alten morgenländischen Bibelversionen aus der lateinischen Uebersetzung stark sind! vergl. die Vorrede) auch eine Erklärung dieses schweren Verses versucht. — In dem so merkwürdigen 53 Kap. erhält gleichfalls manches, durch eine, unsers Erachtens, glückliche Erklärung, einen ganz neuen Sinn. Z. E. Vers 4. „Aber unser Elend war es, was er trug: und von uns verschuldete Strafen, was er erduldete: würdig, von uns „hochgeschätzt zu werden, wiewol er von Gotteshand also „geschlagen, u. s. f. war„. — Bey Vers 8. und 9 erinnert er: das מ könne bedeuten nach, und לֻקָּח sey von Vollziehung der Lebensstrafe, Execution, Hinrichtung eines Missethäters nicht ungewöhnlich, vergl. 1 Kön. 20, 33. (welches merkwürdig) ferner, דּוֹר hiesse niemahls, Lebenszeit eines Menschen; wol aber aetas, Zeit, d. i. hier metonymisch, Zeitgenossen, coaeui (das bedürfte nun wohl nähere Prüfung), und endlich שׂוּחַ oder שׂחח schiene auch die Bedeutung von zwingen, abhalten oder wehren zu haben, wobey er Sprüchw. 12, 25 vergleicht (und das verdiente wol wieder eine Untersuchung). Sonach übersetzt er denn: v. 8. „Nach der Angst des Gerichts „(Blutgerichts) wird er zur Lebensstrafe hingerissen! Wer „wird sein Volk (seine Zeitgenossen) halten, bändigen, „daß sie ihn nicht sofort aus dem Lande der Lebendigen vertilgen„, (So groß wird der Blutdurst des jüdischen Volks, seines Volks seyn, daß er nicht anders, denn durch Ver-

gies-

ziehung des unschuldigen Bluts ihres Meßias wird gelöschet werden können.) ... „Durch meines Volkes Bosheit „wird er so gemartert. (V. 9.) Es (dies Volk) bestimmet „ihm ein Grab bey den Missethätern (den übrigen Delinquenten, auf dem Hochgericht, auf der Schädelstätte, nemlich) „aber bey Reichen soll er seine Grabstätte finden; „er, der nie jemand Gewalt noch Unrecht gethan, noch „Betrug &c. — Und in dieser Erklärung hat den Verfasser auch nachwärts *Conr. Ikenii* exercit. über eben diese Stelle bestärket. Aber hier sind seine eigenen Worte: Cap. LIII. v. 4. Verum ille miseriam nostram pertulit, poenasque a nobis luendas suscepit, *dignissimus, qui a nobis aestimetur*, quanquam afflictus caesusque diuinitus, et discruciatus: (v. 5.) Nam ob peccata atque vitia nostra confossus est atque protritus; poenas nobis salutares luit, et per vulnera eius nostra fit curatio *) v. 6. Cum nostrum quisque, sicut ovis, vagaretur atque suum ingenium secutus oberraret; Jehova omnium crimina in eum unum conjecit, eorumque multam exegit. (v. 7.) Sed ille obsecutus **) ne mutivit quidem: ut pecus ad laniенam deductum, ut agna, quae sub manu tonsorum obmutescit, ne mutivit quidem! (v. 8.) *Post* angustias judicii *ad supplicium rapitur*; et quis *aetatem eius reprimit*, *ne* e vivis tollatur? Populi mei *scelere discruciatur*. (v. 9.) *Hic* (populus meus) sepulcrum *illi parat* cum maleficis; *sed* cum divite *mausoleum habent*; qui nec vim ulli intulit, nec quenquam fraude usus est. (v. 10.) solo Dei arbitrio misere afflictus — — Urtheile, wer da will und kann! — Unter Edom, Kap. 63. woher der Keltentreter kommt, ver[steht]

*) De caussa humiliationis atque passionis Messiae expositurus (merkt der Verf. in der Note an) eam quidem ad arbitrium divinum refert; sed monet, non esse, quod Judaeorum animus tanta regis sui miseria offendatur; nam nostra causa passum esse, dum ipse subiret dolores gravissimos, ipsamque mortem nostris criminibus debitam, crimina nostra expiaret nosque mortem evaderet. Sic et redemtionem sperant Judaei per Messiam; et modum redemtionis, passione vicaria obtinendae, intelligunt: *Quem si Judaei tenuere, Messiae beneficia per umbram tantum cognoscentes, in tanta N. T. claritate vix dubitem an sine culpa pius animus eum vel ignorare possit, vel in dubium vocare.*

**) Sic נענה verto cum Symmacho, *καὶ αὐτὸς ὑπήκουσε.*

steht er das wahre Edom oder Idumäa, und glaubt, die Rede sey von einer wahren Geschichte, nemlich einem Kriege der Juden mit den Idumäern, nach den Zeiten der Gefangenschaft, in welchem die erstern gesieget. . . Urtheile, wer da will und kan.

No.

9. Geschichte, Diplomatik und Erdbeschreibung.

Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen in einem ausführlichen Auszuge, worinnen eine genaue Nachricht von der Religion, Regierungsverfassung, Naturgeschichte, Handlung, Sitten und andern merkwürdigen Dingen verschiedner Länder und Völker gegeben wird. Aus verschiednen Sprachen zusammen getragen. XIII. Band. Mit einer Landcharte. Berlin, verlegts Aug. Mylius. 1775. 1 Alph. 7 B. in 8.

Der Herausgeber dieser nützlichen Sammlung fängt mit diesem Bande an, das Versprechen zu erfüllen, das er in der Vorrede zum vorigen Bande gethan hatte, eine vollständige chronologische Geschichte der Reisen nach Ostindien zu liefern. Er faßt unter diesen Namen das ganze südliche Asien, ausser Sina und Japan (und Persien), als welche Länder schon in den vorigen Bänden vorgekommen sind. Weil aber alle Seereisen der Europäer nach Ostindien über das Vorgebürge der guten Hofnung gethan werden müssen, und daher desselben so oft Erwähnung geschieht: so ist es nicht übel gethan, daß der V. den Anfang seiner Suite von Reisen nach Ostindien mit einer Beschreibung dieser äussersten Küste von Afrika gemacht hat, und diese giebt er in einem Auszug aus Peter Kolbens bekannten Reise nach dem Vorgebürge der g. H. Kolbe hielt sich von 1705. bis 1713. in diesem Lande auf, und seine weitläuftige Beschreibung davon wird, ob sie gleich die neueste nicht mehr ist, und bey allen Beschuldigungen der

der Leichtgläubigkeit und Unzuverläßigkeit, doch immer noch als die gewöhnliche Quelle unsrer Kenntnisse von diesem glücklichen Winkel der Welt und von der Lebensart der anwohnenden Hottentotten gebraucht. Hauptsächlich aber ist sie dadurch merkwürdig geworden, weil sie für diejenigen, die das Argument, so man für das Daseyn Gottes ex consensu omnium gentium hernimmt, nicht gerne aufgeben wollen, Zeugnisse an die Hand giebt, die Instanz von der vorher geglaubten Irreligiosität der Hottentotten abzuweisen. Freylich sind, nach Kolben, ihre Begriffe von einem höchsten Wesen, die rohesten, die je ein wildes Volk haben kan: doch reichen sie immer hin, um gegen Bayle darzuthun, daß sie allerdings so etwas von einem Wesen glauben, das die Quelle des ihnen begegnenden Guten sey, und daß sie demselben auch nach ihrer Art eine Verehrung erweisen — und mehreres wollte man wohl mit dem vorgegebenen consensu gentium nicht behaupten. Ein Auszug daraus wird daher immer noch vielen Lesern willkommen und erwünscht seyn — er ist kurz, doch zu seinem Zweck hinreichend. Wenn S. 64. gesagt wird: „die Sonne trat „am 15. Sept. um 9 Uhr, 53 Minuten Nachm. in die „Mittagslinie und machte Tag und Nacht gleich„ wo es offenbahr heißen sollte: in den Aequator, den einige Mittellinie nennen; so halten wir dieß für einen Druckfehler. Wir haben Kolben ehemals gelesen, können uns aber nicht mehr entsinnen, ob er auch in dem Original befindlich ist. Nun folgen II. S. 80. die neuesten Nachrichten über das Vorgebürge d. g. H. aus der Voyage à l'Isle de France, de Bourbon et au Cap de bonne Esperance par (Mr. de St. Pierre) Paris 1773. Sie lassen sich sehr wohl lesen, und man muß dem Herausgeber für die Sorgfalt verbunden seyn, den Kolbischen Auszug durch neuere Nachrichten zu ergänzen. Bey Beschreibung des Prospektes an der Höhe des Tafelbergs bey aufgehender Sonne vermißten wir den zauberischen Pinsel eines Brydone bey Beschreibung einer ähnlichen Aussicht von der Spitze des Aetna. III. S. 94. Kurze Nachricht von den ersten Entdeckungen der Portugiesen in Ostindien, und die erste Reise des Vasco de Gama, 1497. bis 1499. Die Alten schaften die ostindischen Waaren auf Barken nach Aden, einen Hafen an der südlichen Küste des glückseligen Arabiens, von da wurden sie auf andern Schiffen nach Suez, an dem äussersten Ende des Arabischen Meerbusens gebracht, wo sie aus-

geladen und auf Kameelen und Wagen an den Nil geschaft wurden, von wannen sie nach Alexandrien, die allgemeine Niederlage aller Indianischen Waaren, in die Hände der venetianischen Kaufleute kamen. Die Portugiesen öfneten zuerst einen zwar längern, aber doch unmittelbaren Weg in die östlichen Meere und gaben dadurch dem Europäischen Handel nach Ostindien eine völlig andre Gestalt. Die ersten Versuche machte Don Heinrich, König Johannis I. fünfter Prinz, mit dem Anfang des 15. Jahrhunderts, und kam mit seinen Entdeckungen bis unter den 8ten Grad N. B. Nach ihm entdeckte man die Thomasinsel, setzte sich in Guinea fest, drang jenseits des Aequators bis an den Fluß Congo, und Diego Cam setzte seine Entdeckungen bis zum 22° S. B. fort. Diaz drang 1481. bis zur südlichsten Spitze von Africa, und nannte das Vorgebürge, wegen ausgestandnen Sturms: Tormantoso, der König Joh. II. aber, der guten Hofnung, weil er nunmehr den Weg offen sah, Ostindien, das er inzwischen zu Lande hatte bereisen lassen, auch durch eine Seereise zu finden. Unter der Regierung Emanuels endlich kamen die Portugiesen würklich zum erstenmal bis nach Indien. Der große Seeheld, Vasco de Gama, lief den 9. Jul. 1497. 5 Jahre nach der ersten Abreise des Columbus, zur Entdeckung Westindiens mit 4 Schiffen aus, und landete den 20. May 1498. bey Calicut in Indien. IV. Die Reise des Pedro Alvarez de Cabral 1500. Dies ist die zweyte Reise der Portugiesen nach Indien. Er gieng mit 1500 Mann den 8. März zu Schiffe, und kam über Brasilien nach einer erschrecklichen Farth den 30. August zu Calicut an, fuhr von da nach Cochin, und kam mit einer vollen Ladung von Specereyen, doch mit Verlust von 6 Schiffen, den 31. Jul. 1501. zurück. V. S. 179. Vasco de Gamas zweyte Reise nach Ostindien im Jahr 1502. Er legte zu Mosambik, Sofele und Cochin, Factoreyen an, und kam, obgleich nach vielen Schwierigkeiten, die ihm die Mohren verursachten, mit vielen Kostbarkeiten zurück. VI. S. 194. Fernere Geschichte der Portugiesen in Indien. Eine fast 70jährige Reyhe der glorwürdigsten Thaten, größtentheils mit einem erstaunenden Glück begleitet, und zuweilen von den eignen Regenten Portugalls schlecht belohnt. Die Erbauung vieler Festungen, die Eroberung von Ormus, Goa, Chaul, Malakka, der Malabarischen Küsten, der meisten Indianischen Inseln, von Diu, und die überstandenen Belagerungen

rungen dieses Ortes — alles nach der Folge der Vicekönige erzählt, verschaffen eine interessante Lektüre. Als die Macht der Portugiesen in Indien am höchsten gestiegen war, fieng sie wieder an zu fallen, theils durch eine natürliche Folge ihrer gefürchteten Uebermacht theils durch die Schwäche ihrer letztern Regenten, Sebastians und Heinrichs, theils aber und am meisten durch die Besitznehmung der Portugiesischen Lande durch Spanien im Jahr 1580. Eine Epoche, von der überhaupt Portugall, in mehr als einer Absicht, den Anfang seines Verfalls rechnen muß. S. 313. VII. Jacob Lancasters Reise nach Ostindien. Die erste Expedition der Engländer nach dem östlichen Indien, wo sie nachher so mächtig geworden sind. Nach vielen unglücklichen Versuchen im kleinen lief endlich dieser General mit einer kleinen Flotte von 5 Schiffen den 18. Apr. 1601. dahin aus. Der Ruhm der Königin Elisabeth wegen ihres Siegs über die unüberwindliche Flotte der Spanier verschafte den Engländern allenthalben, sonderlich in Summatra und Bantam, eine erwünschte Aufnahme; sie errichteten, zum Besten einer von der Königin oktroyirten Gesellschaft, Faktoreyen und thaten den Portugiesen, als Unterthanen des Königs in Spanien, mit dem sie Krieg führten, vielen Schaden. S. 344. VIII. Franz Pyrards Reise nach Ostindien, den maldivischen und moluckischen Inseln. 1601. bis 1611. Mehr eine persönliche Geschichte eines Reisenden, voller Abentheuer und mehr als Robinsonscher Unglücksfälle, die sie für den Leser intressant machen, als ein wichtiger Beytrag zur Geschichte der Europäischen Reisen und Handlungsniederlassungen in Indien. Die ganze Reisegesellschaft wurde durch Stürme und andre Widerwärtigkeiten aufgerieben, und blos die Nachrichten, die Pyrard während seiner Gefangenschaft von den maldivischen Inseln, von Goa, Calicut und andern Orten einzog, die aber doch vielleicht für unsere Zeiten zu alt sind, und mehr die Sitten und Regierungsform, als die Beschaffenheit des Landes zum Gegenstand haben, geben dieser Reisebeschreibung einen Platz unter der Reyhe der ostindischen Reisen. Indessen ist sie in diesem Band noch nicht geendigt.

Dies ist denn der Inhalt dieses XIII. Bandes. Vielleicht giebt es Leser, die es lieber gesehen hätten, wenn man die Geschichte der Europäer in Indien nicht so wohl synchronistisch, wie hier, sondern nach den Nationen behandelt, und

und also die Geschichte der Portugiesischen Macht und Handlung erst bis auf die jetzige Zeit fortgeführt und sodann auf eben die Art die Reisen und Etablissements der Holländer, Engländer, Dänen, Franzosen und Spanier beschrieben hätte, als daß man sie durch den Anfang der Englischen Handlungsgeschäfte, und durch die Erzählung von dem ersten verunglückten Versuch der Franzosen, unterbrochen hat. Sollte es gleich das Ansehen haben, als wenn auf diese Art der Gesichtspunkt des Werks verrückt, und mehr historisch als geographisch und itinerarisch zu werden schiene: so ist es doch ohnedem unmöglich, beyde Absichten bey einer Sammlung von Reisebeschreibungen zu trennen. Die Charte stellt das Indische Meer, mit seinen Küsten, Inseln und dem größten Theil von Indien vor, ist zur bequemen Lesung dieser Reisen sehr behülflich, und aus Ivens Reisen nach Indien genommen.

Neues geographisches Handbuch, zum Unterricht der Jugend eingerichtet. Breslau, verlegts Joh. Ernst Meyer. 1775. 18 Bogen in 8.

Was muß doch um des Himmels willen ein Mann vor Begriffe haben, der sichs in den Sinn kommen läßt, ein neues Handbuch der Geographie zu schreiben, (das entbehrlichste unter allen noch zu schreibenden Handbüchern) das nicht nur vor keinem auch dem magersten Abriß der Geographie, der neuerer Zeit herausgekommen ist, das geringste voraus hat, sondern so gar allen und jeden uns bekannten geographischen Compendien nachsteht? Nein, lieber die Geographie nach dem geographischen Nahmenregister in dem Berlinschen Lehrbuch getrieben, denn der Lehrer kann auch dieses Skelet beleben, als nach einem so albernen Buch. So ein Verfasser ist unter aller Kritik: und man muß sein Werk geruhig unter der Makulatur liegen lassen, wozu es geschrieben ist. Hätten wir nicht der Zerstückung Pohlens und einiger Begebenheiten des letzten Kriegs erwähnt gefunden, so hätten wir aus dem alternden Druck geschlossen, daß das ganze Ding ein mit einem neuen Titelbogen wieder aufgeweckter alter Ladenhüter wäre.

Christian Joseph Jagemanns geographische Beschreibung des Großherzogthums Toscana. Gotha,

tha, bey Carl Wilhelm Ettinger. 1775. 1. Alph. 4 Bog. in 8.

Hr. Jagemann machte sich bey seinem Aufenthalte in Italien das Verdienst, Büschings Erdbeschreibung ins Italiänische zu übersetzen, und weil die Beschreibung von Toskana, wie er schreibt, den Florentinern, unter denen er lebte, Gelegenheit geben mußte, von den übrigen Theilen dieser Erdbeschreibung ein vortheilhaftes oder nachtheiliges Urtheil zu fällen: so unternahm er es mit Vorbewußt Hrn. Büschings, in den Jahren 1771. und 1772. diesen Artickel völlig umzuarbeiten und seiner Uebersetzung einzuverleiben. Wir glauben es seiner Versicherung, daß er auf die Sammlung der geographischen Nachrichten von einem so ansehnlichen Lande ungemein grosse Mühe gewandt habe; wie er denn mit vieler Sorgfalt und Dankbarkeit der zahlreichen, gedruckten und ungedruckten Hülfsmittel erwähnt, die er bey dieser Arbeit genutzt hat, und wir danken ihm, daß er sie seinen Landsleuten nun auch deutsch zu lesen giebt. Größtentheils hat er die Ordnung und Worte seines Vorgängers zum Grunde liegen lassen, nur daß hier alles erweitert und berichtigt ist. Toskana hat bey seinen vielen natürlichen Vortheilen doch noch einige politische Gebrechen, die zum Theil nur durch eine verbesserte Gesetzgebung können gehoben werden. Die meisten Familien sind zu Gunsten der Erstgebohrnen, mit Fideicommissen beschwehrt, wodurch also eine ansehnliche Menge seiner Einwohner in eine schädliche Unthätigkeit gesetzt und der ganze Staatskörper entkräftet wird. Diese Einrichtung aber rührte von dem Geist der Handlung her, der zur Zeit der freyen Republik herrschte. Da wollte man jeder Familie das Hauptcapital zur Handlung erhalten, und verhütete die Theilung durch Fideicommisse, und verpflichtete damit die jüngern Brüder den ältern in der Handlung beyzustehen. Bey eingeführter Souverainität der Mediceischen Familie fieng der Adel an, sich der Manufakturen und des Handels zu schämen; doch wurden diese und andre Einrichtungen aus politischen Ursachen beybehalten, und so bleiben denn die Capitalien des Adels müssig für den Staat liegen; und eine Menge jüngerer Brüder können bey dem mässigen Unterhalt, den ihnen die Erstgebohrne geben, weder sich verheyrathen, noch etwas rechtschaffenes unternehmen, und wimmeln auf den Strassen und Coffeehäusern. Und eben die-

dieses Uebel veranlaßt ein neues, die Menge der Klöster, die, wie der V. schreibt, von den Reisenden und Erdbeschreibern, aus Mangel der Kenntniß unbilliger Weise mit den schwärzesten Farben abgeschildert werden. Sie sind, nach unserm V. eine Wohlthat für das Land und die Klostergüter gleichsam das Erbtheil für die jüngern Brüder. — Müssen aber die jüngern Söhne ihrer Versorgung wegen ins Kloster, nun so muß es, wenigstens um des Gleichgewichtes willen, auch ähnliche Einrichtungen für die Töchter, oder Nonnenklöster geben. Ueberdem lasse es auch die freye Lebensart der Damen und die allgemein gewordene Cicisbeatura nicht zu, die Töchter länger als bis in ihr zehntes Jahr im väterlichen Hause zu lassen: an Erstgebohrne können sie nicht alle verheyrathet werden, sonst kämen dreye auf Einen, daher müssen sie entweder jung ins Kloster, oder sie werden so hart eingeschlossen, daß sie als Erwachsene das Klosterleben selbst wählen. — Allein können denn nicht auch die jüngern Brüder durch erlangte Tüchtigkeit zu Civil- und Militairbedienungen dem Staate brauchbar werden, wenn der ältere müssig von den Renten des väterlichen Vermögens zehrt? müssen sie eben nothwendig ihre Versorgung im klösterlichen Müssiggange finden? Diesem Einwurf hätte der V. begegnen müssen, wenn sein Vertheidigung der Klöster vollkommen genugthuend hätte seyn sollen. Eben so vertheydigt der V. Toscana gegen den Vorwurf des Hrn. Lebret, als wenn dessen Klöster zu viele Güter besässen. Die Klostergüter, spricht er, haben von dem Kloster blos den Nahmen: im Grunde nützen sie die Bauern, die sie bauen, die die Hälfte von allen Producten ziehen und damit zu Markte fahren; von der andern Hälfte, die von den Bauern wohl noch dazu geschmälert wird, muß das Kloster das Vieh anschaffen und unterhalten, seine Mönche, Klostergebäude und Kirchenornate erhalten, seine Aerzte, Advokaten, Künstler, Handwerker besolden — und ist am Ende froh, wenn es keine Schulden macht.... Dieß alles sagt der jetzigen Vorrede, und nicht in der italiänischen Ausgabe.

Das Werk selbst mit dem Büsching in der Hand durchzugehen, und alle Verbesserungen und Zusätze anzuzeigen, würde für unsere Recension zu weitläuftig seyn: man findet sie auf allen Blättern. Zuerst eine chronologische Geschichte der Landkarten, Ausmessungen des Landes, und vollständigeres Verzeichniß seiner Naturalien. Noch brennt

man

man hie und da ganze Strecken Holzung zu Asche und besäet das Land mit Weitzen: seine Weine sollen durch die ganze Welt verführet werden, und werden die Weinstöcke zwischen die Oelbäume gesetzt: die Oliven läßt man abfallen, und sammlet sie vom October bis zum May. Die Berge sind mit Castanienbäumen besetzt: die Marronen werden von ungeimpften Bäumen gebaut, denn wenn man Marronen säet, entstehen wilde (oder vielleicht nur kleinere, nicht aber was wir gewöhnlich wilde nennen) Castanien daraus. Die Aussaat des Weitzens beträgt gemeiniglich 8. oder 900000. der Ertrag der Erndte aber 40 bis 6000000 Scheffel. Im Jahr 1771. wo die Erndte nicht vollkommen war, zählte man in ganz Toskana an Oel 129335 Tonnen, an Castanien 783000. Scheffel, an Weitzen 5455731, an allen übrigen Arten von Getrayde aber 3529853 Scheffel. Vom Seidenbau leben sehr viel Einwohner: viele treiben das Geschäfte der Seidenzeugung des Jahrs 2. 3 mal, welches aber verboten ist, da die Seide nicht so gut wird. Daher kommt die Achtung der Florentinischen Seidenzeuge in auswärtigen Ländern. Seit 20 Jahren hat man manches Jahr 194000 Pfund erhalten, und die Menge der daraus verfertigten und auswärts verkauften Zeuge beläuft sich jährlich im Durchschnitt genommen, auf 118888 Pfund. Bey der Geschichte des Landes ist es ein kleiner Uebereilungsfehler, wenn gesagt wird, daß Mezentius, König von Etrurien dem Aeneas Beystand geleistet habe. Einen Toskanischen Soldo setzt der V. auf einen Kreuzer und eine Lira auf ein Kopfstück. Die Großherzoglichen Einkünfte werden auf 2500000 Scudi geschätzt, wovon aber jährlich etwas an alten Schulden abgetragen wird. Bey der Beschreibung von Florenz erwartet man eine umständlichere Nachricht von den Seltenheiten der Bibliothek und des Kabinettes, insonderheit von der mediceeischen Venus, als hier gegeben wird. In Livorno beliefen sich jährlich die Großherzoglichen Zolleinkünfte von 1731. bis 40. über 4. von 1751. bis 60. über 7. von 1761. bis 66. aber über 200000 Lire. Ausgeführt wurden 1766. 8979. Tonnen Sardellen. 1763. 51. Fässer Weinstein. 1767. 1885 Kisten Wein. 1764. 2189. Kisten mit Strohhüten, und 8899 Kisten mit Wachholderbeeren: die Inwohner zu Volterra sind von 100000. auf 4000. geschmolzen. Die Salzquellen daselbst leitet er doch auch von Steinsalz her, das unter

Schich-

Schichten von Alabaster liege, über welche das Wasser fortlaufe. Eine Quelle giebt auf 100. Pf. Wasser, 36 Pf. Salz. Die bleyernen 35000. Pf. schwehren Salzpfannen müssen alle 3. Monathe, mit 200 Pf. Zusatz umgeschmolzen werden. Pisa hat itzt nur 20000. Einwohner, könnte aber dreymal so viel haben. Auf der Insel Elba besitzt der Großherzog eine Strecke von 1666. Toisen: die dasigen Salzwerke werden ohne Feuer, blos durch die Sonne benutzt.

IX.

Carl Renatus Hausens, ordentlichen Lehrers der Geschichte und Bibliothecarius auf der Univers. Frankfurt, ꝛc. Versuch einer Geschichte des menschlichen Geschlechts. Des dritten Theils erster Abschnitt, welcher die neue Universalhistorie enthält. Halle, bey Hemmerde, 1775. 18 Bogen in gr. 8. mit fortlaufender Signatur.

In dieser Fortsetzung beschreibt Hr. H. zuerst die Staatsverfassung des römischen Kayserthums vom J. 324 bis 395. oder bis auf den Tod des K. Theodosius; noch eine Ergänzung zum vorigen Theile. Hierauf wird die römische Geschichte selbst bis auf den Untergang des abendländischen Kayserthums erzählt. Aber mitten in derselben, beym J. 409. wird bey Gelegenheit des Einfalls der Sueven, Alanen und Wandalen in Gallien und Spanien, die allgemeine Geschichte von Spanien und Portugall kurz eingeschaltet, S. 482 — 523. Die römische Kaysergeschichte wird hierauf wieder fortgeführet, und nach dem Ende des occidentalischen Kayserthums, die allgemeine Geschichte von Italien bis zur Zerstörung des Ostgothischen Reichs (oder bis zum J. 554.) vorgetragen. Hier ist die Ostgothische Geschichte insonderheit ausführlich behandelt, und der Beschluß wird mit einem Abrisse von den Sitten und der Verfassung Italiens unter den Ostgothischen Königen gemacht.

Die Einrichtung ist sonst aus den beyden ersten Theilen größtentheils beybehalten. Auf kurze Paragraphen folgen fast immer lange Anmerkungen mit Zeugnissen der Geschichtschreiber und Erläuterungen angefüllt. Daß diese

wsführlichkeit, auch oft in kleinen Umständen, daß diese Me-
ode überhaupt die wahre Methode eines Lehrbuchs sey,
g dem Hrn. H. glauben, wer da will; wir nicht. Eine
snahme davon macht jedoch die Episode von der spani-
en und portugiesischen Geschichte, die desto zusammenge-
äßter, ohne Paragraphen, und ohne Anführung besonde-
r Stellen der Geschichtschreiber ist. Obgleich der Verf.
ne bequeme Veranlassung hatte, diese Geschichte hier ein-
rücken; so zweifeln wir doch sehr, daß es schicklich und
auchbar für Studierende sey, mitten in der römischen
Geschichte des 5ten Jahrhunderts, eine andere, die bis ins
ste fortläuft, und ohne eine Menge späterer Nachrichten
icht einmal verständlich ist, aufzustellen. Wundern muß
n wir uns auch, daß Hr. H. der ehemals entdeckt hatte,
S. die Recension der beyden ersten Theile, A. D. B.
VIII. B. S. 475.) daß die eigentlichen Quellen der
uropäischen Geschichte von denen, die bisher Handbü-
er und Compendien über die Begebenheiten von Eu-
opa abgefasset, fast noch gar nicht benutzt worden wä-
en, sich gleichwohl hier so weit hat erniedrigen können,
aß er, nach seinem eigenen Geständniß, die portugiesische
Geschichte aus dem Gebauer, und die spanische aus dem
Ferreras, zum Theil sogar aus dem Achenwall entlehnt hat.

Und hier könnten wir, welches uns immer so wohl be-
kommen ist, von ihm Abschied nehmen, wenn nicht die ganz
in seinem Ton geschriebene Vorrede zu dieser Fortsetzung
eine kurze Erklärung nothwendig machte, weil er unsere
ehemals gesagte Meynung von seinem Werke nicht hat ver-
stehen können, oder wollen. Er schimpft hier auf den Re-
censenten der beyden ersten Theile, giebt ihm Unwissenheit,
Lügen, Grobheit, und dgl. m. Schuld, sieht es ihm an, daß
er sich recht eifrig bemüht habe, dieses Buch herunter zu se-
tzen, u. s. w. Olli sedato respondit corde Latinus; wie
folget.

Der Recensent, der zuverlässig auf keines Sterblichen
Ruhm weniger eifersüchtig ist, als auf den, welchen Hr.
H. erlangt hat, der sich auch sonst, ausser dem Buche selbst,
keiner Ursachen bewußt ist, warum er versuchen sollte, es
herunter zu setzen, suchte darinne das Vorzügliche, welches
dessen Daseyn rechtfertigen könnte, und fand ausser einer
weitläufigen Geschichte der Römischen Rechte und Staats-
verfassung (die Hr. H. in einem eignen Buche immer hätte
abhandeln können, nicht aber zum Anschwellen einer alphat

 bet

betreichen Universalhistorie mißbrauchen sollen,) nicht allein nichts, sondern dagegen solche unausstehliche Prahlerey, so viel Seichtes, eine so kostbare Compilatormiene, und andere von des Hrn. H. bekannten Eigenschaften, daß er sich nicht enthalten konnte, solches auch öffentlich zu sagen. Er sagte es zwar mit einem gewissen natürlichen Unwillen; aber die Beweise mit Hrn. H. eigenen Stellen und Worten lagen dabey. Er würde noch heute, auch nach dem, was ihm Hr. H. entgegen gesetzt hat, keine andere Recension machen, und kann getrost es den Lesern überlassen, darüber zu urtheilen. Nicht das Geschrey, welches Hr. H. dagegen erregt, sondern die falschen Vorstellungen, mit welchen es ihm beliebt hat, die Recension zu verunstalten, bewegen den Recensenten, wider seine Neigung sich hier bey einigen Stellen zum Beyspiel aufzuhalten. Gleich der Eingang der Recension, wo Hrn. H. Vergleichung einiger Geschichtschreiber angeführt und widersinnisch genannt wird, soll, wie er sagt, jeden Unpartheyischen von den Gesinnungen überzeugen, mit welchen der Recensent das Buch in die Hände genommen habe. Das läßt sich der Rec. sehr wohl gefallen. Hr. H. hat in dieser Stelle offenbar auf die eine Seite den Thuanus, Velejus und Florus, auf die andere den Polybius, Dionysius und die neuern Franzosen gestellt. Er wollte freylich gerade das Gegentheil sagen. Was kann aber der Recensent davor, daß Hr. H. nach seiner gewöhnlichen Flüchtigkeit ganz etwas anders sagt, als er sagen wollte, oder sagen sollte, kurz, daß er widersinnisch schreibt? Der Recens. soll weiter die Citata des Hrn. H. verdrehen, unredlich anführen, u. s. w. Die Hauptabsicht des Rec. bey Anführung derselben war, zu zeigen, daß Hr. H. eine Menge von kleinen Vorfällen und Umständen, die für ein Lehrbuch viel zu unbedeutend sind, in das seinige getragen, und noch dazu höchst überflüssige Beweise derselben gegeben habe. Das hält er auch noch vor unleugbar. Wenn er also gleich nicht eben so viel in seiner Recension abgeschrieben hat, als Hr. H. hat sich dadurch die Sache merklich verändert? Die Winterquartiere des Julian mögen immer ihren Einfluß auf die folgende Geschichte haben: in ein Lehrbuch der Univ. Hist. gehörten sie schlechterdings nicht. Aber der Rec. soll auch offenbare Unwahrheiten dem Hrn. H. angedichtet haben. 1) daß dieser die Univ. Hist. mit der Röm. Geschichte endige. Der Rec. hat die Worte des Verf. angeführt, in welchen gesagt wird, daß man im dritten Theile mit dem Beschluß

schluß der Röm. Geschichte, und der damit verbundenen Staaten, ein Lehrbuch über die ältere und neuere Un. Hist. haben werde. Er konnte die feine Episode nicht vorsaus sehen, nach welcher die unüberwindliche Flotte und der P. Malagrida beym J. Christi 409. vorkommen würden, und wundert sich jetzt nur, daß nicht auch bey der ersten Meldung der Sachsen, die Enthauptung Carls I. und bey den Einfällen der Franken ins Römische Gebiet, nicht schon der Cardinal Fleury erschienen ist. II) Daß in Hrn. H. Buche nicht einmal die Geburt Christi vorkomme. Der Rec. wiederholt es auch hier: sie kommt nicht darinne vor, das heißt, sie wird nicht als eine der allerwichtigsten Begebenheiten der Weltgeschichte besonders gestellt, behandelt, nach ihren ungemeinen Folgen entwickelt, u. s. wie es sich für ein so weitschweifiges Lehrbuch gebührt hätte. Sie mit etlichen Worten in die Regierungsgeschichte Augusts verstecken, heißt so viel als derselben gar nicht gedenken. Aber Religionsgeschichte gehört einmal nach der Entscheidung, die der Geist des Hrn. H. über die Wichtigkeit der Begebenheiten ausgesprochen hat, (S. Th. I. S. 11.) nicht in eine Geschichte des menschlichen Geschlechts. III) Er beschuldige die Weltgeschichte des Guthrie mit Unrecht eines Fehlers. In der vom Hrn. Heyne verbesserten Ausgabe stehe dieser Fehler nicht mehr, wie Hr. H. zugeben muß. Wie klein und gezwungen ist es also, schon verbesserte Fehler eines fremden Werks noch einmal zu rügen!

Und so viel für Hrn. H. auf jetzt und — auf immer. Denn, so leicht es auch dem Rec. fallen würde, gegen jede künftige Vorrede des Hrn. H. das letzte Wort zu behalten; so giebt er ihm doch hiemit die Versicherung, daß er von keinem seiner Bücher jemals wieder eine Beurtheilung aufsetzen werde, und das aus mehrern Ursachen, unter welchen diese die vornehmste ist: um niemals wieder etwas von ihm lesen zu dürfen.

Der Deutsche. Siebenter Theil. Itzehoe und Hamburg, in der Müllerschen Buchhandlung, 1774. 12 B. 8.

Noch immer ein Deutscher — das ist das wahreste und größte Lob, welches man dieser Schrift ertheilen kann. Sie bleibt der Nation getreu, von der sie den Nahmen führt, zeigt viele Kenntniß von ihrem Guten und Bösen,

findet freylich vom letztern weit mehr als vom erstern, (mit Vorbehalt hoffentlich, daß sie künftig auch noch viel Gutes bey derselben entdecken werde,) und sagt ihr Tadel, Warnung, Lehren und Wünsche, alles auf eine einnehmende Art.

Der Verfasser und Herausgeber der vier ersten Theile giebt uns im Anfange des gegenwärtigen eine Geschichte seiner Schrift, die — völlig deutsch ist. Denn sie ist zwar gelesen und neu gedruckt, aber auch von Censoren castrirt, von andern verboten und confiscirt, ja sogar, obgleich der Verf. seinen Kopf noch nie vermiethet hat, gegen alle mit dem erstern Verleger verabredete Bedingungen, zum Theil auf grauen Löschpapier mit rosenfarbnen Flecken, gedruckt worden. Auch war, als er die Feder niederlegte, schon durch den Herrn Verleger eine Fortsetzung bey einem bekannten Scriblerus bestellt worden: und der Verf. vermochte daher, um dieses Unheil zu verhüten, seine Freunde dazu, dieselbe zu übernehmen.

Sie setzen in diesem Bande hauptsächlich das 53ste Stück fort, und commentiren erstlich über den Paragraph von unsern Priestern der Gerechtigkeit, auf deutsch, Richtern und Anwälden. Was die ersten Richter der Nationen gewesen sind; wie sehr demjenigen Volke Privatgerechtigkeit fehlen müsse, bey dem eine grosse Menge genöthigt ist, zu der öffentlichen Gerechtigkeit Zuflucht zu nehmen, und was so viele unserer Richter sind, ist hier gar deutlich zu lesen. Noch tröstlicher, und auch weit ausführlicher ist die Materie von den Sachwaltern ausgefallen, „dem allerentbehrlichsten von allen den Uebeln von unserer Erfindung, unter deren Drucke diese Erde seufzet.„ Seitenlange Stellen könnten wir hier mit der Gewißheit, daß sie unsern Lesern gefallen würden, abschreiben; und doch sind es nicht ganz eigentlich neue, aber stark und schön gesagte Bemerkungen.

Auch bis zu unsern Fürsten erheben sich die Verfasser. Sie finden, daß Deutschland auf mehrere derselben stolz seyn könne; zeigen aber an Hermanns Beyspiele, daß der Schluß von dem Fürsten auf das Volk nicht vor gültig gehalten werde: man bewundert ihn, und nennt doch die tugendhaften Deutschen, die unter ihm für Vaterland und Freyheit fochten, Barbaren. Besonders verweilen sie sich bey der traurigen Erfahrung der Unmöglichkeit, daß ein Volk zu gleicher Zeit Herz und Geist allgemein ausbilden, und mit

 glei-

gleichen Schritten sich den höchsten Gipfeln in den Gefilden der Sitten und der Wissenschaften nähern könne. So sind die Deutschen in Wissenschaften und Künsten gestiegen; aber ihre Sitten sind vernachlässigt worden. Denn es giebt eine Stufe, auf welcher die erstern stehen bleiben müssen, wenn nicht durch ihre Folgen die letztern zu Grunde gerichtet werden sollen. Insonderheit wird die Einführung des Geldes und der Handlung zu den Folgen unserer Bildung gerechnet, die uns unglücklich machen. Paradox ist der Satz, aber lesenswürdig der Beweis davon, daß es nicht allein auch unter Völkern, die kein Geld kennen, Gelehrte geben könne; sondern daß wir auch ohne den Gebrauch des Geldes auf der Bahn der Wissenschaften vielleicht noch weiter vorwärts hätten kommen können, als wir jetzt sind. Langeweile und Ruhmbegierde würden in einem geldlosen Lande die Stelle des Geldes vertreten. Eine lange schöne Stelle vom Hrn. Iselin über die jetzige Bildung von Europa wird beygefügt.

Natürlich ist nun die Frage, (S. 122.) ob wir männlichen Jahren und bessern Zeiten entgegen reisen? traurig jedoch die Verneinung derselben. „Wir erfahren, sagt „der Verf. schon jetzt das Schicksal der Römer. Der „Geist der Kleinigkeit scheint seine Fesseln, die niemals „recht fest geschmiedet waren, wieder abgeschüttet zu haben, und der gute Geschmack scheint in Abnahme zu „kommen.„ Bey dieser Gelegenheit vertheidigt sich der Deutsche gegen diejenigen, welche geglaubt haben, er habe sich unter den alten Haynen Germaniens ein Paradies gedacht. Es werden sowohl die Fehler als die Vorzüge unserer alten Vorfahren entwickelt; aber es werden auch die jetzigen Deutschen aus dem Standorte des glückseligen Jahres 2440. betrachtet, und das Resultat davon ist dieses: Sie haben nicht Ursache, auf jene verächtlich herab zu sehen.

Was wir im Zusammenhange angeführt haben, wird zuweilen durch andere kleine Aufsätze angenehm unterbrochen, wie S. 44. fg. durch das artige Lied eines Cornwallischen Barden, Derwin's Thränen, aus dem Royal Magazine, S. 49. fg.; durch die Geschichte von Loks Bestrafung, aus der deutschen Götterlehre, die zugleich nicht unverdiente Lobsprüche vor der griechischrömischen empfängt; durch eine kleine sehr gerechte Vertheidigung

des Tacitus de M. G. durch die Geschichte des Königs Regner Lodbrog und der Aslauga, u. s. w.

Ml.

Geschichte des Herzoglich Schleswig-Holstein-Gottorfischen Hofes und dessen vornehmsten Staatsbedienten, unter der Regierung Herzog Friedrichs IV. und dessen Sohns Herzog Carl Friedrichs, mit geheimen Anecdoten, zur Erläuterung der Schleswig-Holsteinischen Historie besonders, und der Nordischen Begebenheiten überhaupt. Frankf. u. Leipz. 1774. 4. 118 S.

Eine für die medicinische Cabinetsminister unsers Zeitalters interessante Heldengeschichte, fast in dem Tone der vor einigen Jahren auch in Deutschland erschienenen pure verité. Den ersten Auftritt macht der ehemalige fürstlich Holstein. Leibmedicus Matthias Cl . s . nh , m. *), oder vielmehr sein älterer Sohn Bernhard, Domherr in Hamburg, welcher auf Bitten seiner 3 muntern Töchter den Adelstand annahm, um eine davon an einen Herrn v. B . rgh. G. dessen Vetter Mecklenburgischer Oberjägermeister war, und eine andere an einen Herrn von B . ss . w . z zu verheyrathen, wodurch die väterliche Familie sich so schwang, daß sie das ganze Herzogthum dem Herzog Friedrich, Schwager des Königs Carl XII. der damals bey der Schwedischen Armee in Pohlen war, abpachten, B . . z aber sich dabey die höchste Würde in den Fürstenthümern Schleswig und Holstein als Statthalter erwerben konnte. Diese Würde bekleidete er mit grosser Pracht, so daß ihm nicht nur stets 12 Pohlnische Edelleute folgten, sondern auch seine Gemahlin von 3 Fräuleins bedient wurde, und ihr Vater die Stelle des Marschalls bey seiner Tochter vertrat. Ganz Holstein sollte nun umgeschaffen werden, Handlung, Manufacturen, Ackerbau, Künste, Wissenschaften und alle Zweige der öffentlichen Wohlfarth sollten auf einmal eingepfropfet werden, um das Land von Milch und Honig überfliessen zu machen, als der Bischoff

*) Mit Erlaubniß der rabbinischen Herren Orientalisten werden wir bey Anführung der Namen der Methode unsers Originals folgen, und die Vocalen auslassen.

Bischoff in Lübeck, Herzog August Friedrich 1785 starb, dem Herzog Christian August wider Willen, oder mit erzwungener Zufriedenheit des Königl. Dänischen Hauses folgte. An diesem Hofe schwang sich ein Graf D.rn.th. als Generallieutenant, dessen Vater bey dem Churfürsten von Sachsen Falkenirer gewesen, bey dieser wichtigen Stelle aber sich so viel Geld erworben, daß er sich in Holstein adeliche Güter ankaufen, und seinen Sohn zum Grafen machen lassen konnte. Dieser Graf D. war des Freyherrn von S. iz andere Hand; wider diesen ihren Willen kam ein junger Freyherr von B.m.r, ein zwar sehr guter Soldat, der aber kaum lesen oder schreiben konnte, in das Ministerium, und bald darauf auch ein Kammerjunker von K.tt.nb.rg, ein unverstellter ehrlicher Mann, der aber nicht die Freundschaft des bekannten Gr. S.z hatte, von dem hier übrigens viel sonst unbekannte Umstände vorkommen, die den größten Theil der Schrift einnahmen.

Diese Schrift enthält überhaupt viel in andern Schriften nicht zu findende Anecdoten, für deren Wahrheit freylich nur der Verfasser stehen kan; indessen da das meiste wahrscheinlich, und ohne Zweifel vieles wahr ist, so können sie den Wunsch veranlassen, daß doch mehrere solche neuere Geschichten möchten geschrieben werden, die von der Intrigue der Höfe, von dem Verdienste und von den Schicksalen der Rechtschaffenheit eine ungleich tiefer eindrückende Abbildung geben würden, als die wohlgemeintesten und wärmsten Lehren und Geschichte der Telemache, der Usonge, der Danischmenden und der dramatischen Minister. Für unser gelehrtes Deutschland der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ist auch manche Nachricht mit eingestreut, die hierinn nicht gesucht wird, besonders was die Geschichte der Universität Kiel unter der Wetterkoppischen Curatel betrift, wo ein unruhiger Professor Stephan Christoph Harpprecht von Harpprechtstein von Tübingen nach Kiel versetzt wurde, und da eine eigene Rolle spielte, um das Jus Germanicum verhaßt zu machen, welcher Krieg dieses Rechts mit dem Römischen Rechte sich so weit einriß, daß 3 Professores als Märtyrer des Juris Germanici ihren ehrlichen Abschied erhielten, der endlich auch dem Harpprecht gegeben wurde, um der Universität Friede zu schaffen.

Gm.

D. Matthäi Ratzenbergers geheime Geschichte von den Chur- und Sächsischen Höfen, und den Religionsstreitigkeiten seiner Zeit, mit erläuternden und widerlegenden Anmerkungen jetzt zum erstenmal besonders herausgegeben, von Georg Theodor Strobel. Altdorf, bey L. Schüpfel, 1775. 10 Bog. in 8.

Pro captu lectoris habent sua fata libelli. Ratzenbergers (wenn es nicht ein anderer Verfasser ist,) geheime Geschichte ward gegen den Anfang dieses Jahrhunderts zuerst von Arnolden, nachher in den Hällischen auserlesenen Anmerkungen, und darauf grossentheils von Groschen in seiner Vertheidigung der evangelischen Kirche, bald mit uneingeschränkten Beyfall, bald mit Widerlegungen bekannt gemacht. Nach den ersten Streitigkeiten darüber, die sich, wie gewöhnlich, in entgegengesetzte Abwege verirrten, wurden Kenner der Geschichte des 16ten Jahrh. bald darinne einig, daß diese Schrift zwar merkwürdig und nützlich, aber keinesweges so wichtig und zuverlässig sey, daß man auf ihr Zeugniß allein eine ganze Reihe zusammenhängender Begebenheiten und Charaktere umschmelzen könnte. Doch in den neuesten Jahren kam Hr. Hausen, entschlossen der Reformationsgeschichte eine völlig neue Gestalt zu geben, zu diesem Zwecke ward die Urkunde des schon halb wieder vergeßnen Ratzenbergers mit grosser Feyerlichkeit abermals hervorgezogen, und auf diese vermeinte Entdeckung, ohne alle Kritik, mit desto mehr Leichtgläubigkeit und hitziger Declamirsucht ein Luftgebäude aufgeführt, das so schnell verschwunden ist als die ausserordentlich gerechte Erwartung von der pragmatischen Geschichte der Protestanten.

Damals schon wurde Ratzenbergers Bewunderer der nöthige fehlende Unterricht über seinen Helden ertheilt. Daß aber diese Geschichte nun erst besonders zum erstenmale herausgegeben wird, dazu hat wohl Hr. Str. unter seinen Bemühungen, Melanchtons Ehre zu retten, mit welcher der oftgedachte Schriftsteller auch ziemlich hart umgegangen ist, die nächste Veranlassung gefunden. In der Vorrede beschreibt er R. Leben. Er war im J. 1501. in der Reichsstadt Wangen geboren, studierte seit dem J. 1517. zu Wittenberg, wird daselbst Doctor der Arzneykunst, kam bald in Luthers Bekanntschaft, und wurde sogar durch Hey-

rath

rath mit ihm verschwägert. Als er in der Folge Stadtphysicus zu Brandenburg geworden war, schickte ihn die Churfürstin von Brandenburg Elisabet öfters in Religions- und Gewissenssachen an Luthern: er wurde deswegen genöthigt, das Land zu räumen; aber auf Empfehlung Luthers, Leibmedicus bey den Grafen von Mansfeld, und nachher bey dem Churf. von Sachsen. Diesen begleitete er auch in den Schmalkaldischen Krieg, fiel aber, nachdem er dessen besondere Gnade und viel Ansehen bis dahin genossen hatte, bey demselben in Ungnade, und starb zu Erfurt im J. 1559. Er hat noch mehr als die geheime Geschichte hinterlassen. „In allen seinen Schriften aber, sagt „Hr. Str. bemerkt man überall einen unversöhnlichen Haß „und heftigen Groll gegen diejenigen, die nicht von seiner „Parthey waren: und ich glaube mich nicht zu irren, wenn „ich R. vor einen Mann halte, der sich mehr als sein Beruf forderte, in die damaligen Religionsstreitigkeiten ein„gelassen, ohne doch selbst eine gründliche Kenntniß der „Theologie gehabt zu haben, der deswegen auch um soviel „leichter irren konnte, weil er zugleich von lauter Pas„sionen getrieben, alle Nachrichten ohne Untersuchung, ob „sie wahr oder nicht, begierigst aufgesucht, und in seinem gan„zen Leben als ein πολυπραγμων sich bezeigt hatte.„ Wir tragen zwar kein Bedenken, dieses Urtheil zu streng zu nennen; aber daß in R. geheimer Geschichte, neben manchen guten Nachrichten, eine Anzahl falscher, unwahrscheinlicher, besonders aber viele partheyische Stellen vorkommen, hat Hr. Str. in seinen Anmerkungen, und zugleich durch dieselben seine Kenntniß der Geschichte jener Zeit, bewiesen. In einigen dieser Anmerkungen würden wir etwas weniger entscheidend uns ausgedrückt haben. R. hat wohl mehr aus Partheylichkeit als Bosheit gefehlt, und Hr. Str. rühmt ihn selbst als einen gelehrten, frommen, in wichtigen Geschäften seiner Zeit geübten, und mit den größten Männern wohlbekannten Mann.

Was Hr. Str. S. 72. wünscht, daß ein gelehrter Hesse den Landgr. Philipp den großmüthigen gegen die ungegründete Beschuldigung der Verrätherey und Untreue in einer eigenen Schrift vertheidigen möchte, das ist von dem Hrn. H. R. Böhme in seiner im J. 1775. auf 28 Quartseiten zu Leipzig herausgegebenen Schrift: De Philippi I. Hassorum Principis, fide suspecta erga Iohannem Fridericum, Ducem Electorem Saxoniae, Prolusio, hinlänglich geleistet worden.

MI.

Sammlung zuverlässiger Stamm- und Ahnentafeln verschiedener jeztflorirenden Adelichen und Freyherrlichen Familien. Ausgefertiget von Friedr. Ludw. Anton Hörschelmann, Herzoglich Sachsenweimarischen ꝛc. Commissionssecretär ꝛc. Coburg, bey R. A. W. Ahl, 1774. Klein Fol. 78 S.

Alter und junger Adel, 32 Ahnen und 3 Ahnen, Kammerjunkers und Kammersecretärs durcheinander, Erthal und Belmont, Breitenbauch und Fischern, Hopfgarten und Häseler, Mandelsloh und Kühn, Studnitz und Sommerlatt, Witzleben und Hohenthal. Doch das sind auch wesentliche Vorzüge des neuen Adels, die in den Diplomen namentlich mit ausgedrückt sind, „daß dergleichen Familien von keinerley Adelichen Gesellschaft, sie habe Namen, wie sie wolle, folglich auch von keiner schriftlichen Gesellschaft ausgeschlossen werden mögen. Und dem gelehrten Publicum, das den Adel seines Vaterlands kennen lernen will, ist auch wohl eben so viel daran gelegen, die neuesten Familien als die neuesten Bücher zu kennen. Was bey der Walthausischen Familie S. 68. Zwey seit 1761 am Churbraunschweigischen Hofe designirte Papen für Staatsbedienten vorstellen sollen, haben wir aus keinem Schematismus ergründen können. Der niedersächsische Bauer nennt seinen Dorfpfarrer scherzweise Pape. Gm.

J. Fr. Le Bret Magazin zum Gebrauch der Staaten- und Kirchengeschichte, ꝛc. Vierter Theil. Frkf. u. Lpz. 1774. 1 Alph. 17 Bogen in gr. 8. nebst einem Kupf.

Den Anfang dieses Bandes machen Nachrichten von Handschriftensammlungen in Italien. Unter den öffentlichen werden die Mediceische Bibliothek und die Bibliothek des h. Marcus besonders gerühmt; und von Privatsammlungen zu Venedig, des Hrn. Amadäus Schweyer, Consuls der deutschen Nation selbst, und des Hrn. Thomas Joseph Farsetti, eines Venetianischen Edlen, der, wie auch in Deutschland schon lange bekannt ist, einen grossen Theil seiner Reichthümer auf Künste und Wissenschaften wendet. Der erstere hat sich eine unbeschreibliche Mühe um handschriftliche Schätze gegeben: und in Italien ist dem Hrn. Herausgeber keine Privatperson bekannt, die einen solchen Vorrath zusammen gebracht hätte. Hier theilt er nur aus den zween ersten Bänden dieser reichen Sammlung merkwürdige Nachrichten mit. Sie

Sie betreffen zwar nur einzele Personen, aber meistentheils sehr ansehnliche, deren Geschichte den Zustand des Römischen Hofs, seine Gesinnungen, Maaßregeln, Ränke, u. dgl. m. besonders vom Ende des 16ten bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, in ein gutes Licht setzt, auch einige beträchtliche Erläuterungen über andere Italiänische Gegenden und den Charakter der Italiäner überhaupt, an die Hand giebt. Es sind folgende: Geschichte des Mascabruni, Unterdatarius des Pabstes Innocenz des X. — von der Gefangensetzung des Marchese Angeletti, im J. 1654; — von den Söhnen des Marchese Maßimi, und dem Fluche, mit welchem sie ihr Vater belegte, zu den Zeiten Clemens VIII. — von dem im J. 1604. wegen Muttermordes hingerichteten Onofrio Santacroce, March. von Oriuolo; — von der Ermordung der Vittoria Accoramboni, Wittwe des Herzogs von Bracciano, im J. 1585. — von der Abschwörung des Hiacynth. Centini, welcher den Pabst Urban VIII. durch magische Künste tödten wollte, im J. 1636; — von den Gewaltthätigkeiten des Ludwig Orsini zu Rom und Padua; — von zween im J. 1695 hingerichteten Franciscanern; — des Caval. Zeno, gewesenen Venetianischen Generalcapitains zur See, Protestation, die er im Kerker kurz vor seinem Tode im J. 1697 that, daß er unschuldig sey; — von Kirchenräubern, die im J. 1435 zu Rom bestraft wurden; — von den beyden Mißori, liederlichen Schlägern zu Rom, welche die Königin Christina beschützte, und der Pabst köpfen ließ; — von der Abschwörung des berühmten Priesters Mich. Molinos, im J. 1697. und zween Anhängern desselben, der Brüder Leoni; — von der Hinrichtung des Orsolini, ehemaligen Secretärs des Savoyischen Gesandten zu Rom, im J. 1640; — vom Gifte Toffania, oder Acquetta, und von der Bestrafung der Giftmischerinnen zu Rom, im J. 1659; — Leben des Santa Maria, eines von den Günstlingen Benedicts XIII. — Begebenheiten der Blanca Capello, zuletzt im J. 1579 Gemahlin des Großherzogs von Florenz; — Gefangennehmung des Grafen von Peterborough zu Bologna, im J. 1717. u. dgl. m.

So angenehm uns diese Beyträge gewesen sind; so regte sich doch zuweilen beym Lesen derselben der Wunsch, daß es dem Hrn. L. B. gefallen hätte, bey einigen der wichtigern anzuzeigen, wiefern sie mit andern Nachrichten dieses Inhalts übereinstimmen, oder nicht; oder doch überhaupt,

haupt, wer von diesen Begebenheiten bereits geschrieben habe. Die von ihm mitgetheilten Erzählungen haben zwar alles Gepräge der Wahrheit an sich; doch sind ihre Verfasser unbekannt, und sie könnten daher durch eine solche Vergleichung an Nutzbarkeit gewinnen. So entsinnen wir uns vor kurzem von den Begebenheiten der Blanca Capello irgendwo eine ausführliche Nachricht gelesen zu haben, die wir aber jetzt nicht ausfindig machen können. Vom Mascabruni heißt es in der Historie de Donna Olimpia Maldachini, traduite de l'Italien de l'Abbé *Gualdi*, (à Leyde, 1666. 12.) p. 78. D. *Olympia* sey an seinem und vieler andern Tode schuld gewesen, von denen sie vorher große Geldsummen gezogen, und gehofft hätte, durch ihren Tod noch größere zu erlangen. Ist dieses richtig, so giebt es freylich den hier beygebrachten Nachrichten vom Mascabruni eine andere Wendung, und erläutert wenigstens die Stelle, wo von seinem geringen Vermögen die Rede ist.

Hierauf macht uns Hr. L. Br. auch mit der Farsettischen Manuscriptensammlung bekannt. Er meldet, daß Fremde Italien mancher seiner besten Schätze dieser Art beraubet haben. Unter andern ist des Venetianers Johann Caldiera im J. 1473 geschriebenes Werk: De praestantia Venetae politiae, et artibus in eadem excultis, tam mechanicis quam liberalibus, et de virtutibus quae maxime Reipubl. Venetae debentur, welches man in Venedig vor das schönste Denkmal der Venetianischen Gelehrtengeschichte hält, jetzt in der Bodlejanischen Bibliothek zu Oxford vorhanden; und es hat noch keinem Venetianer geglückt, eine Abschrift desselben zu erhalten. Die Venetianer wünschen daher sehnlich, daß es herausgegeben werde. Hr. Farsetti hat seine Sammlung zum öffentlichen Gebrauche der Gelehrten bestimmt; und da sie theils aus lateinischen theils aus italiänischen Handschriften besteht, so macht Hr. L. B. diesmal den Anfang mit Beschreibung der erstern. Er giebt von 67 Handschriften Nachricht. Es sind theologische, liturgische Schriften alter Kirchenlehrer, Werke von classischen Schriftstellern, Geschichten der mittlern Zeiten, Gedichte, Reden, und dgl. m. Das meiste ist gedruckt; aber auch bey manchen gedruckten Werken dienen die Abweichungen der Leseart, die auch Hr. L. B. zuweilen verzeichnet, (z. E. von *Lactantii* Instit. Div. *Catonis* Distich. Moral. *Nazarii* Panegyr. *Leon. Aretini* Epist.) zu mehrerer

ferer Berichtigung. Manches verdiente auch ans Licht gezogen zu werden.

Die Ausgabe von Christoph Forstners Staatsbriefen wird S. 216. fg. von Hr. Prof. Volzen fortgesetzt, und mit Anmerkungen begleitet. Sie sind an Joh. Alb. Portnern, J. Heinr. Boeclern, Thom. Campanella, Dominic. Molino, Casp. Scioppius, Lur. Schickard, u. a. m. auch Antworten von einigen derselben an Forstnern. Viele lesenswürdige Nachrichten und Urtheile über den dreyßigjährigen Krieg, über Deutschlands politischen Zustand um gleiche Zeit, über die spanische Staatsverfassung, Umstände von berühmten Personen, u. dgl. m. machen auch diese Fortsetzung sehr schätzbar. Einige schon gedruckte Briefe sind um der Vollständigkeit willen beygefügt worden. In den guten und fruchtbaren Anmerkungen des Herausgebers kommen unter andern auch Nachrichten von den Verfassern der Briefe, insonderheit weitläuftige von dem so sehr verehrten Venetianischen Senator, Dominico Molino, hauptsächlich aus Foscarini Werke della Letteratura Veneziana, mitgetheilt. Bey S. 254. Anm. e) kan ein kleiner Zusatz gemacht werden. Dan. Heinsius hat dem Molino nicht bloß, wie Fosc. daselbst schreibt, eine seiner Reden über den Tacitus, sondern auch seine Ausgabe des Horaz, Lugd. Bat. 1629. 8. zugeeignet, eine Zuschrift, welche ausser feinen Lobsprüchen auch verschiedenes zur Geschichte des alten Hauses Molino enthält.

Weiter liest man S. 338 fg. den Beschluß von des Grafen della Torre Prüfung der Republik Venedig, mit erläuternden und verbessernden Anmerkungen des Hrn. L. Br. Zuerst bekommt man hier eine Nachricht von dem Avogador, dessen Ansehen und Geschäfte so groß, besonders in peinlichen Rechtsfällen, ist; sodann von den Governatori dell' Entrata e Proveditori al Sale, zwo einträglichen und ansehnlichen Magistratspersonen; endlich verschiedene allgemeine Anmerkungen über den ganzen Körper der Venetianischen Republik, die vornehmsten Staatsmaximen derselben, ihre Macht, die Erweiterung und die Stützen derselben, über die Art, wie die Republik in Untergang gerathen dürfte, u. dgl. m. Wir müßten mehrere Seiten anfüllen, wenn wir auch nur den Kern dieser trefflichen Beobachtungen vorlegen wollten.

Der darauf S. 413 fg. eingerückte Gränztractat zwischen der Kaiserin-Königin, als Herzogin von Mantua, u. s. w.

s. w. und der Republik Venedig, betreffend den Gebrauch des Wassers des Flusses Tartaro, sowohl für die Mantuanischen als Venetianischen Besitzer, ist im J. 1764. geschlossen worden. Der Herausgeber hat sich überhaupt entschlossen, die wichtigsten und neuesten Gränzverträge zwischen beyden Mächten bekannt zu machen, weil sie, da nur wenige Exemplare davon gedruckt worden, ziemlich selten sind; gleichwohl aber einige Aufmerksamkeit darüber erregt worden ist, als vor kurzem die Gränzstreitigkeiten zwischen dem Kaiserlichen Hofe und der Republik sich erhob. Zu dem hier gelieferten Vergleiche gehört die obengedachte Charte vom Tartaro und der anliegenden Gegend.

Nächstdem erscheint S. 490 fg. die Fortsetzung der Portugiesischen Protestation wider die Römischen Kanzleyregeln, oder des Anton. Pereira von Figueiredo, Königl. Censors und Officials bey dem Staatssecretariat der auswärtigen Angelegenheiten, Beweises vom Rechte der Metropolitane über ihre Bischöffe, auf Befehl des Hofs ans Licht gestellt. Der Verf. dieser so wichtigen Schrift fährt fort, seinen Satz, daß nach allen Rechten dem Metropolitane die Ordination der Bischöffe seiner Suffraganten zustehe, aus dem Sexto Decretalium, aus den Clementinis Extravagantibus, und aus einer mehr als zwölfhundertjährigen Observanz in Portugall, zu beweisen. Darauf zeigt er, daß die Ordination der Metropolitane, sowohl nach dem alten Canonischen Rechte, als nach den neuen Decretalen, der Provinzialsynode zukomme; daß ebenfalls nach beyderley geistlichem Rechte ein Metropolitan seine Gerichtsbarkeit nicht durch das Pallium, sondern durch die Bestätigung der Synode, bekomme; und daß die Päbste durch die neuen Kanzleyregeln zu reserviren angefangen, und sich endlich die Bestätigung der Bischöffe und Erzbischöffe auf immer reservirt haben. Der Widerstand der Fürsten, Nationen und Kirchenversammlungen dagegen, bis zum 16ten Jahrhunderte, ist nicht vergessen worden. Ueberall zeigt der Verf. gleich große Gelehrsamkeit und Freymüthigkeit, auch Bekanntschaft mit Schriften protestantischer Gelehrten. Dabey gefällt auch die Gerechtigkeitsliebe, mit welcher er Bonifacium VIII. S. 514 fg. gegen eine neuere Beschuldigung vertheidigt, als wenn derselbe die Stelle Pauli, Röm. XIII. 1. dergestalt verfälscht hätte, daß er das Comma nach dem zweyten a Deo gesetzt, und statt ordinatae, ordinata geschrieben habe, um nach diesem ver-

veränderten Texte die Fürsten der Gewalt des Pabstes unterwerfen zu können. Er bemerkt vielmehr, daß Handschriften der Vulgata, und alte Ausgaben derselben, eben so lesen, wie Bonifacius, wenigstens beym Raynaldi citirt: denn in den gemeinen Ausgaben der Extravaganten steht auch die gewöhnliche Lesart der apostolischen Stelle. Der Herausgeber, der dieses in der Vorrede durch andre alte Ausgaben bestätigt, hat diesem wichtigen Aufsatze lesenswerthe Anmerkungen beygefügt.

Er theilt hierauf S. 575. fg. wiederum eine Anzahl nicht minder merkwürdiger Briefe des Sarpi mit. Die sieben ersten (von der 45sten Numer an) sind lateinisch an den Lechasser in den Jahren 1612. und 1613. geschrieben. Mit Vergnügen sieht man die freye Denkungsart, die scharfsinnigen Urtheile, die rechtschaffenen Gesinnungen des grossen Verf. er mag schreiben, wovon er will, hervorblicken. Hauptsächlich unterredet er sich mit seinem Freunde über den Zustand Italiens und Frankreichs, über die kirchlichen Streitigkeiten des letztern Reichs, sonderlich die Verfolgung des ehrlichen Richer, an welcher er vielen Antheil nimmt, über die Gewalt des Pabstes, den er nicht vor den Nachfolger Christi hält, über die Jesuiten, und andere verwandte Materien. Von den Jesuiten schreibt er p. 583. Magna profecto est potentia vel potius impotentia Iesuitarum isthic hoc tempore, quae forte eo non perveniet, quo illi sperant; mutari procul dubio res oportet, hinc virtus Francica ad interiora retracta ac valentior facta, contraria antiperistasi erumpet, et obstantia cuncta amovebit, et futuris quoque malis obviam ibit; quod non modo spero, sed ut fiat, Deum assidue rogo. Von Philipp II. p. 591. Phil. II. Rex Hispaniarum inter arcana dominationis habebat defensionem Pontificiae potestatis, quae licet parvi et sibi et suis regnis esset, utilitatem tamen trahebat praeponderantem damnis, cum ejus ministerio principes omnes seditionibus intestinis occuparet. Es folgen noch einige aus der italiänischen Urschrift deutsch übersetzte Briefe des Sarpi an den Ritter Franc. Priuli, Bothschafter der Republik an den Kayser zu Prag, vom J. 1609. Das wichtigste darinne betrift die Gerichtsbarkeit der Republik über die Geistlichen, welche einen derselben hinrichten ließ, ohne vorgängige Degradation. Der Patriarch weigerte sich, die letztere zu verrichten: und S. beweist, sie sey überflüssig. Besonders ist auch noch sein Urtheil S. 606. über die

Confession der Böhmischen Protestanten anmerkungswerth. Er gesteht, nicht leicht eine so vernünftige und kluge Schrift gelesen zu haben.

Den Beschluß dieses Theils macht S. 611. fg. Confessio fidei Christianae secundum Unitarios inter quatuor in Transylvania religiones receptas numerata, fundamentalibus patriae istius legibus, diplomatibus, variis rescriptis Caesareis, verbis Regiis, Capitulationibus Principum approbata, confirmata. Dieses ächte Glaubensbekenntniß der Socinianer oder Unitarier in Siebenbürgen hat Hr. L. Br. von dem seel. Schelhorn erhalten. Es steht weder das Jahr, in welchem solches bekannt gemacht worden, noch ein anderer Umstand dabey; indessen ist es uns immer willkommen. Der verdienstvolle Herausgeber gedenkt bey einer andern Gelegenheit die Geschichte desselben zu beschreiben. Wir erwarten solches, so wie die Fortsetzung dieses höchstschätzbaren Magazins, mit Begierde.

Allgemeine Geschichte von Schwaben und der benachbarten Lande. In einer kurzgefaßten Beschreibung der denkwürdigsten Begebenheiten, Religion, Sitten und Gebräuche der Einwohner und ihrer Schicksale bis auf unsere Zeiten. Dritter Theil, oder Supplement. Ulm, bey A. L. Stettin, 1775. 1 Alph. 15½ B. in 8.

Anmerkungen über die Geschichte der Reichsstädte, vornemlich der Schwäbischen, von ihrer ursprünglichen Beschaffenheit, Regimentsverfassung; ihren öftern Bündnissen, und der dadurch erlangten Macht im Röm. Reiche; von dem ehemaligen Wohlstande ihrer Gewerbe, und den mancherley Ursachen des gegenwärtigen Verfalls derselben. Als ein Beytrag zur allgemeinen Geschichte von Schwaben. Jetzt sinken wir dahin von langer Ruh erweichet, u. s. w. Haller. In zween Theile verfaßt. Ebendas. 1775. 512 S. in 8.

Der Anfang des dritten Theils ist zwar völlig auf den Ton der beyden ersten Theile gestimmt. Denn da lesen

lesen wir unter der Aufschrift: „Die anmerkungswürdig„sten und unter denselben theils widrige, theils erfreuliche „Zeiten und Zufälle, die unser Schwaben seit dem Tode „des letztern Herzogs desselben Conradins, bis 1774 betrof„fen, sind folgende: In dem Sommer dieses Jahrs (1276) „ergosse sich der Rhein ganz ungewöhnlich über Felder und „Wiesen; und die Ungewitter waren insgemein mit gros„sem Hagel begleitet, dessen Steine einst so groß als Hen„neneyer waren, so daß in der Gegend des Bodensees al„les dadurch erschlagen war. Der darauf folgende Win„ter war so ausserordentlich kalt, daß der vorgemeldte See „gänzlich zugefrohren.„ Und so geht es auf den ersten 38 Seiten von Frost, Hitze, Ungewitter, Theurung, Austreten der Flüsse, u. dgl. m. fort. Doch das Uebrige in diesem Theile läßt es uns wieder etwas vergessen, daß der Eingang zu demselben schlecht war. Es folgt nemlich

II. Deutsches Staatsrecht in dem mittlern Zeitalter, vornemlich unter Conrad III. Herzog von Schwaben, von P. J. von Gundling, K. Preuß. geh. Rath. S. 39 — 112. Eine bekannte gute Schrift; die aber doch mehr in die allgemeine deutsche Reichsgeschichte gehört.

III. Zusatz zu der Abhandlung von dem Zustande der Religion des mittlern Zeitalters, in und ausser Schwaben, und deren fernere Beschaffenheit bis an die Zeiten der Reformation, S. 113 — 168. Er fängt von Ludwig dem Frommen an, und enthält auch vieles, was ganz Deutschland betrift.

IV. Von dem Gerichtswesen des mittlern Zeitalters; Ursprung, Inhalt und Gebrauch des Schwabenspiegels, Einführung der römischen Rechte nach Abgang der Alemannischen, S. 169 — 209. Ganz lesenswürdig, bis auf einige nicht genug erwiesene Stellen. Aus den Ragionamenti intorno alle Legge civile e naturale wird ein Auszug mitgetheilt, deren Verf. behauptet, die heutigen Rechtsgelehrten verstünden die Römischen Gesetze nicht besser als unsere rohen Vorfahren; ja wir wären noch um ein gutes unwissender darinne als sie. Insonderheit aber sucht dieser Schriftsteller zu zeigen, daß die meisten Mißbräuche, die sich in den Gerichtshöfen eingeschlichen haben, und noch immer fortdauren, sich hauptsächlich von den Römischen Gesetzen herschreiben. Vom Schwabenspiegel hätte noch etwas critischer gehandelt werden sollen. Wie die deut-

schen Rechte den Römischen in Deutschland haben weichen müssen, wird nicht übel entwickelt.

V. Von dem Ursprunge und der Beschaffenheit der alten Austragsgerichte, und den altdeutschen Oberhöfen so wohl überhaupt, als in Schwaben insbesondere, S. 209 — 253. Die Beyspiele von Schwäbischen Austrägsbündnissen, und die Alterthümer der Austragsgerichte sind wohl angebracht. Von den verschiedenen Arten dieser Gerichte; von der Wahl der Austragsrichter; von der Art, wie diese Gerichte gehalten wurden; von den Schwäbischen Reichsstädten, welche dieses Rechts noch geniesen; von den Oberhöfen, besonders demjenigen, der sich ehemals in der Reichsstadt Wimpfen befunden hat.

VI. Von dem Zustande der Wissenschaften in und ausser Schwaben, in dem mittlern Zeitalter, u. s. w. S. 254 - 296. Der Verf. holt hier sehr weit aus, und verliert sich zu tief in die allgemeine Gelehrtengeschichte. Die Fehler der historischen Sammler dieser Zeiten führen ihn S. 269. fg. zur Untersuchung einiger streitigen Erzählungen, z. E. von dem Vater der zweyten Gemahlin Carls des Grossen, von der berühmten Probe weiblicher Treue bey der Belagerung von Weinsberg, besonders eine weitläufige von den päbstlichen Fußtritte, den Friedrich I. erlitten haben soll, u. a. m. Nach dieser langen Ausschweifung, in welcher die Behandlung gar nicht von hinlänglicher Gründlichkeit ist, kommt der Verf. S. 284. wieder auf die Mönche und Klöster zurück, und trägt noch mehr von dem Zustande der Gelehrsamkeit bey ihnen zusammen, auch besonders in den Klöstern St. Gallen und Reichenau. Aber das meiste, wie in der ganzen Abhandlung, geht eben so wohl das gesammte Europa als Schwaben an.

VII. Gründlich historische Nachricht von dem Ursprung und der Beschaffenheit der kayserlichen und Reichslandvogtey in Schwaben. S. 296 — 359. Ein Auszug aus dem schon rühmlich bekannten Berichte von dieser Landvogtey, und von dem freykayserlichen Landgerichte auf Leutkircher Heyd, und in der Pirs.

VIII. Von dem Ursprunge der freyen Reichsdörfer in und außer Schwaben, S. 360 : 392. Wiederum ein Auszug aus eines Unbekannten Abhandlung von dem ehemaligen Zustande und von der heutigen Beschaffenheit der alten kayserlichen Hofmarken, worinne behauptet wird, daß die

Reichs-

Reichsfreyen Dörfer, Flecken und Höfe ehemalige Villae et Curtes Regis gewesen wären.

IX. Anmerkungen über die weitere Schicksale der deutschen Sprache und Dichtkunst bis an den Anfang des sechszehenten Jahrhunderts. S. 392-411. der V. redet vom späten Gebrauch der deutschen Sprache in Deutschland bey Gerichten und Urkunden, woran das der Geistlichkeit beliebte und zu ihren Absichten tauglichere Lateinische Schuld war, von den deutschen Dichtern hohen Standes, seit der Regierung der Hohenstauffen, und von den Meistersängern. Es sind fast lauter sehr bekannte Nachrichten. Zwey eingerückte Gedichte des Burcard von Waldis: der Student und der Müller, ingleichen Hercules und der Bauer gefallen noch am meisten. Aus der ersten hat man neuerdings eine Erzählung gedrechselt, die sich mehr für das achtzehnte Jahrhundert zu schicken scheint, wie man im Vade mecum lesen kann; aber B. v. W. endigte die seinige mit mehrerm Anstande.

X. Freyer Auszug aus dem D. Jacob Heiderischen Diario der mit dem Anfange des J. 1647. bis an den 9 März desselben von einem Theil der Königl. Schwedischen Kriegsvölker unternommenen Belagerung der Reichsstadt Lindau im Bodensee. S. 412-430. Umständlich, aber eben nicht lehrreich. Zum Beschluß folgen weitläufige Register über alle vier Theile.

Als Patriot erscheinet der Verf. hauptsächlich in den Anmerkungen über die Geschichte der Reichsstädte, vornemlich der Schwäbischen; obgleich auch hier vieles weit kürzer hätte gefaßt und mehr auf Schwaben eingeschränkt werden können. Zuerst von der ursprünglichen Beschaffenheit der freyen und Reichsstädte, ihrer ersten Regimentsverfassung, und erhaltenen eigenen Regierung; — so dann von den mancherley Regalien und Gefällen, deren sich die Kayser in den schwäbischen Reichsstädten, auch nachdem diese ihr eigenes Regiment erhalten, vorbehalten haben; — von der Freyheit der Reichsbürger nach erhaltenem eigenem Stadtregiment, von dem Anlasse und Ursprunge der zünftigen Regierung, und den Ursachen, warum sie unter Carln V. abgeschafft worden; — von den Land- und Reichsvogteyen über die in Schwaben gelegene Reichsstädte, und den darüber entstandenen blutigen Streitigkeiten; — von den öftern Bündnissen der Reichsstädte sowohl überhaupt, als der schwäbischen insbesondre und ihrer dadurch erlangten

Macht; — von den vorzüglichen Freyheiten und Gerechtsamen der Reichsstädte; — von der ersten Einrichtung und Bestimmung der Stadträthe. Noch näher kommt der Verf. seiner Absicht in den folgenden Hauptstücken, von der Beschaffenheit der Lebensart und der Gewerbe der frühern Jahrhunderte bis in das sechszehnte, in und außer Schwaben; — von den veränderten Lauf der Handlung im sechszehnten Jahrhundert, und dessen Einfluß auf die Gewerbe und Lebensart der deutschen Reichsstädte, besonders der schwäbischen; — von der Beschaffenheit der Gewerbe und Lebensart im 17ten und 18ten Jahrhunderte und jener weitern Vorfälle; — von der ursprünglichen Beschaffenheit der Stadt- und Landnahrung in ihrem gehörigen Zusammenhange, von den Ursachen ihrer nachmahligen Trennung u. s. w. — von den höchst nachtheiligen Folgen der öffentlichen Schulden und schweren Abgaben; — von der Glückseligkeit einer eingeschränkten Lebensart und den traurigen Folgen des Luxus; — von den verschiedenen Schwierigkeiten, die der Aufnahme besonders der Reichsstädte in Schwaben im Wege stehen, oder dieselbe fast unmöglich machen. Hier zeigt sich der Verf. durchgängig als einen Mann, der die Vortheile und Gebrechen seines Vaterlandes, nicht minder auch die Mittel ihm aufzuhelfen, kennt; der sich durch die Geschichte wohl belehrt hat, wie der Verfall desselben herbeygeführt worden sey, und der freymüthig seine Meinung über heilsame Wahrheiten niederschreibt.

Hätte der Verf. bey einer solchen Menge historischer Behauptungen die vornehmsten Schriftsteller oder Urkunden nur kurz beygebracht oder genannt, und nicht so sehr ohne allen Beweis geschrieben; hätte er sich vor der ungeheuren Weitschweifigkeit und Einmischung so vieler für seine Materie fremden Sachen zu hüten gewußt, und endlich die Sprache mehr in seiner Gewalt gehabt: so würde sein Werk ungleich besser — aber auch um zwey Dritheile kürzer — geworden seyn. Wer über Luxus und Theurung, auch das mit allem Rechte, klagt, der muß nicht selbst ohne alle Noth so dicke theure Bücher, zum Besten seiner lieben Landsleute, aufthürmen.

Ml.

10. Gelehrte Geschichte.

Ehrengedächtniß des Herrn Christian Anton Brunnemanns, der heil. Schrift Doctor, Pastors und Präposit. zu Bergen, Erbherrn auf Libnitz, dessen Freunden und Bekannten zugeeignet, von Hermann Andreas Pistorius. Stralsund, bei Christian Lorenz Struck. 1774. 4. 48 Seiten.

Wenn alle Lebensbeschreibungen verdienter Männer, wie diese, geschrieben wären, so würde man sie mit Nutzen und Vergnügen lesen. Gemeiniglich thun ihre Verfasser nichts, als daß sie unbedeutende Personalien zusammenstoppeln. Hr. P. lehrt uns dagegen den sel. Brunnemann kennen, wie er als Gottesgelehrter, als Vorgesetzter der rügenschen Geistlichkeit, als Hausvater und Gerichtsherr seiner Unterthanen dachte und handelte. Die Art seines akademischen und nachher fortgesetzten Studirens; der Inhalt seiner kleinen, in den pommerisch-rügianischen Beiträgen gedruckten gelehrten Abhandlungen; das theologische System, mit dem er es hielte; die treue Sorgfalt, womit er sein Amt verwaltete; der ganze würdige Individualcharakter, den der Verstorbene besaß; die schnelle unerwartete Art des Todes, der ihn aus der Welt nahm, geben dem V. zu vielen gründlichen Anmerkungen und lehrreichen Urtheilen Anlaß. Seine Gedanken über den Werth der letzten Zubereitung eines Menschen auf den Tod, S. 14. womit er anfängt, haben uns vorzüglich gefallen. Was er über die Methode zu predigen, welche der selige B. beobachtet hätte S. 26-29. und über den Einfluß, den der äußerliche Zustand und die Achtung der Geistlichen in die Achtung der Religion selbst hat, S. 35-36. sagt, ist nicht weniger gegründet. „B. war überzeugt," heißt es, da von seiner, das Beste der ihm untergebenden Geistlichkeit stets besorgenden Präposituverwaltung die Rede ist, „daß „den Predigern, um ihr Amt mit einer anständigen Frei„müthigkeit, ohne knechtische und niederträchtige Freimüthig„keit, und mit dem gehörigen Nachdruck zu verrichten, und „in der bürgerlichen Gesellschaft ein dem Zweck ihres Amts „gemässes äusseres Ansehen behaupten zu können, ihr Un-

„terhalt in dem Maaße zugemessen werden sollte, daß sie „der nagenden Nahrungssorgen überhoben, und sie nicht „genöthiget würden, die Gesellschaften wohlhabender Bür„ger aus blöder, der Armuth gewöhnlichen Schüchternheit, „zu fliehen, oder in denselben einen lächerlichen Aufzug „und eine armselige Figur vorzustellen. Wenn die Geist„lichkeit eines Landes erst in ihren meisten Gliedern so weit „herunter gebracht ist, so werden vergleichungsweise nur „wenig Laien so vernünftig und edeldenkend seyn, daß sie „eine solche Gesellschaft armseliger und den Bettelmönchen „nur gar zu ähnlicher Personen nicht verachten und her„untersetzen sollten; so wie es unter solchen Geistlichen nur „wenig so erhabene Gemüther geben wird, die ihre dürfti„gen und niedrigen Umstände mit Würde und Anstand er„tragen, ohne sich dadurch zur Niederträchtigkeit herunter „beugen zu lassen. Wenn eines von beyden geschiehet, muß „die Religion selbst an der verschuldeten oder unverschulde„ten Verachtung ihrer Prediger Theil nehmen, und mit „denselben zugleich in den Gemüthern des großen Haufens „herabgewürdiget werden. Dies waren die Gedanken des „Wohlseligen, und er pflegte noch zugleich die Besorgniß zu „äußern, daß bey einer fortgesetzten Neigung, die Ge„rechtsame und die Einkünfte der Geistlichkeit einzuschrän„ken, dies die natürliche Folge seyn würde, daß nur noch „Leute von niedriger Herkunft, geringen Glücksgütern und „schlechter Erziehung sich zum Dienst einer Kirche, die ihre „Diener so schlecht belohnte, hergeben würden: da zugleich „die Prediger selbst durch ihren geschmälerten Gehalt, und „bey der zunehmenden Kostbarkeit einer gelehrten Erzie„hung bald ausser Stande gesetzt seyn dürften, ihre Söhne „zum geistlichen Stande erziehen zu lassen, und folglich „dem Orden der Prediger diese natürliche Pflanzschule ge„schickter und würdiger Glieder allmählig ganz abgehen „dürfte.„ — Dieser Fall ist in einigen protestantischen Ländern schon merklich da, und er wird, wie es zu fürchten steht, noch in mehreren bald eintreten, wofern nicht die Fürsehung hier oder da weise Regenten und patriotisch gesinnte Staatsmänner erwecken möchte, welche die ohnstreitige Nützlichkeit des Predigtamts erkennen, den geistlichen Stand auf seinen wahren Werth setzen, und solche Verfügungen treffen, wodurch er vor der niederschlagenden, der Religion und dem Staat gleich nachtheiligen Nichtachtung und Dürftigkeit könnte verwahrt bleiben. Ez.

Zur

Zur Kenntniß der griechischen Litteratur. Eine periodische Schrift. II. Abschnitt, Homers Odyssee enthaltend. Von M. Joh. Just. Herwig, Prof. der eleganten Litterat. u. Univ. Bibliothekar zu Wirzburg. 1774. 8 Bogen. 8. Wirzburg, bey Staßel.

Ist unter einem verständlichern Titel die Fortsetzung der im XXsten Bande dieser Bibl. St. I. S. 263. angezeigten Schrift: Frondina zur griechischen Litteratur, die bereits 1771. heraus kam. Sie enthält dießmal, wie schon der Titel lehrt, einen umständlichen Auszug aus der Odyssee, hie und da mit wörtlicher Uebersetzung einiger Stellen vermischt, doch gegen den Schluß (ohngefehr wie die akademischen Collegia am Ende des Semesters) sehr kurz und zusammengezogen; wie denn auch der Verf. verspricht, die Entwickelung der Geschichte im 23. u. letzten Buche, im folgenden dritten Abschnitt, umständlicher zu zergliedern. Das wollen wir denn abwarten, da wir hier nichts weiter, als freye Uebersetzung und Auszug vor uns finden, die freylich bey den vorräthigen Hülfsmitteln über den Homer dem Verf. nicht ganz mißlingen konnten.

Mit unserm Herrn Kollegen Jz am angeführten Ort scheint Hr. Herwig (wohl zu merken: hinten mit einem g, und nicht wie Hr. Jz schrieb ch, ein Fehler, den Hr. Herwig recht übel genommen hat) nicht zufrieden zu seyn. Wir führen das an, damit die Leser um so viel besser die Vorrede verstehn mögen, wo Hr. H. zum Theil recht witzig gegen seinen Recensenten thut. So viel aber sehn wir wohl, daß er, wenn er nicht etwa höflichen Scherz mit uns treibt, im Ganzen das, was damals getadelt ward, als wahr eingestehe, und wünschten nur, daß er nicht erst in der Folge seiner Arbeit, sondern schon izt, dem Rath des Rec. gefolgt wäre, die eignen Worte des Originals von dem, was Hr. H. selbst bey seinem Auszuge ändert, wegläßt oder zusetzt, zu unterscheiden. Die Absicht des Verf. zumal in den Gegenden, wo er izt lebt, ist und bleibt gut, daß er nemlich Anfängern in dem Studium der griechischen Klassiker einen leichtern Weg zum nähern Verständniß derselben bahne; aber das heißt den Mund zu voll genommen, wenn Hr. H. nun auch noch hinzusetzt: „und daß sie allen, die, ohne die griechische Sprache selbst zu verstehn,

„auf den Namen eines schönen Geistes gerechte Ansprüche „machen wollen, diejenigen Werke in Extenso vorlege, „aus welchen sich die feinen und originellen Genies jeder „fremden so wol, als unserer eignen Nation, gebildet ha„ben.“ Erbärmliche schöne Geister, die die griechische Sprache nicht selbst verstehn, und sich mit Krücken von der Art gleichwol einen festen und muntern Gang zutrauen!

We.

II. Erziehungsschriften.

Nachricht von der gegenwärtigen Beschaffenheit der Normalschule und einiger andern deutschen Schulen in und bey der Kaiserlich-Königlichen Residenzstadt Wien. Wien, im Verlage der deutschen Schulanstalt. 1775. 48. in 8.

Man findet hier erst eine vorläufige Nachricht; zweytens das Verzeichniß der in und bey der Stadt Wien bis itzo verbesserten deutschen Schulen; drittens eine Instruction für den Oberaufseher sämtlicher deutschen Schulen; viertens und fünftens eine Instruction für den Director und die Lehrer der wienerischen Normalschule; sechstens Schulgesetze für die Schüler der deutschen, besonders der Normal- und Hauptschulen in den k. k. Staaten; und siebentens ein Verzeichniß der bis itzo gedruckten Schulschriften. Dem Verzeichniß der Schulen ist zugleich ein Verzeichniß der Lehrer beygefügt und der sämtlichen Schüler, von denen die Schulen, wie diese Nachricht gedruckt ist, besucht sind und deren Anzahl sich auf 3350 beläuft. Man liest diese Nachricht nicht ohne großes Vergnügen. Denn erstlich ist es eine Freude zu bemerken, daß man aus der Erziehungssache, die einen so gar starken Einfluß in die menschliche Glückseligkeit hat, wirklich ein wichtiges Staatsgeschäfte macht; und dann bemerkt man auch nicht ohne inniges Vergnügen, daß in allen besonders auf gemeinnützige Kenntnisse und auf wahre Frömmigkeit und Tugend gesehen wird. Daß es nicht an manchen Unrichtigkeiten und Provinzialfehlern in Absicht auf die Sprache fehle,

fehle, wird man leicht vermuthen. So findet man Uebersetzung der Normalschule an statt Versetzung oder Verlegung. Gehilfen, ihres Pfarrer, Befund, die Zeit verzehren, Auferbauung des Volks u. s. w. Schuldiener werden hier auf eine seltsame Art Familias genannt. Sonst pflegt man einen, der zur Aufwartung in den Schulen gebraucht wird, schicklich einen Famulus zu nennen.

Allgemeine Schulordnung für die deutschen Normal- Haupt- und Trivialschulen in sämtlichen Kaiserlichen Königl. Erbländern d. d. Wien den 6 December 1774. 58 S. in 8.

Lesen, Schreiben, Rechtschreibung, Rechnen, lateinische Sprache, Naturwissenschaft, Haushaltung, Erdbeschreibung und Geschichte, Zeichnen, deutsche Sprachlehre und Uebung in schriftlichen Aufsätzen, Geometrie, Mechanik, katechetischer Unterricht, Religionsgeschichte, Sittenlehre, Erklärung der Episteln und Evangelien, und Regeln der Wohlanständigkeit machen das Verzeichniß der Sachen aus, die in einer Normalschule gelehret werden sollen. Eine solche Normalschule hat außer einem Katecheten 4 Lehrer, eine Hauptschule hat 3 Lehrer und einen Katecheten, und ein ordentliche Stadtschule hat 2 Lehrer und einen Katecheten. So viele Lehrer, als da sind, so viele Zimmer sollen auch in den Schulgebäuden seyn. In den Haupt- und Stadtschulen werden einige der angeführten Sachen weggelassen, die zur Mathematik und Naturlehre gehören. Die Trivialschulen in kleinen Städten, Märkten, und auf dem Lande haben außer einen Lehrer auch einen Katecheten. In jeder Provinz soll eine Normalschule und in einem District der Provinz eine Hauptschule seyn. In jeder Provinz sollen die Schulen unter einer Schulcommißion stehen. Sonst wird jeder Schule ein Aufseher und mehrern Schulen zusammen ein Oberaufseher gegeben. Alle Schullehrer sollen in den Normalschulen gebildet, unterrichtet und geprüft werden. Ueberhaupt leuchtet aus der ganzen Verordnung ein löblicher Eifer hervor, dem Staat nützliche Mitglieder durch die Erziehungsanstalten zu verschaffen. Daß so viel auf Mathematik und Naturlehre Rücksicht genommen ist, haben wir vorzüglich mit Vergnügen bemerkt. Was wir nicht billigen können, ist dies, daß man

vielmehr Episteln und Evangelien, als die Bibel selbst, oder einen guten Auszug aus der Bibel, will erklären und lesen lassen. Der ordentliche Lehrer der Religion in einer Schule müßte auch auf keine Weise so wenig geschickt seyn, daß der Pfarrer des Orts im Katechesiren ihm zuweilen auch zur Anleitung vorkatechisiren müßte, wie es hier verordnet wird. Vielweniger müßte bald ein Pfarrer, bald einer der Vicarien und bald irgend ein Ordensgeistlicher dazu gebraucht werden. Aus dem Verboth sieht man, daß bisher Schulmeister noch Schenkwirthe und Dorfmusicanten neben her gewesen sind. Schulaufseher müßten nicht von Magistraten, sondern von den Schulcommißionen bestellt werden. Auch können wir nicht billigen, daß irgend ein Bürger, der ein Schulfreund ist, mit auf die Schule sehen soll. Dadurch wird nur der Weg zu mancherley Streitigkeiten, Verläumdungen und unstatthaften Berichten gebahnt. Wenn wöchentlich in den Normalschulen, d. i. den vorzüglichsten Schulen, nur 6 Stunden zum Latein bestimt werden: so kann unmöglich etwas von Bedeutung dadurch ausgerichtet werden. Vom Griechischen, Französischen, Italiänischen und andern Sprachen ist hier gar nicht die Rede. Ohne der Jugend oder den Lehrern lästig zu fallen, könnte doch wenigstens das Französische gut mit getrieben werden. Oder sind vielleicht in jeder Provinz und jeder etwas ansehnlichen Stadt noch besondere lateinische Schulen? So viel geschieht wohl noch für die Erziehung nicht. Nach S. 37 sollen Schullehrer in den Städten zunächst nach dem Magistrat ihren Rang haben und auf dem Lande nach den Gerichtspersonen. Von des Directors vorzüglichem Rang wird hier nichts gesagt. Selbiger sollte doch einem Rathsherrn wenigstens nicht nachgesetzt werden. Ueberhaupt finden wir bey dieser Schulverordnung die besten und neuesten Erziehungsschriften nicht so genützt, als sie bey der Mainzischen und einigen andern in katholischen Ländern vortheilhaft gebraucht sind. Doch vielleicht ist die im Oesterreichischen so harte und der Ausbreitung der Kenntnisse so sehr hinderliche Büchercensur und das Büchervorbot daran Schuld. Vollzug an statt Vollziehung; dort an statt da; derley an statt dergleichen; Hilfe an statt Hülfe; kösten an statt kosten; Schränkel an statt Schränke, gehören zu den Provinzialfehlern, die ziemlich häufig hier vorkommen. S. 16. heißt es auch: die Zahl hat zu bestehen.

Gesetze

Gesetze für die Schüler der deutschen besonders der Normal- und Hauptschulen in den K. K. Staaten, 18 S. in 8. ohne Jahrszahl.

Diese Gesetze enthalten 6 Abschnitte, davon der erste von dem Verhalten der Schüler gegen Gott und in der Kirche; der zweyte von dem Betragen der Schüler in der Schule; der dritte von dem Verhalten der Schüler gegen ihre Lehrer; der vierte von dem Betragen gegen die Mitschüler; der fünfte von dem Betragen der Schüler überhaupt; und der sechste von dem Verhalten der Schüler bey Erduldung der Strafe handelt. In diesen Gesetzen finden sich in der That lauter solche Vorschriften, aus denen man sieht, daß der Verfasser gerne die Jugend zur Tugend, zu wohlthätigen Neigungen und Bemühungen und zu nützlichen Weltbürgern erzogen sehen möchte. Von dem, was die Religion betrifft, sagen wir nicht. Mit Vergnügen sehen wir aber, daß auch hierinn der Verf. wie es sonst so häufig bey Katholicken geschieht, nicht das Ceremonielle und Ausserwesentliche dem Wesentlichen vorzieht. Sonst scheint es uns nicht genug überlegt zu seyn, wenn der Verf. S. 4. die frömsten und fleißigsten Schüler zur Belohnung in der Kirche bey dem Lehrer sitzen lassen will und S. 5. auch die unordentlichen nahe beym Lehrer haben will. Wie soll man nun diese von jenen unterscheiden? Auch möchte es zu allerhand den guten Sitten und der Tugend nachtheiligen Einfällen und zur Heucheley Anlaß geben, wenn die Guten und Frommen nur dem Lehrer nahe wären. Ganz und gar nicht ist es zu billigen, wenn den Schülern, welche während der Schulzeit ihrer Nothdurft wegen hinausgehen, zur Bestrafung es zur Pflicht gemacht wird daß sie zu Hause etwas auswendig lernen oder schreiben sollen. Zu welchen eckelhaften Einfällen muß das nicht Anlaß geben, und was könnte überhaupt das Lernen eckelhafter machen? Zu den Sprachunrichtigkeiten gehört folgendes. S. 4 steht danach und schwätzen an statt darnach und schwatzen; S. 6 desen, an statt dessen; S. 7. wegen dem, an statt wegen des; S. 8. vor die Beichte an statt für; S. 9. Vormunden anstatt Vormünder; S. 10 vor ihn an statt; vor ihm; S. 11. damals wenn an statt dann. Jener steht, wie in den meisten Schriften, die in den obern Provinzen Deutschlandes herauskommen, so

auch

auch hier, fast immer anstatt derjenige. Jener braucht der Deutsche nur, wie der Franzose celui-là.

Vollständige Buchstabirtabelle, durch deren rechten Gebrauch können in öffentlichen Schulen die Kinder im Buchstabiren aller Arten von Sylben und Wörter unterwiesen werden, ohne dabey ein Namenbüchel zu haben, und folglich ohne so ein Buch, wie insgemein geschieht, schon über dem Buchstabiren zu zerreissen.

So lautet das, was wir über der hier erwähnten Tabelle gedruckt finden. Auf dieser aus 2 zusammen geklebten Bogen bestehenden Tabelle ist das Alphabet nach den großen und kleinen Buchstaben so abgedruckt, daß die Selbstlauter in der Mitte stehen und die Mitlauter sich auf beyden Seiten finden. Nun kan der Lehrer willkührlich, indem er auf die Tabelle, die an der Wand hängen kan, mit einem Stock hinweiset, aus den Buchstaben Sylben machen. Dieß ist freylich so weit nützlich, daß eine mäßige Anzahl von Schülern sich um den Lehrer herum versammlen und mit buchstabiren kan, ohne selbst eine Buchstabirtabelle oder ein Buchstabirbüchlein zu haben. Da Kinder aber doch ein Lesebüchelchen haben müssen, wenn sie weiter kommen: so wird eben nicht viel dadurch erspart. Auch ist zu Wien, woher die Tabelle kommt, ein gutes sogenanntes A B C Buch vorhanden, welches wir hier sogleich mit anzeigen wollen.

A B C- oder Namenbüchlein, zum Gebrauch der Schulen in den Kayserl. Königl. Staaten. Wien, im Verlage der deutschen Schulanstalt. 1774. 64 Seit. in 8.

Dieses Büchelchen enthält, ausser verschiedenen Arten deutscher und lateinischer Buchstaben und ausser einer Menge Sylbenzusammensetzungen, ungemein viel nützliches zur Uebung im Lesen. Man findet darin Gebete, die vornehmsten Artikel des christlichen Glaubens, die zehn Gebote, 3 Tabellen von Erkenntniß der Buchstaben, von dem Buchstabiren und vom Lesen, welche in der Kürze unge-

ungemein viel nützliches enthalten; ferner sind da kurze Sittenlehren, kleine Erzählungen, die Zahlen, und endlich in einem Anhange eine Vorbereitungslection beym Anfange des Schuljahrs. Alles ist mit vieler Einsicht und auch mit Geschmack zum Besten der Jugend gewählt und gesagt. Da dieß Büchelchen durch obrigkeitlichen Befehl in alle deutsche Schulen eingeführt wird: so ist es zu erwarten, daß die Folgen von dem Gebrauch desselben zur Ausbreitung und Vermehrung des gesunden Verstandes und zur Besserung des Herzens höchst wichtig für die österreichischen Lande seyn werden. Möchten nur alle deutsche Schullehrer Fähigkeit und Begierde haben, dadurch der ihnen anvertrauten Jugend recht nützlich zu werden!

Lesebuch für Schüler der deutschen Schulen in den K. K. Staaten. Erster Theil. Gegenstände, welche die Religion betreffen. Wien, im Verlage der deutschen Schulanstalt. 1774. in 8.

Dieser erste Theil, welcher aus vier Stücken besteht, deren jedes eine neue Seitenzahl hat, macht ungefähr dritthalb hundert Seiten aus. Das erste Stück dieses Theils besteht aus der Haupttabelle des Katechismus; in dem zweyten Stück erfolgt die Erklärung des ersten Stücks. Im dritten wird die biblische Geschichte der Religion kurz vorgetragen, und im vierten finden wir das Wesentlichste aus der christlichen Sittenlehre. Der Recensent kan freylich dem Verf. in gar vielen zur Religion gehörigen oder gerechneten Dingen nicht beytreten; aber bemerkt mit großem Vergnügen, daß der Verf. gesunde Beurtheilungskraft mit Wahrheitsliebe und wahrer Menschenliebe verbindet. Letztere legt er vorzüglich auch dadurch an den Tag, daß er keinen Haß, keine Beleidigung und keine Verfolgung gegen solche, die in Religionssachen irren oder anders denken, für erlaubt hält. Ueberhaupt sind wir überzeugt, daß durch dieses Buch viel Gutes werde gestiftet werden. Da es für die Jugend aber in mancher Hinsicht vortheilhaft ist, daß die dafür bestimmten Lehrbücher nicht aus mehrern Theilen bestehen, und daß sie kurz und wohlfeil gerathen: so wäre es zu wünschen gewesen, daß das, was am wenigsten wichtig und wesentlich ist, weggeblieben wäre, und daß man das Ganze in einem Bändchen geliefert hätte. Auch

hätte die Seitenzahl fortlaufen sollen, welches so sehr zur Bequemlichkeit im Aufschlagen dient. Die Schreibart ist, wie die Rechtschreibung, in diesem Buch weniger fehlerhaft, als in den meisten Büchern, welche im Oesterreichischen und Bayrschen herauskommen. Die Fortsetzung dieses Werks haben wir unter folgendem Titel:

Das Buch für Lehrer und Eltern, um daraus die in öffentlichen Schulen durch den zweckmäßigen Gebrauch des Lesebuchs in Religionssachen unterwiesene Jugend zu prüfen. Nebst einer Vorrede, in welcher der Verfasser den rechten Gebrauch dieses Buchs lehret, und die dawider gemachten Einwürfe beantwortet. Wien, im Verlage der deutschen Schulanstalt. in 8.

Es ist hier nicht gesagt, daß dieß Buch der zweyte Theil des vorhergehenden Werks ist. Da es mit dem ersten Theile dieser Schrift gleichen Innhalts ist, und nur durch die katechetische Form sich unterscheidet, auch den Aeltern bestimmt ist: so hätte auch freylich der zuerst angezeigte Band nicht erster Theil genannt werden sollen. Die Vorrede enthält viel Gutes und Nützliches in sich. Dennoch glauben wir, daß dieses Buch sehr wohl hätte entbehrt werden können. Wer nicht im Stande ist, die Jugend zu prüfen, ohne diese Anleitung zu haben, thut es gewiß auch nicht mit vielem Nutzen, wenn er dieses Buch zu Hülfe nimmt. Die Seitenzahl ist auch hier unterbrochen, wie im ersten Theil.

Die Evangelien, wie sie von den vier Evangelisten, Matthäus, Markus, Lukas und Johannes geschrieben worden, nebst den Lectionen und Episteln, die das Jahr hindurch in der katholischen Kirche gelesen werden; zum Gebrauch der Leseschüler in der K. K. Normalschule. Mit K. K. allergnädigster Freyheit. Wien, im Verlage der deutschen Schulanstalt. 1775. 587. S. in 8.

Die

Die Lectionen und Episteln, samt den Evangelien auf alle Sonn- und Feyertage des ganzen Jahrs, mit beygefügter Paßions- oder Leidensgeschichte unsers Heilandes, wie solche von jedem der vier Evangelisten ist beschrieben worden. Mit ihrer Röm. K. K. Majest. allergnäd. Freyheit und Bewilligung der Obern. Wien, im Verlage der Normalschule. 240 S. in 8. Die Jahrszahl des Drucks ist weggelassen.

Das erste von diesen beyden Büchern enthält, ausser einer Tabelle von den sämmtlichen Büchern der Bibel und deren Eintheilung, und ausser einem wohlgemachten kurzen Inhalt aller Bücher, wobey zugleich die Anzahl der Kapitel jedes Buchs sich findet, wie es auch der Titel sagt, die vier Evangelisten ganz und in einem Anhange die Lectionen und Episteln für die Sonn- Fest- und heiligen Tage. In dem 2ten Buche sind die Evangelien, Episteln und Lectionen ganz allein für die geringern deutschen Schulen abgedruckt. Wenn wir nicht irren, so sind die Uebersetzungen von dem Herrn Canonicus Braun in München. Auch sind sie so gerathen, daß sie diesem geschickten, wahrheitsliebenden und rechtschaffenen Gelehrten wenigstens keine Schande machen. Hin und wieder finden wir eine Stelle, wo der Verf. ohne daß wir eine Veranlassungsursache davon errathen können, in der Uebersetzung nicht genau dem Originaltext folgt. So heißt es z. B. S. 57. in dem erstern Buch und S. 39. in dem letztern: seine Kleider wurden weiß, wie der Schnee, wo im Griechischen τὸ φῶς das Licht steht. Auch sind in dem Abdruck der Episteln und Lectionen die Wörter in dem einen Buch oft anders zusammengestellt, als in dem andern. Der Sinn bleibt freylich derselbe; aber bey Büchern, die der Jugend und dem gemeinen Mann in die Hände gegeben werden, ist es wichtig, daß darin keine Veränderung gemacht werde. Denn erstlich wird das dem gemeinen Mann leicht anstößig, und dann ist es denen, welche sich bis zum Auswendigwissen gerne mit den Evangelien und Episteln bekannt machen, hinderlich in Ansehung des Gedächtnisses, wenn sie die Wörter bald in dieser, bald in jener Folgeordnung sehen und lesen. Ueberhaupt ist es aber nicht zu billigen,

ligen, daß Bücher, die zur Religion gehören, für Lese-
schüler bestimmt werden. Es theilt sich gar zu leicht etwas
von dem Widrigen, das mit Strafen und Erinnerungen,
die beym Lesenlernen so leicht vorfallen, verknüpft ist, den
Büchern mit, die dann gebraucht werden; und es ist ein
grosser Fehler, daß sowohl in protestantischen Ländern, wo
dieß jedoch hin und wieder geändert wird, als in katholi-
schen, fast immer Religionsbücher zum Buchstabiren und
zum Lesen bey der Jugend gebraucht werden. Man könnte
immer so ein Büchelchen zum Lesenlernen brauchen, das
auch seinem Inhalt nach nützlich wäre; aber die Materie
müßte der jugendlichen Munterkeit so angemessen seyn, und
ihrer Natur nach so etwas Angenehmes für die Jugend ha-
ben, daß sich theils die Neigung dazu nicht leicht verlieren
könnte, wenn auch die Arbeit des Lesenlernens oft etwas
Unangenehmes mit sich führte, theils auch es nicht von
wichtigen Folgen für die Jugend wäre, wenn sie die Sache
mit zu hassen geneigt würde, mit der sie sich, indem sie le-
sen lernt, beschäftigt. Man möchte hier einwenden, daß
das Lesenlernen immer der Jugend angenehm gemacht wer-
den müßte und könnte. Das muß und kan freylich gesche-
hen; allein dazu wird immer ein Lesemeister erfordert, der
muntern Temperaments und wirklich kein geringer Meister
in seiner Kunst ist. Und findet man unter den Schulmei-
stern deren viele? Also ja keine Religionsbücher zum Le-
senlernen. Viele finden die Religion und die gottesdienst-
lichen Uebungen gewiß widrig, weil sie beym Katechismus
und Evangelienbuch so oft Schläge und Scheltworte beka-
men. Und nun noch eins: warum wird nicht an statt die-
ser Evangelienbücher der Jugend lieber, wo nicht die ganze
Bibel, doch das ganze neue Testament, gegeben? Durch
ein Register könnten ja leicht die Evangelien und Episteln,
so weit sie im neuen Testament sind, angegeben und das
Uebrige, was sich hier findet, in einem Anhange hinzuge-
druckt werden. Der Druck könnte leicht so eingerichtet wer-
den, daß es kein stärkers und kostbarers Buch für die Ju-
gend würde, als das hier zuerst angezeigt ist.

Anleitung zum Schönschreiben, nebst Vorschriften. Zum Gebrauche der deutschen Schulen in den Kaiserl. Königl. Staaten. Mit Ihrer Röm. Kais. auch Kais. Königl. Apost. Majest. allergnädigsten Druck-

Druckfreyheit. Wien, im Verlage der deutschen Schulanstalt. 1775. 43 S. in 8.

Die hier genannten Vorschriften sind uns nicht mit zu Händen gekommen. Sind sie aber nicht besser, als die Proben, die sich hin und wieder hier finden: so versprechen wir uns nicht viel davon. Schöne Vorschriften muß man vorzüglich in den ansehnlichsten Handlungsörtern suchen. Wir wüßten nicht, daß irgend eine Gattung von Vorschriften, die in Deutschland zum Vorschein gekommen sind, nur halb so schön wäre, als die Hamburgischen von Westphal und von Wetzel. Diese Anleitung enthält wirklich viel Gutes. Auch finden sich Dintenrecepte darin.

Anleitung zur deutschen Rechtschreibung. Zum Gebrauche der deutschen Schulen in den Kaiserl. Königlichen Staaten. Mit Ihrer Röm. Kais. auch Kais. Königl. Apost. Maj. allergnädigster Druckfreyheit. Wien, im Verlage der deutschen Schulanstalt. 1774. 40 S. in 8.

Diese 40 Seiten enthalten in der That ungemein viel nützliches, und es ist zu wünschen, daß diese Anleitung in allen deutschen Schulen fleißig gebraucht werde. Auch die gemeinsten Leute, wenn sie in der Kindheit mit dem, was in diesem Büchelchen enthalten ist, wohl bekannt gemacht werden und sonst im Stande sind, etwas vernünftiges zu sagen, werden dann leicht zur Fertigkeit kommen, gut und richtig einen Brief zu schreiben, oder über etwas ihre Gedanken ordentlich nieder zu schreiben. In solchen Büchern, die der gemeine Mann brauchen soll, der nicht leicht es wagt, etwas für einen Druckfehler anzusehen, und kaum von einem Druckfehler einen Begriff hat, sollte aber billig alles ganz richtig gedruckt seyn. Das ist nicht genug in dieser Anleitung geschehen. Z. B. bey dem Sonderungszeichen, wie es der Verf. die Trennungspunkte nennt, findet sich das Wort Poet nicht Poët, sondern Pöet gedruckt. In Hauptwörtern, wo die guten Schriftsteller Deutschlands ein ů setzen, findet man hier auch fast stets das Provinziale i, als in Hilfswort. Die Wörter, welche im Schreiben sich fast gleich sind, hat man auf eine gezwun-

gene Art in eine gewisse Gedanken ausdruckende Rede gebracht. Hin und wieder hätte doch leicht etwas noch besser gegeben werden können. S. 37. heißt es z. B. Schaffe dem Schäfer, daß er sorgfältiger meine Schafe weyde, sonst werde ich dir zur Strafe alle Tage schales Bier geben, und von den Eyern sollst du nur die Schaalen bekommen; du wirst auch aus meiner silbernen Schale nicht mehr essen. Was für deutsch: Schaffe dem Schäfer, daß er u. s. w.! Da hätte doch wenigstens es besser geheissen: Schaffe oder mache es, daß der Schäfer 2c. Allein die ganze Sache ist eine unnütze Arbeit. Oder man müßte so viel Erfindungskraft haben und so viel Mühe anwenden, daß in allem ein natürlicher Witz herrschte. Dann könnte es eine Sache des Vergnügens für die Kinder werden und dem Gedächtniß zu Hülfe kommen. Das in manchen Provinzen übliche, aber in guten deutschen Schriftstellern sich fast nirgends findende Ui anstatt Ue, z. B. in Uebung hat der Verf. auch.

Rechnenbuch für die Schüler der deutschen Schulen in den K. K. Staaten. Erster Theil. Für Landschulen und die niedrigsten Klassen der Stadtschulen. Mit Ihrer Röm. Kais. auch Kaiserl. Kön. Apost. Maj. allergnädigster Freyheit. Wien, im Verlage der deutschen Schulanstalt. 1774. 77 Seit. in 8.

Wir finden in diesem Büchelchen gar nichts, wodurch es sich vortheilhaft von andern Rechnenbüchern auszeichnet. Die Erklärungen sind fast immer gemeine Worterklärungen und selten sind sie aus der Natur der Sache hergenommen. Dazu kömmt dieß, daß alles sehr gedehnt ist. Endlich sollte ein Büchelchen, das für die Jugend in deutschen Schulen bestimmt ist, durchaus nicht in verschiedenen Theilen nach und nach erscheinen. Warum schrieb nicht der Verf. den zweyten Theil auch erst fertig, ehe er diesen ans Licht treten ließ. Einen zweyten Theil von gleicher Güte zu schreiben, ist gewiß keine Arbeit von Wichtigkeit. Möchte doch das Jenensische Rechnenbuch überhaupt in deutschen Schulen gebraucht werden! Der Mathematiker von Einsicht findet alles recht und der deutsche Schulmeister kan es verstehen.

Wegen der verschiedenen Münzsorten, Maaße und Gewichte braucht freylich jedes Land seine besondern Rechnenbücher; aber wie leicht könnte darin von einem der Sache gewachsenen Mann das Erforderliche geändert werden! Endlich können sich die deutschen Schüler aller Klassen gut mit einem Rechnenbuch behelfen. Es müssen ohne Noth keine neue Ausgaben veranlaßt werden. Diejenigen, welche ordentlich die Mathematik studiren wollen, bleiben schon nicht in den gewöhnlichen deutschen Schulen; und von denen ist also nicht die Rede.

Anleitung zur Sittsamkeit, zum Gebrauche für Schüler der deutschen Schulen in den Kais. Kön. Staaten. Mit Ihrer Röm. Kais. auch Kais. Kön. Apost. Maj. allergnädigsten Druckfreyheit. Wien, im Verlage der deutschen Schulanstalt. 1774. 40 S. in 8.

Wir haben nicht ohne Vergnügen dieß Büchelchen gelesen. Es enthält in der Kürze ungemein viel Gutes.

Idea methodi erudiendi juventutem in scholis trivialibus, jussu Augustae M. Theresiae terris suis haereditariis praescriptae; lingua latina donata a *Joanne Baptista Koka*, Cathedr. Ecclesiar. Chanadiensis et Vacciensis Canonico, S. S. Theologiae Doctore &c. Vindobonae, Typ. Jo. Thom. nob. de Trattnern. MDCCLXXV. 37 S. in 8.

Diese Uebersetzung ist für diejenigen gemacht, quibus idioma germanicum peregrinum aut non usquequaque cognitum est, also für Ausländer. Es hat aber dieses Büchelchen so weniges von einiger Wichtigkeit für diejenigen, welchen es nicht zur Vorschrift gegeben ist, daß es aus der Ursach nicht hätte übersetzt werden dürfen. Und dann ist das Latein auch nicht so schön, daß dieß Leser reizen könnte. S. 4. heißt es: Quid? quod hanc ipsam docendi atque discendi normam Augusta Nostra cunctis scholis communem jam esse *velit, jubeatque*. S. 8. finden wir: *magis palam est, quam ut*. S. 11. *discipulis communicare*. S. 16. ut, quae super illa consignantur,

ab omnibus juxta percipi ac legi valeant. S. 17. distractioni moderatoris ansam praebere inter docendum aut *conscholarium* inter discendum. S. 34. *Palam fit, quatenus* inchoata quidem ab Acatholicis, perfecta autem a Catholicis nova isthaec profanas in scholis trivialibus disciplinas tradendi methodus extiterit. Doch diese Proben sind schon zur Beurtheilung des Lateins hinreichend genug.

Etymologicum linguae latinae, in welchem die etymologischen Regeln und lateinischen Radices oder Stammwörter, wie auch die stamm- und abstammenden Wörter, wie dieselben in dem Tyrocipio analytico nach einander folgen, enthalten sind: und welchem das Tirocinium syntheticum beygefüget worden. Zum Gebrauch der öffentlichen lateinischen Schulen in den Oesterreichischen Staaten. Mit allerhöchstem Kaiserl. Königl. Privilegium. Wien, 1775. Zu finden in dem Gewölbe bey Sebastian Hartl. Alles macht 355 Seiten in 8. aus, denn bey jedem Stück geht eine neue Seitenzahl an.

Wer des Verf. Grammatik gesehen hat, wird schon aus dem Titel sehen, daß auch dieses Buch von ihm herrühre. Er bezeichnet sich am Ende der Vorrede eben so, als bey der Grammatik durch die Buchstaben A. F. K. Die Vorrede läßt der Verf. zugleich eine Zuschrift an die Herren Reinisch und Lessacher seyn, die auf den Wienerischen Gymnasien die Humaniora lehren. Man sieht hieraus, daß der Verf. selbst diesen Lehrern Stunden des Unterrichts giebt; und er spricht auch in einem Ton, der dazu stimmt. Haben diese Männer Verstand, Geschmack und gründliche Kenntnisse: wie sehr sind sie dann zu bedauren, daß sie einem Mann, als Führer, folgen sollen, dessen Geschicklichkeiten ihm nicht einmal den Beruf geben, ein Lehrer der Jugend zu seyn. Ein guter Schüler der beyden obersten Klassen in einer guten Schule würde wenigstens sich zu schämen Ursache haben, wenn er ein so abgeschmacktes und armseliges Buch zusammen geschrieben hätte, als dieses Etymologicum ist. Es muß doch auch wohl Männer

ner in Wien geben, die den Unfug, daß ein solcher Mann den Lehrer der Lehrer macht, nicht ganz geruhig ansehen können. Denn an solche gedenkt er ohne Zweifel, indem er über überkluge Witzlinge klagt, die wider ihn schreyen. Er legt diesen Witzlingen zur Last, daß sie ihn wegen ungewöhnlicher Lehrarten anklagen. Darin möchte er wohl unschuldig seyn. Denn ist nicht die Lehrmethode, da man mit Vocabeln, mit der Grammatik und Analysiren ganz gemächlich einen beträchtlichen Theil der Jugend hinbringt, alt genug? Das Tirocinium syntheticum ist, wie der Verf. sagt, eine Uebersetzung des Tirocinii analytici. Dieses letztere Tirocinium besitzen wir nicht, und wir können über das Latein also nicht urtheilen. Ist es aber nicht besser, als das deutsche: so wäre es sehr zu wünschen, daß alles, was davon da ist, je eher je lieber in eine Krämerbude käme. Ist das Latein aber auch erträglich gut: so ist doch das Werkchen der Jugend höchst schädlich. Denn das Tirocinium enthält in Absicht auf die Begriffe und Gedanken unglaublich viel unbedeutendes, abgeschmacktes und falsches. Hierzu kommt dieß, daß es hier eine große Menge unvollständiger Sätze giebt. Hat das Kind nun nicht von der Natur große Verstandesfähigkeiten bekommen; so bekömmt es gar kein Gefühl von der Unvollkommenheit eines Satzes. Selbst bey fähigen Kindern schwächt es das Vermögen, das Unvollständige in einem Satze oder Gedanken zu empfinden. Wie schädlich es für die junge und noch leere Seele sey, sie habe gute Fähigkeiten, oder nicht, sich mit nichtswürdigen oder irrigen und schädlichen Ideenvorstellungen zu beschäftigen und sich damit anzufüllen, das ist unnöthig zu sagen. Wie wenig der Verf. ein grammatischer Kopf ist, sieht man schon aus dem Titel, wo von stamm- und abstammenden Wörtern die Rede ist. Jeder Secundaner in einer lateinischen Schule muß es ja wissen, daß Wörter, die in der Wortfügung auf einerley Weise regiert werden und zusammen gehören, auch von gleicher Art seyn müssen. Ist also stamm- hier das Substantivum, woraus sonst das zusammen gesetzte Wort Stammwort gemacht wird, wie es eigentlich nichts anders seyn kan; so kan nicht das Participium abstammend damit zusammen construirt werden. Sollte das stamm- eine Partikel seyn: so müßte auch abstammend eine Partikel seyn. Allein aus den beyden Strichen, die hinter stamm- stehen, erhellt, daß da noch etwas fehlt, welches beym folgenden ähnlichen

Wort steht; und so müßte es heissen können, stammende Wörter, wie abstammende Wörter. So ein Participium kennt aber die deutsche Sprache nicht. Unser Verf. scheinet von allem diesem nichts zu wissen. Wie der Verf. und Lock je zusammen kommen können, ist kaum begreiflich. Und doch spricht er in der Vorrede S. 7. vom Lock, als einem Mann, den er liest und versteht. Er mag aber sicher glauben, daß einer, der Locks Schriften versteht und sie zu schätzen weiß, nie solche Bücher, als unsers Verf. Grammatik und Etymologicum ist, zu schreiben im Stande ist. S. 7. finden wir auch die Redensart: einen von etwas berichten. S. 10. ist ihm condo und abscondo der Bedeutung nach eins. S. 11. sagt er: diese Präposition verändert sein N. Sollte wohl ein Tertianer hier sein anstatt ihr setzen? Im Tirocinio S. 2. heißt es: In diesem Knaben stickt ein großer Fleiß. S. 18. daselbst scheint nichts zu fehlen, weil die 19. Seite darauf folgt, und auch der S. 18 unten stehende sogenannte Custos Ti- zu dem S. 19 folgenden Tirocinio paßt; dennoch schließt sich S. 18 mit Num. 289 und S. 19 fängt mit 536 wieder an. S. 50, wie sonst oft, braucht der Verf. nicht nur allein anstatt nicht nur, oder nicht allein. Noch ein Paar Sätze zur Probe. So heißt es S. 93: Wohlan, ich will mich den Peripatetikern widersetzen, welche vorgeben, daß sie mit den Rednern viel Verwandschaft hätten; gesetzt also, daß ich ihnen widerstehen wollte; S. 97: Wer standhaft ist, ist auch zugleich keck, weil das Wort keck, durch einen übeln Gebrauch desselben, einen Fehler ausdrücket. S. 125: Ein Weiser folget vielen glaublichen Schlüssen, wenn er sie auch nicht begreift, nicht empfindet, ihnen nicht Beyfall giebt; wenn sie nur der Wahrheit einigermassen ähnlich sind.

Anfangsgründe der lateinischen Sprache für die Oesterreichischen Staaten auf allerhöchsten Befehl verfasset. Erstes Buch. Mit allerhöchstem Kaiserl. Königl. Privilegium. Wien, 1774. bey Sebastian Hartl. 264 S. in 8.

Da wir sahen, daß diese Anfangsgründe auf allerhöchsten Befehl verfasset wären, hoften wir hier eine der besten Sprachlehren zu finden. Denn es war zu erwarten,

ken, daß an einem Ort, wo schon ein Dennis, ein Sonnenfels und viel andre Gelehrte von Genie, Einsicht und Geschmack sind, diese Arbeit einem Mann aufgetragen wäre, der was vorzügliches darin leisten könnte. Allein wir fanden uns ganz in unserer Erwartung betrogen. Der Verf. welcher sich A. F. K. unterschreibt, muß, wie es oft geschieht, durch einen Mann, der selbst nicht hinlänglich fähig ist von der Sache zu urtheilen, ohne Zweifel als ein Wunder von Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit dazu empfohlen seyn. Und man weis es, wie leicht es einem oft gelingt, sich bey einem angesehenen Großen den Namen eines großen Gelehrten zu erwerben. Indessen ist es sehr zu bedauren, daß zu einer Zeit, da man in Wien so vieles für die Erziehung und die Schulen thun will, und so vieles dazu hergiebt, ein so elender Gelehrter, als der Verfasser sich zeigt, bevollmächtigt wird, Schulbücher, woran doch so viel gelegen ist, zu schreiben, und sie den österreichischen Staaten aufzudringen. Er sagt, er habe unter den einheimischen Sprachlehren bloß diejenigen benutzt, welche vom Cellarius und Bel geschrieben sind, und sey vorzüglich derjenigen gefolgt, die unter dem Namen von Port Royale bekannt ist. Ein Mann, der für ein ganzes Land eine Grammatik zu schreiben sich befugt hält, sollte wohl nicht eben einem fremden Muster so ganz folgen dürfen; aber ein Glück für die österreichischen Staaten wäre es doch gewesen, wenn unser Verf. gute Muster gut zu nutzen gewußt hätte. Er ist so weit unter seinen Mustern geblieben, und hat in dieser Sprachlehre so ein elendes Werk geliefert, daß der Prälat von Felbiger, der doch nach Wien berufen ist, um bessere Schulanstalten im Oesterreichischen einführen zu helfen, nichts vermögen müßte, wenn diese Arbeit nicht wieder verworfen würde. Er hat, wie er sich ausdrückt, bey Zusammenschreibung seiner Sprachlehre die Fragmethode gebraucht. Diese Methode wäre wohl am allerwenigsten bey einer Sprachlehre zu gebrauchen. Sie veranlaßt nur die für Schullehrer so gemächliche und leider lange genug übliche Gewohnheit, daß die Schüler alle Regeln auswendig lernen und aufsagen müssen. Allein der Verf. ist auch dieser Methode günstig und scheint es noch gar nicht zu wissen, was für vortheilhafte Aenderungen in der Lehrmethode vorgegangen sind. Mit den besten neuen deutschen Schriftstellern muß er auch gar nicht be-

kannt seyn; er könnte sonst nicht so äußerst schlecht deutsch schreiben. Jedoch wir wollen einiges aus der Sprachlehre anführen, um die Leser selbst urtheilen zu lassen. Er fängt mit einem Vorbericht von der lateinischen Sprache und der Grammatik überhaupt an. Hier frägt er Num. 2; Wie ist diese heidnische Sprache nach Deutschland und bis zu uns in Oesterreich gekommen? Antw. Durch die Ausbreitung des christlichen Glaubens. Wozu das in einer Grammatik? Er theilt S. 11. jede Grammatik in 2 Theile, in die Etymologie und in die Wortfügung. Zu jener rechnet er auch die Rechtschreibung und die Tonsprechung. Letztere nimmt nur eine Seite ein, und zwar in einem Werk, das aus 2 Büchern besteht, wovon hier nur der erste Theil geliefert wird. Von dem Buchstaben C. sagt er S. 16. er werde vor mehrern Buchstaben wie ein deutsches K ausgesprochen; er nennt diese Buchstaben aber nicht. Er sagt zwar, C werde wie Z ausgesprochen vor e, i, y, ae, und oe, und man kann also hieraus schließen, wenn es wie K auszusprechen sey; allein in einer Grammatik muß alles genannt werden. T will er, zum Unterschied von D, tau genannt haben, als wenn die deutsche Zunge das härtere und weichere in der Aussprache nicht gut unterscheiden könnte. Nach S. 17 hat K auch nicht in Wörtern Platz, die vom Griechischen herkommen, wird aber doch wegen nur griechischen und fremden Wörtern den lateinischen Buchstaben beygezählt. Eben daselbst steht: Was ist noch von dem Tau zu merken? Daß es, wenn es vor dem i stehet, den Klang des Z annehme. S. 19. heißt es: Ich sehe doch noch keine Ursache, warum einige Buchstaben Vocalen, andere aber Consonanten genennet werden? Die Ursache ist; weil ich jeden Vocalen, wie z. B. a, ohne Beyhülfe eines andern Buchstabens aussprechen kann; hingegen kann ich keine Consonanten: als b, ohne Beyhülfe eines Vocalen, oder eines die Stelle des Vocalis heimlich vertretenden Consonanten aussprechen u. s. w. S. 21 sagt der Verf. Sage, wie die Consonanten noch ferner abgetheilet werden? In Mutas (stumme) und Semivocales (halblauter). Wie viel, und welche sind Mutae? Folgende zehen: be, pe, *ef*, ve, ce, qu, ge, je. de, te. Und welche sind Semivocales? Diese sechs; el, em, en er, es. ix. Was kann für eine Ursach dieser Eintheilung angegeben werden? Der Helfvocal; ohne welchen, gleichwie schon Num. 32. gesagt worden, kein Consonant ausgesprochen werden kann: daher geschieht es, daß jene Consonanten, deren

deren Aussprache mit einem Vocal geendiget ist, wie be, ce ꝛc. stumme; diese aber, die mit einem Vocal anfangen, (warum ist denn ef nicht darunter?) Halblauter genennet werden, wie el, em ꝛc. S. 24 heißt es in der 2ten Regel: wenn in einem Wort zween Consonanten beysammen stehen: so gehört der erste zur ersten und der zweyte zur zweyten Sylbe. Die 4te Regel lautet daselbst so: hingegen können zween und mehrere Consonanten, die zu Anfang des Worts beysammen stehen können, auch in der Mitte beysammen seyn. S. 26 stehen folgende Regeln: der Vocal in der vorletzten Sylbe vor zween oder einen Consonanten ist lang. Ein jeder Diphthongus, der die vorletzte Sylbe macht, ist allezeit lang. Bloß in der vorletzten Sylbe? S. 27 lesen wir: Was ist von jenen deutschen Wörtern zu sagen, die ich weiß und im Gedächtniß habe, da ich doch ihre Bedeutung nicht kenne, weil ich sie niemal gesehen habe; folglich mir ganz und gar nicht vorstellen kann: sind diese also nicht deutsche Wörter? Sie sind es, aber eitle Wörter und jenen gleich, die der Papagey, ohne sie zu verstehen, schwätzet: daher willst du dich befleissen, damit du die wahren Bedeutungen derley durch das Sehen bekommest; denn durch diese lobwürdige Neugierigkeit, wenn sie in gewissen Schranken gehalten wird, wirst du alle Dinge unterscheiden, und einem jeden den wahren Namen zu geben, die schöne Wissenschaft erlangen können, an welcher oft Männer von hohem Alter Mangel leiden. S. 31 frägt der Verf. Sag den Namen des siebenten Worts gaudia den Freuden? Antw. Dieses wird genennet Nomen, und zwar aus der Ursache; weil ihm das deutsche Geschlechtswort den vorgesetzet ist: bey den Deutschen ist dieses das Nomen, welchem einer, eine, eines; der, die, das, vorgesetzet werden kann: wenn du also wissen willst, ob dieses oder jenes lateinisches Wort ein Nomen sey, so sieh zuerst, was es bedeute und ob man der deutschen Benennung eines von den gemeldeten Geschlechtswörtern, der, die, das, vorsetzen könne. Ein Nomen adjectivum ist nach S. 34 ein Wort, welches die Dinge selbst sowohl, als ihre Eigenschaft anzeiget. Nach S. 36 kann man im Deutschen auch sagen: der Fahne anstatt die Fahne. S. 41. findet sich folgende Frage: Was ist der Accusativus? Er ist die vierte Endung, in welcher der Namen der Person, die wir anklagen, gesetzet wird, wie: hunc discipulum, den Schüler: Er wird geleitet von accuso, avi, atum, are, anklagen, beschuldigen.

Nach S. 95. kommt das Gerundium vom Participio passivo und nach S. 98. kommt das Participium pass. vom Gerundio her. S. 99 sagt er dann, er rede in dem einem Fall von dem wahren Ursprunge und in dem andern Fall von der gemeinen Ableitung, als wenn er Ursache hätte sich nach dem Irthum zu richten. Auditum est, kann nach dem Verf. S. 96 es ist zu hören heißen, und soll das Supinum seyn. Auch ist nach S. 251. amatum est, man hat geliebt; ventum fuit, man ist gekommen, das Supinum. Doch das hier ausgeschriebene reicht völlig hin, zu zeigen, wie wenig grammatisch richtig, wie widersprechend, wie wundersich deutsch, wie verworren und falsch der Verf. allenthalben die Dinge erklärt hat. Die unerträgliche Weitschweifigkeit ist bey einer Grammatick auch ganz auf der unrechten Stelle. Alles füllt endlich auch durch die wenig vortheilhafte Nutzung des Platzes weit mehr Seiten an, als geschehen sollte. Zu diesem Band, worin nur die Etymologie und Wortfügung vorkommt, soll nun noch ein zweyter hinzukommen mit den Regeln de generibus, praeteritis et supinis und mit der syntaxi figurata et ornata. Mag er doch diesen Band immer für sich behalten. Des Cellarius liber memorialis und lateinische Grammatick von Gesner verbessert, sind schon ein besseres Buch, als der Verf. zu schreiben kann.

G.

Gesammelte Briefe über die Basedowische Erziehungsmethode, nebst einem Anhange sonstiger nutzbarer Briefe, die nur Menschenfeinde nicht lesen dürfen. Offenbach am Mayn, gedruckt und zu finden bey Ulrich Weis, 1775. 88 S.

Ist eine Sammlung von Briefen, welche Lavater und Iselin einander über das Elementarwerk geschrieben hatten, und welche bereits theils besonders, theils in den frankfurtischen gelehrten Anzeigen gedruckt waren. Ihnen ist des Bernhardus Nordalbingius altchristliches Schreiben über die Gaben des Geistes, die Glaubensmeister, die Ketzereyen und Freyheit an Johannes Turicensis beygedruckt, nebst dem in den vierteljährigen Nachrichten des Herrn Basedows befindlichen Schreiben Hrn. Lava-

ters über den Schlözerischen Angriff des Elementarwerkes; und einem Schreiben Hrn. Candidat Conradi, über den glücklichen Erfolg, mit welchem er den Sohn Hrn. Statthalter Lindinners von Zürich nach dem Vorschlage des Herrn Basedows in kurzer Zeit die lateinische Sprache gelehret hat.

Pi.

---

12. Kriegswissenschaft.

Versuch eines Grundrisses zur Bildung des Officiers, entworfen durch F. F. von Nicolai, Herzoglich Würtembergischen Obristen und Generalquartiermeisters, auch Commendanten eines Artillerieregiments. Des herzoglichen M. St. C. O. Ritter. Ulm, zu finden bey August Leberecht Stettin. 1775. 8.

„Wir sind über den Zeitraum hinaus, sagt der Verfasser, in welchem Faulheit und Vorurtheile alles Wissenschaftliche, alles Theoretische des Krieges als blosse Schattenbilder verächtlich behandeln dürfen; Wir fodern Officiere von einer so vollkommenen Ausrüstung, nach welcher sie nicht an einzelnen Theilen ihres Berufs, am allerwenigsten aber an denjenigen allein kleben bleiben, die nur das Mechanische zum Grunde haben.„

„Da aber das Feld, welches der Soldat, um seine Bildung zu erlangen, zu durchwandern hat, von ungemein grossem Umfange ist; so muß auch in Ansehung seiner die Vorsichtigkeit in der Führung verdoppelt werden, damit er auf dem Wege, worauf er sammlet, nicht nebenaus greife, und dadurch die Ordnung seiner Sammlung verderbe. Nur ein Weg ist der nächste — Aber die grosse, die schwere Kunst ist, ihn zu finden; und gerade hierinnen stecken, meyne ich, die Hauptursachen, warum Leuthe von grossen Naturgaben, der besondern Mühe ungeachtet, die sie sich geben, um solche zu benutzen, dennoch öfters unter derjenigen Höhe bleiben, auf welche ihre Talente sie hätten erheben können und sollen.„

Die

Die Absicht des Herrn W. geht dahero in gegenwärtigem Entwurf vorzüglich dahin, dem jungen Krieger nicht allein das Feld vor Augen zu legen, welches er zu durchwandern hat, sondern ihm auch den nächsten, den bequemsten Weg zu zeigen, den er einschlagen muß; und wir müssen gestehen, daß derjenige, welcher sich seiner Führung überläßt, gewiß nicht irre gehen wird.

Das ganze Werk ist eigentlich eine Schilderung derjenigen Künste und Wissenschaften, die theils zur Erlernung der Krigswissenschaft geschickt machen, theils in das Gebiethe der eigentlichen Kriegswissenschaften gehören, theils zur Ausbildung des sittlichen Charakters des Soldaten etwas beytragen. Ehe der Soldat sich in die Kriegswissenschaften mit Hofnung eines glücklichen Erfolges einlassen kann, muß er sich nothwendig durch die Anschaffung verschiedener anderer Kenntnisse dazu vorbereiten, und dahero unterscheidet der Hr. W. ganz recht alle Wissenschaften, deren Besitz den Charakter eines vollkommenen Officiers ausmacht, in Vorbereitungswissenschaften und Berufs- oder eigentliche Kriegswissenschaften. Zu den erstern rechnet er die Religion, die Kenntniß verschiedener Sprachen, als der deutschen, französischen, lateinischen und italiänischen Sprache, die Zeichenkunst, bürgerliche Baukunst, die schönen Wissenschaften, die Kenntniß der Alterthümer, der Götterlehre, die reine und angewandte Grössenlehre, die Geschichtkunde, Erdbeschreibung, Statistic, Vernunftlehre, Sittenlehre, das Natur- und Völkerrecht. Zu den wirklichen Kriegswissenschaften zählt er die Geschützwissenschaft, Kriegsbauwissenschaft und die Tactic in ganzem Umfange.

Diese verschiedenen Wissenschaften geht der V. der Ordnung nach durch, nicht, daß er eine jede vollständig abhandelte, sondern er sucht nur den Officier auf dieselbe aufmerksam zu machen, und den Einfluß zu zeigen, den sie auf seine Ausbildung haben, und was er sich von der Erlernung derselben für Vortheile zu versprechen hat. Bey jeder Disciplin führt er diejenigen Schriften mit ihren vollständigen Titeln an, die theils von derselben besonders handeln, theils eine Beziehung auf dieselbe haben, und fügt, wo es nöthig ist, eine kurze Beurtheilung derselben bey, und zeichnet diejenigen aus, die, seinem Urtheile nach, vorzüglich geschickt sind, dem Lehrling die richtigsten und vollständigsten Begriffe beyzubringen und ihn am nächsten zum

Ziele

Ziele zu führen. Es ist dahero dieses Werk zugleich der beste Führer und Rathgeber für denjenigen, der im Stande ist und den Entschlus faßt, sich eine militärische Bibliothec anzuschaffen.

Um aber den nächsten Weg durch alle diese Disciplinen zu finden „sagt der V.„ welche der Soldat zu seiner Ausbildung nöthig hat, muß man vor allen Dingen die höchste Höhe bestimmen, zu welcher er in jeder derselben hinaufsteigen soll, den Ruhepunct, bey welchem er stille stehen soll. Ohne diese Vorsicht lauft er entweder über sein wahres Ziel hinaus; und da hört er zugleich auf, zweckmäßig zu lernen; oder er bleibt unter demselben stehen, und denn bekömmt die Ausbildung Lücken; das Lehrgebäude verliert die Verbindung und Festigkeit, durch welche die Gründlichkeit desselben sichtbar werden muß.

„Der Officier widmet sich entweder der Tactic im engern Verstande, das ist, dem Dienste des Fußvolks und der Reuterey, oder den Wissenschaften vom Kriegsbau oder denen vom Geschütze. Alle Officiere müssen in gewissen Disciplinen gleich weit geführet werden; in einigen aber muß der eine, um das Ziel seiner Bildung zu erreichen, höher steigen, und, um alle seine Bedürfnisse zu sammlen, sich weiter ausbreiten als der andere, der da oder dort zu seinem besondern Zwecke weniger nöthig haben kan. Ein jeder aber soll sich von rechts wegen zu den Begriffen von der höhern Tactic, von der Tactic im weitern Verstande hinauf, arbeiten; wenigstens soll ein jeder den Vorsatz haben, seinen Lichtkreis bis dahin auszudehnen. Ausser diesem erhält der Dienst blos Leuthe, welche die gewöhnliche gemeine Sprache gute Infanterie- oder Reuter-Officiere, gute Ingenieurs oder Geschützkünstler nennt; keine Generale, welche den Plan des Ganzen nach der gemeinschaftlichen Mitwirkung der Theile zu umfassen wissen. Jeder Officier soll, um die Waffe, worunter er dient, gründlich, systematisch zu verstehen, auch den Einfluß kennen, welchen andre Waffen in solche haben, wenn sie auf gewisse Weise und unter gewissen Umständen damit verbunden, oder davon getrennet werden. Kennt der Officier blos die Behandlung, Stellung und Bewegung der besondern Waffe, worunter er dient, ohne den immerwährenden Bezug auf andre, auf alle übrigen unter allerhand Abwechselungen einzusehen; so wird es fast unmöglich seyn, daß er andre als unzureichende, mangelhafte Entwürfe

mache,

mache, um diese entweder anzugreifen oder die seinige gegen sie in die wahre Stärke der Vertheidigung zu setzen. Er wird sich mit falschen Hypothesen täuschen; er wird fehl rechnen, und sobald nicht mehr vom Einfachen, sondern von gewissen Verbindungen und Vergleichungen die Rede ist, wodurch ein Ganzes erhalten werden soll, alles aus seinem wahrem Verhältnisse hinaussetzen. Alsdenn sieht man den Augenblick erscheinen, wo die Wissenschaft ihre Ehre rettet, indem der Held, der alle Knoten mit Alexanders Säbel auflösen wollte, auf dem Sprunge steht, die seinige zu verlieren, und die stolze Larve, unter welche er seine Unwissenheit gebieterisch versteckt hatte, beschämt ablegen zu müssen.„

Wie viel Beweise haben wir nicht in dem vorigen Kriege von der Richtigkeit dieser Anmerkung des Hrn. V. gesehen! Wir empfehlen sie allen Officieren, die einmal Lust haben, den schimmernden Posten eines commandirenden Generals zu bekleiden, zu aufrichtiger Beherzigung, so wie dieses schöne Werk überhaupt, welches im Ganzen darauf abzielt, den Verstand auszubilden, und einen grossen Verstand haben, und ein grosser General seyn, ist bey einem Officier einerley.

Abhandlung von der Beschaffenheit und dem Gebrauch der Cavallerie in den ältesten Zeiten. Nach den Erzehlungen des Homers. Mit Kupfern. Berlin, 1774. bey Georg Jacob Decker, Königl. Hofbuchdrucker. 8.

Dieses Werk kan für Liebhaber militarischer Alterthümer interessant seyn. Der V. fängt damit an, daß er den Begriff festsetzt, den man sich von der Reuterey in den ältesten Zeiten machen muß. Darunter verstand man nemlich alle Soldaten, welche auf Elephanten, Pferden, Camelen und Wagen saßen, und von selbigen fochten. Besonders aber versteht Homer unter der Reuterey so wohl der Griechen als der Trojaner, lediglich diejenigen Troupen, welche auf Wagen saßen, und von diesen fochten. Denn ob zwar den Griechen zur Zeit des Trojanischen Krieges das Reiten auf Pferden nicht unbekannt war, so machten sie doch in Gefechten keinen Gebrauch davon. Uebrigens stand die Reuterey bey den Alten in größtem Ansehen,

sehen, und die größten Prinzen machten sich eine Ehre daraus, ihre Pferde und Wagen auf eine geschickte Art zu regieren. Dieses alles beweist der V. durch verschiedene Stellen aus dem Homer, die er noch durch die Meinung berühmter Schriftsteller unterstützt. Seite 28 sqq. Jeder Streitwagen war mit dem Ritter und seinem Fuhrmann, der auch eine Standesperson war, besetzt. Beyde standen neben einander. — Die Schutzwaffen der Ritter waren ein Helm, ein Brustharnisch, eine blecherne Binde unter dem Cürass; auch waren die Beine mit Beinharnischen bedeckt.

Die Angriffswaffen waren, eine Lanze in der rechten, ein oder zwey Wurfspiese in der linken Hand, ein Degen, der auf der rechten Seite hieng. Die 1te Figur erklärt dieses und die Einrichtung des Wagens, nebst seiner Bespannung, welches alles der V. von S. 31 bis 41 sorgfältig erklärt. — Hierauf kommt er auf die Stutereyen der Griechen, auf die Eigenschaften der Pferde, welche die Alten verlangten, auf ihre Wartung und Fütterung — Eine gelehrte Untersuchung, ob die Pferde zur Zeit des Trojanischen Krieges Hufeisen hatten? — Endlich kommen die Uebungen der Reuterey, das Wettrennen mit Wägen, und die Regeln des Angriffs. Der V. hat noch die Meinung, welche die meisten Kriegslehrer vom Choc haben, daß die Stärke desselben von der Maaße und Geschwindigkeit abhange. Nach der jetzigen Art zu streiten ist, unserer Meinung nach, der militarische Stoß ganz andern Gesetzen unterworfen. Auf der 74ten Seite kommt der V. auf die Schlachtordnung, welche die 2te Figur erläutert. Er nimmt deren in allen drey an. 1) Stellte man die Cavallerie vor der Infanterie, welche sie denn unterstützte. 2) Hinter der Infanterie. 3) Mit der Infanterie vermischt. Dabey geht der V. die Grundsätze, die Homer in Rücksicht auf die Gefechte und den Gebrauch der Cavallerie in seinen Gedichten eingewebt hat, durch, und streut hin und wieder gute und brauchbare Anmerkungen und Beyspiele aus den neuern Zeiten mit unter, wodurch die Lesung dieses Werks desto angenehmer wird.

Versuch über die Regeln, nach welchen der Entwurf zu einem Kriege im Ganzen so wohl, als den Operationsplan eines einzelnen Feldzuges einzurichten ist.

ist. Dresden, gedruckt in der Churfürstlichen Hofbuchdruckerey. 8. 10 Bogen.

Unter allen militarischen Schriften, an denen jetzt eben kein Mangel ist, weiß ich keine, welche diese Materie mit mehrerer Vollständigkeit abhandelte. Die Grundsätze, welche der V. annimmt, sind allgemein und richtig, die Regeln, welche er daraus zur Auflösung der im Kriege vorkommenden Aufgaben herleitet, sehr zuverläßig, und ohngeachtet er sich nicht in eine allzusorgfältige Zergliederung einzelner Fälle einläßt, dennoch hinreichend, so wohl den Minister als den General auf das, worauf er bey dem Entwurf eines Krieges zu sehen hat, aufmerksam zu machen.

Es ist in drey Theile eingetheilt. In dem ersten erklärt der V. von Seite 1 bis 20, was man eigentlich unter dem Operationsplan im Ganzen versteht, und nach welchen Regeln man den Entwurf des Krieges im Ganzen festsetzen soll. Die verschiedene Arten Krieg zu führen setzt er auf drey Gattungen herunter. „Es giebt in gewissem Verstande,„ sagt er Seite 16, „nicht mehr als dreyerley Arten Krieg zu führen,„ nemlich

1) Den Feind zu überfallen, das heißt, eher im Felde zu erscheinen, als er im Stande ist, sich uns entgegen zu stellen.
2) Auf den Angriff zugehen, wenn der Feind schon im Stande ist, uns entgegen zu rücken.
3) Sich zu vertheidigen. Und bey dieser letzten Art bleibt man entweder bloß bey der Vertheidigung, oder man findet Mittel zu gelegener Zeit von der Vertheidigung zum Angriff überzugehen.

In den verschiedenen Capiteln des zweyten Theils zeigt der V. wie in jedem Falle der Operationsplan eines einzelnen Feldzuges entworfen werden muß, und worauf der Minister so wohl, als der General, bey dem Entwurf und der Ausführung desselben, vorzüglich zu sehen haben. Endlich zeigt er im 3ten Theile, von Seite 146 bis zu Ende, was die Regeln einer gesunden Staatskunst für einen Einfluß auf den Operationsplan der einzelnen Feldzüge haben.

Q.

13. Finanzwissenschaft.

Französischer Finanzstaat aus dem Königl. Steueredict vom November 1771. erläutert von dem seel. D. Gottfr. Achenwall, ehemaligen öffentlichen Lehrer auf der Universität zu Göttingen. Fortgesetzt und herausgegeben von J. C. S. (Spamer.) Göttingen und Gotha, bey Dieterich. 1774. gr. 8. 167 S.

Für das Staatistische Studium war es der Mühe werth, diesen übrigen Brocken nicht umkommen zu lassen, nicht aber um der Originalität der Finanzen willen, die der Herausgeber darin gefunden zu haben glaubt und anstaunt, vermuthlich, weil er von teutschen Finanzeinrichtungen in denselben Papieren nichts gefunden hat, folglich auch nichts davon weiß. Weil nun aber dieser Werth der Mühe doch nicht pressant ist; so scheinet uns auch die Entschuldigung der verzögerten Ausgabe, wobey die Schuld auf die allgemeine Neigung der Verleger, lieber lebender, als verstorbener Verfasser Schriften zu verlegen, überflüßig zu seyn, zumal auch die Erfahrung dagegen streitet, wenn man die opera posthuma von Gellert, Rabener, besonders aber Abbt dagegen hält; gewisse Gattungen Schriften, z. E. von Merkel, Reiher rc. werden auch weder lebendig, noch todt, currante Verlagsartikel werden.

Fz.

14. Münzwissenschaft.

Des vollständigen Thalercabinets dritte Fortsetzung, herausgegeben von David Samuel von Madai. Königsberg und Leipzig, bey Hartung. 1774. gr. 8. 432 S.

Die Einrichtung ist dieselbe, wie in den vorhergehenden 2 ersten Stücken, und derjenigen, die in dem Kaiser

terlichen Catalogue des Monnoier en Argent beobachtet ist, besonders in Ansehung der Zweydrittelstücke (welche freylich eigentlich keine Thaler sind). Auch kommen verschiedene kleine Pohlnische Münzsorten mit vor, welches der V. damit erläutert oder entschuldiget, daß ihn dazu die Dankbarkeit verpflichtet habe, weil sie ein Geschenke des Königes sind. Auch wird eine neue Nachricht aus Lübeck von einem schon im 2ten Theil vorgekommenen räthselhaften platteutschem Miscellanthaler mitgetheilt, und der herzliche Wunsch angefügt, daß doch die Besitzer des Originals sich entschliessen möchten, ihr Nachdenken anzustrengen, um ausfindig zu machen, ob der darauf ausgedrückte geharnischte Mann zwey Köpfe habe, oder ob der andere Kopf nur eine Büste vorstellen soll.

Der Brandenburgischen historischen Münzbelustigungen fünfter und letzter Theil, in welchem noch verschiedene, theils sehr seltene, theils ganz unbekannte Münzen, das hohe königliche Chur- und Hochfürstl. Brandenb. Haus betreffend rc. samt Verbesserungen und Zusätzen rc. auch einem beygedruckten vollständigen zehenfachen Register, herausgegeben von J. J. Spieß, Diakono rc. und Aufseher über das herrschaftliche Münzkabinet. Anspach, 1774. 4. 388 S. Dem Herrn Fürsten Aloysius zu Oettingen zugeschrieben.

Der Hr. V. hat im Jahr 1772. die leidige Seuche mit Lebensgefahr zweymal überstanden, und hat darüber fast den Geschmack an Münzen und am Bücherschreiben verlohren, im December 1774. aber diesen 5. und letzten Theil doch noch glücklich herausgegeben. Wir haben aus der Vorrede und auch aus dem mitgetheilten Subscriptionsregister bemerket, daß der H. V. sich endlich über die unangenehme Nothwendigkeit hinausgeschwungen habe, seine Leser wochenweise zu belustigen; denn daß er bisher nicht konnte, das entschuldigt ihn zwar gegen gewisse Tadel, vertheidigt ihn aber nicht; denn wer keinen Verleger finden kan oder finden will, sondern sich sein eigenes Publikum, seine

seine eigene Kirche bauet, der muß seine Predigten gar nicht unter das Publikum der Verleger kommen lassen, sondern, wie die Herrnhuter mit ihren Andachtsbüchern thun, für sich in seinem Zirkel behalten, dann wird er auch unbeurtheilt bleiben. Unsere Absicht ist nicht zu tadeln, um getadelt zu haben, sondern um den Nutzen zu erhöhen, den das Publikum aus solchen Schriften ziehen könnte, wenn es dem Verfasser gefiele, sich in den dazu gehörigen Ton zu schicken. Kritik ist keine Gesetzgebung und auch keine Knute, wie sie der H. V. nennt. Gelehrsamkeit ohne Kritik ist wie Gerechtigkeit ohne Strafe. Aber wer hat dem Kritiker das Strafamt anvertrauet? wird hier der kritisirte Autor fragen. Darauf diene ihm zur Antwort: wenn die Kritik wahr, oder auch nur halb wahr ist, so nehme er sie mit Dank an, und bekümmere sich nicht darum, ob der Kritiker ein Patent habe, oder nicht. Freunde, die mit ihm das Brod essen, werden ihm solche Wahrheiten nicht sagen, hier aber erfährt er sie umsonst. Unsere Kritik gieng nicht so wohl dahin, die Geschichtserzählungen ganz zu verwerfen, sondern nur, wo möglich, die Mikrologien und das Unedle im Styl zu unterdrücken, die sonderbare Rechtschreibung möchte denn immer bleiben, wie sie war. In diesem letzten Theile kommen wenig Münzen vor, aber diese wenige sind doch selten und der Mittheilung werth; ob aber darunter auch die Ketelhodische Jubelmedaille von Rudolstadt gehöre, die deswegen unter die Brandenburgische Münzen kommt, weil der Hr. Jubilæus ein Brandenburgisch-Bayreuthischer rothen Adlerordens Großkreutz ist; daran zweifeln wir. Die Abhandlung darüber scheint dem H. Sp. zugeschickt zu seyn, die für die Ketelhodische Familie zwar ganz interessant seyn mag, aber für uns übrige Brandenburgische Münzfreunde desto weniger anziehendes hat. Die Verbesserungen und Zusätze füllen 5 Bogen, und enthalten mancherley gute Sachen. Das zehenfache mit ausserordentlichem Fleiße gearbeitete Register ist vom H. Rector Longolius, mit einer Vorrede von ihm. 1) über die Münzen. 2) über die Lemmata. 3) über die Wappen. 4) über die Münzstätte und Münzmeister. 5) über die Stempelschneider. 6) über die Menschen, deren Namen gelegenheitlich vorkommen. 7) über die Städte und Oerter. 8) über allerley andre mit in den Wurf gekommene Geschichtgen. 9) über die Quellen, die dabey genutzt worden. 10) über die durch diese Quellen erlangte Ver-

besserungen und Berichtigungen; es war auch noch ein 11- und 12tes Register im Werke, über alle Münzschriften, als ein Beytrag zu der Hirschischen Münzbibliothek, und über die Berichtigungen der Brandenburgischen Genealogie — Um der Kürze willen aber ist es bey jenen 10 geblieben; das mag wohl auch die Ursache seyn, warum nicht noch ein 13tes angehänget worden, daraus zu finden wäre, wie viel commata auf jeder Seite der Münzbelustigungen befindlich sind.

Der H. Sp. macht Hoffnung, die versprochene Sammlung der Stempelschneider und ihrer Lebensbeschreibungen bald zu vollenden, wozu wir ihm, als zu einem guten Beytrage zu dem Künstlerlexico, das uns H. Meusel liefern will, Gesundheit und Muse wünschen.

Münzlexicon von Johann Conrad Beuthern, Ingenieur und der mathematischen Wissenschaften Beflissenen. Augsburg, bey C. H. Stage, 1774. 106 S.

Eine kleine und unerheblich scheinende Schrift, aber für unsere heutige Handlungs- und Agioverhältnisse, besonders auch für unsere Münzvalvationsprocesse einzelner Partheyen, ein nützlicheres Buch, als eine ganze Münzbibliothek. Das Neue besteht darinn, daß der V. einen allgemeinen Maasstab nach Assen in Gold und Silber durch Calculation herausgebracht, wie viel Asse nicht nur jede wirkliche, sondern auch jede Rechnungsmünze halten soll, z. B. ein Frankfurter Rechnungsthaler zu 90 Kreuzer 364 As, ein Böhmischer und Nürnbergischer auch zu 90 Kreutzer 365 As, ein Wiener zu 90 Kr. 364 8/10. As, ein Hannöver. Rechnungsthaler zu 36 Mgl. 405 As, 1 Rubel zu 100 Kopecken 437 As, eine Portugiesische Crusade 230 As, ein Schwedischer Silberthaler 160, ein Kupferthaler 53 4/10. As, ein Englisch Pfund 2308 As, eine Spanische alte Duplon zu 4 Pesos 1538 As — Aber sollte hier die Subtilität nicht zu weit über die Praktik hinaus getrieben seyn, daß, wenn mir z. E. jemand in Wien 100 Rthlr. zu 90 Kr. schuldig ist, er mir auf diese Art 80 As mehr schuldig wäre, als ein anderer, der mir in Frankfurt 100 Rthlr. auch zu 90 Kr. schuldig ist? Doch, darauf kommt es auch nicht immer an; es ist genug, die Wahrheit

davon

davon zu wissen, um in unzähligen Fällen streitige Verhältnisse entscheiden zu können, nur hätte H. V. einen allgemeinen Maasstab, es sey der Wiener oder der Frankfurter Thaler, bestimmen sollen, nach welchem alle andere Rechnungsmünzen calculirt werden müßten, um ähnliche Subtilitäten finden und prüfen zu können. — Bey den gangbaren Goldmünzen ist eben derselbe Fuß nach Assen beybehalten, nur mit dem Unterschiede, daß es Goldasse sind, 238 8/10. auf eine Augustd'or oder Braunschweig. Carld'or, Hanöver, Georgsd'or, alte Französ. Louisd'or al marco, 72 6/10. auf einen Reichsfußducaten, Holländ. oder Kremnitzer; 270 auf einen neuen Französischen Louisd'or &c. Bey den gangbaren Silbermünzen hingegen sind in einer dritten Tabelle wieder silberne Assen angenommen, ein Conventions- und neuer Oesterreichischer Thaler, seit 1750, 583 As; ein französ. alter Louisblanc 572 As; und von Louis XIII. gar nur 559 As. — Aber wer glaubt dieser Predigt? Den verschliffensten alten Französ. Thaler hält der verwöhnte Deutsche für feiner und kostbarer als den blendendsten Bayerischen Muttergottesthaler — ein Laubthaler 609, ein Kronenthaler, den man öfters für geringer ansah, als den Laubthaler, — wer hätte das gedacht? — 632 As, ein Oesterreichisch Kopfstück, seit 1750, 138 9/10; ein Bayerisch 30 Kr. Stück, seit 1737, 143; ein Französischer 1/4. Louisblanc 133, ein neuer Sächsischer Steuerthaler, seit 1755, ein Brandenb. Thaler von 1695, 608 As, ein altes 2/3 Stück nach Zinnischem Füsse, 308 8/10. ein neues 2/3 Stück nach Leipziger Fuß 270 2/10. As. Noch einen andern Nutzen haben diese Tabellen, daß in besondern Columnen der Werth so wohl zu 20 Fl. nach dem Conventionscurrentfuß, als auch zu 24 Fl. nach dem Waarenzahlungsfuße berechnet ist, da z. E. ein neuer Sächsischer Thaler nach jenem Fuß 1 Fl. 53 1/2 Kr. nach diesem aber 2 Fl. 16 1/2 Kr. in Augsburg thut. In einer 4ten Tabelle werden alte und neue Species und Current verglichen, aus dem Principio, daß 9 alte Speciesthaler gleich schwer sind mit 10 neuen. Die 5te Tabelle ist ein sehr brauchbarer Auszug aus dem Pariser Tableau du pair, und die 6te eine Speculation über Procenten, Agio, Wechsel- und Münzverhältnisse, die Carolin zu 9 1/5 Fl. Wechsel, und 11 Fl. in Münz gerechnet. Wir haben auch nächstens von diesem V. einen Wechsel- und Arbitragetractat zu erwarten, dem wir begierig entgegen sehen, weil der Graumännische

für unser Münz- und Handlungskostum doch allmählich zu antik wird.

Gl.

15. Handlungswissenschaft.

Ernst Lindenmans allgemeines Handbuch für alle Handlungsnegocianten, Raffinadeurs, Gewürz- Material- und Kornhändler, so im Grossen als Kleinen etwas zu berechnen, die Belaufsumma sogleich richtig angezeigt, zu allen auf- und absteigenden Preißen und Gewichten, wie es nur in der Handlung und Auctionen vorkömmt, es sey in Berechnung über Waaren.

pr. Sch. ℔ von 280 ℔ }
pr. Tonn " 224 " }
pr. " " " 100 " } von 1 bis 10000 ℔.
" " " " 820 " }
einzele " " ℔ }

von $\frac{1}{8}$ à $\frac{1}{8}$ Mrk. — grvl — flb,
es sey Banco, Courant oder leicht Geld, nebst dazu gehörigen Rabbatt- und Tharatabellen, imgleichem über alles Getraydemaaß pr. Lasten, Wässer, Himpten, Spint, nebst Application zu 30 Viertel fließender Maas, wie auch Courtagetabelle. Alles nach Erforderung der Handlung eingerichtet, in 6 Theile oder 20 Tabellen verfaßt, 1775. 8. Berlin, bey Pauli. 49 Bogen.

Dieser ganz ausgeschriebene Titel macht eine nähere Anzeige entbehrlich. Der Titel selbst wird zu Hamburg am verständlichsten seyn, wo der Verfasser sich aufhält. Wir wollen nur beyfügen, daß, so lange nicht aller Orten alle Maaße, Gewichte, Preiße ꝛc. nach einer gemeinsam ange-

angenommenen Decimaleintheilung in Uebung gebracht werden, kein allgemeines Handbuch statt finden kan.

D.

---

16. Haushaltungskunst.

Ausführliche, getreue und bewährte Anleitung zu einer gründlichen, unschädlichen, erlaubten, dauerhaften, wie auch vortheilhaften und leichten Verbesserung der Weine in Deutschland, zu Verhütung aller schädlichen Weinkünste, aus Liebe mitgetheilt von einem redlichen Deutschen. Frankf. u. Leipz. bey Metzler, 1775. gr. 8. 252 S. mit Register.

So was Ordentliches, Practisches und Originaldeutsches hatten wir noch nicht. Die würtembergische Oekonomen behaupten hierinn ein eigenes Verdienst; die Maulbronnische Abhandlung, welche auch in Metzlerischem Verlage herausgekommen, ist in ihrer Art die einzige über den Weinbau im Felde, und hier wird der Bau oder die Pflege des Weins im Keller abgehandelt; besonders verdienen die angegebene Handgriffe und Mittel, jeden deutschen Wein in alle mögliche fremde und einheimische gute Weine durch die Kunst zu verwandeln, mit Fleisse versucht und gemeiner gemacht zu werden, z. E. um Burgunder zu machen, weissen oder rothen deutschen Most mit eben so viel deutschen rothen oder weissen Wein durch Frost concentrirt, im ersten Sommer mit 1/10. Schwarzkirschensaft versetzt, und 2 Jahre lang liegen lassen; moussirenden Champagner, 1 Theil Most und 3 Theil Wein durch Frost concentrirt, auf Bouteillen gezogen, so bald er hell ist, und 4 Monat alt werden lassen; Italiänische Weine, 3 Theile Most und 1 Theil Wein gefryren; Spanische Weine, Most von sehr reifen gewelkten deutschen Trauben, bey sehr starker Kälte ausgepreßt, und dann gefroren; Ungarischer Wein, 1 Theil Most, 1 Theil Wein, 2mal gefroren, und 2 Jahre liegen lassen; Steinwein, 1 Theil Most und 2 Theile Wein gefroren, und 1 Jahr lang liegen lassen rc.

Diese und mehr ähnliche Recepten, die alle auf Natur und Ebenmaas gegründet sind, rechtfertigen den V. bey dem Prädikat der deutschen Redlichkeit, das er sich auf dem Titul beyleget. Ein jeder weinmäßiger Hauswirth wird durch dieses Büchlein in den Stand gesetzt, über allen fremden Weinluxus hinaus zu kommen, ohne sich dem Vorwurfe der Brauerey oder Schmiererey auszusetzen; denn jeder gefrorne, auch der schlechteste deutsche Wein ist an sich schon allemal mehr werth, als der köstlichste Champagner. Es geht zwar viel an dem Maase durch das Gefrieren verloren, aber so wenig auch übrig bleiben mag, so wird doch auch dieses wenige in ökonomischem Verstande dem Besitzer lange nicht so hoch zu stehen kommen, als wenn er eben so viel gleich starkes, oder vielleicht nicht einmal so starkes Getränke unter einem fremden Namen kaufen wollte; und dann hat er doch nicht seinen eigenen Wein getrunken. Zwar ist nicht jeder Winter stark genug, um Wein in den Fässern gefrieren zu lassen. Allein, wenn man mit Ernst die Sache angreift, so kann das Gefrieren in kleinern Gefässen bewirket werden, und dann ist doch selten ein Winter so gar gelinde, daß er nicht zum wenigsten einige frostige Nächte hätte.

Fz.

Lehrbuch der Landwirthschaft. In vier Theilen, von J. A. F. Block — 8. Leipzig, 1774. 1 Alphab. 4 Bogen.

Der V. ist Prediger zu Rucha in Anhalt Zerbst, und hat sein Buch der Kaiserin von Rußland zugeeignet.

Der erste Theil handelt von der Viehzucht. Es klagt der V. gleich anfänglich S. 21. daß ihm sein Eifer in Verbesserung der Landwirthschaft, Brod, Ehre und beynahe die Vernunft gekostet hätte, S. 22. §. 6. meinet er, daß noch kein Lehrbuch von der Landwirthschaft vorhanden sey. Ein Beweis seiner wenigen Bücherkenntniß! wozu noch gehöret, wenn er vorher S. 19. 20. unter den ältern ökonomischen Schriftstellern den klugen Hausvater, und den Colerus, und unter den neuern Reinhardt, Daries, Justi und Bretschmar obenan setzet. Hätte der gute Mann wenigstens die ökonomischen Bibliothecken des Zink, Woellner und von Münchhausen gesehen, so würden ihm die Augen geöffnet

net worden seyn, und er bey Lesung nur einiger darinn an=gezeigten Bücher vermuthlich seinen grossen Irthum erkannt haben. Diesen ersten Theil handelt er in drey Abschnitten ab. Bey Gelegenheit des Wortes Abschnitt heisset es S. 30. „Das Kunstwort Abschnitt kan auch Bauern nicht „unbegreiflich seyn: denn sie pflegen gern abzuschneiden, wo „sie nicht gesäet haben„. Ein ausgesuchter Witz. —

I. Abschnitt. S. 30 — S. 102. Von der Erziehung, Behandlung und Bennutzung der Thiere. Ist die Erziehung und Benutzung der Thiere nicht auch eine Behandlung derselben? Die Beschreibung des Pferdes §. 13. lautet also: „Das Pferd, ein schönes Geschöpf, worauf „man reiten kan„. Recht schön, mein Herr Autor! und was mag denn nun wohl ein Esel seyn? — Das Folgende von den Pferden ist recht gut, aber uns dünkt, daß der berühmte Stallmeister zu Frankfurt an der Oder, dessen er S. 34 gedenkt, hier das beste gethan hat. Falsch ist es, und höchst unrecht, wenn der Lehrer der Landwirthschaft S. 44 behauptet, daß, so bald ein Fohlen abgesetzt ist, man ihm täglich eine Metze Haber geben müßte, da jedem Landwirth bekannt ist, daß ein junges Fohlen das erste, auch wohl das zweyte Jahr, nachdem es von der Muttermilch entwöhnet, gar keinen Haber, sondern nur gutes Heu zur Fütterung haben muß, wenn etwas daraus werden soll. Jedoch S. 45 verbessert er selbst diesen Irrthum einigermassen. Wenn der V. in der Folge die Stallfütterung der Pferde dem Weidgang vorziehet, so pflichten wir ihm bey, auch ist die Einrichtung der erstern recht gut und nichts daran auszusetzen, eben so wie die Vorbauungs= und Heilungsmittel bey den Krankheiten der Pferde, wo er zugleich die beyden besten Roßarztschriftsteller anziehet, nemlich den Robentson und van Swieten. Hierauf folgt das Rindvieh, wo man ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen muß, daß er davon durchaus praktisch und gründlich schreibt. Bey der streitigen Lehre vom Säugen oder Tränken der Kälber ziehet er S. 83 letzteres dem ersteren vor, worinn wir seiner Meinung sind, ob es gleich anfänglich, zumal bey einem großen Viehstand, etwas mühsam ist. Im §. 60 werden die Fehler bey der Rindviehzucht, als lauter Gegensätze seiner vorher gegebenen Vorschriften, sehr richtig angemerket. Von den Schaafen §. 61 u. ff. wo sich die Weide nicht zur Schaafzucht schicket, kan man im Frühjahr Hammel kaufen, den Sommer hindurch sich fett fressen lassen,

 und

und mit Gewinnst im Herbst an die Schlächter absetzen, S. 88. ist zwar schon eine alte Wirthschaftsregel, aber hier sehr gut angebracht, um die Unerfahrnen und Eigensinnigen zu belehren. Von den Schweinen, S. 94 — S. 96. ganz kurz, und scheinet er ihnen nicht gewogen zu seyn. Alsdenn kommt das Federvieh und zuletzt die Bienenzucht, in welcher letztern der V. sehr gute praktische Kenntnisse zeigt, und, aus denen S. 100. u. s. f. angezogenen neuesten und besten Schriften zu urtheilen, auch viel gelesen zu haben scheinet. S. 102. Von Fischen und Krebsen im Vorbeygehen.

II. Abschnitt. Von Behandlung und Benutzung der Wiesen, S. 103 — S. 120. Eintheilung der Wiesen in natürliche und künstliche, S. 104. „so wie ein angehender Stundent, wenn er vom Dorfe seyn sollte, dem „gelehrtesten Bauer den Vorzug streitig macht, so übertreffen die letzteren die erstern;" wiederum ein schöner Brocken! — S. 106. Von Verbesserung der natürlichen Wiesen durch Gräben, wenn sie zu naß S. 109, u. durch abstechen u. niedrig machen, umpflügen und mit Futterkräutern besäen, wenn sie zu hoch sind, S. 112. Man muß weder Anhöhen noch Vertiefungen auf den Wiesen leiden, sondern die erstern, wo möglich, abtragen und die letzteren damit ausfüllen, alles muß eben seyn, S. 113. Eine Wiese muß nicht immer Wiese seyn, S. 116. sondern mit dem Kornlande abwechseln. Freylich ist dieses gut, und jeder kluge Landwirth thut solches, wenn er irgend die Gelegenheit dazu hat, und der Boden zu beyden geschickt ist. S. 119. Im Frühling müssen Wiesen nicht lange betrieben werden. Warum verbietet solches der V. nicht lieber ganz und gar, wie wir in einem Lehrbuche der Landwirthschaft sicherlich thun würden. Nichts ist dem Graswuchs schädlicher, als die Frühlingsweide, wiewohl ihm die späte Herbstweide, wenn der Boden schon wiederum weich zu werden anfängt, auch nicht zuträglich ist. Besser ist es überall, die mähbaren Wiesen gar nicht mit dem Vieh zu betreiben. Wir vermissen hier den Anbau der Futterkräuter gänzlich, und überhaupt den in einem Lehrbuch jetziger Zeit höchst nöthigen Artikel von den künstlichen Wiesen, denn ausser der vorigen Vergleichung mit dem angehenden Studenten wird ihrer mit keinem Worte weiter gedacht.

III. Abschnitt. Von Behandlung und Benutzung der Weiden, S. 121 — S. 134. Wirklich komisch, aber leider

felder sehr richtig, ist hier die Beschreibung der Nachthüthungen oder Nachthainigen, wie sie der Verf. nennet S. 123., die er bey der Landwirthschaft mit allem Recht verwirft S. 124. und diese ansehnliche Flächen besser anzuwenden lehret, S. 125. Ein gleiches gilt von den Angern, so zur Gemeinweide bestimmt sind, S. 126. Die Braachäcker zur Weide sind durch unrichtige Begriffe von der Ruhe, und durch Vorurtheile von der Auszehrung des Ackers zur Welt gebohren worden, S. 128. Man soll höchstens nur so viel liegen lassen, als die Schaafe zur Weide gebrauchen, und das übrige mit Gartenfrüchten oder Getreide bestellen, weil alles andere Vieh im Stall gefüttert werden soll.

Der zweyte Theil. Vom Ackerbau. Die hier S. 14. benannten Schriften, als die vorzüglichsten vom Ackerbau, sind zwar besser gewählet, als die vorigen, man kan ihnen aber noch verschiedene an die Seite setzen, und noch andere billig vorziehen.

I. Abschnitt. Von der Beschaffenheit und Verschiedenheit der Aecker, S. 15 — S. 18. enthält die gewöhnlichen Classen derselben und weiter nichts besonders.

II. Abschnitt. Von der Eintheilung der Aecker, S. 19 — S. 27. Es klagt der V. S. 21. als über ein allgemeines Uebel, daß der Acker in ein großes, mittleres und kleines Feld getheilet sey, und rechnet im folgenden §. unter die schädlichen Folgen, daß wegen dieser ungleichen Eintheilung es immer ein Jahr an dem gehörigen Einkommen fehle. Gerade als wenn das, was zu Nutha vielleicht so schlecht eingerichtet ist, in der ganzen Welt also seyn müsse. Er will die zu einem Dorfe gehörige Feldmarken in sechs Felder getheilt haben, S. 22. 23. welches wir vor der Hand wollen gelten lassen, ob man gleich sehr viel dagegen einwenden könnte, und S. 24. sagt er selbst: „die allerbeste „Eintheilung der Aecker würde seyn, wenn man auch nicht „das allergeringste Braache liegen liesse, sondern alle sechs „bis zehn Jahre einige Stücke, als man nöthig zu haben „gedächte, mit guten Futterkräutern anbauete. Wozu „denn also die vorige Eintheilung? —„

III. Abschnitt. Von der Bearbeitung der Aecker, S. 28 — S. 96. Der V. will auf einen Scheffel Aussaat fünf gute vierspännige Fuder kurzen kräftigen Dün-

gers alle drey Jahr haben. Wir würden dieses Düngermaaß nicht so gerade zu bestimmen, sondern auf die innere Güte des Bodens und die Art der Früchte, die er getragen hat und tragen soll, Rücksicht nehmen. Alles, was er vom natürlichen Dünger S. 30 — S. 34. sagt, ist gut. Bey den künstlichen Düngungen hat er die Hornspäne vergessen, die es aller andern Düngung zuvor thun. Die Beschreibung des Pfluges S. 43. ist ganz richtig angegeben, und die Fehler eines schlechten Pfluges fallen in die Augen. Der V. verwirft S. 45. das Kolter, oder schränkt dessen Gebrauch wenigstens ein. S. 48. räth er billig das tiefe Pflügen an, er wird aber einen Krieg mit dem Herrn Probst Lüders bekommen, der nur zwey Zoll tief pflüget und auf alle Leute böse wird, die es ihm nicht nachmachen wollen. Wie ofte der Acker zu pflügen, nach welcher Richtung u. s. w. wird S. 50 — S. 57. sehr gut erörtert. Man soll den Acker nicht auf den Mittelrücken hoch treiben, sondern platt pflügen, S. 57. Beym Eggen ist er sehr weitläuftig, und verwirft eine lange Reihe von Eggen, räth dagegen an, nur immer zwey Eggen nach einander gehen zu lassen, S. 68. Die Walze S. 71. will er für alle Arten des Bodens haben. Im guten Lande will er dreywürfig säen, und zwar folgendergestalt: S. 78. „Erstlich muß ein mäßiger Wurf untergepflüget werden. Alsdenn wird noch ein mäßiger Wurf oben auf gesäet, und „vor Länge einmal untergeegget. Zuletzt säet man noch „einen kleinen Wurf und egget es vor Queere oder übers „Kreuz." Es ist dies wohl beym Wintergetreide vielleicht nicht übel, beym Sommergetreide aber gar nicht praktikabel, und bey grossen Wirthschaften viel zu weitläufig. Daß das Getreide nicht Furchen- oder Strichweise stehen soll, kan kürzer vermieden werden, wenn man die Egge beständig in der Rundung gehen lässet. Der Beschluß dieses Abschnitts betrift die verschiedenen Bauarten der mancherley Feldfrüchte, wobey das meiste richtig und in der Erfahrung gegründet ist.

In dem Anhange zu diesem zweyten Theile, S. 97. kommt eine Berechnung einer fehlerhaften und einer nach den Regeln des Verfassers gut eingerichteten Wirthschaft von zwey Hufen vor, da bey der ersten 83 Thaler 20 Groschen Schaden, und bey der letztern 251 Thaler 22 Groschen reiner Gewinn herauskommt. Die Einnahme in beyden Rechnungen können wir billigen, allein wenn er bey der

Aus-

Ausgabe der schlechten Wirthschaft zwey Knechte, einen Jungen, zwo Mägde und ein Gespann Ochsen annimmt, und bey seiner Art zu wirthschaften, da sich durch die Fütterung des Viehes im Stalle zur Sommerszeit, durch die neue Bestellung der Brache u. s. w. die Arbeit vervielfältiget, nur einen Knecht, eine Magd, und keine Ochsen hält, so ist hier keine Proportion, mithin die Rechnung auf falsche Sätze gegründet. Hernach kommt S. 108. ein historischer Beweis, daß der Acker ein und alle Jahre Früchte tragen könne, ohne ausgehungert zu werden, und sodann S. 116. u. f. der Anbau des Waids, der Hirse, Bohnen u. s. w. vor. Von der so genannten Austrift S. 128 meinet der V. daß ihre Fruchtbarkeit daher rühre, weil in den öfter gepflügten Aeckern die Sonne und Wind dem Lande die Kraft und Feuchtigkeit benehmen; wir glauben aber mit mehrerem Grunde, daß die, auf diesem vor Winters in hohen Furchen tief aufgepflügtem Acker häufig abgesetzten Luftsalze, besser in das Saamenkorn und die jungen Pflanzen wirken könne, wenn solche durch kein nachfolgendes Pflügen vergraben werden, sondern ihnen der Saamen, wie bey der Austrift geschiehet, unmittelbar anvertrauet und blos eingeeget wird.

Der dritte Theil. Vom Gartenbau. Erster Abschnitt von dem Gartenbau überhaupt S. 18. Die Kunstgärtnerey gehet dem Landmann nichts an. S. 19. Das beste und wohlfeilste Gehäge ist eine lebendige Hecke, dazu verschiedene Holz- und Straucharten nach Beschaffenheit des Bodens empfohlen werden. Zweyter Abschnitt, Insbesondere von der Anlegung und Behandlung der zur Wirthschaft gehörigen Gärten.

1stes Capitel. Von den Küchen- und Krautgärten S. 22. Das schwärzliche offene Sedeland (was ist das vor Land?) so mit Sande glücklich vermischt ist, schickt sich bey nahe zu allen Gewächsen, nur muß es nicht zu naß seyn. S. 23. Die Eintheilung eines Küchengartens in vier große Quartiere ist die beste S. 25. Nach denen allgemeinen Regeln S. 26. betreffen die besondere Regeln, 1) die vornehmsten Kraut- oder Blättergewächse. 2) die Wurzelgewächse. 3) die Fruchttragende Gewächse, welche nach alphabetischer Ordnung von S. 27 bis S. 45 abgehandelt, dabey kurz und ganz richtig angegeben werden. Die Anmerkung S. 37. die Merettigblätter beym Bleichen der Leinewand nützlich anzuwenden, ist neu und verdienet eine weitere Untersuchung.

2tes Capitel. Von Baum- und Obstgärten S. 46. Zuerst von den Baumschulen S. 47. Irrig wird S. 50 zur Düngung der Baumschule unter andern die Holzerde angegeben, da sie bekanntermassen viel Würmer erzeugt. S. 54. wird die Erziehung der Obstbäume durch Steckreiser sehr angepriesen, allein nicht alle Sorten schlagen leichtlich Wurzel, und die es thun, pflegen doch keine dauerhafte Bäume zu geben. Von Anlegung einer Obstplantage S. 59. Die hiebey gegebenen Regeln sind bekannt. Von Maulbeerbäumen S. 66 - S. 70. Am Schluß wird ein geheimes Mittel bekannt gemacht, die Kirschblüten zu erhalten, daß sie nicht so häufig abfallen, wie gewöhnlich geschiehet: wenn die Kirschbäume blühen, so hacket man die Erde um die Würzeln auf, und dünget sie so gut man kann. Der Recensent setzet noch eines hinzu, daß er bey Zwerg- und halbstämmigen Bäumen sehr oft versucht, und bewährt erfunden hat; So bald die Blüthen sich zeigen, begiesse man Abends den Baum um den andern Tag, wenn es nicht regnet, ziemlich stark, und so bald er anfängt abzublühen und die junge Kirsche ansetzt, benetze man den ganzen Baum von oben mit einer Gieskanne oder Handsprütze, und wiederhole dieses um den zweyten Abend, bis die Kirschen zu reifen beginnen, und die Wirkung übertrift alle Erwartung.

3tes Capitel. Vom Hopfenbau S. 71. Rußland soll sich des Hopfenbaues befleißigen, denn da es sehr groß ist, so würde es auch viel Hopfen gewinnen S. 73. auch gut! — Schweinedünger und verfaulte Gruse (Rasen) und Torf sind der beste Dünger zum Hopfen S. 77. Die übrige Behandlung des Hopfens von S. 78 - S. 84. ist gegründet und richtig. Hopfenranken an der Luft getrocknet und im Winter klein geschnitten und gebrühet, denen Kühen auf das Futter gegeben, vermehret die Milch. S. 85.

4tes Capitel. Von Weingärten oder Weinbergen S. 86. diese können auf dem platten ebenen Lande eben so gut angelegt werden, als auf Bergen S. 87. Weinstöcke durch Fechser zu erziehen ist sicherer, als durch Schnittholz S. 88. Doppelter Endzweck des Beschneidens S. 90. Regeln für selbiges S. 92. Vom Bogenmachen, senken, hacken, brechen, und heften S. 93 - 94. Vom Ablauben oder Verhacken S. 96. von der Weinlese. S. 97. u. s. f. Neues findet der Leser in diesen ganzen Capitel nicht, aber das gemeine Verfahren beym Weinbau in unsern nördlichen Gegenden Deutschlands wird ganz gut und richtig beschrieben.

5tes

5tes Capitel. Von Bienengärten S. 102. Von der Anlegung eines Bienenstandes und der Art und Weise denen Bienen reichliches Futter zu verschaffen, wird von S. 102 = S. 107. gründlich gehandelt. Die Wartung der Bienen hat er im ersten Theil bereits erörtert.

Unmaaßgeblicher Vorschlag, wie eine ökonomische Schule ohne Kosten zum großen Vortheil eines Staats angelegt werden könne. S. 107 = S. 119. Ist sehr unreif, und zeigt, daß der V. den ganzen Umfang der Landwirthschaft selbst noch nicht kennet, so wenig wie die Monaden, deren kleinste Bestandtheile er S. 110. mit einem Vergrösserungsglase betrachtet und sie bis zur Untheilbarkeit ausmisset. Monade und Käsemade scheinen ihm ein Ding zu seyn.

Abhandlung von dem grossen Feldschaden, welcher dem Landmann zugefüget wird, und die besten Mittel dagegen. S. 119 = 129. Hieher rechnet der V. die schädlichen Gemeinheiten und die dadurch verschafte leichte Gelegenheit, daß Gesinde und Vieh viele Früchte verderben, und meinet, vielleicht gar nicht unrecht, daß 1 Korn des Ertrags der Felder hiedurch verlohren gehet S. 120. Ferner der Schaden, den die Tauben, Sperlinge, Krähen, desgleichen alles große und kleine Wildpret thut, beträgt auch 1 Korn; und von den Mäusen, Hamstern, Maulwürfen wird auch 1 Korn verderbet. Das sind schon 3 Körner, und wir müssen ihm hierinn beypflichten, wie auch in den meisten Vorschlägen, die er thut, um diesem Uebel abzuhelfen.

Mittel wider alle künftige Theurung und Mangel an Lebensmitteln S. 129 = 136. Viel versprochen aber wenig oder nichts geleistet.

Herrn Pastor Hasens — Schreiben an den V. den Johannis- und Staudenroggen und die Aufhebung der Gemeinheiten betreffend und dessen Beantwortung S. 137 = S. 149. Der Recensent kennet aus Erfahrung das Gute des Staudenroggens, aber auch das Böse, von welchem letztern Herr Hase nichts schreibt, nehmlich daß der Acker dadurch sehr verwildert, und daß man alle zwey Jahr frisches Saatkorn aus Norwegen oder der Wallachey verschreiben muß, weil es gleich ausartet.

Nachricht von dem geheimnißvollen Erdtoffelkäse S. 149. Der V. entdecket dies Geheimniß, das verschiedene öffentliche Blätter verschwiegen haben. Die Zube-

reitung ist sehr einfach, und der Vortheil in der Wirthschaft nicht unerheblich.

Der vierte Theil. Allerhand in die Wirthschaft schlagende Materien betreffend.

1. Abhandlung von der Schädlichkeit der Gemeinheiten und deren so nothwenigen als möglichen Abschaffung S. 13 - S. 23. Enthält weiter nichts als Klagen über die schädliche Feldgemeinschaft, die aber gegründet, und Wünsche, daß solche mögte abgestellet werden, die billig und erlaubt sind.

2. Abhandlung von der nothwendigen Verbindung der weit und breit vertheilten Aecker eines jeden Ackergliedes auf einem Platz S. 24 - S. 35. Ist der Gegensatz von dem vorigen, und zeiget die Vortheile der Aufhebung der Gemeinheiten, wobey ein paar Einwürfe erörtert und recht gut widerlegt werden.

3. Abhandlung von der Aufhebung der Hofedienste und der der Obrigkeit möglichen Ersetzung S. 36 - S. 44. ist äußerst unvollständig. Die Hofedienste sind und bleiben allemahl ein Ruin für die Herrschaft und den Bauer, das ist leider nur allzuwahr, und des V. Vorschlag dafür von den Bauren Geld anzunehmen, ist zwar der kürzeste, allein ist er der sicherste und beste, und kann er allenthalben statt finden? Es giebt Landgüter, wo die Herrschaft in der Erndte und beim Heumachen hundert und mehr Handdienste täglich hat und gebraucht? Soll so viel eigenes Gesinde gehalten werden? denn Taglöhner sind nirgend so häufig. Mit den Spanndiensten hat es in vielen Fällen gleiche Beschaffenheit. Hier müssen ganz andere Wege eingeschlagen werden, als gerade zu zu behaupten, der Bauer soll statt der Hofdienste Geld geben. Das gute Lehrbuch lehret oft Dinge die nicht angehen.

4. Abhandlung von der Abschaffung der Koppelweiden und der dabey möglichen Schadloshaltung der Theilnehmenden S. 41 - S. 44. enthält lauter abgedroschene Sachen, die der Verf. hätte weglassen können.

5. Abhandlung von der Verwandlung der Domainen und Cammergüter in Bauergüter und ihren beträchtlichen Vortheilen S. 45 - S. 54. Auch wieder ins Gelach hinein philosophiret, um nur was zu schreiben. Ein paar geschickte Schriftsteller haben die Sache ganz anders ausgearbeitet und gefunden daß ein großer Staat

der

der eine Armee und viele Unterthanen brauche, unter gewissen Einschränkungen wohl daran thue, seine Domainen in Bauergüter zu verwandeln, der kleine Fürst aber, der nur das System eines begüterten Landedelmannes haben muß, sehr thörig handeln würde, es eben so zu machen.

6. Abhandlung von der Einrichtung obrigkeitlicher Abgaben, S. 54 : S. 57. Alle und jede Abgaben sollen unter einen Nahmen gebracht und monathlich bezahlet werden, und denen Bauern keine Steuern, Quarten, Pächte, Dienst- und Schutzgelder gleich nach der Erndte mit einmahl abgefordert werden.

7. Vorschläge zu so nöthigen als nützlichen Feueranstalten auf dem Lande S. 57 : S. 62. Lauter alltägliches Zeug, das ein jeder weiß, ohne dies Lehrbuch gelesen zu haben.

8) Sendschreiben an Herrn Hasen — die Möglichkeit und Nutzbarkeit der Aufhebung der Gemeinheiten auch an Sandörtern betreffend S. 62 : S. 71. Hier gefällt uns die Art und Weise, wie die Schaafe auf solchen für sie schicklichen Feldern auch bey der Aufhebung der Gemeinheiten erhalten werden können. Die Curialien: Ew. Hochwohl-Ehrwürden u. s. w. hätten können wegbleiben.

9. Nachricht von einem streitig gewesenen Acker- und Wirthschaftsplan in dem adelichen Dorfe Nutha in Anhalt Zerbst, zwischen mir dem zeitigen Prediger und der dasigen Gemeinde, zur Prüfung und Entscheidung für ein unpartheyisches Publikum, wer von beyden Theilen Recht oder Unrecht hat S. 71 : S. 82. Freylich hat der arme Pastor Recht und die Bauern zu Nutha sind grobe — was gehet das aber das Publikum an?

10. Ein alter und neuer Wirthschaftsplan von Nutha, der nur denjenigen interessiren kann, der sich mit dem V. in gleicher Lage befindet.

Also und nicht anders ist dies Buch beschaffen, darinn der Leser viel praktisches Gutes von der Landwirthschaft finden wird, aber ein Lehrbuch? — — Der V. sagt selbst in einer Anmerkung S. 22. des ersten Theils: „Man „kann viele Einsicht in der Oekonomie haben, aber man „wird deswegen nicht ein vernünftiges Lehrbuch schreiben „können. Es gehöret mehr dazu, als pflügen und eggen „und die Hofdiener kommandiren können„. Ja wohl, mein Herr Pastor! gehöret mehr dazu, unendlich mehr, als Sie hier geleistet haben. W.

17. Deutsche Sprache.

Unvorgreifliche Vorschläge, die deutsche Bibel nach der Uebersetzung des seel. Luthers betreffend, nebst einer Vorrede von den Verdiensten D. Luthers um die deutsche Sprache; mitgetheilt von Carl Friedrich Aichinger, Stadtprediger zu Sulzbach, der deutschen Gesellschaften zu Jena und Altorf Mitgliede. Regensburg 1774.

Es ist gewiß, daß eine Verbesserung unserer deutschen Bibelübersetzung des seel. D. Luthers, so wol in Absicht auf die Sprache, als in Absicht auf den Grundtext zu wünschen wäre. Seit dem diese Uebersetzung gemacht worden, hat sich unsere Sprache sehr geändert, und ist in vielen Stücken verfeinert. Viele Wörter, welche damahls noch einem jeden verständlich waren, werden jetzt von den wenigsten Lesern verstanden; verschiedene damalige Wortfügungen sind jetzt veraltet und ungebräuchlich geworden, und in manchen Stellen ist der wahre Verstand nach der Grundsprache nicht recht getroffen. Diese Ursachen haben den Hrn. Aichinger bewogen, seine unvorgreifliche Vorschläge mitzutheilen.

In der Vorrede vertheidiget er den seel. Luther gegen dasjenige, dessen er in einer Abhandlung beschuldiget wird, welche die Ueberschrift hat: Bestimmung der Verdienste D. M. Luthers um die deutsche Sprache, und welche in dem zweyten Stücke des dritten Bandes der zürichschen neuesten Sammlung vermischter Schriften befindlich ist. Der Verfasser derselben meinet, „die Veränderungen, welche „der seel. Luther mit der deutschen Sprache vorgenommen, „könnten nur deswegen Verbesserungen heißen, weil sie „das Glück hatten, dafür angesehen und von dem grösten „Theile nachgeahmet zu werden, u. s. w.„ Hr. Aichinger zeiget aber mit vieler Gründlichkeit, daß die Veränderungen, welche D. Luther gemacht hat, wirklich gut und unserer Sprache gemäß sind, so daß er sich dadurch ein wahres Verdienst um dieselbe erworben hat.

Seine Schrift selbst ist in drey Capitel abgetheilet. Das erste handelt von der Bibelübersetzung des D. Lu-

thers

thers überhaupt, und er wirft darinn die Frage auf: Soll eine neue Uebersetzung der Bibel unternommen und in die Evangelische Kirche eingeführet werden? S. 29. Diese Frage beantwortet er aus dem Grunde mit Nein, weil er keine Möglichkeit siehet, daß irgend eine Uebersetzung, sie komme her, von wem sie wolle, zu einem so allgemeinen Ansehen in der Kirche empor steigen könne, als dasjenige ist, worin die Uebersetzung D. Luthers stehet. Er fraget also weiter, ob es vielleicht rathsam sey, D. Luthers Uebersetzung zu ändern und auszubessern? S. 35. und hält dafür, daß, wenn man alle Stellen, worin derselbe den Sinn des Grundtextes nicht recht getroffen hat, umschmelzen wollte, die Veränderung so stark so augenscheinlich seyn würde, daß Luthers Version nicht mehr Luthers Version wäre; S. 36. Daher thut er den Vorschlag, daß die Verbesserung der Lutherischen Uebersetzung auf eine etwas unmerklichere Weise geschehen sollte, so wie sie bisher schon wirklich hie und da durch Aenderung der Orthographie und vieler einzelnen Wörter und Redensarten geschehen ist, deren ungeachtet sie Luthers Uebersetzung heißet und bleibet. S. 37.

Da nun zwey Gattungen von Verbesserungen sind, nehmlich solche, welche das Verhältniß der Uebersetzung zu der Grundsprache betreffen, und solche, welche die deutsche Sprache angehen, so bringet er auch von beyden Regeln und Vorschläge auf die Bahn, und zwar handelt er zuerst in dem zweyten Capitel von Verbesserungen in Absicht auf den Grundtext. S. 49.

„Hier wird in dem 1sten § gleich Anfangs die Regel gegeben: „Wenn eine schwere Stelle auf mancherley Weise „ausgeleget wird, zwischen welchen es noch zweifelhaft ist, „welche den übrigen vorzuziehen sey, so muß D. Luthers „Version, wenn nur ein vernehmlicher Sinn nach der „Grammatik darinnen stecket, gelassen werden, wie sie ist.„ z. B. sind die Schriftstellen Hiob 19. v. 25. Jes. 8. v. 20. Malach. 2. v. 15. angeführet. In der ersten setzen etliche: Er wird zuletzt wider den Staub stehen, oder sich aufmachen; Andere: Er wird am letzten auf dem Sande (Kampfplatze als Ueberwinder) stehen: Hr. Hofrath Michaelis: Ein anderer Ich wird aus der Erde aufstehen. Man gebe seinen Beyfall, wem man will, sagt der V. und behalte in Luthers Uebersetzung seine Worte.

17. Deutsche Sprache.

Unvorgreifliche Vorschläge, die deutsche Bibel nach der Uebersetzung des seel. Luthers betreffend, nebst einer Vorrede von den Verdiensten D. Luthers um die deutsche Sprache; mitgetheilt von Carl Friedrich Aichinger, Stadtprediger zu Sulzbach, der deutschen Gesellschaften zu Jena und Altorf Mitgliede. Regensburg 1774.

Es ist gewiß, daß eine Verbesserung unserer deutschen Bibelübersetzung des seel. D. Luthers, so wol in Absicht auf die Sprache, als in Absicht auf den Grundtext zu wünschen wäre. Seit dem diese Uebersetzung gemacht worden, hat sich unsere Sprache sehr geändert, und ist in vielen Stücken verfeinert. Viele Wörter, welche damahls noch einem jeden verständlich waren, werden jetzt von den wenigsten Lesern verstanden; verschiedene damalige Wortfügungen sind jetzt veraltet und ungebräuchlich geworden, und in manchen Stellen ist der wahre Verstand nach der Grundsprache nicht recht getroffen. Diese Ursachen haben den Hrn. Aichinger bewogen, seine unvorgreifliche Vorschläge mitzutheilen.

In der Vorrede vertheidiget er den seel. Luther gegen dasjenige, dessen er in einer Abhandlung beschuldiget wird, welche die Ueberschrift hat: Bestimmung der Verdienste D. M. Luthers um die deutsche Sprache, und welche in dem zweyten Stücke des dritten Bandes der zürichschen neuesten Sammlung vermischter Schriften befindlich ist. Der Verfasser derselben meinet, „die Veränderungen, welche „der seel. Luther mit der deutschen Sprache vorgenommen, „könnten nur deswegen Verbesserungen heißen, weil sie „das Glück hatten, dafür angesehen und von dem grösten „Theile nachgeahmet zu werden, u. s. w.„ Hr. Aichinger zeiget aber mit vieler Gründlichkeit, daß die Veränderungen, welche D. Luther gemacht hat, wirklich gut und unserer Sprache gemäß sind, so daß er sich dadurch ein wahres Verdienst um dieselbe erworben hat.

Seine Schrift selbst ist in drey Capitel abgetheilet. Das erste handelt von der Bibelübersetzung des D. Lu-

thers

thers überhaupt, und er wirft darinn die Frage auf: Soll eine neue Uebersetzung der Bibel unternommen und in die Evangelische Kirche eingeführet werden? S. 29. Diese Frage beantwortet er aus dem Grunde mit Nein, weil er keine Möglichkeit siehet, daß irgend eine Uebersetzung, sie komme her, von wem sie wolle, zu einem so allgemeinen Ansehen in der Kirche empor steigen könne, als dasjenige ist, worin die Uebersetzung D. Luthers stehet. Er fraget also weiter, ob es vielleicht rathsam sey, D. Luthers Uebersetzung zu ändern und auszubessern? S. 35. und hält dafür, daß, wenn man alle Stellen, worin derselbe den Sinn des Grundtextes nicht recht getroffen hat, umschmelzen wollte, die Veränderung so stark so augenscheinlich seyn würde, daß Luthers Version nicht mehr Luthers Version wäre; S. 36. Daher thut er den Vorschlag, daß die Verbesserung der Lutherischen Uebersetzung auf eine etwas unmerklichere Weise geschehen sollte, so wie sie bisher schon wirklich hie und da durch Aenderung der Orthographie und vieler einzelnen Wörter und Redensarten geschehen ist, deren ungeachtet sie Luthers Uebersetzung heißet und bleibet. S 37.

Da nun zwey Gattungen von Verbesserungen sind, nehmlich solche, welche das Verhältniß der Uebersetzung zu der Grundsprache betreffen, und solche, welche die deutsche Sprache angehen, so bringet er auch von beyden Regeln und Vorschläge auf die Bahn, und zwar handelt er zuerst in dem zweyten Capitel von Verbesserungen in Absicht auf den Grundtext. S. 49.

„Hier wird in dem 1sten § gleich Anfangs die Regel ge„geben. „Wenn eine schwere Stelle auf mancherley Weise „ausgeleget wird, zwischen welchen es noch zweifelhaft ist, „welche den übrigen vorzuziehen sey, so muß D. Luthers „Version, wenn nur ein vernehmlicher Sinn nach der „Grammatik darinnen stecket, gelassen werden, wie sie ist.„ Z. B. sind die Schriftstellen Hiob 19. v. 25. Jes. 8. v. 20. Malach. 2. v. 15. angeführet. In der ersten setzen etliche: Er wird zuletzt wider den Staub stehen, oder sich aufmachen; Andere: Er wird am letzten auf dem Sande (Kampfplatze als Ueberwinder) stehen: Hr. Hofrath Michaelis: Ein anderer Ich wird aus der Erde aufstehen. Man gebe seinen Beyfall, wem man will, sagt der V. und behalte in Luthers Uebersetzung seine Worte.

§. 2. S. 51. heißt es: „Wenn auch eine neu erfun„dene Auslegung einer schweren Stelle mit gutem Grunde „für richtig gehalten und ihr der Vorzug vor allen andern zu„erkannt werden könnte, so ist doch nicht überall nöthig, die „Uebersetzung D. Luthers, wenn sie nur einen guten und rich„tigen Sinn an sich selbst hat, nach derselben einzurichten.„ Beyspiele sind Nahum 1. v. 14. 2. B. Mos. 23. v. 5. Ps. 22. v. 17. Ps. 139. v. 11. Da man an den meisten Stellen dieser Art, in der deutschen Uebersetzung, gar nicht merket, daß sie eine Schwierigkeit haben, so hält der Verfasser dafür, es sey nicht einmal der Klugheit gemäß, durch eine vermeynte Näherung zum Grundtexte, die Schwierigkeiten erst sichtbar zu machen.

§. 3. S. 54. „Hergegen, wenn D. Luthers Version „also abgefasset ist, daß man nicht leicht etwas daraus „nehmen kann, so würde ein Herausgeber, nach meiner „Meinung, nicht übel thun, wenn er eine andere gute „Uebersetzung erwehlte, und den Verstand derselben auf „eine solche Art in jene hinein zu bringen suchte, daß doch „von Luthers Worten so viele als möglich beybehalten „würden; wiewol ich hierauf eben nicht eifrig dringen „will. Weil die Worte 2. B. Mos. 32. v. 25: Durch „ein Geschwätz, damit er sie fein wollte anrichten, fast „ganz sinnlos sind, so sollte man sie, wenn man gleich die er„ste Hälfte des Verses stehen läßt, etwan also verbessern: „Zur Schmach vor ihren Feinden.„ Auf eine ähnliche Weise werden auch die Stellen Richt. 5. v. 11. Richt. 17. v. 2. 2 Sam. 23. v. 5. 6. 7. und Ps. 58. v. 10. verbessert.

§. 4. S. 57. „Wenn der seel. Luther in solchen Schrift„stellen, die eben nicht unter die schweren gerechnet werden, „den Sinn der Grundsprache nicht richtig, oder doch nicht „völlig ausgedrucket hat, so wird es, wie ich glaube, un„verboten seyn, eine Besserung zu versuchen, zumal so diese „ohne viele Umstände, durch Vertauschung, Einschiebung, „oder Weglassung eines einzigen, oder weniger Wörter er„langet werden kann„. Von den vielen gegebenen Beyspielen wollen wir nur ein Paar anführen. 2. Sam. 16. v. 11, stehet: Lasset ihn bezähmen, daß er fluche. Das lautet wie ein Widerspruch. Es sollte lieber heissen: Laßt ihn mit Frieden, daß er fluche, oder kurz, laßt ihn fluchen. Röm. 8. v. 11, ist sterbliche Leiber lebendig machen, nicht der beste Ausdruck. Was sterblich ist, ist noch nicht gestorben; und was noch nicht gestorben ist, bedarf auch nicht

lebendig gemacht zu werden. Verstorbene Leiber liessen sich besser hören.

§. 5. S. 63. „Wo der Ausdruck unserer Bibelver„sion etlichermassen anstößig seyn könnte, oder der histori„schen Wahrheit nicht recht gemäß ist, da wird man die „Veränderung desselben für ganz nothwendig erkennen müssen„. 1. B. Mos. 18. v. 10. spricht eine göttliche Person, So ich lebe. Das können und sollen Menschen sagen; aber Gott nicht. Im Grundtexte stehet: כעת חיה, welches gewiß etwas anders bedeutet. Die LXX geben es, gerad um diese Zeit, und dabey könnten wir auch im Deutschen bleiben. Dergleichen Beyspiele sind mehr gegeben.

§. 7. S. 67. „Etliche ebräische Wörter, welche der „seel. Luther unübersetzt behalten hat, dürften wol verdeut„schet werden, zumal wenn sie in anderen Uebersetzungen „auch verdolmetschet sind.„ Z. B. Rehoboth Jr 1. B. Mos. 10. v. 11, wäre zu setzen Rehaboth die Stadt. Nasir 1. B. Mos. 49. v. 26, und 5. B. Mos. 33. v. 16, auf den Scheitel des Fürsten, oder des Vornehmsten unter seinen Brüdern. Die Tenne Atad 1. B. Mos. 50. v. 10. könnte vielleicht heissen die Dorntenne, und dergl.

§. 7. S. 75. „Hinwiederum mag D. Luther manches „Wort verdeutschet haben, welches, als ein eigener Name, „dessen nicht bedurft hätte„. Die Stelle 1. B. Mos. 38. v. 14 gehöret hieher, und doch nicht recht. Sie heißt also: Sie setzte sich vor die Thür heraus am Wege nach Thimnath. Das Wort Enaim ist ganz ausgelassen — — — Also könnte man in unserer Bibel auch schreiben: Sie setzte sich vor das Thor zu Enaim, welches an dem Wege nach Thimnath liegt. 4. B. Mos. 22. v. 39. Gassenstadt; vielleicht wäre es schicklicher, den ebräischen Namen zu behalten, und hin zu schreiben; Sie kamen nach Kirioth Huzoth. Auch in einigen Ueberschriften der Psalmen könnten die ebräischen Wörter stehen bleiben, zumal da manche, so wie sie D. Luther gegeben hat, gar nicht zu verstehen sind. Z. B. Ps. 60. Von einem gülden Rosenspan zu lehren, und dergl. Dabey aber heißt es S. 78, daß, da diese Art der Veränderungen die unerheblichste ist, es desto unnöthiger sey, sich viel damit einzulassen, daß man Wörter aufsuche, welche man allenfalls für eigne Namen ansehen könnte.

Man siehet hieraus, daß der Verfasser in der Bibelübersetzung des seel. Doctor Luthers, in Absicht auf die Grundsprache, vieles zu verbessern findet; Aber warum

sollte man denn nicht alles verbessern, worinn er den Sinn des Grundtextes nicht recht getroffen hat? „Die Verände„rung würde so stark und so augenscheinlich seyn, heißt es „a. d. 36. S. daß Luthers Version nicht mehr Luthers Version wäre. Und weil ein jeder Ausleger seine eigene Ein„sicht, und ein jeder Herausgeber seinen eigenen Geschmack „und Neigung hat, so würden wir vielerley Bibeln, und „in denselben doch nicht lauter zuverlässige Auslegungen, „sondern nur mancherley Meinungen kriegen„. Freylich würde Luthers Version nicht mehr dieselbe, aber unsere Uebersetzung würde besser und richtiger seyn, wenn sie unter einer guten Aufsicht veranstaltet würde, und die mancherley Meinungen über einen und den andern Schriftort würden doch nicht dem wahren Christenthum zuwider seyn. Der Ungelehrte selbst, welcher jetzt bey mancher dunkeln und undeutlichen Stelle stutzet, würde mit mehrerem Nutzen die Bibel lesen, wenn er diese Stellen deutlich übersetzet fände. Wenn wir gleich mehrere Bibeln bekämen, deren eine z. B. den Schriftort Hiob 13. v. 15, welcher in D. Luthers Uebersetzung ganz unverständlich ist: Siehe, er wird mich doch erwürgen, und ich kans nicht erwarten, also gäbe: Ob er mich gleich schläget, so will ich doch auf ihn trauen; eine andere hergegen: Wenn er mich gleich tödten wollte, so will ich doch auf ihn hoffen; und noch eine andere: Er tödtet mich, und ich will es doch nicht unterlassen auf ihn zu hoffen, und dergl. so würde doch diese Verschiedenheit im geringsten nicht der reinen Lehre oder dem Christenthum schädlich seyn, oder Verwirrungen anrichten können. In der reformirten französischen Kirche hat man wirklich verschiedene Uebersetzungen der Bibel, ohne daß solches den geringsten Nachtheil bringet, oder jemand daran ein Aergerniß nimmt, wenn er eine Schriftstelle mit andern Worten gegeben findet.

Sollte wirklich irgendwo in Deutschland eine neue Uebersetzung der Bibel veranstaltet, und zum Gebrauche der Kirchen und Schulen eingeführet werden, so ist es gar nicht nöthig, daß sie zu solchem Ansehen empor steige, als dasjenige ist, worinn D. Luthers Uebersetzung stehet, denn dieses Ansehen ist bey vielen übertrieben. Vielmehr würde es besser seyn, wenn der gemeine Mann selber wüßte, daß er nur eine Uebersetzung lieset, welche nicht allemal die Worte der Grundsprache ganz vollkommen ausdrücken kan, als daß er sich einbildet, jedes der, die, das, welches er in D. Luthers

thers Uebersetzung findet, stehe auch so in dem Grundtexte.

Allein wir haben nicht einmal eine neue Uebersetzung vonnöthen, wenn nur diejenige, welche D. Luther gemacht hat, in allen fehlerhaften Stellen verbessert wird. Er hat bey Uebersetzung der Bibel so viel gethan, als wol niemand zu seiner Zeit in Deutschland hätte thun können, er verdienet unsterblichen Dank dafür; aber es ist auch gewiß, daß er selbst, bey einem längeren Leben, noch manches würde verbessert haben. Warum sollten denn jetzt nicht andere, welche mehrere Kenntniß der Grundsprachen erlanget haben, als es ihm zu seiner Zeit zu erlangen möglich war, alles dasjenige nach derselben verbessern dürfen, was in seiner Uebersetzung noch fehlerhaft ist? Ohne wichtige Ursach müßte es allerdings nicht geschehen, und noch viel weniger, um nur eine besondere Meinung zu unterstützen; dann aber würde das meiste noch allemal Luthers Uebersetzung bleiben, wir würden es ihm zu danken haben.

Das dritte Capitel handelt Von Verbesserungen, in Ansehung der deutschen Sprache. Darinn ist schon wirklich, wie der Verf. a. d. 79. S. bemerket, recht vieles hie und da verbessert worden; aber doch sind noch weit mehrere Stellen bisher unberührt, welche er in gewisse Classen bringet, worunter er zuerst die Ueberbleibsel der alten Art zu decliniren rechnet, daß z. B. 2 Cor. 13. v. 11, Friedes für Friedens stehet. Ps. 18. v. 31, die Rede des Herrn sind durchläutert, für die Reden. Die feminina, welche auf ein kurzes e ausgehen, oft am Ende mit einem n verlängert sind, wo es ihnen nicht gebühret. Z. B. 1. B. Mos. 1. v. 1. Himmel und Erden, für Erde, u. d. m.

§. 2. S. 85. Von alten Manieren der Conjugation bemerket der Verf. daß in der Stelle Jerem. 23. v. 10, und Matt. 27. v. 6, taug für taugt stehet; imgleichen 1. Kön. 13. v. 5, reiß für riß. 2. Kön. 4. v. 29. (39) schneid für schnitte. Ap. Gesch. 10. v. 9, steig für stieg. Ps. 136, (131) v. 2, setzet und stillet für setzete und stillete, u. a. m. In der Hallischen Bibel aber sind diese und andere hieher gehörige Stellen schon verbessert. Hingegen stehet noch Klagl. 1. v. 12, troffen für getroffen, und Matt. 26. v. 50, kommen für gekommen.

§. 3. S. 88. Wörter und Redensarten, welche zu dieser Zeit veraltet und ungewöhnlich sind. Darunter rechnet der Verf. das Wort ausrichtig, 1. Kön. 11. v. 28.

Dieses aber möchte eben nicht zu verwerfen seyn. Es drucket eine Beschaffenheit aus, welche man sonst umschreiben muß, und man kan es auch gleich verstehen. Das Wort versiegen scheinet er mit verseihen zu verwechseln, weil er Hiob 14. v. 11, und Ps. 74. v. 15. dieses dafür setzen will, sie sind aber wirklich unterschieden. Das erste kommt mit verdorren und vertrocknen überein, und hat seinen Ursprung von dem alten Worte siegen, welches auch im Gothischen gefunden wird, und so viel heißt, als herunter sinken, wie das Wasser thut, wenn es eintrocknet. Seihen kommt mit sichten überein, und wie man dieses von trockenen Sachen gebraucht, so sagt man seihen von flüssigen, z. B. die Milch durch ein Tuch seihen. Verseihen heißt etwas bey dem Seihen verschütten. D. Luther hat also das Wort versiegen ganz recht gebraucht, und man würde mit Unrecht verseihen dafür setzen. Die übrigen hier angeführten Wörter, baß, endelich, eingewinnen, u. s. w. sind wirklich veraltet und jetzt ungebräuchlich.

§. 4. S. 97. Wörter, welche zwar noch in Uebung sind, aber die Bedeutung nicht mehr haben, in der sie der seel. Luther genommen hat. Das Wort eitel für lauter könnte noch entschuldiget werden, weil es nicht nur in dem gemeinen Leben oft gebraucht wird, sondern auch bey einigen guten Schriftstellern vorkommt. Die andern Wörter, welche Hr. A. hieher rechnet, als, aber für abermals, 1. B. Mos. 24. v. 49. Begeben für ergeben, Röm. 6. v. 13. Bescheidenheit, 2. Petr. 1. v. 5. u. s. w. werden jetzo wirklich in einem anderen Verstande genommen.

§. 5. S. 102. Wörter, welche der Deutlichkeit im Wege stehen, weil sie der gewöhnlichen Art, sich auszudrucken, nicht gemäß, oder sonst nicht aufs sorgfältigste erwählet sind, z. B. 2 B. Mos. 16. v. 5. weder sie sonst täglich sammlen. 3 B. Mos. 8. v. 20. sollte der Strumpf lieber der Rumpf heissen. Ps. 60. v. 12. Zeuchst nicht aus auf unser Heer, würde besser mit unserem Heer gegeben. Ps. 122. v. 5. daselbst sitzen die Stühle. Von den Stühlen kan man nicht sagen; sie sitzen. Es sollte heissen: daselbst bleiben die Stühle, u. a. m. Wenn aber Hr. A. Richt. 5. v. 30. für eine Metze oder zwo, einen Metzen, oder zween setzen will, so wird die Stelle weit unverständlicher und unrichtiger. Das Wort רחם heißt zuweilen puella, so ist es auch in der französischen und englischen Uebersetzung gegeben. Hat nun D. Luther das deutsche Wort

Wort Meze in eben dem Verstande genommen, wie es denn auch Frisch, im Wörterbuche, durch puella erkläret, so ist es ganz recht, eine Meze oder zwo. Und nimmt man dieses Wort als eine Benennung des Maaßes, womit die Ausbeute gemessen worden, (wiewol dieses nach dem Grundterte nicht Statt findet,) so ist es ebenfalls richtig, eine Meze, weil dieses Wort, wenn es ein Maaß bedeutet, als ein Femininum gebraucht wird. Andere übersetzen es, ein beliebt Ding, oder beliebte Sache; es könnte aber ganz wohl eine Jungfrau oder zwo heissen, weil die gefangenen Jungfrauen bey den Alten unter die vornehmsten Stücke der Beute gerechnet wurden, wie denn auch Homer von einer solchen Gefangenen, welche dem Achilles genommen wurde, die Gelegenheit zu seinem Gedichte hernimmt.

§. 6. S. 107. handelt von dem gar zu gemeinen Gebrauche der Präposition in, für welche man an vielen Orten beßer, an, auf, durch, nach, und dergleichen sezen könnte. Z. B. Ps. 119, v. 133. Laß meinen Gang gewiß seyn in deinem Worte, lieber nach deinem Worte. Jes. 57. v. 17. Sie giengen hin und her im Wege ihres Herzens. Der Gewohnheit gemäßer wäre; Auf oder nach dem Wege, u. s. w.

§. 7. S. 113. Abweichungen von den deutschen Syntaxregeln. Z. B. 5 B. Mos. 18. v. 8. Ueber das er hat, für über das, was er hat. Hiob 36. v. 30. Heißets doch wiederkommen, für heißet ihn, und dergl.

§. 8. S. 119. Ebräische Redensarten, da ein Substantivum im Genitivo einem anderen zugesellet wird, als Eph. 3. v. 16. Reichthum seiner Herrlichkeit, für seinem herrlichen Reichthum. Eph. 4. v. 24. Lüste im Irrthum, könnten verführerische Lüste heissen, u. s. f. Wenn man auch den Redensarten: Kinder der Bosheit, des Bundes, des Zorns, des Unglaubens, des Lichts, weil man deren schon gewohnt ist, und die man meistens wohl verstehet, ihren Platz gönnen will, so sollte man doch, heißt es a. d. 121. S. die Oelkinder, Zach. 4. v. 14. lieber die Gesalbten nennen, und die Töchter des Gesangs, Pred. 12. v. 4. sollten auch nicht stehen bleiben.

§. 9. S. 124. Wo die Wörter einer Rede nicht in derjenigen Ordnung stehen, die in der deutschen Sprache fast unveränderlich eingeführet ist, da müssen sie in dieselbe gestellet werden. Z. E. 3 B. Mos. 14. v. 21. Ist

er aber arm, und mit seiner Hand nicht so viel erwirbt. Entweder das erste Comma muß also verändert werden: So er aber arm ist; oder das andere: und erwirbt mit seiner Hand nicht so viel. Jes. 30. v. 21. Hinter dir sagen also her. Es müste heissen: Hinter dir her also sagen, u. s. f. Röm. 7. v. 18. Vollbringen das Gute, sollte umgekehrt seyn: Das Gute vollbringen. Deutlicher aber wäre, die Vollbringung des Guten. Hiegegen könnte man vielleicht einwenden, daß die Versetzung des Zeitwortes vor dem Hauptworte, in dieser Stelle, einen besondern Nachdruck habe, und affectvoller sey. Sie könnte wohl unter diejenigen Wortversetzungen gerechnet werden, denen Hr. A. S. 134. einen mehreren Nachdruck zugestehet.

Auf der 130. S. hat der Verf. an dem 107. Ps. die Probe einer Uebersetzung gegeben, in welcher des seel. Luthers Worte fast alle behalten, aber doch in ihrer gehörigen Ordnung zusammen gesetzt sind. Wir wollen die ersten Verse abschreiben, damit unsere Leser davon urtheilen können.

1. Danket dem Herrn: denn er ist freundlich und seine Güte währet ewiglich.

2. So sollen die Erretteten sagen, die der Herr aus der Noth erlöset hat.

3. Und die er aus den Ländern zusammen gebracht hat, vom Aufgang, vom Niedergang, von Mitternacht, und vom Meere.

4. Die irr giengen in der Wüste auf ungebahntem Wege, und keine Stadt fanden, da sie bleiben konnten.

5. Die hungerig und durstig waren, also daß ihre Seele verschmachtete.

6. Die aber zum Herrn riefen in ihrer Noth; worauf er sie aus ihren Aengsten errettete. 2c. 2c.

§. 10. S. 133. Hier finden sich ein Paar Anmerkungen, welche die Ordnung der Wörter angehen. Die erste erzehlet einen Streit zwischen D. C. A. Heumann, und einem ungenannten Magister, welcher letzte behauptet hat, es sey ein Fehler, daß D. Luther die Casus obliquos mit ihren Präpositionen so oft hinten hinaus geschoben habe, da sie doch in die Mitte gehöreten; der erste aber den seel. Luther verfochten, und sich darauf berufen, daß es um besseres Nachdrucks willen geschehen sey. Z. B. Das werde geschrieben auf die Nachkommen, Ps. 102. v. 19. für, das

das werde auf die Nachkommen geschrieben. Der Verfasser urtheilet: Sie haben beyde Recht gehabt, weil es in der That bisweilen nachdrücklicher ist, wenn ein Nomen mit seiner Zugehör hinten nachstehet, obgleich nicht allezeit. Die zweyte Anmerkung betrift solche Sätze, die nach der Ordnung der deutschen Sprache unverbesserlich eingerichtet sind, deren Wörter sich doch zufälliger Weise also in einander fügen, daß Einfältige dadurch zu einem Mißverstande verleitet werden, als Ps. 24. v. 5. Das da suchet dein Antlitz Jacob. Ps. 51. v. 16. Errette mich von den Blutschulden, Gott, der du, u. s. f. Bey dieser Stelle meinet der Verf. falle eine Last auf Schulmeister und Pfarrer, weil die Kinder sichs hart ausreden liessen, sie müsten wider einen blutschulden Gott beten, ja wohl gar sagten: Von dem blutschuldigen Gott. Vielleicht ist seine Besorgniß hier zu groß; unterdessen könnten doch diese und die anderen folgenden Stellen mit einer geringen Veränderung deutlicher gegeben werden.

Auf gleiche Weise möchte man auch in einigen Wortfügungen mehrere Deutlichkeit wünschen. Z. B. 2 Sam. 8. v. 7. David nahm die güldnen Schilde, die Hadad Esers Knechte waren. 1 Sam. 9. v. 15. Der Herr hatte Samuel seinen Ohren offenbaret. Imgleichen Luc. 4. v. 40. Joh. 12. v. 12. und dergl.

§. 11. S. 138. Auch in Ansehung der Periodologie wird in der deutschen Bibel hie und da ein Mangel wahrgenommen. z. B. 1 Chron. 4. v. 10. Jes. 11. v. 10. u. s. w. Weil die ebräische Sprache so arm an Bindewörtern ist, daß ihr ו viele derselben vertreten muß, und daher das Wort und gar zu oft in der Bibel vorkommt, so hält der Verfasser dafür, man könne bisweilen aber, alsdann, durch, daß, dann, folglich, so, und dergl. dafür setzen, wo es der Verstand leidet. Er macht selbst einen Versuch mit 1 B. Mos. 1. und Ps. 106. v. 23. bis 46. Wir wollen wiederum unsern Lesern die ersten Verse mittheilen.

1. Am Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde.

2. Da war die Erde wüste und leer, und auf der Tiefe war es finster. Der Geist Gottes aber schwebete auf dem Wasser.

3. Nun sprach Gott: Es werde Licht! Da ward das Licht.

4. Und Gott sah, daß das Licht gut war: auch schied Gott das Licht von der Finsterniß.

5. Und

5. Und nannte das Licht Tag und die Finsterniß Nacht. So wurde aus Abend und Morgen der erste Tag.

In dem dritten Verse hat D. Luther scheidete gesetzt, welches besser und richtiger ist, als schied. Denn in der activen Bedeutung, und wenn von der Absonderung körperlicher Dinge die Rede ist, gehet das Zeitwort scheiden ganz richtig: Ich scheidete.

Es kommen in der Bibelübersetzung des seel. D. Luthers auch viel figürliche Redensarten und Ebraismi vor. Davon handelt der Verf. im 12ten u. 13ten §. S. 144. f.f. und zeiget, wie sie theils zu ändern, theils zu dulden sind.

In dem 14ten §. S. 161. bemerket er diejenigen Druckfehler, welche sich durch die Fortpflanzung aus einer Ausgabe in die andere in ein gewisses Maaß des Ansehens gesetzt haben, als wären sie der Text selber. Die meisten dieser Fehler aber sind in den neueren Ausgaben der Bibel, besonders in der Hallischen, schon verbessert. Matth. 23. v. 24. würde das Wort seigen mit Recht in seihen verwandelt werden, weil es hier so viel als sichten heißt.

Aus diesen Vorschlägen kan man die vernünftige und billige Absicht des Verfassers erkennen, welche er hat, unsere Bibelübersetzung von den wichtichsten Fehlern zu reinigen, die sowol den wahren Sinn der heil. Schreiber verdunkeln, und sie manchen Lesern unverständlich machen, als auch dem guten Sprachgebrauche entgegen stehen.

Pr.

---

18. Vermischte Nachrichten.

J. P. Süßmilch, göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechtes, aus der Geburt, dem Tode, und der Fortpflanzung desselben erwiesen. Vierte verbesserte Auflage, genau durchgesehen und näher berichtigt von Chr. J. Baumann. I. Theil. 8. 1775. Berlin, im Verlag der Realschule. 45 Bogen.

Der Abdruck des vor uns liegenden ersten Theils geht mit dem 1765 herausgekommenen Seite für Seite, nur

nur nicht gar Linie für Linie fort. Im zweyten Theile sollen einige Zusätze hinzukommen, wovon hier bey der Anzeige des Innhalts des ganzen Werkes Erwähnung geschieht.

Sw.

Die Wirthschaft eines philosophischen Bauers, entworfen von H. C. Hirzel, M. D. und Stadtarzt in Zürich. Neue vermehrte Auflage. Zürich, bey Orell, Geßner, Füeßlin und Comp. 1774. 440 S.

Eine neue Auflage eines bekannten und billig hochgeschätzten Werkes, dessen Uebersetzungen in Frankreich und in Engelland mit grossem Beyfalle aufgenommen worden sind. Diese Auflage ist mit vielen lehrreichen Zusätzen bereichert. Sie machen weit über die Helfte aus. Ein Brief an Herrn Hauptmann Frey giebt sehr wichtige Nachrichten von der vortrefflichen Art, auf welche die naturforschende Gesellschaft von Zürich bemühet ist, die Einsichten der Landleute zu nutzen, und zu erweitern. Vortreffliches Beyspiel, welches aller Orten verdienet nachgeahmet zu werden. Einer an Hrn. Prediger Hülfshof in Amsterdam giebt Bericht über die Aufführung Kleinjoggs, seit der ersten Erscheinung seiner Geschichte. Seine Umstände haben sich in einigen Betrachtungen geändert; aber nicht seine edle, einfältige, verehrungswürdige Denkungsart, nicht seine Beharrlichkeit, die jedoch bisweilen zum Eigensinne geworden seyn konnte. Ein Brief an Hrn. Gleim beschreibet in einem etwas enthusiastischen Tone die Erscheinung Kleinjoggs bey der Versammlung der helvetischen Gesellschaft, die sich seit 1761, nicht 1762, wie Hr. Hirzel S. 233 sagt, jährlich im Schnitznacherbade versammelt. Ein andrer an Hrn. Hauptmann Frey gerichteter Brief enthält noch mehr neuere Nachrichten von Kleinjogg und eine lebhafte Beschreibung der Uebel, welche der vernachlässigte Getraidbau in den Jahren 1770, 1771 und 1772 in der Schweitz verursachet hat. Ein Brief an Herrn Baron Tschudi von Metz setzet die Nachricht über die Unterredungen fort, welche die naturforschende Gesellschaft in Zürich mit Landleuten hält, und über die Mittel, wodurch sie die Einsichten und den Eifer derselben zu vermehren trachtet.

tet. Er danket auch dem Hrn. Baron für die ihm mitgetheilten Nachrichten von den weisen Anstalten, welche ein würdiger Geistlicher, Hr. Chorherr du Quesnoi, Pfarrer zu Bouxay, in Lothringen, gestiftet hat, um seinen Pfarrkindern Menschenfreundschaft, tugendhafte Gesinnungen und Liebe zum Landbau einzuflößen. Der letzte Brief an Hrn. Abbee Graf von Hohenwart, ist dem Beweise gewidmet, daß der Ackerbau, ohne Zweifel versteht Hr. H. dadurch die Landwirthschaft in ihrem ganzen Umfange, die einzige Quelle einer wahren und dauerhaften Glückseeligkeit eines Staates sey. Dieses wird freylich nur von der wirthschaftlichen Glückseeligkeit zu verstehen seyn; und doch wollten wir das Wort einzig hier in die vornehmste, oder erste, verwandeln. Ein Volk, welches nichts als Ackerbau hätte, oder nichts als die Früchte des landwirthschaftlichen Fleisses genösse, würde noch lange nicht eine vollkommene Glückseeligkeit besitzen. Der Ackerbau selbst kan ohne die Beyhülfe anderer ~~Briefe~~ [Gewerben] nicht einmal zu einer beträchtlichen Stärke gelangen. Unser menschenfreundliche Verfasser eifert insonderheit wider die Vermehrung der Fabricken und der Manufacturen — Er siehet dieselbe als eine schädliche Krankheit seines Vaterlandes an. Uns deucht hingegen, man habe hierüber nirgendwo weniger zu klagen, als in der Schweitz. In andern Ländern wird der Landwirth zu Gunsten der Manufacturen bedrückt und eingeschränkt. In der Schweitz ist er vollkommen frey. Im Gegentheile die Einfuhr aller verarbeiteten Waaren *) ist nicht nur in allen Gegenden derselben erlaubet, sondern die Hereinbringung der nöthigsten Producte des Weines und des Getraides ist in einigen zu Gunsten des Landwirthes verboten. Wenn bey solchen Umständen die Manufacturen in einem Lande blühen, so scheinen sie denselben eigen zu seyn. Wenn bey ausserordentlichen Zeiten dasjenige Uebel verursachet, was in gewöhnlichen nützlich ist: so läßt sich daraus kein allgemeiner Grund herleiten, dieses zu verwerfen. Unser Verfasser ist so gut als jemand hievon beredet. Er hat seither ein Werkgen geschrieben, welches ein überzeugender Beweis davon ist. Es ist

Der

*) Wenigstens derer, welche nicht durch zunftmäßige Handwerker verfertiget werden.

Der philosophische Kaufmann, von dem Verfasser des philosophischen Bauers. Zürich, bey O. G. F. u. C. 1775. 123 S. in 8.

Hier machet er dasjenige wieder gut, was er in dem philosophischen Bauer bey den Kaufleuten verderbet haben mochte. Vielleicht schreibt er bald einen philosophischen Gelehrten, um diese Classe wieder zu besänftigen, welche er bisweilen zu Gunsten der Bauern und der Kaufleute recht tief heruntergesetzet hat. Uebrigens kommt der philosophische Kaufmann mit dem philosophischen Bauer in keine Vergleichung. Er enthält nur Betrachtungen über die Gründe, nach welchen sich ein Vater verhalten soll, wenn er diese Lebensart für seinen Sohn wählet. In beyden aber verehren wir billig des Verfassers warmen Eifer für die Glückseeligkeit seiner Mitmenschen.

Das Bild eines wahren Patrioten, von dem Verfasser des philosophischen Bauers. Zweyte Auflage. Zürich, bey Orell, Gesner, Füßlin und Comp. 1775. 8. 413 S.

Diese neue Ausgabe ist von der ersten Auflage im geringsten nicht unterschieden.

E.

Lesebuch für das Frauenzimmer. Zweyter Theil. Flensburg und Leipzig, in der Kortenschen Buchhandlung. 1775. 496 Seit. in 8.

Dieser zweyte Theil enthält, wie der erste, prosaische Aufsätze, Fabeln, Erzählungen und Einfälle, Briefe, kurze Biographien und Anekdoten von merkwürdigen Frauenzimmern, Gedichte und endlich einzelne Stellen und Gedanken aus verschiedenen Schriftstellern. Auch können wir von diesem rühmen, daß alles mit sorgfältiger Wahl, in Absicht auf Nutzen und Vergnügen, zusammen gesucht ist. Dieses Lesebuch ist also allen Aeltern, die darauf bedacht sind, ihren Kindern eine nützliche und angenehme Lectür zu verschaffen, und selbigen eine kleine gewählte Büchersammlung zu schenken, vorzüglich mit anzupreisen. Wie sehr

sehr uns aber auch diese Sammlung gefällt, so wünschen wir doch nicht, daß noch mehrere Theile hinzukommen. Nur Schriftsteller, die das Glück haben, einer ganzen Nation bekannt und davon vorzüglich geliebt zu werden, können viele Bände ihrer Werke liefern und dabey erwarten, daß wiederholte Auflagen davon erfolgen und daß sie immer wieder gekauft werden. So verhält es sich nicht mit andern Werken, und wenn sie auch vortreflich sind. Werden sie stark: so werden sie einmal gedruckt, und so weit diese Auflage reicht, erstreckt sich auch der Gebrauch davon; und nicht viele Jahre dauert es, so ist das Buch vergessen, als wäre es nicht da gewesen. Ist aber ein Werk nicht stark und hat dann Vorzüge: so erhält es sich weit länger, verbreitet sich mehr und stiftet mehr Gutes.

G.

Gespräche im Reiche der Todten zwischen Hippotes und Grapheus. 1774. 52 Seit. 8.

Gleichsam, als wenn auf der Oberwelt der langweiligen Schwätzer noch nicht genug wären, um dergleichen aus dem Reiche der Todten heraufholen zu müssen!

Nb.

Die gründliche Wissenschaft, oder die Rechte und Pflichten des Menschen, von L. D. H., nebst einer Unterredung zwischen den Herren de P. und L. D. H. Aus dem Französischen. Nürnberg, verlegts Wolfgang Schwarzkopf. 1775. 172 S. in 8.

Abermals ein Auszug aus dem Systeme der neuen französischen Oeconomisten von der natürlichen geselligen Ordnung und dem reinen Ertrage, der dem kleinen Werke des Hrn. Iselin, von eben dieser Materie, an die Seite gesetzt zu werden verdient. Nach dem Vorberichte ist er auf höheren Befehl zur Unterweisung des Volkes gemacht worden, und dazu in der That mehrentheils faßlich genug, ob man gleich an einigen Stellen mehrere Deutlichkeit und Herablassung und zuweilen etwas weniger Begeisterung wünschen mögte. Die Urschrift: La science, on les droits et les devoirs de l'homme, ist im vorigen Jahre zu Lausanne

sanne bey Grasset herausgekommen, und in Gesprächen eingekleidet gewesen, die von dem Uebersetzer in einen dogmatischen Vortrag verwandelt worden sind. Wir können nicht urtheilen, wie viel Recht er dazu gehabt habe; doch scheint das Werkchen nicht dabey verlohren zu haben, dessen Uebersetzung, kleine Fehler ungerechnet, übrigens ganz gut gerathen ist.

Nz.

P. N. Sprengels Handwerke und Künste in Tabellen, mit Kupfern und einem Register, (Beschluß des Pflanzenreichs) fortgesetzt von O. L. Hartwig. Mit Kupfern. Zwölfte Sammlung. Berlin, 1774. 8. 488 S.

In dieser Sammlung werden die Geheimnisse der Siebmacher, der Mahlmühlen und anderer Mühlwerke, Windmühlen, Stampfmühlen, Sägemühlen, (Schif- und Thiermühlen, auch Feldmühlen bey den Armeen kommen noch nicht dabey vor) der Bierbrauer und Brandweinbrenner (die Apothekerkunst, den Brandwein zu Spiritus zu distilliren, wird geheim gehalten, zumal in Niedersachsen, wo mancher Apotheker mehr Brandwein verzapft, als Rhabarber verkauft) die weisse Stärke zu verfertigen, Oblatenbäckerey, (in Berlin sind nur 2 Oblätenbäcker und diese können sich kaum ernähren. Das kommt davon her, weil man in Berlin den Ueberfluß des Mehls besser, als zu Briefoblaten zu nützen weiß, und in den Kirchen die Lutherschen Küster ihre Oblatenerfordernisse selbst backen, die Reformirten aber keine brauchen) Zuckersiedereyen, die eigentlich in Europa nur Raffinarien genennt werden sollten, Conditor und Kuchenbäcker, Pfefferküchler nach Nürnbergischen Originalien, Tobacksfabrik, Seiler, Leinweber, Kattun- Barchent- Kannfas- Zwillich- und Damastweber, Formschneider, Kattunfabrik, insbesondere Manchesterfabrik, Papiermühle, Spielkartenfabrik.

Dreyzehnte Sammlung. Berlin, 1775. 8. 432 Seit. mit Kupfern.

Diese Sammlung behandelt die übrigen zum Thierreiche gehörigen Profeßionen, besonders die Lederarbeiter,

namentlich aber: Schlächter, Lohgerber, Weißgerber, Pergamentmacher, Sattler, Riemer, Täschner, Schuster, Handschuhmacher, Kammmacher, Peruckenmacher, Bürstenmacher, Seifensieder, Wachsbleiche.

Diese Schrift wird von Zeit zu Zeit interessanter.

Fz.

Avertissements von dem Zustande, worinn die Calenbergische allgemeine Wittwenverpflegungsgesellschaft sich befindet. 4.

Die Nachrichten kommen halbjahrweise heraus, und jede beläuft sich auf einen halben Bogen. Die Stücke so wir vor uns haben, gehen bis auf das achtzehnte. Wir sehen daraus, daß die Gesellschaft, welche 1767 mit 1270 Ehen ihren Anfang nahm, zu Ende des Jahres 1774 aus 3197 Ehen bestund, und 306 Wittwen zu erhalten hatte. Bis dahin sind 381 Ehemänner und 241 Ehefrauen gestorben, und damit 622 Ehen getrennt worden.

Der Betrag eines sogenannten Simplum ist inzwischen von 1/4 pf. bis auf 2 1/4 pf. angewachsen.

D.

Druckfehler.

In des XXIII. Bandes I. Stück.

S. 58. der Rec. konnte nicht vorher sehen, da schon auch anderswo Arabisch in der D. B. gedruckt worden, daß der Abdruck der Recension von Hrn. Niebuhrs Beschreibung von Arabien so übel gerathen würde; er hätte sonst alles Arabische sorgfältig vermeiden, oder die Recension einem andern überlassen sollen. Wenn das Arabische mit hebräischer Schrift gedruckt werden mußte, so hätte dazu doch sollen das Alphabet, womit die Juden arabisch schreiben, genommen werden. Nur einige der gröbsten Fehler können hier angezeigt werden. Z. 14 lies den dänischen Königen. S. 60. Z. 6. l. vorgesetztem Inhalt. (Der Rec. hat nachher Exemplare gesehen, denen ein besonders

gedruck

gedruckter Inhalt beygelegt war.) Z. 24. l. Dajesan جيزان. Z. 30. l. Hedsjas. Z. 33. l. Elhedschaz. S. 61. Z. 2. l. Eldschezirah. Z. 3. l. Escham. Z. 5. l. Nadsch. Z. 9. l. البحرين, Elzemamah. Z. 10. l. العروض. Z. 11. l. das. S. 62. Z. 3. v. E. l. Smum. S. 64. Z. 10. l. قشر. L. Z. l. des Imams zu Sana. S. 76. Z. 16. l. دخلوا الجنة الحيوة عليكم ولا اليم. S. 77. Z. 4. l. ضرب في سنة سبع (تسع) عشر.... ماية (وسبعماية). Z. 7. l. ضرب جبغداد. Z. 23. l. Browne. L. Z. l. تعليق نسخي. S. 78. Z. 1. l. شلسي. Z. 3. v. E. l. Sternkunde. S. 80. Z. 1. l. Hillary. S. 81. Z. 1. l. لبان. S. 82. Z. 12. l. Haleb. Z. 13. l. Elkerra. S. 84. Z. 17. l. und die dieselben. Z. 6. v. E. l. von Jemen. (تهامة ونجد اليمن) Z. 3. v. E. l. Aden. S. 85. Z. 15. l. Cheiwan. Z. 24. l. Jarasch. S. 90. Z. 13. v. E. l. ظفار (טפאר). Z. 6. v. E. l. elnahrain. S. 91. Z. 1. l. تعز. Z. 5. l. لاعة عدن. S. 92. Z. 6. v. E. l. ein S. Vor l. Z. l. ترسم. S. 93. Z. 12. l. nach صغيرة die Worte: قال في اللباب ويقال الشحر شحر عمان. Z. 20. l. ميلر الاره. S. 95. Z. 14. l. هجر (הגר). Z. 15. l. الحجر (אלחגר). Z. 19. l. نجد u. s. f. Z. 31. l. ϊάβεαι. S. 96. Z. 16. l. ذات عرق. Z. 3. v. E. l. Dschoch-

 fah

sah جحفة. S. 97. l. Z. 8. Jatsreb يثرب. S. 98. Z. 1. l. des Ptolemäus Λαθειππα. Z. 8. v. E. l. السفيا. S. 101. Z. 9. l. bey diesem der Berg Sinai. S. 102. Z. 9. l. Gorondel. Z. 4. v. E. l. Kolzum. S. 104. Z. 3. l. von Mohammedanern. S. 105. Z. 6. l. so viel Witziges über das. S. 107. Z. 10. l. bedurfte die E. Z. 29. l. علي جبل. Z. 30. l. جبل. Z. 31. l. الزجاج. S. 108. Z. 8. l. Williams. S. 112. Z. 26. l. Von diesen so wichtigen Werken. S. 115. Z. 4. v. E. l. סבל. S. 116. Z. 12. l. زرافة. Z. 14. l. des Thiers. Z. 30. l. Fragmenten einer. S. 118. Z. 24. l. Christmame. S. 122. Z. 19. l. von. Z. 29. l. Camero. Z. 4. v. E. l. G. G. Anz. S. 124. Z. 6. v. E. l. ح. S. 126. Z. 10. v. E. l. Woide. S. 127. Z. 1. erwähler. S. 128. Z. 13. l. nurgedachten. S. 128. Z. 19. l. Vriemoet. Z. 20. l. فاذاً رايتم. Z. 25. l. ث. S. 132. Z. 17. l. in unsrer. S. 271. Z. 4. v. E. l. der Schriften der kopenhagenschen Ges. S. 272. Z. 25. l. Ch. Schortus. Vor l. Z. l. Oereland. S. 273. Z. 11. l. Wargentin. Z. 12. l. Deklination.

In des XXVI. Bandes II. Stück.

S. 369. Z. 11, 12. l. Dann empfieng er die Weihe für Weise. S. 377. Z. 12. für sittliche l. unsittliche. S. 399. Z. 12 von unten: für, der ihn geschrieben, hat vorbotirt, l. der ihn geschrieben hat, radotirt. S. 421. Z. 14 v. unten, für Leser der Bibel l. Leser der Bibl.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des sieben und zwanzigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1776.



Verzeichniß

der in diesem zweyten Stück des sieben und zwanzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

Die

2) Rechtsgelahrheit.

3) Arzneygelahrheit.

4) Schöne Wissenschaften.

Christ.

5) Schöne Künste.

Mahlerey und Kupferstecherey.

6) Romanen.

7) Weltweisheit.

8) Mathematik.

9) Naturlehre, Naturgeschichte, Chymie und Mineralogie.

10) Philologie.

namentlich aber: Schlächter, Lohgerber, Weißgerber, Pergamentmacher, Sattler, Riemer, Täschner, Schuster, Handschuhmacher, Kammmacher, Peruckenmacher, Bürstenmacher, Seifensieder, Wachsbleiche.

Diese Schrift wird von Zeit zu Zeit interessanter.

Fz.

Avertissements von dem Zustande, worinn die Calenbergische allgemeine Wittwenverpflegungsgesellschaft sich befindet. 4.

Die Nachrichten kommen halbjahrweise heraus, und jede beläuft sich auf einen halben Bogen. Die Stücke so wir vor uns haben, gehen bis auf das achtzehnte. Wir sehen daraus, daß die Gesellschaft, welche 1767 mit 1270 Ehen ihren Anfang nahm, zu Ende des Jahres 1774 aus 3197 Ehen bestund, und 306 Wittwen zu erhalten hatte. Bis dahin sind 381 Ehemänner und 241 Ehefrauen gestorben, und damit 622 Ehen getrennt worden.

Der Betrag eines sogenannten Simplum ist inzwischen von 1/4 pf. bis auf 2 1/4 pf. angewachsen.

D.

Druckfehler.

In des XXIII. Bandes I. Stück.

S. 58. der Rec. konnte nicht vorher sehen, da schon auch anderswo Arabisch in der D. B. gedruckt worden, daß der Abdruck der Recension von Hrn. Niebuhrs Beschreibung von Arabien so übel gerathen würde; er hätte sonst alles Arabische sorgfältig vermeiden, oder die Recension einem andern überlassen sollen. Wenn das Arabische mit hebräischer Schrift gedruckt werden mußte, so hätte dazu doch sollen das Alphabet, womit die Juden arabisch schreiben, genommen werden. Nur einige der gröbsten Fehler können hier angezeigt werden. Z. 14 lies den dänischen Königen. S. 60. Z. 6. l. vorgesetztem Inhalt. (Der Rec. hat nachher Exemplare gesehen, denen ein besonders

gedruck-

gedruckter Inhalt beygelegt war.) Z. 24. l. Dajesan جيزان. Z. 30. l. Hedsjas. Z. 33. l. Elhedschaz. S. 61. Z. 2. l. Eldschezirah. Z. 3. l. Escham. Z. 5. l. Nadsch. Z. 9. l. البحرين, Elzemamah. Z. 10. l. العروض. Z. 11. l. das. S. 62. Z. 3. v. E. l. Smum. S. 64. Z. 10. l. قشر. L. Z. l. des Imams zu Sana. S. 76. Z. 16. l. دخلوا الجنة الحيوة عليكم ولا اليم

S. 77. Z. 4. l. (تسع) سبع سنة في ضرب (وسبعماية) ماية ..... عشر. Z. 7. l. ضرب جبغداد. Z. 23. l. Browne. L. Z. l. تعليق نسخي. S. 78. Z. 1. l. شلبي. Z. 3. v. E. l. Sternkunde. S. 80. Z. 1. l. Hillary. S. 81. Z. 1. l. لبان S. 82. Z. 12. l. Haleb. Z. 13. l. Elkerra. S. 84. Z. 17. l. und die dieselben. Z. 6. v. E. l. von Jemen. (تهامة ونجد اليمن) Z. 3. v. E. l. Aden. S. 85. Z. 15. l. Cheiwan. Z. 24. l. Jarasch. S. 90. Z. 13. v. E. l. ظفار (טפאר). Z. 6. v. E. l. elnahrain. S. 91. Z. 1. l. تعز. Z. 5. l. علي لاعة. S. 92. Z. 6. v. E. l. ein S. Vor l. Z. l. ترسم. S. 93. Z. 12. l. nach صغيرة die Worte: قال في اللباب ويقال الشحر شحر عمان. Z. 20. l. ديار الازد. S. 95. Z. 14. l. هجر (הגר). Z. 15. l. الحجر (אלחגר). Z. 19. l. نجد u. s. f. Z. 31. l. ἴασπις. S. 96. Z. 16. l. عرق ذات. Z. 3. v. E. l. Dschoch-

sah حجغ. S. 97. l. Z. 8. Jatreb يثرب S. 98. Z. 1. l. des Ptolemäus Λαδειπνα. Z. 8. v. E. l. السفنيا. S. 101. Z. 9. l. bey diesem der Berg Sinai. S. 102. Z. 9. l. Gorondel. Z. 4. v. E. l. Kolzum. S. 104. Z. 3. l. von Mohammedanern. S. 105. Z. 6. l. so viel Witziges über das. S. 107. Z. 10. l. bedurfte die E. Z. 29. l. علي جبل. Z. 30. l. جبل. Z. 31. l. الزجاج. S. 108. Z. 8. l. Williams. S. 112. Z. 26. l. von diesen so wichtigen Werken. S. 115. Z. 4. v. E. l. סבל. S. 116. Z. 12. l. زرافة. Z. 14. l. des Thiers. Z. 30. l. Fragmenten einer. S. 118. Z. 24. l. Christmame. S. 122. Z. 19. l. von. Z. 29. l. Camero. Z. 4. v. E. l. G. G. Anz. S. 124. Z. 6. v. E. l. ح. S. 126. Z. 10. v. E. l. Woide. S. 127. Z. 1. erwählet. S. 128. Z. 13. l. nurgedachten. S. 128. Z. 19. l. Vriemoet. Z. 20. l. فاولرتم. Z. 25. l. ث. S. 132. Z. 17. l. in unsrer. S. 271. Z. 4. v. E. l. der Schriften der kopenhagenschen Ges. S. 272. Z. 25. l. Ch. Schortus. Vor l. Z. l. Oereland. S. 273. Z. 11. l. Wargentin. Z. 12. l. Deklination.

Zu des XXVI. Bandes II. Stück.

S. 369. Z. 11, 12. l. Dann empfieng er die Weihe für Weise. S. 377. Z. 12. für sittliche l. unsittliche. S. 399. Z. 12 von unten: für, der ihn geschrieben, hat vorhotirt, l. der ihn geschrieben hat, radotirt. S. 421. Z. 14 v. unten, für Leser der Bibel l. Leser der Bibl.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des sieben und zwanzigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1776.

Verzeichniß

der in diesem zweyten Stück des sieben und zwanzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

2) Rechtsgelahrheit.

3) Arzneygelahrheit.

4) Schöne Wissenschaften.

Christ.

5) Schöne Künste.

Mahlerey und Kupferstecherey.

6) Romanen.

7) Weltweisheit.

Unter=

8) Mathematik.

9) Naturlehre, Naturgeschichte, Chymie und Mineralogie.

10) Philologie.

11) Geschichte, Diplomatik und Erdbeschreibung.

12) Gelehrte Geschichte.

13) Erziehungsschriften.

14) Deutsche Sprache.

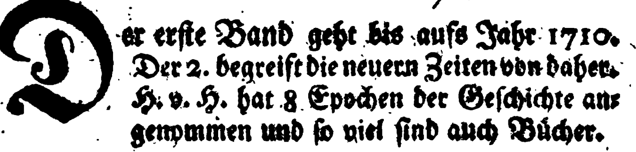
15) Vermischte Schriften.

16) Teufeleyen.

3) Von

IX.

Bibliotheca chirurgica, qua scripta ad artem chirurgicam facientia a rerum initiis recensentur, auctore *Alberto v. Haller*. T. I. Bernae, ap. Haller, et Basil. ap. Schweighäuser. 1774. 3 Alph. 5 B. T. II. 1775. 3 Alph. 18 B. gr. 4.



Der erste Band geht bis aufs Jahr 1710. Der 2. begreift die neuern Zeiten von daher. H. v. H. hat 8 Epochen der Geschichte angenommen und so viel sind auch Bücher.

B. I. Man hat die Chirurgie für älter gehalten, als die Medicin. Es ist unwahrscheinlich. Die Wirkungen der verschiedenen Nahrungsmittel und der Eindruck von Witterung müssen den Menschen auf Mittel, wenns auch nur diätetische waren, früher aufmerksam gemacht, sie müssen der Geneskunst ihren Anfang gegeben haben, bevor die Menschen Arm und Bein gebrochen und der Heilkunst nöthig hatten. Auch erfordert es nicht so viel Nachdenken, so viel Kunst und so viel Kühnheit, die Kräfte eines Krauts, als eine chirurgische Operation zu versuchen. Das hat schon Scribonius angemerkt, es sey die Heilkunst durch Arznenen deshalb älter, weil man vorm Stahle sich scheute. (Nicht bloß Scribonius, auch nicht bloß Seneca, der die älste Heilkunde paucarum herbarum scientiam nennt, oder Aelian; sondern auch die ältsten Dichter, Homer, Pindar u. a. bestätigen es, daß die Kenntniß von Kräutern und Wurzeln und die sanfte Heilart die ältste sey.) Die alten Egyptier waren für eine wackere Handanlegung zu weich und zu weibisch. Ganz den Griechen haben

wir sie zu danken und beyde Heilkünste würden zugleich von ihnen betrieben. Gewiß hat Eustathius unrecht, wenn er Machaon zum Chirurgus und Podalirius zum Medicus macht. Die vielen Kriege und die Ring- u. a. Uebungen der Griechen machten ihnen die Chirurgie nothwendig und daher finden wir dies Fach in den ächten hippokratischen Schriften schon so stark bearbeitet. H. v. H. giebt uns von des Hippokrates Chirurgie, wie er allerwärts thut, aus desselben Schriften einen genauen und treuen Abriß, nach welchem es leicht ist, sich ein Bild der damaligen Kunst zu machen.

Um die Zeiten des Erasistratus und Herophilus schied sich die Kunst in die Klinik, Chirurgie und Pharmacie, wie Celsus sagt: auch scheint schon Aristoteles 3 Classen von Aerzten zu machen. (Hier zweifeln wir. Celsus sagt nur, um die Zeiten habe man die Heilkunst in die diätetische, pharmacevtische und chirurgische Wissenschaft, nicht die, so sie trieben, so abgeschieden. Und in der Stelle des Aristoteles (Polit. III. 11.) ist höchstens nur von den Aerzten und derselben Untergeordneten die Rede, dergleichen schon Hippokrates hatte, wie der H. v. H. anmerkt. Ueberhaupt ist die Scheidung der Chirurgie von der Medicin wohl nicht so alt. Die Stelle des Cicero, die H. v. H. nur nennt, vermuthlich ist es die Orat. III. 33, ist würklich dawider. Unter den Griechen scheint sie gar spät erst statt zu finden. Unter den Römern war sie früher, doch eigentlich so, daß die Aerzte zur Handanlegung eigne Bediente hatten.) Unter den Empirikern und aus der neuern egyptischen Schule gab es viel Wundärzte. Beym Celsus findet man den Fortgang der Kunst ziemlich umständlich beschrieben. Die neue Ausgabe des Celsus von Targa hat viel Stellen aus Handschriften verbessert,

die

die v. d. Linden durch Muthmaßungen verderbt hätte. Celsus muß, wenn er nicht selbst Hand angelegt, doch bey Operationen gegenwärtig gewesen seyn. In des Scribonius Largus Schriften fällt die Kunst schon ins Receptiren herab. Der ältere Plinius hat viel gesammlet: wahre Chirurgie aber trift man noch beym Uebersetzer des Soranus, beym Cälius Aurelianus an. Archigenes und Heliodorus hatten auch Ruf. Der jüngere Asklepiades erfand nur neue Pflaster und Salben: Rufus Werke sind meistens verlohren: Reste von seinen schätzbaren Schriften finden sich beym Galen. (Auch bey allen spätern Griechen, selbst noch beym Constantinus Africanus, der ihn rein abgeschrieben hat.) Leonides und Antyllus Erfindungen finden wir beym Aetius und Galenus. Galenus war bey den Fechtübungen zu Pergamus Wundarzt: in Rom aber muste er, der Sitte des Orts gemäß, die Handanlegung unterlassen: den heroischen Heilarten war er nicht günstig, liebte die sanfteren, wenn gleich umständlicheren; doch war er auch nicht furchtsam, wo es erfodert ward. Der Mittel ist aber kein Ende, so wie auch bey den nachfolgenden Sammlern Oribasius, Marcellus, Plin. Valerianus und Aetius. Paulus von Aegina, eigentlich ein Geburtshelfer, der nach ihnen kam, braucht zwar aller seiner Vorgänger Einsichten, aber mit Wahl und Prüfung, und verdient die Achtsamkeit, die in neuern Zeiten Freind und Vogel für ihn haben erwecken wollen. Nach ihm ist nur noch die Sammlung des Nicetas aus dem IX Jahrhundert merkwürdig, die Cocchi herausgegeben hat.

B. II. Die Araber raffinirten zu sehr über die Zusammensetzung von Mitteln, als daß sie in der Handanlegung großen Fortgang sollten gemacht haben. Sie hielten sie gar für zu niedrig für sich. Den Su-

 blimat

Klimat kannten sie doch und wandten ihn an; auch reden sie von Zangen, die Geburt zu fördern, als von einer bekannten Sache. Rhazes und Ebn Sina haben noch verschiednes Gutes: aber aus den Griechen; Eignes wenig. Ibn Zoar legte, wider die Gewohnheit seines Zeitalters, selbst Hand an. Abul Casem hat noch das meiste Eigne und war dreist im Aetzen, Brennen und Schneiden. Auch hat er zuerst chirurgische Werkzeuge abgezeichnet. (Dieses dürfte schon älter geschehen seyn.) Alle Araber gehen mit der Herzählung ihrer Krankheiten von der Scheitel bis zur Fußsole, eine Methode, die fast bis auf die neuesten Zeiten fortgedauert hat.

B. III. Wie sie aber auch waren; so lernte das christliche Europa doch seine Heilkunst von ihnen. Vorher waren meistens Juden seine Aerzte und oft Vergifter. (Von derselben Studien und Schulen ist noch wenig bekannt.) Zu Toledo, Montpellier und Salerno waren medicinische Schulen. Arabisten nennt der H. v. H. die Aerzte dieser Epoche. Constantin erhob sich zuerst im 11. Jahrhundert zu Salerno und schrieb aus dem Paulus und den Arabern sein Buch zusammen. Zugleich mit ihm lebte und eben da Gariopontus. Hauptsächlich trieben die Geistlichen die Chirurgie, bis Bonifacius VIII. es ihnen verbot, nachdem es schon vorher auf dem Concilio zu Tours 1163. war verboten worden. (Auch schon auf dem Conc. zu Reims 1131, und auf dem Lateranensischen 1139. Aber wohl zu merken, es ward nur den Mönchen und Canonicis regular., auch nachher den Pfarrern; nie aber den weltlichen Geistlichen, die keine Verbindung an ein Kloster u. s. w. hatten, verboten. Auch konnten die Mönche in den Klöstern praktisiren. Die Clerici saeculares durften Aerzte seyn.) Unter so vielen Unwissenden that sich doch

doch Brunus hervor, und zu Ende des 13. Jahrhunderts Wilhelm v. Saliceto und Lanfrancus. Jener suchte das Messer und das Feuer wieder hervor: dieser war milder. Gordons zu Montpellier Kilium enthält auch etwas Chirurgisches. Um diese Zeit stiftete auch Joh. Pitard das pariser Collegium der Wundärzte, worin Unterricht gegeben und Kenntnisse gefodert wurden. Es war eine von der Universität abgeschiedne Anstalt, bis es 1437. mit derselben verbunden ward.

Guido von Chauliac half im 14. Jahrhundert der bis zu Pflastern, Salben und Zaubersprüchen herabgesunknen Kunst zuerst auf. Er hatte die Alten alle gelesen, beurtheilte sie scharf und legte rüstig Hand an. Auch ist sein Werk verschiedne Jahrhunderte durch klassisch geblieben. Schon um diese Zeit zankten sich in Frankreich die Wundärzte und die Barbierer und waren wechselsweise mit den Aerzten in gutem Vernehmen. In Italien zankte man sich nicht, weil die Aerzte sich der Handanlegung nicht entzogen. (Und das hat man weder in England noch sonst irgendwo gethan, wo die Kunst nicht durch pedantische Gesetze oder Gildegebräuche gewaltsam getrennt worden, wo die Aerzte selbst Hand anlegten oder die Wundärzte, weil sie in einer oder der andern Kunst vorzüglich waren, doch, was sie allemal seyn sollten, auch Aerzte im Ganzen blieben.)

B. IV. Und eben von diesen italienischen Aerzten, da im 15. Jahrhundert die Wissenschaften ihr Haupt erhoben, bekam auch die Chirurgie eine neue Gestalt. Sonst hatte man noch bloß zusammen gestoppelt. Jetzt kam man zur eignen Beobachtung der Natur zurück und fieng an zu zergliedern. Benivenius, Benedictus, de Vigo, Marianus, Beren-

rengarius u. a. fiengen die Reformation auch der Chirurgie an, als Paracelsus alten und neuen Vorurtheilen wieder einen Schwung gab und die gründliche Handanlegung in Mißruf brachte, die zwar hie und da fürder cultivirt ward, aber noch nicht das Uebergewicht bekam. Beyläufig müssen wir noch anmerken: Berengarius so wohl selbst, als sein Vater, haben die mehrmals von den Alten erwähnte und kaum geglaubte Amputation der Mutter mit glücklichem Erfolge verrichtet. Mousset thats auch. Vesalius lebte indessen in dieser Epoche, der Vater der neuen Anatomie: Massa war ein ziemlicher Wundarzt; die Aerzte Manardus, Fernel, Botallus, Boullier, Ingraßias, Maggius, Lange, Valeriola u. a. leisteten auch etwas; besonders machte sich Paré um die Kunst verdient. Von Wunden hat er zuerst recht gut gehandelt, wie auch von den meisten Fällen, die im Felde vorkommen. Er nennt sich Chirurgien Barbier und ließ sich seine Schriften von Jo. Hautin abfassen. *Instauratores* nennt H. v. H. diese Epoche der Kunst.

B. V. In der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts erhielt sie, vorzüglich durch die italienischen Aerzte, einen großen Zuwachs. Fallopia, durch hinterlassene Schriften und Schüler. Fel. Wurz von seinem Freunde Conr. Gesner berathen, Arcäus, Arantius, Guillemeau, der scharfsinnige und herzhafte Rousset, Bartisch, Carcanus u. a. lebten in dieser letzten Hälfte und auch da noch gab Hier. Fabricius, des Fallopia Schüler, sein bekanntes Werk heraus. In der Handanlegung selbst war er zaghaft. Mehr Dreistigkeit und eignes Genie hatte Wilh. Fabricius, Hildanus zubenamt, dessen Schriften voll eigner Wahrnehmungen sind. In der Bernischen Bibliothek sind noch verschiedne seiner ungedruckten Schrif-

Schriften, besonders sein Briefwechsel. Fel. Plater, Horst, Pauw Baillou u. a. lebten um dieselbe Zeit im Anfange des 17. Jahrh. besonders aber Magatus, der zuerst die einfachere Behandlung der Wunden empfahl, Glandorp, ein wackrer Wundarzt, Sanctorius, der sein Genie auch in chirurgischen Erfindungen erwies; Lambert, der viel eigenes hat und der rüstige Severinus, der der feiggewordenen Kunst mit Nachdruck und Eifer ihre alte Kraft und Wackerheit wieder gab. Indessen war doch bey ihm auch alles eitel Schnitt und Brennen. In der Folge thaten sich Tulpius, Th. Bartholin, van Horne, Riviere, Diemerbroeck, Panarola, Scultetus, de Marchettis, Wepfer, Roonhuyßen, Ol Borrichius u. a. hervor. Diese Epoche, weil der gröste Theil Italiener sind, oder in Italien gelernt hatten, nennt der H. van H. die italienische Schule.

B. VI. Nachher und in der letzten Hälfte des 17. Jahrh. fand die Wundarzney und die Geburtshülfe in Frankreich mehr, als an einem andern Orte, Beifall und Unterstützung. Man gieng nicht mehr nach Italien, sondern nach Paris und Leiden. Mauriceau lehrte zuerst den großen Nutzen der Wendung. Van Mekren und Muralts Verdienste. Gronevelt war im Steinschneiden glücklich: kam aber über den innerlichen Gebrauch der spanischen Fliegen in Verhaft. Bohn ist klaßisch in der gerichtlichen Arzenenkunde: in der Chirurgie liebte er die weiche Heilart. Genga, Solingen, Pechlin folgen. Genga chirurgische Anatomie ist eins der besten Werke. Er war ein scharfer Tadler des Hippokrates. Er war gelehrt und herzhaft in der Handanlegung. Weismanns Verdienste, die erst in neuern Zeiten, auswärts besonders erst, erkannt werden. Vom großen

sprecherischen und eiteln Biegny. Purmann hatte viel Uebung und beobachtete gut, war aber zugleich abergläubisch und erklärsüchtig. Vom Cyprian hat man wenig: aber das Wenige ist schätzbar. Schelhammers Scharfsinn wird gerühmt. Sorbait hat für seine Zeit manches Gute, auch Besondere. Jac. Young lehrte zuerst den großen Nutzen des Terpenthinöls in den Wunden der Schlagadern. Nuck und van der Wiel werden gelobt. Dionis war eben kein Erfinder: aber ein Mann von reinem Verstande und aufrichtigem Herzen. Van Hoorn ist nicht so bekannt, als er verdient. Die Siegmundin war nicht ungeschickt, nur zu fertig, das Wasser zu sprengen. Ihr Streit mit dem Prof. Petermann lief nicht zu Ehren des Professors ab. Mery, kein gemeiner Kopf, war doch gegen des Bruder Jacques wahre Geschicklichkeit ungerecht. Doch besserte auch dieser, nach Morands Zeugniß, erst nach Mery Schriften seine Methode. Du Verney wird gelobt. In seinem Werke von den Knochenkrankheiten, das lange nach seinem Tode herauskam, ist manches, das die Neuern, Petit u. a. übergangen haben. Ruysch, der so viel gesehen hat, liebte eine sanfte Heilart. Saviards Bemerkungen sind nicht gemeiner Art, so wenig wie Schoutens, des Ostindienfahrers. In Campers Zergliederung des M. K. finden sich merkwürdige chirurgische Beobachtungen. Colebatch, ein heller Kopf, der zu einer Zeit, da alle Krankheiten aus Säuren entstehen sollten, Säuren zum Hauptgenesmittel brauchte. Slevogts, der selbst Hand anlegte, häufige Probeschriften enthalten doch viel Wichtiges. Van Deventer, ein Goldschmidt, beschäftigte sich Anfangs mit Maschinen für Hinkende, Bucklige u. s. w. und gedieh so allendlich zum Geburtshelfer und Wundarzt und war beydes mit Ehren.

Bel-

Bellofte war ein Mann von Erfahrung, der die einfache Heilart des Magatus mehr in Zug brachte. Vom Verduyn haben wir gute Bemerkungen, außer seiner Schrift von der Amputation. Diese übersetzte Vergnol ein franz. Wundarzt, der die Operation an sich selbst hatte machen lassen müssen. Woolhouse, der streitbare Oculist, war immer voll vom Lobe seiner krazenden Gärstenähren und seiner Kelleresel. Was in Hofmanns Werken chirurgisches vorkommt, ist alles von der gelinden Heilart. Bidloo trug seine Curen mit vielem Pompe vor. Großsprecherisch und fabelhaft sind die Curen des neapolitan. Priesters Musitanus. Saukes ist voll Hypothesen. Baulot, sonst Beaulieu, ein empirischer und sonst heftiger Steinschneider, war doch so edel, daß er Rau, der ihn verfolgte und von ihm lernte, sich selbst in seiner Kunst vorzog. Er soll auf 4500 am Steine geschnitten haben. Sancassini war in des Magatus Heilart so verliebt, daß er den Namen Magatus annahm. In Ido Wolfs Bemerkungen, die wenig bekannt sind, ist viel Eignes. Jo. Lud. Petit ersetzte durch Kopf und Erfahrung, was ihm an Kenntnissen abgieng. Oft schlägt er Heilarten vor, die er nicht selbst versucht hat. Doch ist sein Werk die Quelle der Neuern worden. Sein neulich von Lesan herausgegebnes Werk enthält viel wichtige practische Anmerkungen. Morgagni verdientes Lob liest man mit herzlicher Beystimmung. Auf sein Wort befahl Benedict. XIV. die gestorbnen Schwangern zu öffnen. (Schon im 12. Jahrh. heist es in den const. synod. Odonis episc. Paris. mortuae in partu scindantur, si infans credatur viuere.) Brisseau bewies zuerst, daß die Krystallinse verdunkelt würde. Jac. Douglas Verdienste um den Steinschnitt und des aufrichtigen Maitre-Jan um die Augenkrankheiten,

Amels Werkzeuge wurden von Anfang her bezweifelt. De la Peyronie ist doch mehr durch die Stiftung der Akad. der Chirurgie, als durch seine dreiste Handanlegung bekannt. Palfyn war ein Sammler und reiste eigens umher, um neue Erfindungen zu sammeln. Triones chirurgische Bemerkungen sind nicht so bekannt, als sie es verdienten. So weit der erste Band.

B. VII. Mit dem J. 1710. fängt die Epoche der vollkommnern Chirurgie an und Fr. Petit war der erste, der mit möglichster Genauigkeit seine Vorschriften gab. Heister ist der schriftenreichste Wundarzt und hatte einen sehr mechanischen Kopf, den er in Erfindung und Verbesserung von Werkzeugen erwies. Frobes übersetzte seine große Chirurgie ins lateinische. Immer ist es noch das vollständigste System. Deidier will doch wirklich einen Krebs mit Arsenik geheilt haben. Cheselden erhält den verdienten Ruhm. Die neuern Ausgaben seiner Anatomie sind doch merklich vermehrt. Mauqueß de la Motte war ein Mann von Beurtheilung, Erfahrung und Bescheidenheit, ohne Wissenschaft. Bassens Werk von Bandagne ist noch das beste, so wir haben. Garnagnot machte sich erst durch fremde Erfindungen einen Namen und ward gar darüber belangt, verlohr auch den Proceß. Nachher erlangte er mehr eigne Erfahrung und gab schätzbare Schriften heraus. Platners Chirurgie ist nicht ganz von ihm selbst. Günz hat das Kap. vom Steinschnitte ausgearbeitet. Morand, S. Yvens, Benevoli werden gerühmt. Vom Mauchart ist fast alles schätzbar. Er war, wie Platner, Woolhausens Schüler. Chaberts Erfahrungen sind voll guter Einfalt und fester Beurtheilung. Das Jahr 1724. war für die Chirurgie glücklich. In Berlin ward das anatomische chi-

chirurgische Collegium gestiftet und in Paris erhielten die Wundärzte im Collegio des H. Thomas fünf Lehrstühle. Van Wyck weniger bekannte Schriften sind merkwürdig, selbst auch wegen der scharfen Kritik über die Pariser Wundärzte. Die Streitigkeiten der letztern mit der Pariser Facultät werden häufig und hitzig. Um diese Zeit lebte noch der letzte Colot, aus einer Familie, bey der auf 200 Jahre der Steinschnitt erblich gewesen. Le Drans Werke sind je jünger, desto besser, indem seine Erfahrung zunahm. In der Anatomie war er nicht stark; auch hatte er wenig Gelehrsamkeit, aber viel Kopf und ein scharfe Urtheilskraft. Quesnais Genie läßt H. v. H. Gerechtigkeit wiederfahren: aber er raisonnirt zu viel und deklamirt weitschweifig. Denys Werk vom Steinschnitt, obwohl er mit Raus Methode geheim thut, hat doch sein Gutes: aber noch mehr ein holländisches Werk von der Geburtshülfe, das weniger bekannt ist. Molinelli gehört zu den besten Wundärzten. Titsynghs und Uylhoorns heftige Zänkereyen, die dem letzten das Leben kosteten. Doch waren sie beyde Männer von Talenten und Verdiensten. Goullards Bleymittel hat der H. v. H. in den Fällen, worin G. sie rühmt, bewährt gefunden. Des gemeinnützigen D. Hales Versuche mit steinauflösenden Mitteln. Schlichting hat manches Gute beobachtet. Heftig aber war er und streitbar. Er machte Roonhuysens Werkzeug bekannt und scheute die Amsterdammer Apothekergesellschaft nicht, die aus dem Geheimniß einen Gewinnst machten und ihn darob antasteten. Attius sagt ehrlich, was er bemerkt und worin er gefehlt hat. Der H. v. Haller selbst machte schon 1735. die jetzt so bestätigte Theorie vom Ursprunge der Brüche bekannt. Le Cat war im Steinschnitt glücklich, sonst voll Hypothesen und Dünkel. Seine

Strei-

Streitigkeiten mit dem Fr. Caßne. Seine Abbildungen sind meistens schlecht, und seine Werkzeuge, selbst nach Morands Zeugniß, zu sehr zusammengesezt. Günz starb zu früh für die Kunst. Bey ihm und sonst oft verehrt man den Mann, der nur die Wahrheit sucht und das Verdienst auch an seinen Feinden zu schäzen weis. Col de Vilars ist blos ein Compilator. Hartley, der so viel über die Steinmittel geschrieben, war selbst damit behaftet. Sharps grosser Scharfsinn und Liebe der einfachsten Heilarten. Sein Werk von den Operationen ist nicht übersezt, so sehr es es auch verdient. Bagieu sezt sich, obwohl mit Heftigkeit, manchen Vorurtheilen seiner Landsleute entgegen. Bronafield und der vortrefliche Pott schliessen dieses Buch.

B. VIII. Da die chirurgischen Schriften seit 1710 so sehr anwachsen, so nimmt H. v. H. von der 1743 eingefallnen Stiftung der Akad. der Chir. zu Paris Gelegenheit, hier einem Ruhepunct der Geschichte und ein neues Buch zu machen. Er hofft, der Wetteifer in der Kunst solle durch eine eigne Akademie angefacht werden. (Wir wünschen es.)

Ingram hat seine eigne sehr einfache und sehr sanfte Weise. In Paris ward das Colleg. der Wundärzte ganz von der medic. Facultät Aufsicht entledigt, und ihm die Rechte einer eignen Facultät gegeben. Sie ertheilen von nun an ihre eignen Gradus, und geben Sammlungen ihrer Schriften heraus. Das veranlaßt eine Menge unangenehmer Streitschriften. la Mettrie satyrisirte sie alle, Aerzte und Wundärzte: aber auch zugleich die Kunst selbst und die Religion. Hunter fängt um diese Zeit an, sich um den ganzen Umfang der Kunst verdient zu machen. (Sein leztes Werk hatte H. v. H. noch nicht gesehn.) Pütz schönes Werk und Henkels häufige. Der scharfsin-

finnige Acrel bekam im Stockholmer Hospital, das 1752 errichtet ward, Gelegenheit, seine trefflichen Anmerkungen zu sammeln. Der Helmstädtische Fabricius wird auch als ein wahrer Philosoph in seinem Wandel gelobt: Louis Schriften voll Geist und voll Beredsamkeit. Unter den Italienern werden Nannoni, Pallucci, Tozzetti, Brogiani gerühmt. Levrets Verdienste um die Geburtshülfe und Werkzeuge für die Polypen. Van der Haar kritisirt das Verfahren in Feldlazarethen und die Störkischen Mittel sehr sorgfältig. Von Amputirten verloren die Franzosen fast alle; die Hannoveraner 3 von 10; die Engländer 1 von 20. Arnauld ward in Brüchen, der Bruder S. Cosme im Steinschnitte, und Daviel durch die Ausziehung des Staars berühmt. Die grosse Hoffnung von Röderer in der Geburtshülfe und Zergliederung ward durch seinen frühen Tod vereitelt. Ausser dem Smellie hatte er vorzüglich Fried und A. Petit gebraucht. Warners Fälle sind wichtig. Pugh Burton, Smellie u. a. erlangen grossen Namen in der Geburtshülfe. Smellies Praxis war ausserordentlich. Fast 1200 hat er entbunden, und 280mal seine Wissenschaft vorgetragen. Ravatons erstes Werk ist ohne Ordnung: das leztere aber voll von Versuchen. Goochs merkwürdige Beobachtungen sind doch unübersezt geblieben. Hasenöhrl heißt, seit er in Florenz ist, Lagusus. Gataker widerrief nachher in einem Anhange das Lob, das er dem Nachtschatten in bösartigen Geschwüren gegeben. Bertrandi hat viel wahre Verbesserungen in Vorschlag gebracht. Unser Stein wird gerühmt, der viel Geist mit viel Erfahrung verbindet: auch erhalten Sarthorphs Schriften ihr gerechtes Lob. Eben so unsre Landsleute, Theden und Schmucker. Bilguern, der die Franzosen wegen

ihr

ihrer unnöthigen Amputationen bezüchtigt; werfen diese wieder seine zu sehr deutsche, d. i. zusammengesetzte Methode vor.

Diese Anzeige ist schon ausführlich gerathen, und doch haben wir nur Proben gegeben, nur uns mit allgemeinen Urtheilen befasset, die, wie man leicht denken kan, in neuern Zeiten etwas sparsamer werden. Es ist nicht möglich, in das specielle Verdienst der Schriftsteller sich einzulassen: H. v. H. hat es gethan. Nachdem er seine Epochen gemacht, und allgemeine Anmerkungen vorausgehn lassen; führt er in chronologischer Ordnung die Schriftsteller auf, und zwar nach dem Jahre, in dem sie ihre erste Schrift bekannt gemacht haben. Nun erzählt er ihre Schriften, und führt kurz daraus an, was jeder Neues und Eignes hat. Vom 5. Buche an ist nicht leicht ein Jahr ohne ein neues chirurgisches Werk. In der Folge, besonders nach der Mitte des 17. Jahrh. häufen sich die Schriften sehr, und da werden unter besondern Rubricken auch die Disputationen und die um die Zeit anfangenden Journale mit dem, was sie chirurgisches haben, angeführt. Es ist ein Werk von einer erstaunlichen Arbeit, dgl. wir noch gar nicht haben, und vielleicht von niemand, als von dem großen Manne erwarten können, der sein halbes Seculum mit einer Hinsicht auf so etwas muß gelesen und angezeichnet haben. Daß dabey kleine Fehler mit unterlaufen können, wird man leicht erachten, und wird auch genug gesagt werden, da wenige von der Mühseeligkeit eines solchen Werks hinreichende Begriffe haben. Ein Paar sind uns beym Lesen beygefallen. Celsus ist auch mit Wedels Vorrede, Jena 1713. herausgekommen. Constantinus Africanus ist, wie wir nun durch Bernard und Reiske wissen, nicht einmal ein Compilator, sondern nur der Uebersetzer eines

nes arabischen Compilators. Gordons B. de phlebotomia existirt nicht bloß im Mspt., sondern auch in der Ausgabe Lion, 1574, die Joh. Cerssel besorgt hat. Es sind auch 2 Tract. de conservatione vitae und de floribus diaetarum aus einem gefundenen Mspt. mit abgedruckt. Jo. Matth. de Gradibus wird fast von allen Schriftstellern so genannt. Er nennt sich selbst de Gradi in seinen Consiliis, die auch noch Vened. 1521 gedruckt sind. Jo. Henr. Meiboms ist 1718 bereits von J. G. B. d. i. Jo. Guil Budaeus herausgegeben. In Ansehung der Schriften des Melch. Friccius ist wol eine Irrung vorgegangen. Sein berufnes Werk de Venenis ist Augsburg, 1710, 8. herausgekommen, und enthält von dem nichts, was der H. v. H. anführt: aber sonst manches, was in die Chirurgie schlägt. Es ist ein ganz andres weniger wichtiges Werk paradoxa medica, das 1699, 12. herausgekommen ist. Dieses Mannes sonderbare Schriften sind überhaupt selbst unter den Deutschen weniger bekannt, als man denken sollte. Beckers bekannter Tr. de submersorum morte sine pota aqua ist Jena 1720 vermehrt herausgekommen. Es ist eine merkwürdige Beobachtung von einer durch den Mastdarm abgegangenen Frucht dabey, wobey die Mutter erhalten ward. B. II. S. 39. steht Acta eruditorum Berol. statt medicorum Berolin. Beyde Werke von Matani sind neulich in Deutschland nachgedruckt. Gronevelt de Cantharidum usu ist vermehrt Lond. 1703. herausgekommen. Er selbst schreibt sich in mehrern Werken nicht Greenfield. Vom Berengarius de fractura cranii sind auch zu Leiden 1629. und 1651. ein paar Ausgaben herausgekommen. Dgl. Kleinigkeiten finden sich hier und da, ohne daß sie dem hohen Werthe dieses Werks etwas benehmen.

H.

Hr. v. H. macht zu Anfange des VII. B. die Anmerkung, es sey schwerer, in der Chirurgie Epochen zu finden, weil man eigentlich keine Noten darin antrift. Das ist wahr. Allgemeine Hypothesen, die alle chirurgische Krankheiten und Operationen erklären, sind in der Chirurgie nicht so möglich, als in der Medicin, die sich mit Krankheiten befasset, die mehr Krankheiten des ganzen Inbegriffs der Natur und also mehr fähig sind, daß eine allgemeine Ursache zu Erklärung aller erdacht, aufgeworfen und durchgesetzt werde. Die chirurgischen Krankheiten sind mehr Zufälle dieses oder jenes abgetrennten Theils und jede Operation ist für sich unabhängig. In den innern Krankheiten kann ich eher allgemein Säure oder Alcali anklagen und loben: aber ich kann den Steinschnitt und die Trepanation, die Geburtshülfe und die Augenkrankheiten nicht aus einem allgemeinen Grundsatze betrachten.

So weit indessen ein und anderer Zweig der Chirurgie nach einer gewissen Manier sich behandeln läßt, haben wir Secten oder Weisen genug gesehen. Der Steinschnitt, die Amputation, die Geburtshülfe, die Flaschenzüge hat alles seine verschiedne Weisen, Anfänger und Nachfolger derselben gehabt. Die älteste Heilart mit Wein und Oel und Kräutern lebte im 15. Jahrhundert wieder auf: die nachfolgende griechische, die alles schnitt und alles brannte, erweckte Severinus wieder; die arabische, so in Pflastern und Salben excellirt, hat noch die größte Secte. Es sind Paracelsisten gewesen, und Magatus hat auch eine Secte gemacht. Der Streitigkeiten und zwar der heftigsten über diese oder jene Heilart ist kein Ende. Allgemeine Secten lies die Natur der Sache nicht zu.

Etwa ums Jahr 1670. fängt Hr. v. H. die französische Chirurgie (B. VI.) an, und nimmt diese

fer-

nur zum Leitfaden. Seit 1710. raffinirte man mehr, (B. VII.) und 1743. ward die Akademie der Chirurgie gestiftet. (B. VIII.) Im Grunde kanns einerley seyn, was man für Epochen macht, wenn man die Geschichte nur wahr und vollständig, wie Hr. v. H. vorträgt, so wie die Classen in der Naturgeschichte willkührlich sind, wenn die Species nur gut beschrieben werden.

Wir glauben aber doch seit 1670. in der Chirurgie eine Epoche zu finden, die etwa ums Jahr 1740. einfällt. Bis 1740. ist noch die französische Chirurgie fast allein herrschend. Die Kunst wird sehr künstlich; der Werkzeuge werden viel, und die vielen sind meistens sehr zusammengesetzt. Die Operationen werden dreist gemacht und zu einem Grade der Vollkommenheit gebracht. Heister und Garnagnot zeigen so ziemlich die Summa der Kunst bis auf die Zeit. Auch kommt das Erklären und Räsonniren in Schwange. Dies und die Vervielfältigung der Werkzeuge zeigt, die Kunst habe bey einer Nation ihre Epoche gemacht, und werde es schwerlich höher bringen.

Seit 1740 scheint sich die Kunst mehr im Norden auszubreiten. Ein Zug, den die Wissenschaften immer nehmen und die Medicin merklich. Nicht, daß Frankreich nicht seine grossen Männer auch hat: aber nicht mehr so allein. Man geht nicht blos mehr nach Paris, man geht auch nach London und ist mehr zufrieden. In Berlin und später in Stockholm und Kopenhagen werden vortrefliche Hospitäler und Gebährhäuser angelegt. Und wohl zu merken, im Norden ist der Fortgang der Kunst weniger in die Augen fallend, weil man weniger schreibt, vielleicht auch weniger Parade macht. Aber es sind in Dännemark und Schweden seit einiger Zeit ohne Geräusch vor-

trefliche Wundärzte gezogen worden, und man ist in der Kunst weiter, wie an den meisten Gegenden von Deutschland. Von England ist dies mehr bekannt. Seine Wundärzte fangen an, den Ton zu geben. Doch ein paar Sharp und Pott würden ein grosser Gewinnst seyn.

Eigentlich aber ist es der Geist der Kunst, der sich zu verändern anfängt. Es ist die genauere Anwendung der verfeinerten Anatomie auf die verschiednen Arten einer Krankheit. Man entladet sich der überflüssigen Werkzeuge oder vereinfacht sie. Man sieht ein, das Glück der Operation stecke nicht in der Operation, nicht in der Leichtigkeit, sie zu verrichten, sondern man macht sie mehr den Umständen, mehr der individuellen Beschaffenheit des Subjects angemessen. Man hält nicht eine Manier zu operiren für allein gut: man wählt sich aus mehreren eine, die in einem gegebenen Falle die treffendste ist. Man verbindet ein Verfahren in Diät und Mitteln damit, dessen Vernachlässigung so manche Handanlegung unglücklich machte. Die Aerzte erkennen die Wichtigkeit der vernünftigen Handanlegung und die Wundärzte erwerben sich die allgemeine medicinische Beurtheilung.

Niemand besser, als Hr. v. H. kan prüfen, ob diese Anmerkungen richtig sind.

Va.

X.

S. J. E. Stosch, Predigers zu Lüdersdorf, kritische Anmerkungen über die gleichbedeutenden Wörter der deutschen Sprache, nebst einigen Zusätzen und beygefügtem etymologischen Verzeichnisse derjenigen Wörter der

fran-

französischen Sprache, welche ihren Ursprung aus der deutschen haben. Frankfurt an der Oder, bey Strauß, 1775. 1 Alph. 6 B. in gr. 8.

Man hat dieses Buch als einen Anhang zu den von uns zu seiner Zeit angezeigten drey Bänden des Versuchs zur richtigen Bestimmung der deutschen Synonimen anzusehen, wodurch sich der Herr Prediger Stosch um unsre Nation und Sprache so viel Verdienst erworben hat. Die Veranlassung dieses Anhangs gaben ihm die Erinnerungen und Beurtheilungen seiner Arbeit, besonders die in unsrer Bibliothek, und in Hrn. Adelungs Wörterbuche. Dazu kommen mancherley Berichtigungen, Zusätze und Ergänzungen, die der Verf. selbst bey seinem Werke nöthig fand. Auch hier herrscht überall der billige, bescheidne Ton, die ruhige Prüfung ohne Anmaßlichkeit und Leidenschaft, welche uns diesen Schriftsteller schon vorhin liebenswürdig machte, und wodurch diejenigen selbst, deren Erinnerungen er nicht überall zuläßt, weil er Gründe dawider hat, zu einem gleich billigen und nachgebenden Betragen genöthigt werden müssen; einem Betragen, welches vornemlich in der Führung grammatischer Streitigkeiten anständig und rühmlich ist. Und dies macht es uns doppelt zur Pflicht, es auch gegen den Verf. zu beobachten, zumal, da wir manche seiner Beantwortungen unsrer Einwürfe für gegründet und befriedigend erkennen.

Der Verf. gesteht (S. 4.), daß die Benennung ähnlich bedeutende Wörter bestimmter und richtiger für seine Arbeit gewesen wäre, als, gleichbedeutende Wörter, da sie eigentlich nur diejenigen Wör-

ter betrift, welche zwar in einem Hauptbegriffe mit einander übereinkommen, aber sich durch einen oder mehrere Nebenbegriffe unterscheiden. Wörter, die völlig denselben Begrif bezeichnen, könnte man besser einerleybedeutend nennen.

So, wie der Verf. (S. 6.) den Unterschied zwischen nackend und blos aus einander setzt, dünkt uns derselbe richtig von ihm bestimmt, und Hr. Adelung, der ohnedies seine Worte nicht richtig anführt, zu übereilt gewesen zu seyn, indem er diesen Unterschied verwarf, und für keinen Unterschied erklärte. Auch widerlegt unser Verf. (S. 19.) durch Beyspiele sehr gut die Meynung des Hrn. A. daß das Wort düster in der edeln Schreibart nicht gebraucht werden müsse. — Von der gegebnen Ableitung des Worts dolmetschen sind wir noch nicht überzeugt genug, ob sie gleich unter den bisher vorgebrachten die ungezwungenste ist — S. 28. fq. rechtfertigt sich der Verf. umständlich über seine Erklärung des Worts Ergetzung, und zeigt, daß Hr. A. die Bedeutung desselben zu enge einschränke, wenn er es blos für einen lebhaften Grad der sinnlichen Freude hält. Dagegen wird der von dem Verf. ehemals gemachte Unterschied zwischen erwachen und aufwachen (S. 39.) mit Recht zurück genommen; wider Hrn. A. Meynung, daß jenes edler sey als dieses, werden abermals Beyspiele angeführt; und endlich glaubt der Verf. den wahren Unterschied dieser Wörter in ihrer Zusammensetzung zu finden, da nämlich auf den Anfang des Wachens, und die Sylbe er, wie bey andern Wörtern, die Versetzung in den Zustand des Wachens bedeuten soll. Dieser Unterschied dünkt uns indeß zu gesucht und unerheblich zu seyn. Anfangen zu wachen, und in den Zustand des Wachens versetzt werden, sagt doch fast einerley.

Mit

Mit dem S. 45. angeführten ehemaligen Gebrauche des Worts Magd für Jungfrau stimmt auch die Bedeutung des Englischen *Maid* überein; so wie *Maidenhood* mit Magdthum.

Eben so kann man auch mit der S. 46. erläuterten Redensart: einem die Feige weisen, das Englische Wort to fig, und die Ausdrücke: to give one a *fico*, a fig for you, u. s. f. vergleichen.

Bedauren (S. 48.) scheint uns gleichfalls den Verlust eines Guts und das Vermissen desselben vorauszusetzen, und daher in vielen Fällen mit dem Französischen *regreter* einerley zu seyn.

Bey dem Unterschiede, den wir bey der Anzeige des zweyten Theils von dem Werke unsers Verf. zwischen Aufmerksamkeit und Achtsamkeit zu finden glaubten, hatten wir die Verschiedenheit der Gegenstände in Gedanken, und wollten nur so viel sagen: das erste Wort werde mehr gebraucht, wenn einem etwas lehrend vorgetragen wird, welches er mit dem Verstande faßt und sich eigen macht; das letztre hingegen, wenn einer etwas vor Augen hat, dessen Beschaffenheit, Theile, Einrichtung u.s.f. er untersucht und beobachtet. Geschieht dies letztre nicht mit dem gehörigen Fleisse, so braucht man die Redensart: er hat dabey manches aus der Acht gelassen; hat man hingegen in dem ersten Fall aus Zerstreuung dasjenige, was gut und deutlich vorgetragen wurde, nicht gefaßt, so giebt man die Schuld dem Mangel an Aufmerksamkeit.

In Ansehung des Worts Würme (S. 54.) nehmen wir, durch den Verf. belehrt, unsre ehemalige Vermuthung gern zurück.

Ein bequemer Mensch (S. 56.) scheint uns doch noch, nach der Erklärung, die wir davon gegeben haben, mit einem Beyworte benannt zu seyn, das in diesem

stem Verstande mit tüchtig und geschickt ähnlichbedeutend ist. Man sieht hier nämlich auf die Pflichten der Gesellschaft und des Umganges, und folglich auch, um der Definition des Verf. gemäß zu reden, auf die Beschaffenheit des Menschen, wodurch er zur Erreichung dieses Zwecks, dieser gesellschaftlichen Bestimmung, fähig wird. — Ein bequemes Pferd ist, in Niedersachsen wenigstens, eine sehr gewöhnliche Redensart.

Der Verf. hat Recht, (S. 83.) daß unsre Anmerkung über das Wort bange, so wie sie da steht, unrichtig ist; die Schuld liegt an einem Uebereilungsfehler im Schreiben, da das erste für das letztere gesetzt ist. — Auch in der über das Wort auferziehen gemachten Kritik ist dies Wort mit aufziehen verwechselt worden.

S. 124. Fleet ist auch zuweilen, z. E. in Hamburg, die Benennung der durch die Stadt fliessenden Kanäle.

S. 137. vertheidigt sich der Verf. mit Recht wegen des Worts abdanken, dessen Bestimmung aus der Etymologie gewiß nicht gesucht war, und dessen Nebenbegrif uns niemals unedel zu seyn scheint. Der neutrale Gebrauch dieses Worts hätte noch erwähnt werden können, und in diesem ist es selbst in dem Beyspiele, wovon S. 139. die Rede ist, ganz gewöhnlich, von einem Prediger zu sagen, daß er abgedankt, eine Abdankungspredigt gehalten hat.

S. 164. Die Redensart: etwas auf einen, auf sich u. s. f. deuten ist doch wohl nicht veraltet, und der Nebenbegrif einer bildlichen Vorstellung und deren Auslegung scheint uns nicht allemal mit diesem Worte verbunden zu seyn. Bey den Redensarten etwas gut oder übel deuten, läßt sich eine Beziehung dieser Art nicht anders, als gezwungen, annehmen. So, dünkt

uns,

uns, wird auch das Wort deuteln, nicht blos vom Vorhersagen künftiger Begebenheiten, sondern überhaupt von der unglücklichen Sucht einiger Leute gebraucht, allen Dingen eine bestimmte Auslegung zu geben, besondre Absichten und Beziehungen zu vermuthen, wo man allgemein geredet hat, u. s. f.

Hr. Adelung scheint uns in der S. 202. angeführten Stelle nicht sagen zu wollen, daß brauchen niedriger sey, als gebrauchen, sondern nur, daß es in der Sprache des Umgangs üblicher und gewöhnlicher sey; und hierin hat er wohl ohne Zweifel Recht.

S. 211. Der Nebenbegrif des verständlichen und deutlichen scheint uns bey dem Worte laut mit eingeschlossen zu seyn, wenn man z. E. einen Vorleser ermuntert, laut zu lesen, oder bey der Redensart: laut denken, d. i. seine Gedanken verständlich machen; laut rufen, d. i. so, daß derjenige, den man ruft, es vernimmt, u. s. f.

S. 225. Der Unterschied unter beywohnen und zugegen seyn, ist, wie wir glauben, ganz richtig bestimmt, und könnte am kürzesten so ausgedrückt werden, daß zugegen seyn blos die Gegenwart bey einer Sache oder Handlung, beywohnen aber zugleich eine gewisse Theilnehmung daran bezeichne.

S. 231. Das Wort Dünkel, in der Bedeutung des Stolzes und der einbildrischen Eigenliebe, sollte man nicht so ganz veralten lassen. Es wäre vielleicht das beste Wort in unsrer Sprache, das sich in die Stelle des aus der Französischen entlehnten Präsumtion, setzen liesse; so, wie Eigendünkel mit Suffisance ohngefähr einerley ausdrückt.

S. 236. Ein einschläfernes, zweyschläfernes Bette, sagt man in Niedersachsen, nicht ein einschläfriges, zweyschläfriges, wie Hr. Adelung gesetzt hat. Der Tadel der widersinnischen Zusammensetzung,

welche der Verf. diesen Wörtern macht, würde also jene nicht treffen, ob sie gleich noch weniger Sprachähnlichkeit haben.

Sehr gegründet ist das, was S. 248. ff. über das Wort **Ausdruck** gesagt, und wider Hrn. Heynatz erinnert wird, der die Bedeutung dieses Worts viel zu enge einschränkt. Vielleicht läßt sich der **Ausdruck** am besten durch die sinnlichste Bezeichnung in der Rede beschreiben.

Zu den S. 293. ff. erläuterten Wörtern kann noch **bösartig** gesetzt werden, welches von einer verderbten und bösen Gesinnung gebraucht wird, und gelinder ist, als **boshaft**. Es wird auch von Sachen gebraucht, die etwas Nachtheiliges und Gefährliches mit sich führen, z. E. **ein bösartiges Fieber.**

Am Schlusse dieses Bandes hat der Verf. ein ziemlich zahlreiches **Etymologisches Verzeichniß derjenigen Wörter der französischen Sprache** angefügt, **welche ihren Ursprung aus der deutschen haben.** Er hat sich dabey des **Wachter, Frisch,** und **Menage** bedient, zuweilen aber auch eigne Ableitungen gemacht. Wir wünschten, daß hiebey auch *Jo. Henr. Ottii Francogallia*, und **Leibnitzens** Anmerkungen darüber in seinen *Collectaneis Etymologicis* wären zu Rathe gezogen worden. Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir dies Verzeichniß umständlich durchgehen, und alle die Wörter bemerken wollten, wo uns der Verf. oder seine Vorgänger in ihren Ableitungen über die Wahrscheinlichkeit hinaus zu gehen scheinen. Auch würde es wenig nützen, seinen Muthmassungen die unsrigen beyzufügen oder entgegen zu stellen. Nichts kann indeß wahrer gesagt werden, als folgende Worte des grossen **Leibnitz** in den angeführten Kollektaneen (T. II. p. 311.) Etymologica res conjecturis, non demonstrationibus agitur; et credo, veras interdum esse origi-

gines, quae minime sunt verisimiles; casus enim in linguarum mutationibus magis, quam consilium dominatur.

H.

XI.

Observationes medicae, quas collegit *D. Mech. Adam Weikard*, Archiatr. Fuld. — Francof. ad Moen. impens. Andreaeis. MDCCLXXV. 11 Bog. 8.

Hier haben wir einen Schriftsteller, der scharfsichtig beobachtet, der der kleinen Umstände eingedenk ist, ohne micrologisch zu werden, der aber seinen Lesern schon einen Wink giebt, wo er den wichtigen Punkt zu seyn hält. Wir können den Mann nicht ohne Lob lassen, der sich nicht fürchtet, aufrichtig und ohne Ueberzuckerung die Fälle zu erzählen, wo er nicht glücklich war, und der edel genug denkt, anzuerkennen: er könne gefehlt haben; ein Gedanke, den sich vom Pöbel der Aerzte kaum einer insgeheim erlaubt. Die Heilart des V. ist vernünftig, der Vortrag nervigt und kurz, der Styl leicht und römisch, und das ganze Werk ist ohne die unfruchtbare Citirsucht geschrieben, die den Leser nur unterbricht, und die nur sagt: daß der Schriftsteller für gelehrt gehalten werden möchte, oder daß er ein Pedant sey.

Der erste Fascikel enthält eine kurze Geschichte der Epidemien, die vom Jahre 1770 bis 1774 in Fulda herrschten. Der V. hat auch seine Aufmerksamkeit auf die unter den Thieren damals umgegangenen Krankheiten erstreckt. Er findet, daß die Epi-

 demien

demien eben so gemach anfangen, als man weiß, daß sie sich endigen. Die Lehre schärft er sehr ein, daß man bey jeder vorkommenden Krankheit auf die Natur der zu der Zeit epidemischen Constitution zu sehen habe, daß fast immer alle Krankheiten etwas von derselben an sich tragen: folglich in der Cur auch mit darauf Rücksicht zu nehmen sey. Die Beyspiele von einigen sehr verschiedenen Krankheiten, die der Verf. erzählt, und die an sich schon merkwürdig sind, machen dieses klar. Die Epidemien dieser Jahre foderten Absführungen, und der V. bediente sich damals ebenderselben bey andern Krankheiten mit Nutzen. Er zieht daraus die nach unsern Begriffen richtige und freylich nicht ganz neue Vermuthung, daß sichs bey andern epidemischen Constitutionen eben so verhalte.

Die Rinde erkennt Hr. W. ebenfalls nicht für das göttliche Mittel, das alle und jede Fieberregungen hemme, so vortreflich auch diese Arzney überhaupt sey. Wir können uns nicht auf die bey dieser Gelegenheit erzählten Krankengeschichten einlassen, ohngeachtet einige, zumal Cap. VI., allerdings merkwürdig und lesenswerth sind.

Der zweyte Fascikel enthält einzelne Beobachtungen und Räsonnements darüber. Zuerst über den Gebrauch des Eisens bey verhaltener Reinigung. Der V. glaubt, daß man sich dieses Mittels in diesem Falle viel zu oft bediene, weil es in den meisten Fällen eher diene, die Blutflüße zu stopfen, als zu befördern. Er führt wirklich drey Krankengeschichten an, die diesen Ausspruch sehr unterstützen. Der V. sucht doch zu bestimmen, wo etwa der Gebrauch des Eisens statt finde; aber wir müssen bekennen, daß er uns da fast zu subtil wird.

Eine merkwürdige Verminderung eines Kropfs durch Brechmittel; fast für den Rath des Hippocrates:

ten: „Man müsse das, was oberhalb des Zwergfells „sitze, durch Brechmittel fortschaffen."

Ueble Wirkungen von Ailhaud's Pulver, Seite 92.

Vom mannigfaltigen Nutzen der Mineralsäure in langwierigen Krankheiten; einige gute Beobachtungen.

Unter den vermischten Krankengeschichten sind einige recht merkwürdig, und auch für Psychologen wichtig.

S. 125. Eine Person, die in einigen Monaten keine warme Speisen genommen hatte, konnte sich nachher nicht wieder daran gewöhnen, sondern hatte Leibschmerzen davon und befand sich übel. Uns sind dabey die rußischen Matrosen eingefallen, die auf Spitzbergen sechs Jahr lang nichts, als Rennthier- und Bärenfleisch und Wasser genossen hatten, und gesund waren; diese konnten sich nachher nicht wieder an Brodt, noch an gegohrne Getränke gewöhnen.

Der dritte Fascikel faßt die Beschreibung und sonderlich chymische Untersuchung fünf im Fuldaischen befindlicher Gesundbrunnen in sich, die zwar eben nicht von großer Bedeutung sind, aber doch ganz wohl verdienten, untersucht zu werden.

XX.

XII.

Bibliotheca Anatomica, qua scripta ad Anatomen et Physiologiam facientia a rerum initiis recensentur. Auctore *Alb. v. Haller* &c. T. I. ad

ad annum MDCC. Tiguri, ap. Orell, Gesner et soc. 1774. 4 Alph. 10. B. 4.

B. I.

Das Schlachten der Thiere zur Speise und zum Opfer gab wohl die erste Kundschaft der innern Theile. Abraham, (eigentlich Noah selbst,) brachte das erste Opfer nach der Sündfluth. H. v. H. hat die wenigen Spuren der Anatomie bey verschiedenen Völkern aufgesucht. Dem Alkmäon, Empedokles, Anaxagoras, Demokrit und Heraklit wird von den Alten einige Kenntniß des Menschen beygelegt: aber sie war gering, wie selbst die, so wir in des Hippokrates ächten Schriften finden, den H. v. H. gar nicht für einen großen Zergliederer halten kan, so eifrig es auch desselben Panegyristen behaupten. Mehr findet man schon beym Aristoteles, aus dessen Schriften H. v. H. eine umständliche Anzeige der derzeitigen Kunde macht, die man vom innern Baue der Thiere hatte und die Aristoteles mit ebentheuerlichen Muthmassungen und Geschichten durchwebt. Die wahre auf Zergliederung gegründete Kenntniß des Körpers fängt mit dem Erasistratus und Herophilus an, den Fallopia so blind bewunderte, daß er von ihm sagte, er habe nie geirret. Beyde hatten Schüler, die in ihre Fußstapfen traten und Alexandria blieb lange der Ort, wohin man der Anatomie wegen sich begab. Die Ptolemäer trugen viel zur Aufnahme derselben bey. Auch Galenus hatte da studirt. (Noch viel später zu den Zeiten des Julian und Amm. Marcellinus war diese Schule im Rufe, deren Geschichte noch nirgend, so viel der Rec. weiß, genau untersucht ist. Und doch erhielt sie 4 : 5 Jahrhunderte durch ihr hohes Ansehen.)

hen.) Allendlich aber verlohr sich der Trieb und die Herophileer vernachläßigten die Anatomie, von der sie in der Praxis so wenig Nutzen fanden. Asklepiades mit einigen Kenntnissen und vielem Witze war der Urheber einer Physiologie, die Celsus schätzte und der Themison und alle Methodiker lange anhiengen. Von des wirklichen Polyhistors Cicero Physiologie hat Brisbane neulich einen Auszug geliefert, so wie auch von des Celsus seiner, bey dem, wie Morgagni bemerkt, thierische und menschliche Anatomie unter einander gemischt ist. Aretäus hat nicht viel Anatomisches: aber er ist ziemlich richtig. Wigan und v. Haller haben einen Abriß davon gegeben. Unter vielen, die wir übergehen, sind vornemlich Soranus und Ruffus merkwürdig. Morinus, von dem Galenus einen Auszug giebt, war kurz vor des letzteren Zeitalter der Wiederhersteller der Anatomie. Galenus selbst hat gewiß bloß Thiere und vornemlich Affen, aber mit vielem Fleisse, zergliedert. Doch ist seine Kunde nicht fest, und zu oft weis man nicht, ob er oder Aeltere es gesehen, ob man es in Thieren oder in Menschen gefunden hat. Mit ihm geht indessen alle weitere Anatomie zu Grabe und erst nach 1000 Jahren, zu Kaysers Friedrich II. Zeit, findet man wieder eine Spur von eigner Zergliederung.

B. II. Die Araber haben gerade nichts Eigenes geleistet. Auch gestattete ihnen ihre Religion die Behandlung der Leichname nicht. Traumdeutungen, Physiognomie und Chiromantie sind da zu Hause. Weiter, als sie, kamen auch ihre Anhänger in den barbarischen Jahrhunderte nicht, die H. v. H.

B. III. die Arabisten nennt. Der Papst Bonifacius VIII. verbot den Aerzten, die damals noch alle Geistliche waren, mit Leichnamen sich zu beflecken. (Indessen musten alle Wundärzte, die sich

beym

beym Studium zu Salerno examiniren ließen, ein Jahr lang die Anatomie getrieben haben.) Friedrich II. verbot auch allen Wundärzten Hand anzulegen, falls sie nicht Anatomie verstünden und in Sicilien wenigstens ward alle 5 Jahr eine feyerliche Leichenöffnung angeordnet, bey der sich alle Aerzte und Wundärzte einfinden musten. Zu Bononien, wo Friedrich eine Art Akademie errichtete, wurden 2 Lehrer der Medicin bestellt und Armund Guasco muste Anatomie lesen. (Hier liegt irgendwo ein Gedächtnißfehler. Friedrich II. war nichts weniger als ein Freund von Bononien. Gegentheils errichtete er gegen diese ältere Anstalt das Studium zu Wien und zu Neapoli in seinen Ländern und verbot, nach Bononien zu gehen. Auch ließ er den Aristoteles u. a. Griechen und Araber übersetzen. Ueberhaupt aber finden wir in der ganzen Geschichte der Medicin in diesen Zeiten noch lauter Dunkelheit.) Aber für den Geist der damaligen Zeiten wars noch zu früh. Albertus Magnus hatte bloß gelesen. Mundinus zu Bononien, der zu Anfange des 14. Jahrh. 3 Leichname zergliedert hatte, war ein Wunder seiner Zeit und sein Buch lange das Orakel der folgenden. Ausser dem Guido von Chauliac, der etwas gesehen hatte, waren alle übrigen in der Anatomie unwissend; schrieben aber doch alle davon. Jo. v. Ketham am Ende des 15 Jahrh. und Magn. Hundt zu Anfang des 16 Jahrh. leisteten doch selbst etwas und haben zuerst anatomische Figuren in Holzschnitten geliefert. Bonaciolus hat doch auch was Neues von weiblichen Geburtstheilen. Es war aber alles wenig und Stückwerk, bis zur Zeit, da bey der allgemeinen Belebung der Wissenschaften durch die alten griechischen und römischen Schriftsteller, auch endlich

B. IV. Die Wiederherstellung der Anatomie erfolgte und die arabische Leichnamsscheu, so der geistliche Stand der Aerzte vermehrte, mit dem Ansehen der Araber sich verlohr. Mehr aber und schneller, als alle alte Literatur, wirkte für die Anatomie der große Geschmack an der Malerey und der hohe Grad, wozu die Kunst so bald im 16 Jahrh. sich erhob. Mich. Angelo zog Menschen und Thieren die Haut ab, um die Lage der Muskeln zu studiren. Auch Raphael that es. De Vinci zeichnete, und selbst davon zu lernen, dem Turrianus zu Padua Muskeln und Knochen. Und vom Torre weis man, daß ihm das unabläßige Hängen über den Leichnamen das Leben gekostet. Alb. Dürer schrieb seine Bücher von menschlicher Proportion, von Stellung und Gesticulation zuförderst für seine Kunst, aber auch zum anatomischen Nutzen. Mit dem Anfange des 16. Jahrh. werden auch die Zergliederer zahlreicher. Al. Benedictus las die Anatomie mit ungemeinem Beyfalle. Der erste Wiederhersteller aber ist Jac. Berengarius, ein Mann von schlechten Sitten und schlechter Schreibart: aber der auf 100 Leichname zergliedert hat, der richtig sah und beschrieb und seine Zeichnungen selbst und mit Geschmack verfertigte. Als eine unbezweifelte Sache erzählt Berengarius, daß die Kardinäle beym neuerwählten Papste die Zeugungstheile untersucht haben. Auch Nic. Massa zergliederte und Jac. Sylvius, des Vesalius Lehrer. Vesalius war noch sehr jung, da er seine vortreflichen Schriften ums Jahr 1538. herauszugeben anfieng, und da er 29 Jahr alt war, erschien schon sein unsterbliches Werk de C. H. fabrica. So viel Ehre es ihm indessen machte, so groß war auch der Haß, den er sich bey den Anbetern des Galenus dadurch zuzog, daß er ihren Götzen umwerfen muste. Selbst sein Lehrer Sylvius schwor ihm

ihm eine ewige Feindschaft. Schade wars sehr, daß er in seinen besten Jahren als Leibarzt von Karl V. und Philipp II. der Anatomie entrissen ward. Wahr ists wohl, daß er einen an einer Krankheit Gestorbenen so eilig geöfnet, daß das Herz sich noch bewegt hat. Es ist auch wohl die Ursache seiner Wallfahrt nach dem heiligen Lande. Er starb auf der Heimreise. Vom sehr raren Werke des Cannanus, von den Muskeln. Ingraßias, Car. Stephanus, Ambr. Pare, Rondelet, Reald. Columbus machen sich noch bis um die Mitte des 16. Jahrhund. berühmt. Und um die Zeit fängt

B. V. die italienische Schule an, weil die meisten Zergliederer von der Zeit an von derselben ausgiengen. Fallopia führt den Zug, ein Mann, so bescheiden, als er groß war. Er starb jung: hat aber sehr viel geleistet. Bloß seine Observ. anatom. hat er selbst herausgegeben: alles Uebrige kam nach seinem Tode heraus und ist auch geringer an Werth. Barth. Eustachius lebte fast um dieselbe Zeit. Im ganzen Umfange der Anatomie, den er bearbeitete, so wohl, als in der Menge eigner Erfindungen ist er gewiß der erste Zergliederer, der je gelebt hat. Hart war er aber und heftig, und gibt sich in den wenigen, aber sachenreichen Werken, die er selbst herausgegeben hat, die äusserste Mühe, den Galenus gegen den Vesalius zu retten. Ehrlich bekannte er aber als Greis doch, er habe, um des Galenus Ehre willen, manches seinen Zuhörern anders gezeigt, als es sich verhielte. Er wollte von den Zänkereyen der Zergliederer ein Werk schreiben und darin zeigen, wie viel selbst den Tadlern des Galenus noch fehle. Darauf und auf die 39 Kupfer dazu wandte er allen Fleiß. Das Werk ist verlohren, aber die Kupfer entdeckte Lancisi 1714. Man merkt es, daß das vornemlich genau

genau ausgedruckt ist, worin er den Vesalius hat widerlegen wollen: aber sie sind durchaus vortreflich, vorzüglich in der Angiologie, und die Verdienste des Albinus um die Erklärung derselben sind groß. Arantius, Botallus, Volch. Koyter, Vid. Vidius, Varolius, Carcanus, Sal. Alberti, C. Bauhin, A. du Laurens, waren gute Zergliederer: Mercurialis, Cäsalpinus, der ältere Riolanus u. a. berühmte Physiologen ihrer Zeit. Hier. Fabricius hatte viel zergliedert: aber er drückt die Natur nicht genau aus, vermuthlich, weil er nicht auf der Stelle, sondern erst in spätern Jahren zu beschreiben anfieng. Die Albinische Ausgabe ist besser, als die Bohnische, weil in jener die Vorreden mit vorkommen. Casserius, des Fabricius Nachfolger, ist viel genauer im Ausdruck der Natur, als sein Vorgänger, hat auch die thierische Anatomie. Wilh. Fabricius hat beyläufig auch einiges Eigne; nicht weniger der jüngere Riolan, der sonst sehr streitsüchtig und doch über seine Verdienste zu ruhmredig war. Was man dem Sarpi Neues in der Anatomie nachrühmt, ist gewiß falsch. Der Mann war auch ohnehin groß genug. Habicot hat sehr genau zergliedert und sehr scharf gesehen, und hat mit einigen Fehlern große Verdienste. Er wollte mit Gewalt ein dreyßigfüßiges Geribbe, das ausgegraben und der Riese Teutobuch seyn sollte, der Welt glauben machen. Sanctorius ward durch die Versuche von der Ausdünstung berühmt. Erst die Neuern haben seine Fehler erkannt. Casp. Hofmann war stärker in der Litteratur, als im Messer: aber doch scharf in der Kritik über die Zergliederer. Alle Milde, deren er fähig war, erschöpfte er für den Aristoteles. Paaw stiftete zu Anfang des 17. Jahrhunderts das anatom. Theater zu Leiden. Salzmann hat sehr gut beobachtet,

achtet, obgleich seine Sectionen nur meistens pathologisch waren. Der Jesuit Scheiner hat von der Theorie des Gesichts und desselben Fehlern viel Gutes gesagt. Plazzoni starb zu früh, um mehr zu leisten. Der denkende Baco hat auch um die Physiologie Verdienste. Vom Spiegel haben wir nicht viel Neues noch wegen seines frühen Todes Vollendetes.

B. VI. Ums Jahr 1630 kam die Anatomie in Verfall. Zu Padua hatte man wenig Leichname, weil die Republik der Kosten schonte, und Wesling gieng darüber nach Kairo. Zu Leiden waren die Leichenöfnungen noch immer selten. Deutschland ward vom Kriege verwüstet und in England anatomirte man gar nicht. Aerzte, die doch vom Forschungsgeiste belebt wurden, zergliederten daher nur Thiere. Die genaue Kenntniß subtiler Theile verlohr dabey: aber keine Zeit, als die von 1630 bis 1670, ist so reich an Entdeckungen vom Umlaufe der Säfte und den Gesetzen ihrer Bewegung gewesen. Asellius entdeckte die Milchgefäße und Harvey den Umlauf des Bluts. Alles ist Versuch und Beobachtung bey ihm. H. v. H. setzt ihn gleich neben dem Hippokrates. Viel mehr Streitigkeiten hat nicht leicht eine neue Entdeckung veranlaßt. Die Alten sollten dies schon gewusst haben, sagten einige. Andere fanden ihre Ehre und Theorieen dadurch gekränkt. Der kleinere Umlauf des Bluts war wohl vorher mehrern bekannt: aber von grösserm ist nur eine Spur von Kenntniß beym Cäsalpinus. Harveys Werk von der Zeugung ist unvollendet. Vieles dazu war in den innerlichen Unruhen verlohren gegangen. Und doch ist es wichtig und auf eitel Versuche gebauet. Walaus, der die Versuche des Harvey nachgemacht, war sein bündigster Vertheidiger und daß des Cartes dem Harvey Recht gab, schafte der Wahrheit schnelleren Ein-

Eingang. Cartes hatte selbst Hand angelegt und Thiere zergliedert. Auch Peirescius that es, wovon Gassendus zeugt. Und Gassendus selbst hat viele Versuche gemacht und physiologische Folgen daraus gezogen. Severinus that sich auch in der thierischen Anatomie hervor, wie auch Plempius, der so ehrlich war, daß er Harveys Sätze, die er anfangs verworfen hatte, nachher durch eigne Versuche bestätigte. Rolfink zu Jena stiftete daselbst einen botanischen Garten, ein anatomisches Theater und ein chymisches Laboratorium. Er war der erste akademische Lehrer der Chymie in Europa. In der Anatomie leistete er nicht so viel, weils ihm an Leichnamen gebrach. Aber daß er sie zergliederte, war seinen Zeiten und seiner Gegend so sonderbar, daß der Pöbel bis auf diesen Tag diese Behandlung rolfinken nennt. Sylvius de la Boe hatte viel zergliedert, manches gesehen und manchen Versuch gemacht: machte aber auch über jeden Anschein eine Hypothese. Wesling, nachdem er von Kairo heimgekehrt war, zergliederte und las zu Padua. Seine Observationes, die Bartholin herausgegeben hat, enthalten mehr Eignes, als sein Syntagma. Horst und Slegel sind noch unter den Deutschen bekannt und in Dannemark Ol. Worm, Casp. Bartholin, Sim. Paulli, der erste Lehrer auf dem anatom. Theater in Kopenhagen und vor allen Thomas Bartholin. Niemand hatte um diese Zeit mehr Ruf, mehr Briefwechsel und mehr Schüler. Auch schaltete er jeder neuen Ausgabe seiner Institutionum die Erfindungen seiner Zeit ein, und lange blieb das Buch klassisch. Leichtgläubig war er oft: aber wenn man die Ebentheuer wegnimmt: so hat er viel Wichtiges selbst gesehen oder von andern bekannt gemacht. Tulpius, der seine Vaterstadt errettete, bleibt einer der besten Zergliederer. Schneider hatte bey grosser Liebe zu

compiliren, doch viel selbst gesehen. Zu seiner Zeit geschah es, daß die Aerzte in Heidelberg noch stritten, ob das Herz mitten oder links in der Brust läge. Es ward also ein Schwein geschlachtet und der Arzt, der das Herz in die Mitte gelegt hatte, vom Hofe entlassen. Wirsung ward bald, nachdem er dem Riolan die Figur des nach ihm benannten Ganges geschickt, ermordet. Eigentlich hatte ihn aber zuerst sein Wirth und Lehrer Moritz Hofmann zu Altorf, des dortigen Theaters Stifter, zuerst in einem welschen Hahne gefunden. Eben Hofmann sahe schon 1643. einen Canal, der zwischen den Fortsätzen (cruribus) des Zwergfells zur Brust hinauf stieg. Dem Chymisten Helmont dem ältern, der auch nie zergliedert hat, läßt Hr. v. H. doch Gerechtigkeit wiederfahren. Er bemerkte von andern übersehene Erscheinungen und wußte sie zu physiologischen Zwecken anzuwenden. Muthig widersetzte er sich des Galenus Theorieen und vielen Modegrillen seiner Zeit. Sylvius stutzte die Helmontschen Meynungen auf und führte sie in die Medicin ein. Browe war auch ein solcher muthiger Mann, der sich dem Strome der Vorurtheile entgegen warf. Der alte van der Linden, so hippokratisch, wie er auch sein Leben durch war, ward doch zuletzt helmontisch, ließ sich selbst helmontisch behandeln und starb. Van Horee hat viel und zuletzt mit Swammerdams Beystand gearbeitet. Charletons Beobachtungen sind nicht sehr zuverläßig. Bathurst ward aus einem Arzte ein Geistlicher. Highmor hat wohl nicht viel zergliedert: aber doch manche neue Versuche gemacht. Seine history of generation ist fast unbekannt geblieben. Pecquets Verdienste sind groß. Er zeigte, daß die Milchgefäße sich in eine Cisterne sammleten und in die Brust aufstiegen, wo sie sich in die Subclavia ergössen. Er traf aber gerade eine ano-

ma-

malische Structur, nemlich einen zwiespältigen Gang zu beyden Subclavien. Alle seine Versuche und Beobachtungen sind wichtig. Die Grille, daß alle Nahrungskräfte des Getraides im Branntewein concentrirt würden, verleitete ihn zum häufigen Gebrauche desselben und beschleunigte seinen Tod; de Marchettis aber beschleunigte denselben durch die Unmässigkeit in der Wollust. Auch ein wirklich grosser Zergliederer und Beobachter, der viel weniger bekannt ist, als ers verdient. Beym Laurentio von Palermo findet man die Abzeichen der Ersäuften und Erstickten schon so genau, als bey den Neuern beschrieben. Ol. Rudbeck war sicher ein genauer Beobachter und hat viel zergliedert. Er ist gewiß der eigentliche Erfinder der lymphatischen Gefäße, über die er mit Bartholin in einen heftigen Streit gerieth, den Seger, Bogdan u. a. für Bartholin betrieben. Des Pet. Borellus Leichtgläubigkeit hat seinen übrigen Werth vermindert. Lyser, Bartholins Gehülfe, hat recht gut für seine Zeit, da die Kunst einzusprützen noch unbekannt war, die Art, wie jeder Theil zur Demonstration zuzubereiten sey, gezeigt. Glisson beobachtete gut, so selten er auch Gelegenheit hatte. De Bils war mit allen Zergliederern seiner Zeit in Zank. Seine theuer geachteten Mumien, die er mit einer Salzlauge verfertigte, und für 22000 fl. nach Löwen verkaufte, verfaulten bald, und er selbst ward über dem Gestanke schwindsüchtig. Von des jüngern Helmont Thorheiten, die in neuern Zeiten Weisheit geworden sind. Wepfers Verdienste sind auch um die Anatomie groß; auch des Willis, so leicht er sich auch chemische Hypothesen hinreissen ließ. Seine Anatome cerebri ist sein bestes Werk. Malpighi war einer der größten Erfinder seines Seculi. Er brauchte die Maceration, die Injection, und zuerst das

compiliren, doch viel selbst gesehen. Zu seiner Zeit geschah es, daß die Aerzte in Heidelberg noch stritten, ob das Herz mitten oder links in der Brust läge. Es ward also ein Schwein geschlachtet und der Arzt, der das Herz in die Mitte gelegt hatte, vom Hofe entlassen. Wirsung ward bald, nachdem er dem Riolan die Figur des nach ihm benannten Ganges geschickt, ermordet. Eigentlich hatte ihn aber zuerst sein Wirth und Lehrer Moritz Hofmann zu Altorf, des dortigen Theaters Stifter, zuerst in einem welschen Hahne gefunden. Eben Hofmann sahe schon 1643. einen Canal, der zwischen den Fortsätzen (cruribus) des Zwergfells zur Brust hinauf stieg. Dem Chymisten Helmont dem ältern, der auch nie zergliedert hat, läßt Hr. v. H. doch Gerechtigkeit wiederfahren. Er bemerkte von andern übersehene Erscheinungen und wußte sie zu physiologischen Zwecken anzuwenden. Muthig widersetzte er sich des Galenus Theorieen und vielen Modegrillen seiner Zeit. Sylvius stutzte die Helmontschen Meynungen auf und führte sie in die Medicin ein. Browe war auch ein solcher muthiger Mann, der sich dem Strome der Vorurtheile entgegen warf. Der alte van der Linden, so hippokratisch, wie er auch sein Leben durch war, ward doch zuletzt helmontisch, ließ sich selbst helmontisch behandeln und starb. Van Horee hat viel und zuletzt mit Swammerdams Beystand gearbeitet. Charletons Beobachtungen sind nicht sehr zuverlässig. Bathurst ward aus einem Arzte ein Geistlicher. Highmor hat wohl nicht viel zergliedert: aber doch manche neue Versuche gemacht. Seine history of generation ist fast unbekannt geblieben. Pecquets Verdienste sind groß. Er zeigte, daß die Milchgefässe sich in eine Cisterne sammleten und in die Brust aufstiegen, wo sie sich in die Subclavia ergössen. Er traf aber gerade eine ano-

ma-

malische Structur, nemlich einen zwiespältigen Gang zu beyden Subclavien. Alle seine Versuche und Beobachtungen sind wichtig. Die Grille, daß alle Nahrungskräfte des Getraides im Branntewein concentrirt würden, verleitete ihn zum häufigen Gebrauche desselben und beschleunigte seinen Tod: de Marchettis aber beschleunigte denselben durch die Unmässigkeit in der Wollust. Auch ein wirklich grosser Zergliederer und Beobachter, der viel weniger bekannt ist, als ers verdient. Beym Laurentio von Palermo findet man die Abzeichen der Ersäuften und Erstickten schon so genau, als bey den Neuern beschrieben. Ol. Rudbeck war sicher ein genauer Beobachter und hat viel zergliedert. Er ist gewiß der eigentliche Erfinder der lymphatischen Gefäße, über die er mit Bartholin in einen heftigen Streit gerieth, den Seger, Bogdan u. a. für Bartholin betrieben. Des Pet. Borellus Leichtgläubigkeit hat seinen übrigen Werth vermindert. Lyser, Bartholins Gehülfe, hat recht gut für seine Zeit, da die Kunst einzusprützen noch unbekannt war, die Art, wie jeder Theil zur Demonstration zuzubereiten sey, gezeigt. Glisson beobachtete gut, so selten er auch Gelegenheit hatte. De Bils war mit allen Zergliederern seiner Zeit in Zank. Seine theuer geachteten Mumien, die er mit einer Salzlauge verfertigte, und für 22000 fl. nach Löwen verkaufte, verfaulten bald, und er selbst ward über dem Gestanke schwindsüchtig. Von des jüngern Helmont Thorheiten, die in neuern Zeiten Weisheit geworden sind. Wepfers Verdienste sind auch um die Anatomie groß; auch des Willis, so leicht er sich auch chemische Hypothesen hinreissen ließ. Seine Anatome cerebri ist sein bestes Werk. Malpighi war einer der größten Erfinder seines Seculi. Er brauchte die Maceration, die Injection, und zuerst das Ver-

Vergrösserungsglas; wollte freylich allerwege einen Drüsenbau finden, hat aber doch sehr viel zur genauern Kenntniß des feinern innern Baues der Theile beygetragen. Sein Freund Borellus, Alphonsus nemlich, zergliederte selbst viel, und wandte seine Mathematik zuerst mit Grunde auf die Physiologie an. Noch kamen aus Bartholins Schule Wilh. Worm, Nic. Stenonius, ein genauer Zergliederer und vortrefflicher Bemerker, von dem alles wichtig ist, und der nachher katholisch und ein Geistlicher ward; endlich Ol. Borrich, der, ungeachtet er aus der Chemie sein Hauptwerk machte, doch verschiednes Nützliche in der Anatomie bemerkt hat. Bohn hatte etwas zergliedert; aber noch verdienstlicher war die gründliche Widerlegung der Hypothesen seines Zeitalters. Clauder lehrte die präparirten Theile in tartarisirtem Ammoniacgeiste erhalten. Boyle hat bekanntlich große Verdienste um die Physiologie. Bellini, einer der vornehmsten mathematischen Aerzte, irrte doch oft, und liebte das Wunderbare. Drelincourt, ein Humanist und sehr polemischer Mann, hat doch viel kleine anatomische Schriften von Nutzen geschrieben, und war Boerhavens Lehrer. Major versprach viel, und hielt wenig. Redi hat viel Verdienste um die Insecten nicht nur, sondern um die ganze thierische Oeconomie. de Graef, ein guter Zergliederer, starb über seinen Streitigkeiten mit Swammerdam zu früh. Hooke kommt bey seinen Versuchen doch auch oft in unser Fach. Ruyschens Lob, besonders doch in Präparaten. Er war ein offner, arbeitsamer Mann von mäßiger Gelehrsamkeit. Zwischen seiner ersten und letzten Schrift sind fast 70 Jahr verflossen. Swammerdam war ihm gleich an Fleiß und Gedult in Zergliederung der feinsten Theile; auch erfand er die Injectionsmaterie, und hat nichts geschrieben, was nicht

von wahrem Werthe wäre. Ueber der Anhänglichkeit an die Bourignon verlohr ihn die Wissenschaft. Er verkaufte aus Mangel dem Thevenot seine Schriften und Zeichnungen für eine Kleinigkeit. Boerhave entdeckte und kaufte sie nach 50 Jahren, und ließ sie durch Gaubius heraus geben. Vom Perrault haben wir viel Zergliederungen der Thiere, die er selbst zeichnete; auch Needham, der viel Nützliches bemerkt hat. Von 1667 an finden wir viel für und wider die Transfusion des Bluts. Nach Molinetti war es mit der Anatomie zu Padua aus, bis Morgagni kam. Kerkrings böser Character und zweifelhafte Beobachtungen. Muralt stiftete das Theater zu Zürich. Lister hat besonders die kaltblütigen Thiere zergliedert. Casp. Bartholin, Thomas Sohn, schrieb vieles, worunter aber manches war, das er von andern zu entlehnen sich nicht entblödete. Brunner, Pechlin, Mor. Hoffmann, Peyer, Schelhammer, haben einige gute Bemerkungen gemacht. Leeuwenhoeck fieng 1673 an, seine mikroskopischen Entdeckungen bekannt zu machen, und bald nachher Hartsoecker. Dü Verney zahlreiche Beobachtungen. Auch vernachlässigte er die Praxis, um unter Leichnamen zu leben. Mit ihm wetteiferte und zankte sich Mery, auch ein guter Zergliederer. Tyson beschrieb verschiedne Thiere. Seine anatomy of a pygmy ist ein Meisterstück. Browe verdient den Tadel des Morgagni vollkommen. Vom Hartmann haben wir viel seltne Bemerkungen, grossen Theils in den Schriften der deutschen Naturkündiger, von denen Hr. v. H. urtheilt, daß sie, neben vielen ebentheuerlichen Geschichten, einen Schatz von guten Beobachtungen enthalten. (Wir haben oft gewünscht, daß jemand auf die Art, wie neulich aus den ältern englischen Transactionen, uns aus den deutschen Samm-

lungen einen Auszug des Brauchbaren in ein paar Bänden lieferte.) Nuck wußte besonders gut die lymphatischen Gefässe vors Gesicht zu bringen. Er soll d. Luftpumpe dabey gebraucht haben. Van der Wiel, de Heyde, haben unter ihren Bemerkungen verschiednes zur Anatomie. Bidloo konnte dem Wohlleben so viel Zeit nicht abmüssigen, als zur Anleitung des geschickten Zeichners Lairesse gehörte. Denn was dieser für sich, ohne gelenkt zu werden, sehen konnte, ist alles unvergleichlich. Swammerdams sind indessen die Kupfer nicht, wie Cowper dem Bidloo vorwirft. Stahl führte um diese Zeit die alte Theorie vom Archäus wieder ein und wußte ihr so viel Schein und Schmuck zu geben, daß sie sich bald eines Theils von Deutschland bemächtigte und seit kurzem in England und Frankreich, doch mit einiger Veränderung, überhand nimmt.

B. VII. Von nun an (1685.) treibt man zu Leiden in England und Deutschland die Zergliederung menschlicher Leichname fleißig, vornemlich aber zu Paris. Vinussens machte sich besonders um den Bau des Hirns verdient; nur zu leicht ließ er sich Hypothesen verleiten. Collins grosses Werk ist in der thierischen Anatomie wichtiger, als in der menschlichen. Bergers Physiologie ist ein Werk voll richtiger Beurtheilung. Die Anatomie der Schildkröten von Caldesi, des Redi Freunde, ist in ihrer Art schätzbar. Der Tübingische Zeller hat wenig, aber sehr wichtiges geschrieben; auch einiges Slevogt. Chrouet wieß Nuck zurecht, der Blutgefässe für Gänge im Auge ausgegeben hatte. Von Hofmann haben wir viel physiologisches. Sein bestes ist wohl die Vergleichung seiner und der Stahlischen Theorie, woran Schulz mit Hand angelegt hat. Viridet vom Ferment des Magens ist wenig bekannt: hat

aber

aber verschiednes Eigne. Littre hat viel Merkwürdiges der paris. Akad. der Wiss. mitgetheilt: Ammans surdus loquens ist ein vortrefliches Buch. Verheyens Compendium, dessen leztere Ausgaben doch sehr verbessert waren, verdrängt nun den Bartholin. Boerhavens warmes Lob. Seines gleichen Kopf und Wissen wird sich noch wohl nach Jahrhunderten finden: aber so ein Herz dabey schwerlich. Wie er von der Theologie zur Medicin gekommen, ist bekannt. Drelincourt war sein einiger Lehrer, aber Thiere zergliederte er selbst und sah andre Menschen zergliedern, selbst den Jüngling Albinus. Ruyschens Präparate studirte er recht eigentlich. Die gute Meynung von Malpighi und Bellini hat ihn hie und da vom Wege der Wahrheit abgeleitet. In dem Buche von Krankheiten der Nerven scheint er doch eine Art Archäus ausser dem denkenden Geiste anzunehmen. Seine Chemie ist sein ausgearbeitestes Werk. Die Vorlesungen über die Institutionen gab Hr. v. H. heraus, um einen sinkenden Buchhändler aufzuhelfen. Der Jatromathematikus Pitcaire, der sich vielen Vorurtheilen entgegen sezte und an seinen eignen sehr steif hieng. Poupart hat meistens Zergliederungen von Würmern und Insecten. Van Hoore, der Schwede, hat auch einige Versuche, besonders über Ertrunkne gemacht. Cowpers prächtige Werke. Die Myotomie hat doch viel Gutes: ist aber durch Albinus Werk verdunkelt. Die Anatomie hat wirklich des Bidloo Kupfer, die der englische Verleger dem holländischen abgekauft hatte, mit einer neuen Erklärung und einem physiologischen Anhange. Doch hat Cowper selbst viel zergliedert und injicirt. Rau, ein guter Zergliederer, schadete sich aber sehr durch seine Härte und durch seinen Geist. Ruysch ließ sein neuerrichtetes Theater verschliessen. Dieser hatte das Pri-

vilegium. Dies verursachte ihren gelehrten Streit. Rau kam aber bald nach Leiden. Baglio warf man's nicht mit Unrecht vor, er habe sich mit fremden Federn geschmückt. Valisneri legte sich besonders darauf, die Haushaltung und die Zeugung der Insecten auszuspähen. Sein Werk von Erzeugung der Menschen und Thiere gegen Leeuwenhoeck ist sein wichtigstes. Keils mathematische Verdienste um die Physiologie, besonders um die Recretion und Perspiration sind bekannt. Er starb am Mundkrebs. Fantoni, der friedsame Gelehrte, der in so hohem Alter starb, hat viel, besonders in der thierischen Anatomie, gearbeitet. Lancisi hat der Anatomie doch mehr durch Beförderung, als eigne Handanlegung, genützt.

So weit geht der erste Band. Der Hauptzweck dieses wichtigen Werks ist eigentlich, die Schriftsteller in chronologischer Ordnung aufzustellen, und was jeder in seiner Wissenschaft Eignes hat, und Neues liefert, aus desselben Schriften selbst auszuzeichnen. Dies ist allewege der wichtigste Theil der Geschichte der Wissenschaft. Die Bibliographie, so weit sie sich mit den verschiednen Ausgaben und derselben Vergleichung beschäftigt, ist nicht eigentlich der Gegenstand des H. v. H. gewesen. Doch hat er auch beyläufig viel darinn geleistet. Noch mehr aber noch in der allgemeinen Geschichte der Anatomie, wovon selbst vorstehender Auszug die Beweise giebt. Noch ist der zweyte Theil dieses schätzbaren Werks, so viel wir wissen, nicht heraus.

XIII.

Ueber die Abschaffung der Tortur, von J. von Sonnenfels, K. K. N. Oe. Regierungsrath und öffentlichen Lehrer der politischen Wissenschaften. Zürich, bey Orell, Geßner, Füeßlin und Compagnie, 1775. 117 S. in 8.

Eine etwas umständlichere Anzeige dieser kleinen merkwürdigen Abhandlung wird, wie wir denken, in unsrer Bibliothek nicht am unrechten Orte stehen, und muß unsern Lesern, die die Abhandlung selbst noch nicht gelesen haben, willkommen seyn. Wir wollen zuerst auch kurz die Geschichte derselben erzählen. Hr. v. S. redete schon lange in seinen Schriften und Vorlesungen die Sprache der Menschlichkeit und gesunden Vernunft gegen die Tortur und die allzuhäufigen Todesstrafen, obgleich seine Grundsätze nicht mit den bekannten höchsten Gesetzen, nicht mit der Theresiana, übereinstimmten. Einen Lehrer der politischen Wissenschaften durfte dieses um so weniger zum Verbrechen angerechnet werden, da er hierinn eigentlich dem Endzwecke des ihm angewiesenen Lehrstuhls gemäß handelte. Er erhielt gleichwol mit einem Verweise, daß er ungereimte und den höchsten Gesetzen schnurstracks zuwiderlaufende Sätze lehre, den Befehl, künftig in seinen Vorlesungen und Schriften die peinliche Frage und Todesstrafe nicht mehr zu berühren. Er vertheidigte sich mit Freymüthigkeit und Anstande in einer an seine Kaiserin gerechtesten Schutzschrift; und Theresia sprach ihn nicht nur los, sondern befahl so gar, über die Nothwendigkeit der pein-

peinlichen Frage eine nähere Untersuchung anzustellen. Der Referent der Niederösterreichischen Regierung vertrat die Nothwendigkeit der Folter mit Lebhaftigkeit; Hr. v. S. redete gegen die Zuläßigkeit derselben, nicht, wie er Eingangs verspricht, mit der kalten Gleichgültigkeit eines Rechtsgelehrten, der mehr nicht, als eine Streitfrage vor sich sieht, sondern durchaus, wie es die Wichtigkeit der Sache erfoderte, mit vieler Wärme und Empfindung. Ein schweitzerischer Freund desselben, der sich damals in Wien aufhielt, erhielt eine Abschrift dieses Werks so wohl, als der vorhin gedachten Schutzschrift, und macht jetzt beyde, ohne Vorwissen und Einwilligung des Verfassers, öffentlich bekannt. Dafür verdient er den Dank aller Freunde der Menschheit; denn die Schrift war einer Bekanntmachung, wegen ihrer Merkwürdigkeit und Nutzbarkeit, sehr würdig, und weil sie zugleich ein Beyspiel ist, wie man Sätze, die mit den publicirten höchsten Gesetzen nicht übereinstimmen, mit Freymüthigkeit und Ehrfurcht gegen die Gesetzgebung vertheidigen könne.

Der Verordnung Theresiens gemäß, waren drey Fragen in Ueberlegung zu nehmen.

I. Ob die peinliche Frage nicht ganz aufzuheben?

Wir übergehen, was hier zuerst historisches vom Ursprung der Folter gesagt wird. Die ersten Bewegungsgründe, die der Folter den Eintritt in die peinliche Untersuchung verschafft haben, waren: Bey dem Schuldigen, die gegen ihn auffallende Vermuthung von dem begangnen Verbrechen durch sein Geständniß zur Gewißheit zu bringen; bey dem Unschuldigen, ihn durch sein Verneinen vom Verdachte zu reinigen. In der Folge erweiterte man ihren Gebrauch.

Man

Man folterte auch, um von einem Verbrecher noch mehrere Uebelthaten, um die Mitschuldigen, um andre Umstände zu erfahren, deren Entdeckung dem gemeinen Wohl manchmal wichtig, und um Gegenanstalten treffen zu können, nothwendig wird. Die Folter ward endlich auch als ein Mittel gebraucht, die Ehrloßigkeit der Zeugen zu verlöschen, und ihre Aussage rechtsgültig zu machen.

Aber ist die Folter ein zuverlässiges Mittel in der Untersuchung? Hr. v. S. zeigt, sie gebe dem urtheilfällenden Richter gar keine Zuverlässigkeit. Zuerst aus der Natur der peinlichen Frage selbst, die vom Begriffe des Zwangs unabsonderlich ist. Dem Gefolterten entreißt der siegende Schmerz nicht die Sprache der Wahrheit, sondern was er, um den Stillstand seiner Leiden zu erreichen, sagen muß. Die hierauf folgende Verurtheilung sagt also, dem wahren Innhalte nach: Weil du gezwungen worden, zu sagen, du habest das Verbrechen begangen, wirst du hingerichtet. Eben so wenig ist die Lossprechung eine Folge der erwiesenen Unschuld, sondern der stärkern Sehnen und einer größern Entschlossenheit. Und wie auch die Grade der Folter abgemessen werden mögen, so werden doch aller Orten und zu allen Zeiten die Richterstühle sich in dieselbe Ungewißheit verstrickt sehen. Die peinliche Frage ist sonach, wie Hr. von Haller im Alfred sich sehr richtig ausdrückt, beydes, ein Mittel die Unschuld zu bestrafen, und den Uebelthäter zu befreyen.

Auch die peinlichen Gesetze wagen es noch nicht, denjenigen der Strafe Preiß zu geben, der die Missethat gestanden, noch denjenigen loszusprechen, der beharrlich geläugnet hat. Die neue Oesterreichische Halsgerichtsordnung selbst verlangt, der für den Missethäter erkannte Untersuchte solle zwey oder drey Tage

nach

nach der strengen Frage seine Aussage von neuem bestätigen. Sie verordnet, denjenigen loszusprechen, der das nach der Hand widerruft, was er während der Marter bekannt hat; ja so gar den Läugnenden und Widerrufenden, wenn sein Verneinen oder sein Widerruf ganz unwahrscheinlich befunden wird, zu einer ausserordentlichen Strafe zu verurtheilen. Nach dem Urtheile der Gesetze selbst ist also ein auf der Folterbank abgelegtes Geständniß kein freywilliges. Aber eben so wenig ist es die nachfolgende Aussage. Eigentlich ist dieß neue Verhör weniger nicht, als eine Bedrohung, eine sogenannte Territio, die von der würklichen Folter nur darinn unterschieden ist, daß diese den Körper, jene den Geist besiegt. S. 25 sehen wir, daß die ausgesetzte oder Intercalarfolter schon würklich 1773 im Oesterreichischen ist aufgehoben, und dadurch gewissermassen gegen die Tortur überhaupt entschieden worden; denn die ununterbrochene und Intercalarfolter sind nicht in der Gattung unterschieden, sie sind es nur im Grade.

Auch selbst nach der Erfahrung der Gerichtshöfe ist die Folter kein zuverlässiges Untersuchungsmittel. Die Schriftsteller, die sich gegen dieselbe erklärt, haben nicht wenig Beyspiele gesammlet, daß an der schwachen Unschuld die Strafe des Lasters vollzogen worden, und hingegen der verruchte entschlossene Bösewicht allein durch die Folter der verdienten Strafe ist entzogen worden. Hr. v. S. erzählt die tragische Geschichte, die zu Genf die Veranlassung gewesen, daß die Folter abgeschafft worden.

Hierzu kömmt endlich noch die übereinkommende Meinung der Gesetzgeber und Schriftsteller. Merkwürdig ist der Ausspruch Ulpians L. 1. §. 23. D. de Quaest. der gewissermassen schon alle Gründe in sich faßt, wodurch in neuern Zeiten die Würkung und

und Zulässigkeit der Folter bestritten worden. Von Neuern stellt der Verf. den Carpzoven und andern heutigen Drakonen einen Friedrich entgegen, der die Folter nicht allein als Schriftsteller bestritten, sondern auch als Regent in seinen Staaten abgeschafft hat, und die berühmten Namen eines Grotius, Montesquiou, Beccaria und andrer.

Aber gewährt denn die Folter nicht wenigstens eine größere Wahrscheinlichkeit? Eben so wenig. Das Geständniß des Gefolterten ist kein neues Anzeichen, wodurch die Wahrscheinlichkeit vergrößert wird. Durch seinen Widerspruch wird die Zahl der Umstände, die ihn beschweren, nicht vermindert, die Vermuthung gegen ihn nicht verringert. Die Gesetze selbst, wie wir bemerkt haben, sehen es nicht so an. Die Folter ist sonach überhaupt nicht nur würkungslos, sondern gefahrvoll für die gemeine und Privatsicherheit; indem sie grade bey der fürchterlichsten Klasse von Lasterhaften die Hofnung der Straflosigkeit beynahe zur Gewißheit bringt, und im Gegentheil jeden andern, gegen den unglücklicher Weise sich Umstände zum Verdachte vereinigen, für sein Leben besorgt läßt, ihn wenigstens Quaalen, die schrecklicher als der Tod selbst sind, Preis giebt. Nach diesem allen hält sich der Verf. zu der Entscheidung berechtigt: Daß die Folter aus dem Rechtsverfahren gänzlich zu verweisen sey.

Eben so überzeugend werden hiernächst die Gründe der Gegner für ihre Beybehaltung beantwortet. Ist es denn der Mensch, der auf der Folter gegen sich zeugt? Oder ist es vielmehr der Schmerz? Und das wäre Behutsamkeit, Jemanden durch die Uebermacht der Empfindung ein Zeugniß gegen sich selbst abzudringen, ihn durch unwiderstehbare Martern vielleicht zum Selbstmörder, nicht

nur

nur des Körpers, wer weiß, ob nicht auch der Seele, zu machen? So schwere Anzeichen sich auch gegen den zur Folter Verurtheilten vereinigten, so sorgfältig auch nachher die Untersuchung jedes Umstandes angestellt wird, so kan doch, der gefoltert wird, unschuldig seyn. Ist Ueberweisung da, so ist sie über allen Zweifel, und zur Aburtheilung zureichend. Zu welchem Ende denn noch die Folter? Ist sie unzureichend, so ist keine Ueberweisung, und derjenige ist nach den Gesetzen unschuldig, dessen Verbrechen nicht bewiesen worden. Mit welchem Rechte gebraucht man sie denn? Und wo ist ein wesentlicher Unterschied zwischen der verfänglichen, die die Gerichtsübung verwirft, und der Zwangfrage? Die peinliche Frage soll das einzige Mittel seyn, dem Richter den Uebertreter kenntbar zu machen? Der Gedanke ist entsetzlich. So erkennt der Richter dem, von dessen Strafbarkeit er noch nicht überführt ist, schon ein Uebel zu, das grösser ist, als die Strafe des Verbrechens selbst. Und daß das Mittel unschicklich, unzuverläßig, daß es gar keines sey, ist schon gezeigt worden. Vielleicht ist sonst keines, gesteht Hr. v. S. offenherzig; aber dadurch hat die Folter noch nichts gewonnen. Die Gerichte der Menschen sind nicht untrüglich, ihre höchste Unfehlbarkeit ist der wenigste Irrthum. Es ist besser, sagt der große Verf. der Memoires de Brandenbourg, mit dem Beyfalle aller Wohldenkenden, zwanzig Schuldigen zu vergeben, als einen Unschuldigen aufzuopfern. Einige finden die Folter mehr zur Abhaltung des berathschlagenden Bösewichts, als zur Ueberweisung der Untersuchten nothwendig. Allein sie vermehrt vielmehr die Verbrechen selbst, indem sie die Gewißheit der Bestrafung vermindert. Auch die Erfahrung in den Ländern, wo die Folter abgeschaft ist, zeigt, daß die

Gesell-

Gesellschaft durch Abschaffung der Folter nichts waget, dagegen sie durch Beybehaltung derselben alles waget, was ihr unschätzbar seyn muß. Die Abschaffung der Folter kan sonach nicht mehr nur unbedenklich, sie muß nützlich, ja nothwendig scheinen. Und dann legt auch der Verf. der Betrachtung kein Gewicht bey, daß durch diese Abschaffung ein nur jüngst gegebnes Gesetzbuch größten Theils unbrauchbar werden, und der ganze peinliche Proceß zu ändern seyn würde; denn die gegenwärtige Berathschlagung selbst zeuge, daß nicht unveränderliche, sondern gute Gesetze zu geben, Theresiens preiswürdige Absicht sey.

II. Bey welchen Verbrechen wäre die Folter etwan beyzubehalten?

Der Hr. Verf. wagt es nicht, anzurathen, daß sie bey irgend einem Verbrechen beybehalten werde. Die Ursachen gegen die Folter sind nicht aus dem Wesen der Uebelthaten hergenommen, sondern aus dem Wesen des Zwangs, aus der Unzuverläßigkeit des dadurch erhaltenen Geständnisses, aus der Gefahr der Unschuld und des gemeinen Wesens. Die Größe des Lasters macht den Thäter nur strafwürdiger, ändert aber die Natur der Zwangfrage nicht. Der Hochverrath wird allein auch von solchen Schriftstellern, die die Folter in allen andern Fällen verwerfen, als eine Ausnahme betrachtet; aber auch da ist beym Zwange alles unzuverläßig.

Nur wenn von der Folter zur Entdeckung der Mitschuldigen die Frage ist, dann, sagt der Verf., stellen sich der schützenden Gerechtigkeit keine Bedenklichkeiten mehr in den Weg. Hierinn geht er von Beccaria ab, der sie auch in diesem Fall für ein untaugliches Mittel hält. Nur müsse kein Zweifel seyn, daß der Beklagte der Thäter sey, und die Frage:

Ob er Mitverbrecher gehabt? schon völlig entschieden seyn. Ueber den Punkt: Wer sind die Mitverbrecher? einen Uebelthäter zu peinigen, der sich nicht zum gutwilligen Geständnisse bequemen will, sey so viel Recht, als Sicherheit vorhanden: Recht, weil er dem Richter zu antworten schuldig sey; und er werde seines Stillschweigens wegen, nicht wegen der Verbrechen andrer, gestraft: Sicherheit, denn er könne keinen Unschuldigen in Gefahr bringen; seine Aussage sey nur ein Anzeichen zur Untersuchung, kein Grund zur Verurtheilung. Es finde auch gar keine Vermuthung Statt, daß er jemals einen Schuldlosen nennen werde; dieser könne ihn von der Strafe nicht befreyen, wohl aber, wenn die Nennung falsch befunden werde, aufs neue dem Peiniger überantworten. Aber sollte auch da die Unschuld nicht manchmal, und bey der nachfolgenden Untersuchung in Gefahr kommen können? Ist es nicht glaublich, der ergrimmte Bösewicht werde, während der Marter, lieber fälschlich Unschuldige, die er als die Urheber seiner Bestrafung ansieht, als seine Mitverschuldete, angeben? Wir glauben, daß man in den meisten Fällen, wenn ein Beklagter überwiesen ist, leicht andre Mittel finden werde, die Mitschuldigen zu entdecken, und wünschen die Folter aus den peinlichen Gerichten gänzlich verwiesen zu sehen. Denn eben so wenig können wir dem Verf. beystimmen, wenn er, um Umstände zu entdecken, deren Kenntniß für die Sicherheit des gemeinen Wesens erheblich ist, die Folter zu gebrauchen erlaubt. Noch mehr Umstände, als man weiß, durch Martern erfahren wollen, ist auch gegen den überführten Missethäter eine Grausamkeit, und er wird, um der Marter los zu werden, wenn er nichts mehr zu entdecken weiß, dem Richter Unwahrheiten sagen müssen.

III. Was

III. Was würde in dem Fall der Aufhebung an die Stelle der Folter zu setzen seyn?

Freylich ist dieser Punkt von der äussersten Wichtigkeit; doch däucht uns nicht, daß von seiner Beantwortung die Entscheidung des Vorhergehenden abhange, weil schon erwiesen ist, daß die Folter ein Zweckwidriges Mittel sey. Hr. v. S. verlangt künftig an den Richtern eine grössere Geschicklichkeit, eine mehrere Auswahl der Personen, mit welchen die Landgerichte besetzt sind, und in dem Verfahren alle mögliche Behutsamkeit und Geduld. Freylich giebt es Fälle, wo sich die Scharfsinnigkeit des Richters, wie der Fuß des Wanderers in einer Wüste ohne Aussicht, verliert; aber diese Fälle sind doch seltner, als man glaubt. Die Pünktlichkeit und der zuversichtliche Gang der Untersuchung wird, wenn die Folter abgeschafft ist, der Schrecken der Lasterhaftigkeit werden; eine stählerne Stirn, die Festigkeit der Lenden und Sehnen werden sie nicht mehr vor der Gerechtigkeit schützen; der Blick des Richters wird sie beben machen; denn der geringste Umstand dient ihm zur Fackel, das Verbrechen aufzufinden, zu beleuchten.

Indessen wird es immer Lasterthaten geben, bey welchen alle menschliche Klugheit zu kurz fällt. Bey solchen, wenn nicht genugsamer Beweis zur Verurtheilung, aber bey der Lossprechung für die Sicherheit zu viel gewagt seyn würde, weil der Beklagte andre Verbrechen, oder in Ansehung des Hauptverbrechens einige sträfliche Umstände eingestanden, oder deren rechtsbehörig überwiesen worden, oder weil sein gegenwärtiger Wandel ihn zu einer sehr gefährlichen Person auszeichnet; in diesen und ähnlichen Fällen kan zwar eigentlich keine Bestrafung

Statt finden; aber die öffentliche Vertheidigung berechtigt den Gesetzgeber zu aller Vorsicht, zu aller Sicherstellung gegen die Angriffe, womit die Beschaffenheit einen solchen Menschen drohet. Gegen dieserley Untersuchte will daher der Verf., daß auf die im 29sten Absatz des 30sten Art. der Halsgerichtsordnung vorgeschriebene Weise verfahren werde.

So weit geht die Abhandlung über die Tortur. Die oberwähnte Schutzschrift, die sie veranlasset hat, ist derselben angehängt. Nach der Bestimmung seines Lehrstuhls, sagt der Verf., habe er allgemeine Grundsätze, ohne Beziehung auf irgend einen Staat, gelehrt, und dadurch näher dem Endzwecke des politischen Lehramts, und selbst dem Befehle Theresiens zugesagt, der ihm die Freyheit ertheilt habe, ohne Rücksicht auf die Ausübung, diejenigen Grundsätze zu lehren, welche er für die ächten hielte. Nicht alle Todesstrafen habe er, gegen alle göttliche und menschliche Rechte, gemißbilligt; vielmehr habe er in seinen Grundsätzen der Polizey das Recht der Regenten, den Verbrecher hinzurichten, gegen Beccaria vertreten. Nur über die Würksamkeit der Todesstrafen habe er sich in eine Untersuchung eingelassen, und die Meynung geäußert, die Arbeit sey in den Augen des Verbrechers ein größeres Uebel, als der Tod selbst, u. s. w. Ueber die Folter sey sein Urtheil mit dem Ausspruche des Hrn. Hofr. Martini gleichlautend. Zur Erörterung beyder Sätze wünsche er, daß eine Untersuchung angeordnet werde, wobey die Vertreter der Folter und Todesstrafe ihre Gründe vorlegen, und dasselbe dann auch ihm erlaubt seyn möge.

Pl.

XIV.

XIV.

Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Ein Schauspiel. 1773. 8. Zwote Auflage. Frankf. u. Leipz. 1774. 8. (ist ein bloßer, zu Leipzig gemachter Nachdruck.) Zwote Auflage. Frankf. am Mayn, bey den Eichenbergischen Erben. 1774.

Eine frühere Anzeige dieses Schauspiels in unsrer Bibliothek hätte das Publikum zu keiner günstigern Aufnahme, zu keiner allgemeinern Bewunderung desselben ermuntern können, als es beydes dem Verf. und dem Meisterstücke seines Genies mit so vielem Rechte bereits geschenkt hat. Alle Zergliederung der mannichfaltigen einzelnen Schönheiten dieses Schauspiels würde nunmehr zu spät und überflüßig seyn, da jedermann es schon gelesen und wieder gelesen, auch ein Theil des Publikums die theatralische Vorstellung desselben mit angesehen hat, die manche Leser ihm vorher kaum zu weissagen sich getraut hätten. Auch uns ist dieser Umstand mehr ein Beweis von dem sehr zu entschuldigenden Eifer unsrer Theateraufseher für ihren Vortheil, als von der Schicklichkeit des Stücks zur Aufführung, die wir demselben, der würklich geschehenen Aufführung ungeachtet, dennoch nicht zugestehen können. Vielmehr scheint der Verf. diesem Zwecke, oder wenigstens dem dazu nothwendig erforderlichen Zusammenhange der Scenen gerade entgegen gearbeitet zu haben; und die äusserst häufige Veränderung des Schauplatzes war gewiß bey ihm kein Behelf, sondern vorsetzliche Losmachung von Regeln, nach denen er

er nun einmal nicht arbeiten wollte. Daß er diese Regeln überhaupt für überflüßig gehalten, und das grosse Verdienst der wahren dramatischen Kunst so ganz verkannt haben sollte, können wir ihm unmöglich zutrauen, ihm, der nicht nur in der meisterhaftesten Zeichnung und Gegeneinanderstellung seiner Charactere, Götzens und seines Sohns, Elisabeths und Mariens, Weislingens und Sickingens ꝛc. sondern auch in der Art, wie er uns mit diesen Characteren bekannt macht, in den vortrefflichen Scenen zwischen Götz und dem Bruder Martin, zwischen Götz und Weislingen, zwischen dem leztern und Adelheid, zwischen dieser und Franz, u. s. f. und in der endlichen Entscheidung der Schicksale seiner Personen, so viel wahre und seltne Einsicht in die Kunst gezeigt hat. Wir verkennen nicht den Unterschied der wesentlichen und der mechanischen Regeln der dramatischen Kunst; aber wer beyde, und ihre Quellen und Gründe richtig untersucht hat, wird doch wohl nicht behaupten, daß in der Oekonomie des Götz von Berlichingen bloß die leztern hintangesezt wären. Dem ungeachtet sehen wir es völlig ein, und erkennen es mit der dankbarsten Empfindung, daß unsre Nation an diesem Schauspiele ein Werk erhalten hat, worauf sie stolz seyn darf; jene Erinnerung haben wir nur deswegen gemacht, um, wo möglich, die geistlosen Nachahmer zurückzuhalten, und den Verdacht abzulehnen, als stimmten wir den eingenommenen Kunstrichtern bey, welche dies Schauspiel für sieghaften Troz der Kunst und Triumph über die Regeln derselben ausgeben. — Die Vermengung der altdeutschen und modernen Sprache ist schon von Hrn. Wieland (deutsch. Merk. VI. S. 332.) bemerkt worden, und war auch wohl jedem Leser gleich bey der ersten Lesung des Stücks anstößig. In vielen Stellen hat der Verf. die Sprache

der

der Zeit, worin Götz lebte, so glücklich getroffen, und sie scheint uns dem ganzen Characketer dieses Schauspiels, der Handlung und Personen desselben so angemessen zu seyn, und zu der Wirkung und dem stärkern Eindrucke so viel beyzutragen, daß wir wünschten, der Verf. gäbe sich die Mühe, die ihm weniger schwer seyn wird, als sie an sich ist, dem ganzen Schauspiele hierin eine Gleichförmigkeit zu geben. In Götzens Reden würde wenig zu ändern seyn; er spricht meistens so, wie in seiner eignen Lebensbeschreibung, die so viel herzliche und nachdrückliche Stellen hat, und aus der wir zum Schlusse denen, die sie nicht ganz gelesen haben, die Stelle zur Probe abschreiben wollen, wo er den Verlust seiner Hand beschreibt: „Wie ich aber damalen geschossen sey worden, das hat diese Gestalt. Ich thet als ein junger Gesell, der auch gern ein Mensch wäre gewest, „und daucht mich auch, als jung ich war, man muß „mich auch einen Menschen und guten Gesellen seyn „lassen; und wie wir demnach am Sonntag vor Landshut wieder scharmützelten, da richten die von Nürnberg das Geschütz in Freund und Feind, und hielten die Feind also in einem Vortheil an einem Gräblin, daß ich gern mein Spieß mit einem zerbrochen hätte, und wie ich also halt, und sahe nach dem „Vortheil, so haben die Nürnbergischen das Geschütz „in uns gericht, in Feind und Freund, wie vorgemeldt, und scheußt mir einer den Schwerdknopf mit „einer Feldschlangen entzwey, daß mir das halbe „Theil in Arm gieng, und drey Armschienen damit; „und lag der Schwerdknopf in Armschienen, daß man „ihn mit sehen kunt, also, daß mich noch wundert, „daß es mich nicht vom Gaul herab gezogen hat, dieweilen die Armschienen ganz blieben, dann allein „die Ecken, wie sie sich gebogen hetten, gieng noch

„ein wenig heraus, aber der Schwerdknopf lag, wie „gemeldt, in Armschienen drinnen; das andere Theil „des Knopfs und die Stangen am Schwerd-Heft hett „sich gebogen, war aber doch nit entzwey, daß ich „gedenk, die Stang und das andere Theil vom Knopf „hab mir zwischen dem Handschuh und dem Armzeug „die Hand herabgeschlagen, also, daß der Armen hinten „und vornen zerschmettert war; und wie ich so das „siehe, so hengt die Hand noch ein wenig an der „Haut, und leit der Spieß dem Gaul unter denen „Füssen, so thät ich eben als wäre mir nichts darum, „und wandt den Gaul allgemach um, und kam den= „noch ungefangen von den Feinden hinweg zu meinem „Hauffen. Und wie ich ein wenig von den Feinden „hinweg kam, so lauft ein alter Landsknecht herab, „und will auch in den Scharmützel; den sprich ich an, „er soll bey mir bleiben, dann er sähe, wie die Sa= „chen mit mir geschaffen wär; der thäts nun und blieb „bey mir, must mir auch den Arzt holen — — Und „von der Zeit an, am Sonntage nach St. Jacobs „Tag, da bin ich zu Landshut gelegen, biß um Faß= „nacht aussen. Was ich die Zeit für Schmerzen er= „litten habe, das kann ein jeglicher wohl erachten, „und wäre das mein Bitt zu Gott, die ich thät, „wann ich in seiner göttlichen Gnad wäre, so sollt er „im Nahmen Gottes mit mir hinfahren, ich wäre „doch verderbt zu keinem Kriegsmann. Doch fiel „mir ein Knecht ein — — der hette auch nicht „mehr dann ein Hand gehabt, und hette eben „alsobald ein Ding gegen Feinden im Feld ausrich= „ten können, als ein anderer; der lag mir im Sinn, „daß ich Gott aber anrufft und gedacht: wann ich „schon zwölff Händ hätte, und sein göttliche Gnad „und Hülff mir nicht wohl wöllt, so were es doch alles „umsonst; und vermeynt derenthalben, wann ich

„doch

„doch nit mehr dann ein wenig Behelff hette, es were
„gleich eine eiserne Hand, oder wie es ware, so wolt
„ich dennoch mit Gottes Gnad und Hülf im Feld noch
„irgend so gut seyn als sonsten ein heilloser Mensch —
„Und nachdem ich nun schier sechzig Jahr mit einer
„Faust Krieg, Vehd und Händel gehabt, so kann ich
„wahrlich nicht anderst befinden noch sagen, dann daß
„der allmächtige, ewig barmherzige Gott wunderbar-
„lich mit grossen Gnaden bey und mit mir in allen mei-
„nen Kriegen, Vehden und Gefährlichkeiten gewesen.„

XV.

Ueber Götz von Berlichingen. Eine dramaturgische Abhandlung. Leipzig, bey Weygand, 1774. 6 B. in 8.

Ein bis zum Uebertriebenen panegyrischer und bis zur äussersten Weitschweifigkeit redseliger Kommentar über das eben angezeigte Schauspiel. Gleich Anfangs lauter Frohlocken über den allgemeinen Beyfall, den es erhalten hat, über die Vorstellung desselben auf der Bühne, ungeachtet der Kritik, die es für unaufführbar erklärte. Wenn diese Vorstellung nicht alle Wirkung that, die man erwartete, so muß das nicht die Schuld des Stücks, sondern der Zuschauer, der so schwer zu täuschenden Zuschauer, der Schauspieler, und am Ende gar des guten Berlins seyn, wofür das Stück, heißt es, viel von seinem Interesse verlieren mußte. Weil die Geschichte aus dem mittlern Zeitalter genommen ist, so muß dieses allein für den Dichter brauchbar, so muß es ein Fehler derjenigen seyn, die bisher deutsche Subjecte, mit geringerer Wirkung, bearbeitet haben, daß sie dieselben aus den ganz alten oder ganz neuern Zeiten ent-

lehnten. In der Kunst, dergleichen allgemeine Sätze aus den besondern Umständen des von ihm beurtheilten Drama abzuziehen, und das, was ihm in demselben schön dünkt, zu einer Regel der Schönheit und des Geschmacks zu erhöhen, besitzt der Verf. dieser Abhandlung eine besondre Stärke. Er geht hernach (S. 12.) ans Werk, von diesen Schönheiten ein Inventarium zu verfertigen, in der Hoffnung, daß er dadurch einen oder andern Jüngling erwecken werde, „seinen Batteux, — das heißt hier wohl, seine Poetik — bey Seite „zu legen, und hier auf eine bessere Theorie des Drama zu merken.„ Und gleich darauf erklärt er Hrn. Göthe für einen Mann, der mehr, als Diderot, verdiene, ein Reformator des Theaters genannt zu werden, und sein Beyspiel in Regel verwandelt zu sehen. Wir hingegen möchten ihn lieber für einen Mann halten, dem vor dem Weihrauch solcher Lobredner eckelt.

S. 13. ff. werden die Vorwürfe abgelehnt, die diesem Stücke wegen seiner Regellosigkeit gemacht, und freylich wohl von manchen übertrieben sind. Aber wenn man, wie der Verf. S. 14. sagt, es möchte doch wohl Schauspiele geben, die die hergebrachten Regeln nicht treffen, so heißt dieß eigentlich so viel als nichts gesagt. Die Geschichte soll auf dem Theater dargestellt werden, um mit einem neuern Lieblingsworte zu reden. Die Regeln, welche wesentlich die Darstellung befördern, treffen jedes Schauspiel. Von den ausserwesentlichen mag sich unsertwegen loszählen, wer Muth und Kopf dazu hat. Unsers Verf. Raisonnement hierüber bedeutet nichts. Besser sind die S. 15. angeführten Rechtfertigungen des Dichters; obgleich es hernach sonderbar herauskömmt, wenn für ein Stück, das nur bloß die dramatische Form hat, nicht für Bühne und Vorstellung kalku-

lirt

sirt ist, die Kosten einer Oper nicht verschwendet seyn sollen, wenn man sie anwendete, es würdig vorzustellen. — Herrn Wielands Frage im Merkur, warum der Dichter sein Drama in fünf Akte getheilt habe? wird sehr seichte S. 18. beantwortet: der Zufall habe gerade so viel Aufzüge erzeugt, eben so, wie er die Länge und Kürze von jedem einzelnen veranlaßt habe. — Was in der Folge von diesem Stücke als historischen Schauspiele gesagt wird, und die Vergleichung mit Shakespear's Stücken dieser Art, wird auf diejenigen wenig Eindruck machen, die diesen leztern Dichter und den Charakter seiner Stücke näher kennen, und in seinen Planen die Kunst entdecken und bewundern, die man gemeiniglich an ihnen verkennt. — Eben so unschicklich ist (S. 20.) die Vergleichung der Lebensbeschreibung Götzens, als der Quelle des Schauspiels mit dem Hygin, „den sonst nur der Mytholog „in die Hand nahm, und den Hr. Weiße zu seinem „Atreus benutzte.„ Vielmehr ist es höchst wahrscheinlich, daß Hygins Fabeln lauter kurze Auszüge aus Trauerspielen sind — S. 27. scheint der Verf. zu glauben, der Inhalt des Trauerspiels Clavigo sey Erfindung des Hrn. G. — Götzens Tod finden wir zwar ganz natürlich, aber doch nicht nothwendig genug eingeleitet; und dieß leztere, das hypothetisch Nothwendige, erwarten wir bey der Katastrophe eines Schauspiels; oder rechnet der Verf. das auch zu den unnütz- und verwerflichen Regeln? — Er ist zu geneigt, vergleichungsweise zu urtheilen; und da wird man so leicht unbillig und beleidigend. Die Scene des heimlichen Gerichts im Götz finden wir recht gut; aber warum soll nun gleich (S. 29.) Otway, Shakespear, und Lillo das entgelten. Oder wer wirds (S. 70.) dem Verf. zugeben, daß gegen Adelheids Charakter die Milwoods und Marwoods

woods Schatten sind? — Auch die Vertheidigung gegen den Vorwurf des getheilten Interesse (S. 41.) finden wir sehr unzulänglich, wiewohl wir uns hier nicht darauf einlassen können. — In der Folge geht der Verf. die Charactere des Stücks einzeln durch, und sammelt bey einem jeden diejenigen Züge, die ihn zeichnen. Wir glauben, daß auch hier dem Dichter oft Absichten und Feinheiten beygelegt werden, an die er wohl nicht gedacht hat. Schwerlich wollte er seinen Götz so äußerst vollkommen schildern, wie er dem Verf. vorkömmt. Schwerlich dachte er sich seinen Weislingen als einen, (S. 45.) der Götz seyn könnte, wenn er nur wollte. Bey Weislingen ist ja eine ganz andre Stimmung des Temperaments und der Denkungsart, ein Mangel aller Anlage zur wahren heroischen Tugend. Schwerlich war der Dichter der misogynischen Meynung, die unser Kunstrichter (S. 70.) von ihm vermuthet, daß die Weiber, wenn sie gut seyn sollen, so untergeordnet bleiben müssen, als es Marie und Elisabeth sind; so bald sie aber thätiger werden, so viel Unheil stiften, wie Adelheid. Das Uebrige betrift den Dialog, die Nachahmung des minder feinen Tons der damaligen Zeiten, die vorkommenden Maximen, den Ausdruck, u. dergl.

XVI.

Der Hofmeister, oder Vortheile der Privaterziehung. Eine Komödie. Leipzig, bey Weygand, 1774. 10½ B. in 8.

Dieß Schauspiel verräth durchgehends einen Mann, der zu getreuer Schilderung und Darstellung der Natur eine grosse Anlage hat;

bar; und wäre vielleicht, wenn der Verf. nicht die Hülfe der Kunst recht muthwillig verschmäht hätte, ein schönes, meisterhaftes Ganzes geworden. Aber so ist es bloß eine Reihe einzelner Gemählde, und die Hinreissung von einem Gegenstande zum andern, von einer Scene, einer Gruppe, einer Handlung, einem Ort und Jahr zum andern, thut schon selbst dem Leser Gewalt an; denn zur Vorstellung wird dieß Stück, aus mehrern Ursachen, doch wohl nie gelangen. So, wie es ist, bleibt es allemal durch die schon bemerkte Wahrheit der Natur schätzbar, welche so manche Charactere, Handlungen und Reden auf die treffendste Art belebt, und das Stück selbst in mancher Absicht lehrreich macht. Die Begegnung, die der Hofmeister zu Anfange des Schauspiels erfährt, Fritzens und Gustchens übereilte Verplemperung, der brausende Charakter des Majors, der ehrliche Wenzeslaus, Rehaar, der Lautenisté, u. a. m. alles ist wahres Leben, und das Ideal des Dichters hat an ihrer Schilderung nur geringen Antheil. Wir wünschten indeß, daß der Verf. selbst diesen hervorstechenden, noch mehr aber den untergeordneten Charakteren mehr Consistenz gegeben hätte; wenigstens vermissen wir dieselbe oft in den Reden und der Art, womit sie ihre Gesinnungen ausdrücken; alles ist nur hingeworfen, alles bricht ab, ehe es vor dem Zuschauer rechte Wirkung thun kann. Auch manche gar zu ausserwesentliche, und einige sehr platte und alltägliche Scenen wünschten wir hinweg. Dahin gehören Fritzens sehr platte, alltägliche, nichtsbedeutende Universitäts- und Caffeescenen. Aber der Verf. scheint mit dem Vorsatze gearbeitet zu haben, seinen Ideen und seiner Phantasie völlig freyen Lauf zu lassen, ihnen nie durch Rücksicht auf die Vorschriften der Kunst — wovon doch die wichtigern nichts anders sind, als Vorschriften der Natur — den geringring-

ringsten Einhalt zu thun. Alle Erinnerungen also, die ihm die Kritik machen könnte, wären so gut wie in den Wind geredet. Vielleicht nach fünf oder sechs Jahren wird sich der Verf. mit Schamröthe selbst mehr sagen, als man ihm jetzt sagen könnte.

XVII.

Clavigo. Ein Trauerspiel von Göthe. Leipzig, bey Weygands, 1774. 6½ B. in 8.

Der Stof dieses Trauerspiels ist eine wahre erst vor zehn Jahren vorgefallne Geschichte, die aus dem Quatrieme memoire à consulter pour *Pierre-Augustin Caron de Beaumarchais* &c. genommen ist. Und nicht nur der Stof, sondern auch viele Reden dieses Trauerspiels, sind aus der gegen das Ende dieses Memoire befindlichen sehr interessanten Erzählung des Hrn. v. Beaumarchais von seiner im gedachten Jahre nach Spanien gethanen Reise entlehnt. Das Feuer, welches diesen würdigen Franzosen bey dem ganzen Antheile so thätig beseelte, welchen er an den Kränkungen und an der Vertheidigung seiner Schwester nahm, belebt auch seine Erzählung der ganzen merkwürdigen Begebenheit, die er zu seiner Rechtfertigung gegen nachtheilige Gerüchte seiner Schutzschrift gegen Goezmann, u. a. beyzufügen für nöthig hielt. Man kennt ihn zu seinem Vortheile als dramatischen Schriftsteller, und sein dramatisches Genie scheint ihn auch bey seiner Erzählung begeistert und ihr das Leben und die Bewegung mitgetheilt zu haben, die den Leser so mächtig fortreißt, und die Geschichte für seine Einbildungskraft in vorgestellte Handlung verwandelt. Zu einem Trauerspiel bedurfte diese

Ge-

Geschichte nur einiger Veränderungen, um, unter
den Händen eines geschickten Mannes, ein Drama von
grosser Wirkung zu werden. Hr. Göthe hat diese
Veränderungen gemacht, hat erstlich dem Clavigo ei-
nen Anstifter gegeben, der aus seinem wankelmüthigen
Charakter sein Spiel macht, und ihn durch falsche Vor-
spiegelungen und Hofnungen, durch blendende Aus-
sichten für seinen Ehrgeiz zu der äussersten Niederträch-
tigkeit, dem Betrug eines unschuldigen Mädchens ver-
leitet. Die Motife der Handlungen des Clavigo wer-
den uns hiedurch freylich sichtbarer; wir sehn ihn, mit-
ten in den besten Vorsätzen, durch die Kunstgriffe ei-
nes verderbten und falschen Freundes unterbrochen,
und allmählich zu ganz entgegen gesetzten Entschlüssen
gebracht; aber, so viel wir Clavigo's Charakter aus
der Erzählung verstehen, ist es nun nicht eben über-
wiegende Eitelkeit, die ihn der würdigen Schwester
des Beaumarchais einmal über das andre treulos
macht; es ist vielmehr die seichte, durch keine Grund-
sätze befestigte, und leider! nicht so gar ungewöhnliche
Denkungsart schwacher und feigherziger Seelen san-
guinischen Temperaments, auf welche jeder Gegenstand
stark, aber sehr flüchtig wirkt, die ihren Vorsatz auf
nichts unbeweglich heften können, und auf der andern
Seite auch nicht beherzt genug sind, mit Ueberzeu-
gung gefaßte Entschliessungen, trotz aller Hindernisse
durchzusetzen; die selten sich selbst von ihren Hand-
lungen Rechenschaft geben können, geschweige denn,
daß es andern leicht fallen sollte, die Anlässe und
Gründe derselben zu erklären. Doch gesetzt auch, daß
dieß wirklich Clavigo's Charakter ist, so that der Dich-
ter doch wohl, ihn für die Zuschauer mehr zu motivi-
ren, und da dieß einmal geschehen sollte, so wünschten
wir, es wäre noch sichtbarer und eindringender gesche-
hen; es wären nicht bloß schimärische und weit aus-
sehende

sehende Erwartungen, die sich nur andeuten liessen, sondern nahe und bald, eben durch Clavigo's Treulosigkeit, zu realisirende Hofnungen gewesen, die Carlos ihm vorgehalten hätte. Und dieser Carlos, dessen ganzer Charakter Ehrsucht zu seyn scheint, konnte der sich wohl begnügen, untergeordnet zu bleiben? sein Glück durch Clavigo's Glück zu machen? zumal da der Zuschauer gar nicht siehet, wie Carlos eben durch Clavigo, und anders nicht, sein Glück machen kann. Wie würde der Charakter des Carlos, als eines Ehrgeitzigen, in hellem, hellem Lichte erschienen, wenn er z. B. sein Glück durch Carlos gesucht hätte?

Bey dem allen erkennen wir die Schönheit der Scenen zwischen beyden, besonders zu Anfange des vierten Akts. — Die zweyte Hauptveränderung ist der Ausgang der Geschichte, die sich, der Wahrheit nach, nur mit Clavigo's Schande und Bestrafung, im Trauerspiel hingegen mit Mariens Tode und ihres falschen Liebhabers Ermordung endigt. An sich haben wir wider diesen Ausgang nichts; aber die Art, wie er bewerkstelligt wird, scheint uns etwas zu rasch, und überhaupt der lezte Akt zu flüchtig gearbeitet zu seyn, nicht zu gedenken, daß er an Shackespear's Romeo und Juliet zu lebhaft erinnert. Wenn Beaumarchais zu Ende des dritten Akts, nachdem alles von allen vergessen und vergeben ist, nicht üble Ahndungen äusserte, die man ihm fast verdenkt, weil man eben keinen Grund dazu sieht, so könnte hier das Stück sich als ein Lustspiel schliessen, und der Leser vermißte nichts. Damit wollen wir nur den Mangel zu erkennen geben, den wir durch dieß ganze Trauerspiel bemerkt zu haben glauben, den Mangel jener absichtvollen Zusammenfügung und Verkettung des Ganzen, die eigentlich den Meister in der dramatischen Kunst verräth, und die wir an Leßing so sehr bewundern.

Der

der Triumph derjenigen Kunstrichter kömmt uns daher viel zu voreilig vor, welche dieß Trauerspiel für einen Beweis ausgeben wollen, daß der Verfasser des regellosen Götz von Berlichingen — den wir, bey aller Regellosigkeit ungleich mehr bewundern, als den Clavigo — so bald er nur wolle, auch ein regelmäßiges Stück schreiben könne, und hier wirklich geschrieben habe. Wie viel fehlt doch diesem Trauerspiele, um im bessern, nicht bloß im mechanischen Verstande des Worts, regelmäßig zu seyn! Wer es weiß, und an den besten Mustern es nicht bloß wahrgenommen, sondern mit Bewundrung gefühlt hat, was dazu gehört, prüfe dieß Stück, und er wird uns beystimmen; hier würde uns eine solche Prüfung zu weit führen. Nur das bemerken wir noch, daß wir manche Umstände der Geschichte, die Hr. G. auszulassen für gut fand, ungern auf der Bühne vermißt haben, besonders die Gefangennehmung des Beaumarchais, und die edle Unterstützung, die ihm der verehrungswürdige Wall wiederfahren läßt. Auch ist uns die Bereitwilligkeit des Clavigo zur Ausstellung der schriftlichen Erklärung, die ihm Beaumarchais in der nahen Gegenwart seiner Bedienten laut in die Feder sagt, weit auffallender, als in der Erzählung, wo Beaumarchais vorher ausdrücklich sagt: — — toutes vos portes ouvertes, et vos gens dans cette salle, *qui ne vous entendront point, parceque nous parlerons Français.* — — Eben daher auch, weil die Bedienten des Clavigo nicht französisch verstanden, konnten sie der Handlung beywohnen bloß als Zeugen, daß keine Gewaltthätigkeit vorgegangen. Wie unschicklich ist es aber auf dem Theater, wo vorauszusetzen ist, daß sie alles verstehen, und ihres Herrn Schande in der Stadt nach Gefallen ausbreiten können. Die länge einiger Reden, wodurch der Dialog dieses

Stücks oft unnatürlich wird, ist schon von andern Kunstrichtern bemerkt worden, und findet sich besonders in den aus dem Memoire wörtlich übersetzten Stellen. Auch in dieser Absicht verliert das gegenwärtige Trauerspiel ungemein, wenn man es mit dem Meisterstücke des Verfassers, Götz von Berlichingen, zusammenhält.

XVIII.

Die wahre Geschichte des Clavigo. Aus dem Französischen der Memoiren des Herrn von Beaumarchais übersetzt. Hamburg, bey Herold, 1774. 4 B. in 8.

Im Wielands Merkur ward, fast zu eben der Zeit, da diese Schrift heraus kam, eine Uebersetzung von dieser Grundlage des eben angezeigten Trauerspiels mitgetheilt, woran aber der Schluß fehlte, der noch einige Briefe enthält, worunter der vom Clavigo (eigentlich wird der Name Clavijo geschrieben) am merkwürdigsten ist. Hier wird nun eine vollständige Uebersetzung geliefert, die uns, nach einigen mit dem Original verglichenen Stellen zu urtheilen, mit Treue und Einsicht verfertigt zu seyn scheint.

XIX.

Der neue Menoza, oder Geschichte des cumbanischen Prinzen Tandi. Eine Komödie.

Leip-

Der neue Menoza. Eine Komödie. Leipzig, bey Weygand, 1774. 8½ B. in 8.

Man erkennt in diesem Stücke gar bald den Verfasser des Hofmeisters; eben die regellose, abentheuerliche Zusammensetzung, eben die gewaltsame Fortreissung des Lesers von einer Scene zur andern, eben die gewagten Züge der rohen, wilden Natur, die aller Kunst trotzt, und oft durch diesen Trotz selbst unnatürlich und ausschweifend wird; aber auch auf der andern Seite eben die Menschenkenntniß, eben den Zweck, die Herabwürdigung der männlichen Tugend und das Verderbniß unsrer gesellschaftlichen Sitten zu bestrafen, eben die characteristische Wahrheit und das Feuer in manchen Stellen des Dialogs. Um so mehr ist es zu bedauren, daß so manche glückliche, wahre und lehrreiche Scenen dieses Stücks durch die theatralische Vorstellung nicht noch mehr belebt, noch eindringender und wirksamer gemacht werden können. Oder hat der Verf. sein Stück wirklich für die Bühne bestimmt? Soll der Theatermeister die Scene so unzählichemal, und oft um einer Rede von anderthalb oder drittehalb Zeilen willen, (wie S. 16 u. 19) zauberisch verändern? Soll der Schauspieler, der den Prinzen spielt, itzt im Garten einen Namen in den Baum schneiden, und nun gleich in dem nemlichen Augenblicke in seinem Zimmer am Tisch bey der Landkarte sitzen? Soll der Graf der Frau von Biederling das Knie küssen? die Donna Diana in der Kutsche aufs Theater fahren, und Gustav ihnen reitend begegnen? Soll die hogarthische Karikaturscene, (S. 96) die Gesellschaft von schmausendem Pöbel und Bettlern, lahmen und Blinden, wirklich gespielt werden? ein dicker Kerl (S. 120) die Thür aufrennen? Diana und der Graf auf der

 Erde

Erde liegend, und Gustav in einem Winkel erhenkt erscheinen? Sollen dem Publico die ihm verehrungswürdigen Namen, Gellert, Wieland, Haller, Michaelis, durch läppische Anspielungen lächerlich oder verdächtig gemacht werden? Und von wem? Von dem Verfasser, der wahrhaftig noch keinen Namen oder gelehrten Ruhm zu verlieren hat, und daher glaubt, er könne jeden rechtschaffenen Gelehrten bey gesuchten Gelegenheiten ungestraft hohnnecken? Oder sollen der abgeschmackte Bürgermeister in Naumburg und sein eben so abgeschmackter Sohn, der Baccalaureus, in den letzten Scenen des Stücks, in der Sache der Kritik und Vernunft, über den Werth oder Unwerth dramatischer Regeln entscheiden? Soll Ordnung und stufenweise Darstellung eines Characters oder einer Handlung, nichts, eine plumpe Zusammenstellung extravaganter Charactere; hingeworfne unausgeführte characteristische Züge, unzusammenhängende Scenen, die, wie Schattenspielgemählde, nur hintereinander in die Laterne gesteckt werden, alles seyn? Gehört etwan ein so großes Genie dazu, ausschweifende Dinge zu machen? Es scheinen dieses einige Leute jetzt so gewiß zu glauben, daß sie, wo sie nur etwas ausschweifendes erblicken, ausrufen: Welch ein Genie! welches Gefühl! welcher Wurf! welche Darstellung! Und so bald sie Ueberlegung und Zusammenhang erblicken, ausrufen: Welche kalte Seele! welche kahle Vernunft! welche schale Regeln! welches steife Brettergerüste!

Man muß dieses kleine Fieber aber nur austoben lassen. Die jungen Genies werden sich wohl besinnen, wenn sie für großer Originalität nach ein Paar Monaten von niemand werden gelesen werden. Der Verfasser dieses Menoza selbst scheint sich schon besinnen zu wollen. Es ließ verzweifelt naiv, da er

or einigen Monaten in den Frankfurter gelehrten Anzeigen, unter seines Namens Unterschrift, mit dem Publicum darüber rechten wollte, daß demselben dieser Neue Menoza nicht gefallen hatte, der, wie Hr. Lenz versicherte, so natürlich ist, an den er seine ganze Kunst verwendet hat. Doch das hilft wirklich nichts. Das Publicum scheint die allzugroße Originalität verschmähen zu wollen, die jetzt der einzige Weg zur Unsterblichkeit in einigen Zeitungsblättern ist.

XX.

Anmerkungen übers Theater, nebst angehängtem übersetztem Stück Shackespears. Leipzig, bey Weygand, 1774. 10 B. in 8.

Der Verf. dieser Anmerkungen giebt sie selbst für nichts weiter als Rhapsodien aus; dieß entschuldigt einigermassen den Mangel ihres Zusammenhangs, wenn dieser Mangel sich nur nicht auch auf die einzelnen Gedanken, auf die Sätze und Meinungen, und sogar auf die Einkleidung erstreckte, die wir noch in keiner Schrift so seltsam, und beynahe närrisch, gefunden haben. Soll es Neuheit, oder Sonderbarkeit, oder Originalität seyn, oder ist es vorsetzliche Flüchtigkeit und Ungedult, wenn der Verf. sich oft nicht Zeit läßt, seine Gedanken ganz heraus zu sagen, oft kaum den Vordersatz einer Periode ganz hinschreibt, und den Nachsatz, oder doch einen Theil desselben, mit einem blossen Strich andeutet, und es dem Leser überläßt, sich denselben hinzuzudenken? Wir fürchten nur, es werde dabey den meisten Lesern so gehen, wie uns; man wird über diese Schreibart unwillig.

lig, man muß sich die Gedult erst erzwingen, die Schrift bis ans Ende zu lesen, man wird in die Verworrenheit, die in dem Gehirn eines solchen Schriftstellers geherrscht zu haben scheint, entweder mit verwickelt, oder wenigstens gegen ihn mißtrauisch, und abgeneigter, seinen Meinungen beyzutreten, weil er sie selbst so wenig durchgedacht, so wenig geprüft zu haben scheint, und selbst die gemeinsten Mittel verschmäht, sie faßlich und einleuchtend zu machen. Mit der vorläufigen allgemeinen Entschuldigung, daß ihm seine Verfassung und andre zufällige Ursachen nicht erlaubt haben, so weit sich über seinen Gegenstand auszubreiten, so tief hineinzudringen, als er gerne gewollt hätte, mit dieser Entschuldigung, sagen wir, mochte sich die Gesellschaft seiner Freunde befriedigen lassen, in der er diesen Aufsatz vorlas; das Publicum verlangt mehr Ueberlegung, wenn es dem Schriftsteller Aufmerksamkeit und Beyfall geben soll.

Zuerst werden die verschiednen Theater alter und neuer Zeiten gemustert; die Urtheile sind oft mehr spöttisch als wahr; aber dabey verweilen wir uns nicht. Wer die Geschichte der dramatischen Kunst nur einigermassen kennt, wird das bald wahrnehmen; und wer sie nicht kennt, wird sie doch wol nicht aus diesen Anmerkungen studiren wollen.

Aristoteles muß in der Folge derselben, nach des Verf. Ausdruck, manchmal ins Gewehr treten; und da hat er denn an diesem alten, geübten Manne so viel auszusetzen, und bestraft ihn darüber eben so derbe und nachdrücklich, als wär' er noch der rohste, ungeübteste Recrute, wenn gleich der junge Herr Exercitienmeister alle Augenblick selbst so sehr den Recruten verräth! Sagt ers doch selbst, daß er ihn noch nicht ganz durchgelesen hat! Und doch ist es, um die Dichtkunst des Aristoteles richtig zu beurtheilen, lange

noch

noch nicht genug, sie ganz durchzulesen und zu studiren; es wird auch eine genaue Kenntniß der übrigen Werke dieses Weltweisen und seiner ganzen Philosophie dazu erfodert! Schon durch diese Aeusserung macht sich daher unser Rhapsodist aller nähern Prüfung seiner Kunstrichtereyen unwürdig; sie soll uns aber doch nicht abhalten, uns noch etwas weiter auf dieselben einzulassen. Aristoteles, sagt er, redet von zwey Quellen der Poesie; „und deutet gleichwol nur „auf die eine mit seinem kleinen krummen Finger, „die andre aber behält er unterm Bart.„ Daraus sieht man, daß der Verf. nicht einmal das vierte Kapitel von Aristoteles Poetik, wo er vom Ursprunge der Dichtkunst redet, ganz durchgelesen hat; denn da würde ihn der Zusammenhang bald gelehrt haben, daß Harmonie und Rythmus diese zweyte Quelle sey, von welchen er sagt, sie seyn uns eben so natürlich, als die Nachahmung. Um nun diese vermeynte Lücke auszufüllen, giebt er selbst eine zweyte Quelle der Poesie an: „das immerwährende Bestreben, alle unsre ge„sammelten Begriffe wieder aus einander zu wickeln „und durchzuschauen, sie anschaulich und gegenwärtig zu „machen.„ Die Gabe, den Gegenstand zurückzuspiegeln, nimmt er hernach für das charakteristische Unterscheidungszeichen des poetischen Genies. Wir möchten doch wohl wissen, worinn diese vorgebliche zweyte Quelle von der ersten verschieden wäre, und was jenes Bestreben und dessen Befriedigung, und dieses Zurückspiegeln der Gegenstände anders, als Nachahmung, sey. Alles übrige halb verdaute Geschwätz des Verf. über diese Sache beyseite gesetzt, welches er mit den Worten schließt: „Wollte sagen — was „wollt ich doch sagen?„ — — Möcht' hinzusetzen: Verfasserchen! wußtest's wohl nicht!

In der folgenden Rhapsodie wird mit eben der Flüchtigkeit und Dreistigkeit über die Aristotelische Definition des Trauerspiels, und deren von ihm selbst gegebne nähere Erläuterung hergefahren. Aristoteles macht die Handlung zum Hauptzweck der Tragödie, der die Charactere untergeordnet sind; aber wo sagt er, was ihm der Verf. Schuld giebt, die Beschaffenheit eines Menschen liesse sich überhaupt vorstellen, ohne ihn in Handlung zu setzen? Wo schließt er die Charactere vom Trauerspiel aus? Rechnet er sie nicht vielmehr unter die von ihm angegebnen sechs wesentlichen Stücke desselben, und giebt ihnen ihren Rang gleich neben der Fabel? Sagt er hernach nicht ausdrücklich, daß die Sitten um der Handlung willen im Trauerspiel gebraucht werden, und daß das Schicksal, das Glück und Unglück, in Handlungen bestehe? Wie könnte der Philosoph sich, nach dem Wahne des Verfassers, ein eisernes, unvermeidliches Schicksal unter diesen Bestimmungen denken? Die Fabel, die Verknüpfung der Begebenheit bleibt nur für den tragischen Dichter immer der höchste Zweck, immer das Wichtigste und zugleich das Schwerste, unser Verf. mag dagegen sagen, was er will. Ohne uns hier darauf näher einzulassen, bemerken wir nur, wie sehr folgende Stelle des alten einsichtsvollen Griechen, auch durch die Erfahrung unsrer Zeit, durch eine Menge unsrer neusten Schauspiele bestätigt wird: „Angehende Dichter sind weit eher in der Diction und „in den Characteren glücklich, als in der geschickten „Zusammensetzung der Handlung, wie man an den „Werken fast aller unsrer ersten Dichter sieht.„ Und bald hernach, wo er das Verhältniß zwischen den Sitten und der Fabel durch das Beyspiel der Mahlerey erläutert: „Die lebhaftesten Farben, auf eine Leinwand (ohne Ordnung und Absicht) „getragen, thun nicht

„die

„die Wirkung, die eine mit einem blossen Reißbley „gezeichnete Figur thut.„ — Die Natur hat freylich nie den Aristoteles um Rath gefragt, wenn sie ein Genie schaffen wollte; aber Aristoteles fragte die Natur um Rath, als er seine Regeln schuf; und so wurden sie, nach Pope's Ausdruck, methodisirte Natur.

Man kan leicht denken, wie sehr die Lehre des Aristoteles von den Einheiten dem Tadel des Verf. muste ausgesetzt seyn. Freylich ist sie durch so viel übel verstandne Erklärungen und widersinnige Ausdehnungen unter allen am verdächtigsten geworden; und doch rechtfertigt sich Aristoteles selbst zur Gnüge, so bald man ihn ohne Vorurtheil liest, richtig versteht, und auf die Beziehung Rücksicht nimmt, welche seine Vorschriften zunächst auf das griechische Theater und dessen Einrichtung hatten. Beyde Einheiten, der Zeit und des Orts, gründen sich vornehmlich auf den Umstand des Chors. Aber was der griechische Kunstrichter über die Einheit der Fabel oder der Handlung sagt, wird, ungeachtet der Hohnneckerey unsers Rhapsodisten, ungeachtet der Mißbräuche mancher angehender Schauspieldichter unter uns, allemal gegründet und empfehlungswürdig bleiben, so bald von dem eigentlichen Trauerspiele die Rede ist. Im historischen Schauspiel begnügen sich Dichter und Zuschauer mit Einer Hauptperson; im Trauerspiele fodern wir mehr, Einen Gesichtspunkt, Eine Haupthandlung. Und das nicht, weil es Aristoteles so wollte, sondern weil die Natur der Sache es so will, die er auch hier zu Rathe zog. „Eben „so, sagt er — und auch diese Stelle empfehlen wir „Dichtern und Kritikern zur Beherzigung — eben „so, wie in den übrigen nachahmenden Künsten „eine jede Nachahmung nur Einen Gegenstand hat,

 „so

„so muß auch die dramatische Fabel, da sie Handlun„gen nachahmt, die Nachahmung Einer und zwar „vollständigen Handlung seyn. Die Theile derselben „müssen dergestalt mit einander verbunden werden, „daß die Versetzung oder Weglassung eines Theils „das Ganze entweder vernichtet, oder doch verän„dert. Denn was in Einem Ganzen seyn oder nicht „seyn kan, das ist kein Theil dieses Ganzen.„ — Die armseligste Instanz macht der Verf. dem Aristoteles bey dem Unterschiede, den er zwischen dem Heldengedicht und Trauerspiele macht, daß jenes von unbestimmter Zeit sey. „Sind denn aber, fragt er, „zehn Jahr, die der Trojanische Krieg währte, nicht „eben so gut bestimmte Zeit, als *unus solus ambi„tus?*„ Welch jämmerliches Wortspiel! Und doch ist er naseweis genug, sich was darauf zu gute zu thun.

Was über das Französische Theater gesagt wird, hat wohl großentheils seine Richtigkeit, wenn gleich mancher Vorwurf und mancher Spott zu weit getrieben wird; nur ist das alles schon mehrmals und manches weit gründlicher gesagt, besonders in der Hamburgischen Dramaturgie. S. 49. kömmt der Verf. wieder auf den Aristoteles, und glaubt den Grund seines Satzes von der vorzüglichen Wichtigkeit der tragischen Handlung in dem Religionssystem der Griechen und in ihrer Lehre vom unvermeidlichen Schicksale zu finden. Allein, wenn dieß gleich in manche ihrer Trauerspiele einwirkt, so ist es doch bey weitem nicht die allgemeine Triebfeder derselben; Aristoteles selbst sieht das Glück, als abhängig von den Handlungen, an; und jene Herleitung seiner Regeln aus dieser Religionsmeinung hat, so viel wir sehen, nicht den geringsten Grund.

Das

Das angehängte Stück, aus dem Shackespear übersetzt, ist *Love's Labour's lost*, das hier den Titel: *Amor vincit omnia*, erhalten hat. Warum der Verf. gerade dieß Stück wählte, um seine Lobsprüche auf Shackespearn, denen wir herzlich beystimmen, mit einem Beyspiel zu belegen, sehn wir nun eben nicht. Es wird von allen Auslegern des Dichters für das schwächste seiner Schauspiele, von manchen gar für ein, wo nicht ganz, doch stellenweise, von einer fremden Hand verfertigtes Stück gehalten, ob es gleich, für sich genommen, immer noch manche einzelne Schönheiten hat. Die Uebersetzung liest sich recht gut, und die häufig vorkommenden Witzspiele und schnellen Gegenstöße des Dialog sind meistens glücklich ins Deutsche übertragen, oder sehr treffend nachgeahmt; allein, wenn man das Original dagegen hält, so findet man, daß dieser Uebersetzer sich seine Mühe durch willkührliche Auslassungen sehr erleichtert hat, bey denen die Schwierigkeit, welche die Auslassung anrieth, gar bald in die Augen fällt. Auch sind uns manche Unrichtigkeiten aufgestoßen, von denen wir nur einige bemerken wollen. Gleich auf der ersten Seite sagt der König: „Seyd ihr itzt so bearmt, als ihr vorhin bemault wart.„ Man erschrecke nicht, im Original zu finden: If you are *arm'd* to do, as sworn to do, d. i. wenn ihr euch itzt stark genug fühlt, das zu thun, was ihr geschworen habt. Aber der schöpfrische Geist des Uebersetzers bereicherte da erst die Englische Sprache mit dem Worte: to arm, in dieser Bedeutung, und dann seine eigne Sprache mit den beyden edeln Wörten: bearmt und bemault! — S. 60. in Dumain's Rede sind die Worte: With all these living in Philosophy, ganz falsch übersetzt: „nur beym Namen „der Weltweisheit leb' ich auf.„ — S. 61. sagt

Biron:

Biron: Ich will studiren, wie das Essen schmeckt; im Englischen: *where I well may dine*, wo ich das beste Essen finde — S. 62. steht für den Vers: And every Godfather can give a name: weil man andern Dingen Namen geben kan — S. 68. da ich ein Edelmann bin, für: so wahr ich ein Edelmann bin — S. 78. methinks I schould *outswear* Cupid, wird übersetzt: „ich möchte den Cupido gern „beschwören.„ S. 77. sagt Armado zum Costard: „Ihr sollt schwer bestraft werden;„ und dieser antwortet mit einem Wortspiele: „So komm ich besser „weg, als eure Leute; denn die werden leicht be„lohnt.„ Unser Uebersetzer giebt das fast ohne Sinn: „Doch möcht ich nicht mit euch studiren, denn ihr „seyd leicht belohnt.„ — Zum Schluß des Akts sagt Armado: I am *for* whole volumes in folio; das wird gegeben: „Jetzt bin ich ein Buch in Fo„lio.„ — S. 22. sagt die Prinzeßinn: „Das „Dach eures Hofes ist zu hoch, um euer zu seyn, „und dieses Feld zu weit, um es mir zuzueignen.„ Im Original: the roof of *this court* (nämlich des freyen Feldes) is too high to be yours, *and welcome to the wide fields too base to be mine*. Wir hatten noch eine ziemliche Anzahl Irrthümer von der Art angestrichen; aber es sey an dieser Probe genug.

XXI.

Otto. Ein Trauerspiel. Leipzig, bey Weygand, 1775. $11\frac{1}{2}$ B. in 8.

Es war zu vermuthen, daß die wilde regellose Manier einiger neuern deutschen Schauspiele gar bald viele Nachahmer finden würde; um so

mehr, je geneigter junge Leute, sich alles kritischen Zwanges zu entsagen, und je sicherer eine neue und ungewöhnliche Gattung bey einem leicht in Erstaunen und Bewundrung gesetzten Haufen angegafft wird. Ohne Vorgang des Götz von Berlichingen wäre gegenwärtiges Trauerspiel gewiß nicht entstanden; die Nachahmung ist durchgehends sehr auffallend, wenn gleich die Schönheiten geringer und seltner sind. Hingegen sind auch manche Eigenthümlichkeiten des Urbildes, die wir nun eben nicht zu den Schönheiten desselben rechnen können, in die Kopie übertragen, dessen Verfasser jedoch mit eignem Genie gearbeitet hat. Aber freylich würde die Zucht der Kritik ihn zurückgehalten haben, seine Arbeit, so wie sie da ist, nicht gleich den Augen der Welt darzustellen, mehr Harmonie und Beziehung der Theile hineinzubringen, um die Würkung und Schönheit des Ganzen zu erhöhen, deklamatorische Heftigkeit nicht für Sprache der wahren Leidenschaft zu halten, dem Ausdruck mehr Mannigfaltigkeit, Abänderung und stufenweise Steigerung zu geben, da sie ihr durch eine zu anhaltende Stärke eintönend und ermüdend wird, das Herz des Lesers mehr durch ein einziges Interesse zu fesseln, sein Auge auf einen Hauptgegenstand zu ziehen, und alle Nebenumstände zur lebhaftern Darstellung dieses Hauptgegenstandes gemeinschaftlich wirken zu lassen — Doch was wiederholen wir hier Dinge, die hundertmal gesagt sind, und die man itzt zu verlachen anfängt, weil sie den verhaßten Namen der Regeln haben, und man keine Regeln mehr dulden will, aus der Grille, daß der Lauf des Genies dadurch gehemmt wird. Jede Kritik über Stücke dieser Art wäre daher eine undankbare Arbeit, und wir werden uns also wohl hüten, uns darauf einzulassen. Große, überwiegende Schönheiten sind gewiß auch auf uns wirk-

sam

sam genug, um den kritischen Maaßstab aus der Hand zu legen, und mindere Regelmäßigkeit mit Nachsicht zu ertragen; aber der große Künstler weiß, wenn ers auch nicht studirt hat, oder nicht daran zurückdenkt, weiß es durch sein treffendes Gefühl, was in einem dramatischen Werke das Wirksamste seyn wird, und das bleibt immer und ewig die Harmonie und Simplicität des Ganzen, in der selbst Shakespear so groß ist, für so regellos man ihn auch gemeiniglich hält. Man lese dieses unsterblichen Dichters König Lear, und dann diesen Otto, in dem die Hauptsache aus dem König Lear schwerlich genommen ist, und sehe, wie hier alles schief ist, was dort gerade ist.

XXII.

Das leidende Weib. Ein Trauerspiel. Leipzig, bey Weygand, 7. B. in 8.

Das Werk eines jungen Menschen, bey dem die Aufwallungen jugendlicher Hitze noch in der ersten Gährung sind. Alles, seine Charaktere, die unstäte Zeichnung derselben, seine Gesinnungen, sein brausender Eifer gegen den Zwang des Hofes und der Kritick, die Sprache seiner Personen, die Häufung unzusammenhängender Handlungen ohne alle Beziehung, die Ungeduld, mit der er von einer Scene zur andern, ganz entlegnen, forteilt, der Mangel der Ausführung, und die Unentschiedenheit der angelegten vielfachen Handlungen am Ausgange des Stücks, alles hat das Gepräge dieser ungezähmten Hitze. Es müste uns alle Schriftstellerphysionomick trügen, wenn wir uns in dem Argwohn einer grossen Selbstgefälligkeit bey dem Verf. irren sollten,

die

ie hie und da durchzuschimmern scheint. Der Inn-
alt dieses Stücks, wir meinen den Hauptinnhalt, die
iebe Brands und der Gesanndtin — könnte vielleicht
urch eine bessere Bearbeitung sehr interessant wer-
en; hier aber ist alles so schielend, so widersinnig, so
benthеuerlich geworden! Den Nachahmer des Hof-
neisters sieht man überall. Sonst glaubte man, wenn
nan an einem jungen Dichter Spuren der knechtischen
Nachahmung entdeckte, er verspräche nicht ein son-
erliches Genie. Itzt gilt nicht allein nachahmen,
ondern auch wol abschreiben, wenn es nur auf aus-
chweifende und abentheuerliche Art geschiehet. Und
och wagen wir es, dieser ganzen Art der dramati-
chen Schriftstelleren keine sonderliche Dauer zu pro-
hezeyen. Mit allen den Kinderscenen, mit allem
Eifer gegen vergrösserte Vorurtheile, mit allem Spott
gegen schöne Geister, und gehässigen Anspielungen auf
erühmte Schriftsteller, mit allen den Auftritten der
Raserey, des Mordes und dergl. ist es wahrlich nicht
gethan. Diese Sächelchen sind einförmiger, als
nancher Schriftsteller denkt. Man wird ihrer sehr
bald überdrüssig, und anstatt daß sie uns stärker er-
schüttern sollten, werden wir dadurch eben so geschwind,
und zuweilen noch geschwinder, als durch gewisse re-
gelhafte Scenen, zum Gähnen gebracht.

Der Verf. des Otto und des leidenden Wei-
bes, ist, wie wir hören, ein Studierender zu Gießen,
Namens Klinger.

Dz.

XXIII.

Kurzgefaßte Geschichte der Böhmen, von den ältesten bis auf die jetzigen Zeiten. Aus den besten

besten Geschichtschreibern, alten Kroniken und glaubwürdigen Handschriften zusammengetragen, von **Franz Martin Pelzel.** Erste Abtheilung. Cum Approbatione. — — Prag, 1774. Ohne Vorrede und Register 662 Seiten in gr. 8.

Unsern vor einiger Zeit in dieser Bibliothek B. XXIV. S. 452. geäusserten Wunsch sehen wir schon eines Theils erfüllt; und wir setzen mit Vergnügen hinzu, daß Hr. Pelzel durch seine Arbeit einem bisherigen Mangel abgeholfen hat. Bey der grossen Menge zur böhmischen Geschichte gehörender Schriften und Annalen, fehlte es noch immer an einem kurzgefaßten Geschichtbuche, das ohne zu weitläuftig oder zu trocken, weder mit abgeschmackten eckelhaften Fabeln, noch mit speciellen etwa blos die Gerechtsame eines Klosters betreffenden, ermüdenden Nachrichten angefüllt zu seyn, die Mittelstraße zwischen Kompendium und ganz vollständiger Geschichte hielt, alle merkwürdige Begebenheiten nach der Zeitfolge vortrug, damit junge Leute, und auch andre, die weder lateinische noch weitläuftige Chronicken durchlesen wollen, die böhmische Geschichte nach ihrer etwanigen Absicht sich daraus bekannt machen könnten. Der Hr. V. der seinem Eleven, den jungen Grafen von Nostitz darin einen Unterricht geben sollte, fühlte diesen Mangel: alle vorhandene Bücher waren zu weitläuftig, keins für ihn brauchbar: er entschloß sich zur Anfertigung eines Auszugs. Sein Aufsatz fand bey denen, die ihn sahen, Beyfall; sie wünschten ihn durch den Druck gemeinnützig gemacht zu sehen, worzu sich auch der Hr. V. willig finden ließ; zumal da von den jetzt lebenden 3 bekannten

böh-

böhmischen Geschichtforschern kein solches kurzes zum Unterricht brauchbares Buch zu erwarten war: Pu-bitschka und Dobner haben mit ihren angefangenen weitläuftigen Werken, und Voigt mit der Münz- und Litterargeschichte, genug zu thun.

Wichtige neue Entdeckungen muß man hier nicht suchen, solche zu liefern macht sich Hr. P. gar nicht anheischig; seine Arbeit ist auch nicht vollkommen: gleichwohl verdient er Dank, und man kan mit der getroffenen Wahl und Einrichtung größtentheils zufrieden seyn, wenn man bey der Beurtheilung nur seine Absicht vor Augen hat. Streitfragen, deren kritische Untersuchungen blos für Geschichtforscher gehören, übergeht er mit Recht stillschweigend: wer Lust hat, kann sie in größern Werken aufsuchen, und die gegenseitigen Gründe prüfen. Daß er die böhmische Rechtschreibung der böhmischen Namen beybehält, wird ihm niemand verdenken, sonderlich da er deren eigentliche Aussprache obgleich nur kurz, anzeigt. Es müßte würklich zuletzt eine beschwerliche Verwirrung in der Geschichte entstehen, wenn man, jeder Nation zu gefallen, nach deren Aussprache, die fremden Namen schreiben wollte: treffende Beyspiele führt Hr. P. im Vorbericht an, aus welchem wir eine Stelle abschreiben: „Vielleicht hat mich der Enthusiasmus für „mein Vaterland hingerissen, öfters in eine zu große „Bewunderung der Thaten unsrer Vorältern zu gerathen.„ — — (das findet man würklich hin und wieder; es scheint, als wolle er aller Orten, gar ohne Anlaß und Grund z. B. S. 544. der Tapferkeit seiner Landesleute Ehrensäulen errichten; „allein sollte wohl ein Böhm nicht auf den Heldenmuth seines Zizka oder Prokop stolz seyn dürfen? Freylich waren sie leidige Hußiten; sie glaubten aber doch an Christum, verehrten seine heilige Mutter, und den Hi-

„Wenzel, ja Zizka ließ sich alle Tage im Lager eine „Messe lesen; sie haben also auch hier einen Vorzug „mehr, als die heydnischen Helden, deren Thaten „man, ohne Rücksicht auf ihre Abgötterey, bis an den „Himmel erhebt.„ Die ganze Stelle halten wir für ein bloßes Compliment an eifrige Katholicken, oder noch mehr für eine Schutzschrift, durch welche der Hr. V. vielleicht allen Verdacht von sich ablehnen will, als rühme er Männer, die wegen ihrer abweichenden Lehren dem menschenfeindlichen Verfolgungsgeist noch jetzt ein Greuel sind. Denn wir trauen ihm völlig zu, daß er die Pflichten des Geschichtschreibers kennt, der nur, was sein Held gethan hat, erzählen, dessen Religionsüberzeugung aber einem andern Richter überlassen muß. Zuweilen scheint es zwar, als nehme Hr. P. Parthey; vielleicht ließ er aus Vorsicht einige Ausdrücke einfließen, bey denen wir mehr denken, als er sagen wollte. Genug, seine Urtheile sind eben so bescheiden über Hus und Hieronym von Prag, als über den sattsam bekannten K. Wenzel.

Jetzt wollen wir das Buch etwas näher durchgehen. Die auf dem Titel angezeigte erste Abtheilung könnte leicht die Vermuthung erregen, die zweyte werde künftig in einem besondern Bande nachfolgen; das ist es nicht: beyde findet man hier beysammen; die letzte wird S. 377 mit Ferdinand I. angefangen. Die Begebenheiten sind nicht unter Hauptepochen geordnet: der jedesmalige Regent giebt immer gleichsam den Ruhepunkt; dem Hußitenkrieg ist ein eigner Abschnitt von S. 228 bis 296 bestimmt. Hierin folgt der Hr. V. den Annalisten: vermuthlich glaubt er, eine solche Einrichtung sey für den Unterricht nicht unschicklich. Bey der alten Geschichte faßt er sich kurz; die neuere und überhaupt wichtige Begebenheiten trägt er umständlicher vor, sonderlich wo die trau-

tige

tige Macht der Schwärmerey und des Sectengeistes; die Frechheit eines aufrührischen Volks, auch der Einfluß in das deutsche oder andre Reiche, Leser interessiren, die sich um die eigentliche, doch immer an sich selbst wichtige, böhmische Geschichte wenig bekümmern. Man sieht, daß er verschiedene gute Schriften gelesen, genutzt, auch darüber gedacht hat; die Quellen, aus welchen er schöpfte, und die Schriften, wo man ausführlichere Belehrung finden kan, werden gehörig angezeigt. Er folgt der Zeitordnung, doch meistentheils ohne in den Ton eines Chronikenschreibers zu fallen. Nur ein paar Stellen möchten eine Ausnahme machen z. B. bey dem Kaiser Leopold, sonderlich S. 542. und 543, wo so gar der Faden der Geschichte ohne Ursach zerrissen wird; welches er an andern Orten sorgfältiger zu vermeiden gesucht hat. Freylich laufen auch manche Kleinigkeiten, Nachrichten von Pest und Viehseuchen z. B. 553. mit unter. Am wenigsten hätten wir in einer kurzgefaßten Geschichte S. 621. u. f. eine mehr als zwo Seiten lange Beschreibung der Hungersnoth von den Jahren 1770 und 1771 erwartet, die jedermann aus allen Zeitungen weis: sollte sie ja aus Furcht, daß sie dereinst möchte ganz vergessen werden, hier einen Platz erhalten, so waren schon etliche Zeilen hinlänglich. Den Ausfall auf den König von Preussen S. 597, und die zweydeutige Erwähnung der Reichsarmee S. 552, zeigen des Verf. Enthusiasmus für sein Vaterland. Die letzte Stelle schreiben wir ab: „ob hierdurch „(durch die erneuerte Verbindung Böhmens mit „Deutschland) die Böhmen einen Vortheil erlangt „haben, ist von den Publicisten noch nicht ausgemacht „worden. Wie nachdrücklich uns aber die Reichsarmee in dem letzten Kriege mit Preussen geschützt habe, ist „noch in jedermanns Andenken.„ Daß übrigens ein

 Böhme,

Böhme, der sein Vaterland liebt, über manche Begebenheiten anders urtheilen wird und muß als ein Deutscher, läßt sich leicht erachten. Ein Beyspiel giebt Hr. P. in seinem Urtheil über K. Carl I. der in der deutschen Geschichte der vierte heißt; S. 204 wird versichert, er könne der Große heissen, warum? er brachte seine meiste Zeit in Böhmen zu, das er sehr liebte und unterstützte. — — Das Versprechen, mehr die Begebenheiten der Nation, als der Regenten, zu erzählen, hat unser Hr. V. nicht allezeit aufs strengste erfüllt; desto rühmlicher ist die Verschweigung der alten Fabeln. Mit dem P. Döbner, den er, wie wir hin und wieder bemerkt haben, in der alten Geschichte zum Führer erwählt, und daher z. B. den Tod des H. Wenzels ins J. 936 gesetzt hat, verwirft er S. 23 den beliebten Czech, ohne sich an den Zorn und das Geschrey derer zu kehren, die alte Vorurtheile und Mährchen am liebsten vertheidigen. Die bekannte Erzählung von der Herablassung des Zeltes bey Ottokars Belehnung, erklärt er auch S. 131 für ein Mährchen, das von spätern Geschichtschreibern ist erdacht worden.

Die Vermuthung S. 19. als habe der Name Slawen vielleicht seinen Ursprung von den Vornehmsten im Volk, deren Namen größtentheils in slaw ausgiengen, wie Jaroslaw u. a. m. ist so unbefriedigend, wie alle dergleichen etymologische Erklärungen. Auch sehen wir nicht ein, warum der Hr. V. den Prokop S. 21. eines Irthums beschuldigt, weil er den Namen Spori aus dem Griechischen herleitet, so daß er zerstreut hier und dar in Hütten wohnende Leute anzeigen soll. Daß Spori eigentlich streitbare Männer ausdrücke, und die Slawen diesen Namen wegen ihrer Tapferkeit erhalten haben, möchte schwer zu beweisen seyn; zumal da die Ableitung aus ihrer eignen

Sprache

Sprache müßte gesucht werden. Waren die Slawen allein gute Soldaten, daß sie sich vorzugsweise den Namen der Streitbaren zueignen durften? und wurde ihnen auch von andern wegen ihrer eigenthümlichen Tapferkeit derselbe ohne Bedenken zugestanden? Dann würde der Rec. auch glauben, daß sie wegen ihres eignen Lobs von dem Wort Slawa den Namen Slaven bekommen haben.

Auf die Geschichte, welche bis aufs J. 1774 geht, und sich S. 625. endiget, folgt zuerst ein ganz brauchbares Verzeichniß der Geschichtbücher von Böhmen, nach der Zeitfolge, in welcher sie geschrieben wurden: es würde noch brauchbarer seyn, wenn kurze Urtheile über deren Werth beygefügt wären. Ihre Anzahl beläuft sich ungefähr auf 460; freilich stehen viele unbeträchtliche darunter, und überhaupt gehen sie nicht bloß auf die politische, sondern auch auf Kirchen- Gelehrten- und Naturgeschichte. Den Beschluß macht ein Verzeichniß der Handschriften, welche in die böhmische Geschichte einschlagen, mit Anzeige der Bibliotheken, wo sie verwahrt werden, von S. 646 bis 662. Die Dobnerische Sammlung ist ansehnlich, wenigstens in Betracht der Menge.

Von der Schreibart gedenken wir nichts. Man stößt freilich auf Sprachfehler und auf ungewöhnliche oder Provinzialausdrücke; wer wollte aber solche bey einem Schriftsteller rügen, der erst in erwachsenen Jahren die deutsche Sprache gelernt hat. Daß er durchgängig polisch an statt polnisch schreibt, thut er wohl mit Vorbedacht. Aller Orten blickt die Liebe zu seiner Muttersprache durch. Mit vieler Wärme rühmt er diejenigen, welche sich derselben bedient und sie geschrieben haben: die neuerliche aber bald wieder aufgehobene Veranstaltung, durchgängig die deutsche Sprache in Böhmen einzuführen, nennt er S. 618. nie erhört.

hört. Wußte er nicht, was ein benachbarter König in einigen seiner Provinzen gethan hat? Hierbey meldet er, daß man jetzt in Böhmen 4 Sprachen verstehen müsse, nemlich die lateinische wegen der Geistlichen und Gelehrten; die französische wegen des Adels, der sie ungemein fertig und rein sprechen soll; die deutsche wegen der Bürger, Kaufleute u. a. die böhmische wegen der alten Einwohner. Eins wollen wir noch anführen, was des Hrn. Verf. eignen Namen betrift. S. 548. u. f. redet er von der Ausbreitung der deutschen Sprache in Böhmen, da es dann heißt: „So „bald in einem Orte nur der vierte Theil deutscher „Einwohner ist, so nimmt der Böhm die fremde Spra„che an, und verliert die seinige, weil er ohnedem sieht, „daß sie von den Grossen seiner Landesleute vernach„läßiget wird. Einige gehen so weit, daß sie ihre „slawischen Beynamen mit deutschen, jedoch mit Bey„behaltung der neimlichen Bedeutung, vertauschen. „Da ich mir nicht getraue, hievon Beyspiele von an„dern anzuführen, so mag mein eigener Name hievon „Zeuge seyn; den Namen Kozissek verwandelten „meine Voråltern in Pelzel, und so geschieht es noch „heut zu Tage bey vielen. Daher fürchten auch die „ächten Czechen, daß sich die böhmische Sprache mit „der Zeit im ganzen Königreiche verlieren wird, wel„ches dagegen die Neczechen oder Deutschböhmen von „Herzen wünschen.„

Pe.

XXIV.

An einen deutschen Hofmarschall. Ein deutscher Bürger. Riga und Leipzig, bey

J. F. Hartknoch, 1774. 1 Alph. und 3 Bog. 8.

Zu einer Zeit, da so viele Fürsten Deutschlands, zur Nachahmung der Pracht Ludwigs XIV, der Verschwendung an ihren Höfen Thür und Thore geöfnet haben; da die Länder in Schulden versunken sind; da die Unterthanen in Armuth geschwelgt worden, die, um der Noth zu entgehen, fremde Welttheile bevölkert haben, wo Fruchtbarkeit und Ruhe und Eigenthum ihrer wartete; da die Reichsgerichte mit Executionsprocessen überladen sind, und Landstände mancher Provinzen Curatores und Administratores ihres Prinzen und ihrer bewilligten, oft schwer herbeygebrachten, Steuren werden müssen, weil diese oft an Maitressen, Castraten und Tänzer verwendet worden, statt Schulden damit zu tilgen — zu solch einer Zeit muß die Stimme eines Patrioten dem deutschen Publicum willkommen seyn, der Misbräuche aufdeckt, die ganze Provinzen verschlingen, der Verbesserungen vorschlägt, die weder das Ansehen des Fürsten, noch das Interesse des Ganzen beleidigen, und der auf Redlichkeit, Ordnung und wirthschaftliche Einrichtung wirklicher Ausgaben dringt. — Dies ist die Absicht der Schrift: „an einen deutschen Hofmarschall," die der erste Theil eines kameralistischen Werks ist, das nach und nach alle Zweige der Staatswirthschaft abhandeln soll, und davon der 2te und 3te unter dem Titel: „an einen deutschen Kammerpräsidenten," schon erschienen sind. Dieser Theil betrift die eigentlichen Hofausgaben, die zwar von der Kammer bestritten werden, aber doch unter die Direction der Hofcommendantenschaften gehören, worüber immer und allein der Hofmarschall zu befehlen haben sollte. In dieser Idee wendet sich der H.

V. an denselben, wenn er auch gleich Stall und Jagd berührt, die fast immer eigene Departements ausmachen, und setzt voraus, daß entweder der Hofmarschall selbst Präsident oder Mitglied der Kammer sey, oder daß er eine Kammerdeputation zur Seite habe, die ihn leite und stets erinnere, daß der Staat mehrere Bedürfnisse habe, als die er befriedigt wissen will. Der H. V. verfolgt demnach den Hofmarschall in allen Theilen seines Amtes und sagt, unter den Rubriken: „Nothwendigkeiten des Lebens — Erziehung und Unterhalt der fürstl. Familie — Gottesdienst — Bequemlichkeiten — Ergötzlichkeiten — Pracht der Höfe — und Hofstaatscassen" — alles, was er auf dem Herzen und Gewissen hat, mit der Freymüthigkeit eines Deutschen und mit einer genauen Kenntniß des Hoflebens, wenigstens des Theils desselben, der in die Augen fällt. Er geht in ein genaues Detail, wie das nöthig ist, weil das Aggregat vieler Kleinigkeiten doch zuletzt ein großes Ganze ausmacht.

So sehr der H. V. in der Einleitung wider die Anhäufung der Schätze eifert und den Schatz nur bis auf eine, dem Lande angemessene Proportion, gesammlet haben will; (welches freylich mit der Lehre von der Circulation des Geldes und ihren Vortheilen übereinstimmt — und welches auch der Fall der itzigen Generation nicht seyn möchte, die größtentheils an Abtragung der Schulden zu denken hat) so sehr predigt er auch wider die Art der Reform der Hofausgaben, da man damit anfängt, die überflüßige Dienerschaft zu verabschieden, die (es sey denn, daß man sie zu andern Diensten tüchtig mache, oder finde) denn doch dem Staate zur Last fallen, weil sie „nicht graben können und sich schämen zu betteln." Alles kömmt, wie der H. V. meinet, darauf an: „den „Hofstaat in ein anständiges Kleine — und den Zu-

„fall

fall: in seine Gewalt zu bringen." Dies letzte ge- schieht theils durch Verpachtung gewisser zufälliger Ausgaben, theils durch Anlegung einer Surpluscasse, die aus dem Ueberschusse dessen besteht, was nach Abzug der, für jedes Jahr bestimmten, Ausgaben bey dem Hofdepartement, dem, zur Bestreitung seiner Zahlungen, gewisse Einnahmartikel angewiesen worden, übrig geblieben ist. — Dem Recens. sind die Verpachtungen der Einnahmen so wohl, wie der Ausgaben, in den mehrsten Fällen schädlich vorgekommen; sie treffen jedesmal den Unterthan zu hart. Nichts ist leichter, z. B., als den Bau eines Pallastes zu verpachten — aber, entweder hat der Kameralist — oder wer es sey — Geschick und Redlichkeit, die Baukosten berechnen zu können, und hat die Berechnung gemacht; oder das alles ist nicht: im ersten Falle kan der Entrepreneur wenig Reiz haben, weil, vorausgesetzt, die Berechnung sey genau, wenig Vortheil dabey ist — oder, weil er doch gewinnen will, wird sein Bau schlecht vollführt, wenn er gleich in die Augen fällt, und, nach einigen Jahren, ergeben sich in öftern Reparaturen, oder gar im Umsturz des Gebaueten, die Folgen der Verpachtungen; im andern Falle, der aber in keiner Kammer leicht statt finden wird, wäre man wenig dadurch geholfen, vielleicht noch schlimmer daran. Der Recens. weiß dies aus Erfahrung: in seiner Gegend werden fast alle öffentliche Baue verpachtet und desto nachläßiger ausgeführt. Soll der Baudirector dem Entrepreneur auf die Finger sehen, ist er ein redlicher Mann und versteht er das Bauwesen; warum denn nicht ihm den ganzen Bau übertragen? Besser immer, solche Ausgaben aus der Surpluscasse bestritten, und, wie der H. V. in andern, sogar niedrigen Diensten, mit wahrscheinlicher Hofnung eines glücklichen Erfolgs, vor-

schlägt, dem Baudirector, nachdem die Baukosten gehörig berechnet worden sind, eine Prämie gegeben, wenn er weniger, als der Anschlag lautet, verbauet, und doch den Bau solide und gut vollführt hat?

Unter der Rubrik von den Nothwendigkeiten des Lebens beschäftigt sich der H. V. hauptsächlich mit der fürstlichen Tafel und was der angehört, — ein wichtiger Artickel, der in jeder Haushaltung viel Aufmerksamkeit erfordert. Da die Fürsten nicht ohne Gesellschaft essen sollen und können, so soll eine veste Anzahl von Couverts und Schüsseln seyn, keine Marschallstafel gehalten werden, wenn keine Fremden da sind, der Knaben- und Kammertisch von dem Abhube der fürstl. Tafel voriges Tages meist servirt werden, und der Fürst seinen Mundwein allein, die übrige Gesellschaft schlechten, oder Cavalierwein, haben. Diese letzte Anordnung scheint dem Recens., so sehr sie auch der H. V. durch Ersparung, durch Beyspiel und dadurch beschönigt, daß die gewöhnlichen Gäste Diener des Fürsten sind, revoltant. In unsern Tagen, da Vernunft, Sitten oder Leibesschwäche, das, sonst so fürstliche, Saufen verbannet haben, könnte man immer gleichen Wein serviren; je feiner der Mundwein des Fürsten ist, desto weniger wird und kan davon getrunken werden; und ist gar der Unterschied unter den Weinen nicht groß, so ist die Kargheit desto auffallender. Zu des jüngern Plinius Zeiten war diese Oeconomie schon im Gange: man lese seinen 17. Brief im II. Buche. — In der Küche will der H. V. S. 53. kein irdenes, sondern kupfernes und eisernes Kochgeschirr haben: kannte er denn die Gefahren beym Gebrauch des Kupfergeschirres nicht, besonders in großen Küchen, wo das Verzinnen leichter versäumt wird? Wider das Verfaulen der Speisen in den Hofküchen, wenn das Verschleppen (ein wichti-

ger

r Punct!) gehindert worden, schlägt er S. 63 eine,
nweit des Hofes zu haltende, Armentafel vor, auf
elcher der nicht mehr zu gebrauchende Abhub einer
azu zugelassenen Anzahl Armer von einem dafür be-
ldeten Koch zubereitet würde. Die Einführung ist
icht und verdienstlich. Ueber die Küchenzettel redet
er H. V. weitläuftig: wäre es nicht besser, wie es
n einem großen königl. Hofe ist, zu jeder gewöhnli-
hen Mahlzeit eine nicht zu überschreitende Summe,
ür welche doch eine gewisse Anzahl schmackhafter Ge-
ichte geliefert werden müssen, auszuwerfen? Koch,
Küchenschreiber, 2c. würden den Kameralisten in kei-
en Irrgarten von Berechnungen führen. Einige
Victualien, als Fleisch, Fische, Kräuter räth der H.
V. von Entrepenneurs zu einem gewissen Preise zu
ehmen, denen man Gärten oder Teiche verpachtet,
der zu angeschlagenen Preisen Wild und Vieh lie-
ert, und die dabey die Erlaubniß haben, zu ihrem
Vortheil, wenn die Hofküche versorgt ist, zu verkau-
en. In einigen Fällen möchte dieser Vorschlag
Schwierigkeiten leiden, da manches Victual zu gewis-
en Zeiten theurer ist: selbst bey dem Mittelpreise
önnte die Kammer oder der Entreprenneur leiden.
Das übrige dieses Abschnitts enthält die andern Be-
dürfnisse des Lebens: wobey der H. V. in ein genaues
Detail geht, und wo er S. 122 eine nicht unthunlich
cheinende Verbesserung der schäferschen Waschma-
schine, die Kegel mit Tuch zu überziehen, vorschlägt;
S. 139 aber der Kammer eine heilsame Cautel giebt,
die Kammerbedienung des Fürsten dahin zu gewin-
nen, daß sie den Vorschlägen zur Ersparung nicht ent-
gegen arbeite, sondern dem Fürsten angenehm mache.
Es ist freylich erniedrigend, wenn ein Kammerpräsi-
dent oder Hofmarschall dazu seine Zuflucht nehmen
muß: aber oft richtet er, ohne dies Mittel, das doch
auch

auch nicht selten trägt, gar nichts aus; und zu oft gilt bey den Fürsten der Diener, der gut pudert, mehr, als der Minister, der gut administrirt.

Zwar ist Erziehung und Gottesdienst keine Kameralangelegenheit; aber da doch die Kosten zu beyden aus der Kammer bestritten werden müssen; so hat sie der H. V. vor sein Forum gezogen, wäre es auch nur, um die Kammerdeputation vor verschiedenen Schlünden zu warnen, die mit diesen beyden Vorwänden bedeckt werden, und oft die heilsamsten Plane zerreissen. Also nicht, wie der Prinz erzogen werden soll, sondern, welches der wohlfeilste Plan ist, ihn standes- und absichtmäßig zu erziehen, — das muß der Kameralist untersuchen, aber ohne sich in die Wahl der Personen zu mischen.

Der H. V. räth als eine Kammeralpolitik an, verschiedne Residenzen und Lustschlösser im Lande zu haben, sie oft zu verwechseln, damit so wohl durch Bäue, (wenn anders die Kammer eines Geldabflusses schon bedarf,) als durch den Aufenthalt, die Circulation des Geldes vermehrt, und in verschiednen Gegenden Gewerbe und Industrie belebt werde. Recensent glaubt, dieser Rath, so scheinbar er auch ist, wird nicht auszuführen seyn, oder den gehoften Nutzen nicht, oder vielleicht schädliche Folgen haben. Das Gebiet des Fürsten ist entweder groß, oder nicht — im ersten Falle kan man nicht in jeder Provinz Residenzen oder Lustschlösser haben, theils wegen der Beschwerlichkeiten, alles weit zu transportiren, wegen der daraus allein schon entstehenden Kosten und Schaden am Gepäcke; theils der damit verknüpften Unordnung in den Geschäften halben, die Collegia mögen nun den Hofstaat begleiten oder nicht; theils um der zu grossen Kosten willen, die Bau- Erhaltung und Bewachung vieler Palläste und Schlösser erfordern; — ist

Gebiet klein, nun so strömt bey einem wohleingerichteten Kammeralwesen das Geld in alle Adern mittelbar oder unmittelbar zurück, die es zuerst in die Hauptstadt führten. Ein oder mehrere Lustschlösser in der Gegend der Residenz thun, in den mehresten Fällen der wohlgeordneten Bequemlichkeit, selbst den Ergötzlichkeiten des Fürsten genug, der, wenn er doch bauen kan und soll, öffentliche Gebäude genug findet, die eine neue Aufbauung erfordern, — wären es auch Kirchen, die oft gothischer, geschmackloser und baufälliger sind, als mancher Hundestall oder Marstall.

Da der H. V. von Ergötzlichkeiten redet, und Bälle erwehnt, berührt er den Unterschied, der so sichtbar bey den deutschen und französischen Handwerkern, in Absicht auf Vergnügungen und Umgang, anzutreffen ist; und räth dem Fürsten, — so langsam auch eine allgemeine Abänderung erfolgen möchte, — durch oft angestellte Freybälle, oder Masqueraden, durch Popularität, durch Vermeidung jedes zu weit gehenden Rangskrupels, den so melancholischen Ton seines Volkes umzustimmen, es von ienen betäubenden, nachtheiligen Saufvergnügungen nach und nach zurück zu führen, und es einer gewissen Art von Sclaverey zu entbinden, worinn unsere niedern Stände, — die doch von allen Bardensängern „freye und edle Söhne Tauts„ genannt werden, — dahin kriechen. Sehr wohl! Aber, ob es bey dem allen besser sey, wenn unsere Schneidertöchter, gleich den französischen, in einer Assemblee brilliren könnten, wenn unsere Schuster, und wie die Perspective von gröbern und feinern Handwerkern heißt, Pirouetten machen und Contretänze hüpfen könnten, als wäre Markel ihr Tanzmeister gewesen; das ist nun wohl mehr eine politische Frage: Doch da der H. V. weitläuftig davon redet, die niedern Stände zu den, nun eben nicht am Hofe, aber

oder von demselben angestellten, Bällen zu ziehen; so drängt sich dabey dem Recens. die Vermuthung auf, und wird ihm wahrscheinlich, daß wir dabey verlieren würden. Wenn die Töchter unserer Handwerker anfangen zu coquettiren, die Dame zu machen, und vor der Toilette lieber, als vor dem Heerd sind, — welches in dem Falle erfolgen würde, so wie er in Frankreich, mindestens in Paris, statt findet — ; so möchten wohl die niedern Stände mehr leiden, als itzt, da freylich der Mann zu oft säuft, aber seine fleissige einfache Frau das Hauswesen in Ordnung hält, vielleicht etwas erwirbt, wenn er praßt. Und ob der Zug der franz. Gewerkstände nach Deutschl. nicht eben daher rührt, daß sie zu sehr den Herrn gespielt haben? Sie haben freylich mehr Ton: aber wie theuer haben sie und ihr Vaterland den nicht erkauft? — Recens. wünscht, daß ein Staatsmann sich das Verdienst erwerben möchte, über die besten Mittel zu rathe zu gehen, und sie bekannt zu machen, wodurch man eine Nation erheitern, ihr Vergnügungen machen könne, ohne dadurch einen Ton einzuführen, der der Industrie und dem Character schadete.

Diesen Abschnitt beschließt der Hr. V. mit den Maitressen. Strenge Theologen werden es ihm nicht Dank wissen, daß er in dem gleichgültigen Tone davon schreibt: Recens. ist weder Theologe noch Eiferer, und davon also abstrahirt, bemerkt er nur, daß der Rath zu kameralisch sey, „der Fürst soll seine Maitresse aus einem niedern Stande nehmen und sie etwas besser, als diesem Stande gemäß, unterhalten und die Kinder zu guten gemeinen Bürgern erziehen.“ Wenn der Fürst blos aus Instinct Maitressen hielte, und das wird, wenn's auch wahr wäre, keiner von sich sagen lassen wollen; so könnte man ihm wohl noch wohlfeiler diese . . . . . Ergötzlichkeit verschaf-

ssen. Allein er liebt in seiner Maitresse entwe= Schönheit des Körpers, Lebhaftigkeit des Geistes, r süsse bezaubernde Schwärmerey, oder 100. an= e Talente, womit dies Geschlecht begabt ist: wenn aun gleich das erstere oft in niedrer Hütten findet, n er auch da das andere suchen? und wird nicht lich dies erste Talent, wenn die andern fehlen, sei= Werth verlieren? und wird der Fürst, wenn er e Maitresse à propos deliberé haben will, gleich n König Ahasverus, die Mädchen seines Landes ammen kommen lassen, wählen, entscheiden und, nen Kammeralisten, etwan gar die Brille auf der ase, neben sich, berechnen lassen, was diese oder jene rlich kosten würde? — Ob Recens. einen bessern orschlag hat? — Nein! aber dieser scheint ihm imäre. — — —

XXV.

In einen deutschen Kammerpräsidenten. Ein deutscher Bürger. Erster Abschnitt. Von den Ausgaben des Staates. Zweyter Abschnitt. Von den Einnahmen des Staates aus den Domainen. Riga und Leipzig, bey J. F. Hartknoch, 1775. 2 Alph. und 1 Bogen. 8.

Dies ist die Fortsetzung des eben angezeigten Werks, deren Inhalt der Titel hinlänglich bekannt macht. Der Hr. V. hat mit den Ausgaben angefangen und wird mit den Einnahmen chliessen: er hat sich darüber in der Vorrede des er= tern Werks erklärt; und man muß sich seinen Plan

nun

nun gefallen lassen, ob es gleich ohne Einnahmen keine Ausgaben geben kann und selbst diese sich nach jenen richten müssen, sich auch wohl billig die Hofausgaben nach den Staatsausgaben schmiegen sollten. Diese, die sich in Ländern, wo noch Landstände sind, von den Hofausgaben auch dadurch unterscheiden, daß sie von den Landständen und Landschaftscassen bestritten werden, bringt der Hr. V. unter folgende Rubricken: „Erhaltung des Systems — Justitz — Gottesdienst — „Polizey — Sicherheit des Staats — Besorgung der Einkünfte — und der Ausgaben.„ Er entschuldigt sich, warum er nicht auch von Gnadenerweisungen geredet habe, dadurch, daß er, was Belohnung und Pensionen betrift, davon schon in der vorigen Schrift gehandelt habe, theils sie bey der Materie von Armenanstalten und Witwencassen berühren werde, und was den Erlaß der Steuren angeht, dies unter die Einnahmartikel gehöre.

Der K. Präsident hat bey den Regierungscollegien seine Aufmerksamkeit nur dahin zu verwenden, daß die Räthe — welchen Titel sie nun auch führen — wohl besoldet werden, damit sie jeder Versuchung widerstehen; und daß die schreibenden Beamte und Pedellen das Ihrige thun. Zu dem Ende räth der Hr. V. S. 18. daß nie ein Secretair wirklicher Rath werde, wie dies im Churbraunschweigischen eingeführt ist, und daß die Sportuln von der Kammer eincassirt und, so wohl unter die Secretaire, als unter die Beamte auf Aemtern und in Gerichten, nicht nach der Ancienetät, sondern im Verhältniß zu der Treue, Geschicklichkeit, dem Verdienst und den Familienumständen eines Jeden, jährlich vertheilt werden. Da er richtig bemerkt: „daß ein Diener, der aus Enthusiasmus „für seine Pflicht arbeitet, ein seltner Vogel ist, und „daß, wenn keine Rücksicht auf den Fleiß und die

„Ver-

ienste eines Individui genommen wird, leicht
ittlerer Zustand eintritt, der nahe an Gleichgül-
und Faulheit gränzt;„ so ist die Vertheilung
ist gewöhnlich nur den ältern, und daher oft
wenigsten arbeitenden Officianten anheimfal-
Sporteln nach obigen Regeln, ein sehr guter
lag: aber, ob aus eben den Gründen das Ge-
n Secretair kann Rath werden, nicht schädlich
rläßt Recens. des Hrn. V. Prüfung. Zwar
t eine Canzelley, wenn der älteste Secretair
ird und die jüngern nicht so geschickt, wie er,
llein bey der vorgeschlagnen Sportulnverthei-
rd auch der jüngste Secretair, des Geldes und
re wegen, sich bemühen, geschickt zu werden.
nte man denn nicht nur die langen wohlgelei-
Dienste als Stuffen der Beförderung des Se-
zum Rathe ansehen; sondern auch noch ver-
daß er, um weiter zu rücken, sich bestrebt habe,
r Secretaire so geschickt gemacht zu haben, daß
nen Abgang nicht merke, und daß er dies be-
nüsse?

der Rath S. 21, daß die Succumbenzgelder
sorischen Processen, nicht dem Richter a quo,
der Kammer eingehändigt werden, die sie ver-
esse, und endlich das Capital dem Triumphan-
kehrte, ist kameralisch und politisch gut.

ecens. zweifelt, ob der Hr. V. die Tortur und
rafen zuerst von der kameralischen Seite be-
habe, wie er doch S. 26. versichert. Wenn
icht in Deutschl., so ist doch in Rußland bey-
eschaft, und daher sind seine Vorschläge nicht
lben erst künftigen Generationen vorbehalten.
nter der Rubrik Gottesdienst kommen zuerst
cialatgerichte in den katholischen und die Con-
in den protestantischen Ländern vor: erstere

kosten der Kammer wenig, da wohlverwaltete Sporteln und Dispensationen den Vicarium und seine Assessoren genugsam besolden; letztere fallen der Kammer auch nicht sehr zur Last, weil die geistliche Bank schon besoldet ist und die weltliche, die zugegeben ward, weil S. 30. „die geistl. Beysitzer angefangen haben, „nach der durch die Reformation verlohren gegange„nen Hierarchie zu gelüsten,„ in andern Geschäften leicht gebraucht werden kann. Mit Recht fordert der Hr. V., daß der K. Präs. dafür wache, daß die Consistoria, wo sie Candidaten vorschlagen, nicht, durch Betrieb eines ansehnlichen Hofmannes, eine Kammerjungfer mit befördern; ob es aber rathsam und thunlich sey, daß er (wie der V. räth) dem Examen des Candidaten beywohne; daß er veranlasse, er werde mehr über brauchbare, im gemeinen Leben vorkommende und öconomische Dinge, als über Schulfüchsereyen befragt, wäre nach den Umständen eines jeden Landes zu bestimmen — daß er den Landgeistlichen Aecker und Felder lasse, versteht sich. — Hier kommen auch die Wittwencassen vor, welchen, selbst der calenbergischen, der Hr. V. nicht günstig ist, weil sie die zweyte Ehe der Wittwe und folglich die Bevölkerung erschweeren, den Einwohner im Erwerbe nachlässig machen und oft, da sie blos ein Mittel sind, fremde Capitalien ins Land zu ziehen und der verschuldeten Kammer aufzuhelfen, wenn diese fallirt, eine schweere Nationalschuld erwecken. Er räth zu einer Wittwencasse blos für die Diener des Staats, davon der Fond aus des Fürsten Gnade herrührt und die durch jährlichen vestgesetzten Beytrag von der Besoldung der Participanten vergrössert wird.

Auf den Weg- und Brückenbau dringt der Hr. V., unter dem Abschnitt von der Polizey, sehr eifrig: indem er die Unterhaltung derselben S. 64. zur ersten

Mora-

alität der Zölle macht. Soll das so viel heissen, ch die Zölle aus keinem andern Grunde, als weil Weg gut und practicabel ist, entschuldigen lassen? ebt ia mehrere und bessere Gründe, die Zölle htfertigen: da sind Einschränkung des Luxus, lfung eigener Fabricken, Heimbleiben des Gel-

Oder soll es so viel heissen, daß die Zölle das standen sind? Dann widerspricht die Geschichte: waren Recognitionen an die kleinen Tyrannen mittlern Zeitalter, um sicher über ihr Territo- passiren zu können. Man hat überdem in vie- rovinzen Deutschl., wo die Wege doch execra- d, wenn gleich manche chausées royales heissen, elder, Mauthgelder etc. zu bezahlen: und Zölle auch entrichtet werden. Was man in diesem e auch noch in Deutschl. gethan hat; so reicht lles das nicht an die Schönheit und Dauerhaf- der alten römischen Wege und der Heerstrassen nkreich und Rußland, in welchem letztern Reiche och gar keine Weggelder entrichtet. — Noch der Hr. V. hier ein Mittel vor, die Buchdru- n nutzbarer und dadurch die Zahl der schreiben- ficianten geringer zu machen: nämlich Formu- Resolutionen und Communicationen, oder Be- zu drucken, worin nur die Namen der Perso- ie Rubriken etc. einzuführen wären; so wie etwa ationes in Hamburg. Er will so gar solche For- e zu Satzschriften der Anwälde, wodurch der Kuftigkeit der Advocaten gehindert würde, die fleißigen müßten, Klage und Beweise in die leere e kurz einzudrängen: das wäre etwa wie Pe- Modelle zu den Proceßschriften, worauf aber itzt mehr gesehen wird. Der ganze Einfall ver- beherzigt und entwickelt zu werden.

Der Hr. V. declamirt in dem Absch. von der Sicherheit des Staats gegen die kriegerischen Anstalten mit Recht, wenn er auf die kleinen innern deutschen Staaten sieht, die ihre Residenzen verschanzen, wie der Ritter Tott die Dardanellen und Constantinopel, und die sich Alexanders dünken, wenn sie einige 100. Mann wohlgemästete und gut mondirte Kerle jährlich einmal campiren, feuren, und Evolutionen machen lassen: indessen konnte er dies Capitel doch nicht ganz übergehen. Er räth S. 101. lieber ausserhalb Landes zu werben, als dem Landmann seine nöthigste Stütze zu entziehen: doch nachher räth er S. 157. zu einer Landmiliz, oder einem Landausschuß, der mit der Zeit das ordentliche Militair, die Garde etwa ausgenommen, unbrauchbar machen könnte. Aber, wenn er es nun verdrängt hat, und es nun doch einmal wieder nöthig ist, — sollte es auch seyn, um eine Reichsexecutionsarmee, die bey Roßbach föchte, zu sammlen, — fällt dann nicht der Dienst auf den Landmann, der seiner überhoben seyn sollte? — Da der Hr. V. von den Feuerlöschanstalten redet, erwartete Recens. eine Abhandlung über die Feuerassecuranzen, die sich eben so gut hieher geschickt hätte, wie die Wittwencasse unter die Rubrik vom Gottesdienst.

Wenn in dem Kammeralwesen irgend ein schwerer Punct ist; so ist es der, der die Besorgung der Einkünfte betrift; so ist es die Vorkehrung, daß die Revenüen auf die wohlfeilste, leichteste, den Unterthan am mindesten drückende Art, auf das sicherste und ohne Unterschleif erhoben werden. Der Hr. V. glaubt, das Beßte sey, allen Officianten, von den Kammerräthen bis zu den Untereinnehmern, keine Sportuln, keine Accidentien zu verstatten, sondern ihre Gage so zu erhöhen, daß Jeder anständig leben kann; so oft als möglich, den Cassenbestand der Untereinnehmer zu un-

ersuchen, zu solchen Bedienungen nicht Handwerks-
che ꝛc., sondern Leute von guter Erziehung zu
nen, ihre Stellen für geistlich zu erklären, und sie
ermögen, daß sie sich und ihre Söhne schwarz, ihre
ber und Töchter aber, wie Nonnen, kleideten, und
sie sich, in Ansehung der übrigen Gelegenheiten
Luxus, so behutsam aufführten, wie ein Geistlicher
n seine Pfarrkinder. Freylich würde dann ein
ehmer mehr sparen können, als itzt; und defrau-
er die Kammer, immer würde sie sich an seinem
rten Schatze schadlos halten können: aber, wenn
n hiemit gienge, wie mit den Hüthen, Parücken
Mänteln der berlinischen Geistlichkeit seit Spe-
Zeiten, bis itzt? oder, wenn dies verhindert
e, sind solche Sumptuargesetze Zügel der Ver-
ndungssucht?

Will man eine Reihe von ungerechten, bey Be-
ng der Ausgaben zu machenden, Vortheile se-
eine Reihe, die Schauder und Abscheu erweckt;
man, was S. 151. von den Kriegszahlämtern
wird: und schwerlich wird die Infamie, die hier
Strafe vestgesetzt wird, die Gewinnsucht solcher
en hemmen. — —

Wir können uns bey dem 2ten Abschnitte, der
omainenwirthschaft betrifft, nicht so lange ver-
. Der H. V. redet hier allgemein von den
Producten der Natur von Holz und Wald
au, Wiesenbau, Gartenbau und schließt mit
einen Betrachtungen über den Landbau. Die
ichen Producte sind einem folgenden Abschnitte
alten. Hier wird dem K. Präs. oder Kamera-
der über die Domainenwirthschaft gesetzt wor-
as Allgemeine von den rohen Producten vorge-
amit er die verschiednen dabey unterlaufenden
äuche und Unterschleife der Beamten und Ar-

heiter kennen lerne und damit er, ohne doch selbst Hand anzulegen, so viel wisse, daß er sich bey seinen Unterbedienten in einen gewissen Grad des Ansehens setzen kann, der sie seinen Befehlen gehorsamer und unfähig macht, ihn durch den Schein zu hintergehen und die Kammer zu defraudiren. Also keine genaue und ins Kleine gehende Regeln des Feldbaues, sondern die Kenntniß derselben vorausgesetzt, nur Vorschläge, dieses oder ienes wirthschaftlicher einzurichten, gewisse Fehler abzuschaffen, neue Quellen zu eröffnen, wozu der Kameralist, durch die Domainenwirthschaft, den andern Landeigenthümern in Beyspielen vorgehend, mehr beyzutragen vermag, als alle Gesetze.

Alles, was bis izt über das Forstwesen geschrieben worden, hat der H. V. genützt und so heilsame Räthe über verschiedene dahin gehörige Gegenstände gegeben, daß mancher Kammeralist, der dies Departement hat, viel Neues daraus lernen kann. Der zur Beförderung gedeihender Holzanpflanzungen gegebene Rath, so wohl von den Forstbedienten, als von einzeln Forstbesitzern, gegen eine, für iene kleinere, für diese größere Recognition, in der Kammer guten Holzsaamen anzunehmen und diesen, den Forstbedienten unentgeldlich, andern Liebhabern aber gegen Bezahlung und mit Zugestehung einiger Vorzüge vor solchen, die eigene Saamen pflanzen, zu überlassen und eine Vorschrift, wie verfahren werden müsse, zu geben — ist ein neuer und um so wichtiger Rath, da es sonst schwer hält, guten Saamen zu bekommen und doch davon, so wie von der Beharrlichkeit und Nichtermüdung in diesem langsam gehenden Bau, der Fortgang der Holzanpflanzungen abhängt.

Der Herr V. beweist zwar, daß es vortheilhafter sey, den Ackerbau zu verpachten, als selbst zu administriren: weil es aber doch Fälle geben kann und

giebt,

it, daß dieses jenem vorgezogen wird; so unter-
t er, was dann die Kammer zu beobachten hat.
r können ihm hier nicht ganz folgen: einige Be-
kungen wollen wir ausheben. Er eifert mit Recht
er das Pflügen mit Pferden, und will dazu Och-
gebraucht wissen: allein der S. 333 angeführte
ind, daß der mit Pferden pflügende und eher fer-
verdende Knecht als der mit Ochsen pflügte, den
esrest hindurch faullenze, ist wohl nicht statthaft;
setzt eine unordentliche Wirthschaft voraus —
i der Knecht nicht sonst noch arbeiten? — Unter
Bedingung, wenn ein Land hinlänglich bevölkert
sollen S. 342. alle Frohndienste abgeschaft wer-
Von der Moralität der Frohnen abstrahirt, und
den oeconomischen Nutzen betrachtet, kann Re-
so sehr man auch allenthalben dawider streitet,
nicht zugeben, daß sie überhaupt so schädlich
Herren und Fröhner wären: es beruhet alles auf
Verwaltung, rechte Eintheilung und genaue
icht; und Recens. kennt Provinzen, in denen alles
) Frohne geschieht, wo alles leibeigen ist —
doch der Ackerbau blühet. — Der H. V. räth
:60 zu des Herrn von Pyymaret Vorschlag, bey
ltendem Regen zur Erndtezeit nur die Aehren des
aides mit Scheeren abzuschneiden, heimzuführen
das Stroh bis zu besserer Witterung stehen zu
ı; allein Recens. kann nicht verhalten, daß ihm
: Rath nach der Studirstube schmecke und im
jen unthunlich scheine. — S. 377 will der H.
ıur 3 oder 4 Trescher zugleich in der Scheune
ı, weil 3 oder 4 Personen die Gränzen eines
n Drey- oder Vierecks, das sie mit ihren Fle-
)eschreiben, übersehen können, welches bey andern
ı mehrere Trescher entstehenden Figuren nicht
ich ist. Richtig! aber warum verwirft er denn

 meh-

mehrere Trescher gegen einander und in Form eines Parallelogram gestellt? Wenn ich z. B. 10 Trescher auf einer und 9 auf der andern Seite gestellt habe; so treschen diese in 17 Triangeln. Den Handgrif, sich auf den Gränzen der Dreyecke nicht zu verwirren, erlernen sie bald in Ländern, wo diese Art zu treschen nicht eingeführt ist, die, wie Recens. aus eigner Erfahrung weiß, die beste, die geschwindeste ist — vorausgesetzt, daß genaue Aufsicht gegen Diebstahl und nachläßiges Treschen ist.

Die wirthschaftliche Pflege und Aufbewahrung des Getraides ist in allen Ländern, die rußischen ausgenommen, eine sehr wichtige Sache: und der H. V. hat ihrer S. 392. u. s. f. gedacht. Die Owinen in Rußl. und die Rügen in Est- und Livland, oder jene Gebäude, worin die ungetroschenen Getraidegarben erst gedörrt und getrocknet werden, wodurch nicht nur die Körner immer und ohne weitere Arbeit und Kosten conservirt, sondern auch die, auf dem Felde, oder in den Scheunen selten vollkommen trocken gewordenen Garben zum Treschen geschickter und weder Körner noch Stroh zu irgend einer Absicht unbrauchbar werden — Diese sind nun wohl in Deutschland, oder andern holzarmen Ländern (obgleich auch manche Gegenden dieses Nordens Holzmangel und doch Owinen und Rügen haben) auch aus andern Ursachen nicht einzuführen: aber Recens. glaubt, daß man die eine und wichtigste Absicht dieser Darrhäuser, die leichtere und bessere Aufbewahrung der Körner, dadurch auch in andern Landen erreichen könnte, wenn man das getroschene Getraide dörrte. Dies Verfahren würde viel Holz ersparen: aber auch vorsichtig müßte man in Absicht auf den Grad der Wärme verfahren; man müßte eine eigene Art von Oefen und einen fleißigen achtsamen Menschen dabey haben, der so wohl das

Feuer

zleich stark unterhielte, als auch die Körner ge-
imschaufelte. Recens. unterlegt diesen Vor-
den er nach einigen Jahren in der Ausführung
ı prüfen hoft, der Beurtheilung der Kenner.
Sehr dringend wird der künstliche Wiesenbau
iesen und, was die natürlichen Wiesen betrift,
gute Räthe gegeben. Die Verderbung aller,
ichlich sumpfigter Wiesen, durch das Einfüh-
Heues auf Wägen, wovon S. 471. geredet
würde wohl noch mehr verhindert werden, wenn
eu in großen Haufen auf abgehauene Baum-
gelegt und, nach Beschaffenheit des Bodens,
er von Ochsen, oder von Pferden in so genann-
antoffeln, oder von Menschen, bis ausserhalb
iese gebracht würde. Diese Methode kennt
einigen rußischen Provinzen.

Wenn der H. V. S. 528. durch Prämien die
ttung des Ungeziefers befördert haben will, da
er wohl nicht an die daraus auch entstehenden
Folgen. Zwar thun uns z. B. die Sperlinge
Schaden: aber ob sie nicht auch eben so gros-
hüten? Die Natur hat kein Geschöpf hervor-
)t, das so schädlich, so unangenehm es uns auch
nicht seinen oft uns unbekannten, oft erst zu
kannten Nutzen hätte. Muste man doch in den
nburgschen Landen die zur Ausrottung der
nge gegebenen Gesetze aufheben: und eine
e Colonie die Vermehrung einer Art Raben be-
ı, die sie vorher ausrottete und die doch ihren
ıu begünstigte.

Doch — der Leser dieser Bibliothek und der
der beyden angezeigten Werke sehen aus dieser
heilung, daß der Recens. sie aufmerksam durch-
hat: und ob er zwar in einigen Stücken seine
läge nicht billigt, oder mindenstens Bedenk-

lichkeiten und Zweifel dagegen hat, so versichert er doch, daß diese Schriften viele Leser verdienen, und dem zwar ungenannten, aber doch sonst rühmlich bekannten Verfasser, Ehre machen. Möchte der Styl weniger weitschweifend, oft minderschleppend seyn! Man sieht an einigen, wiewohl wenigen Stellen, daß der H. V., wenn er gefeilt hätte, seinen Werken eine Schönheit mehr würde haben geben können. So sind in der Schrift: an einen deutschen Kammerpräs. — Perioden von mehr als zwey Seiten lang: z. B. S. 339-341. S. 513-514. S. 524-526. Oft wird auch das nemliche noch einmal gesagt, und solche Repetitionen, wie z. B. in der Schrift an einen deutschen Hofmarschall — S. 105 u. S. 108 vorkommen, ermüden den Leser, schrecken den Delicaten oft ab.

V.

XXVI.

Des Hrn. **Ludwig von Beausobre** — — allgemeine Einleitung in die Kenntniß der Politik, der Finanz- und Handlungswissenschaften. Aus dem Französischen übersetzt, und mit einigen, meist das russische Reich betreffenden, Zugaben begleitet, von **Franz Ulrich Albaum,** der Geschichte und des Rechts Professor. — — Dritter und letzter Theil. Riga, bey Joh. Friedr. Hartknoch, 1775. in 8. mit den Registern 12 Bogen.

Hr.

r. Albaum hat das ganze Werk als ein fleißi-
ger und geschickter Uebersetzer durch Berichti-
gungen und brauchbare Zusätze bereichert, wel-
wir bereits bey der Anzeige der beyden ersten
e gesagt haben, und bey dem gegenwärtigen letz-
it Vergnügen wiederholen. In der 7ten An-
S. 663, berichtigt er, was Hr. v. B. von der
tung in der russischen Kirche, aber nicht richtig
), erzählt hat. Wir setzen noch hinzu, daß die
olschtschiken (so spricht man das Wort aus) oder
Starowjerzi (d. i. Altgläubige, wie sie sich selbst
n, weil sie nicht die neuen, sondern bloß die al-
rchlichen und Glaubensbücher für ächt erklären,)
er freyen Religionsübung, gegen eine kleine Ab-
die sie über das gewöhnliche Kopfgeld bezahlen,
ußland geniessen. Auch in der 12ten Anmerk.
O. kommen kleine Berichtigungen vor. Ueber
roßen Städte, welche Hr. v. B. als nachtheilig
ckerbau und Bevölkerung; Hr. A. aber als vor-
eilhaft ansieht, müssen wir aus Mangel des
ms unser Urtheil zurück halten; schwerlich wird
etzte den ersten durch die beygebrachten Gründe
eugen.

Bey der 2ten Anmerk. S. 642. wollen wir nur
s erinnern: Daß das Einimpfen der Pocken sicht-
ie Bevölkerung begünstige, werden noch viele in
ifel ziehen, obgleich alle gestehen müssen, daß es
er vor Blindheit und andern durch Blattern
laßten Gebrechen schützet. Und das ist schon
ichtiger Vortheil. Aber von 100 mit natürli-
Pocken befallenen Kindern mögen immer 8, hin-
n von 300 inoculirten Personen nur eine ster-
wer wird deswegen gleich mit Hr. A. ausru-
"welcher Gewinn!" Der Rec. kennt Gegenden,

wo

wo man häufig inoculirt; wo aber von 300 Kindern mehr, als eins während, und noch weit mehrere bald nach überstandenen Blattern an Brustkrankheiten u. d. g. dahin sterben. Hierzu kommt noch, daß, nach Hrn. v. B. richtigen Bemerkung, das Einimpfen wirklich die Krankheit unterhält, allgemeiner und schädlicher macht, bis jedermann ohne Ausnahme sein Kind sehr frühzeitig inoculiren wird. Vielleicht wäre es nicht ganz unmöglich, die Pocken völlig auszurotten: nur die vor ein Paar Jahren von einem Franzosen hierzu bekannt gemachten Vorschläge waren unzulänglich. Die Schwitzstuben nennt Hr. A. ein Mittel, "das in Rußland (wo nach den wahrscheinlichsten Berechnungen von 1000 Todten nur 26 an den Blattern gestorben sind) die Pocken so unschädlich macht." Warum meldet er nicht, ob auch in Liefland u. a. O., wo man eben solche Schwitz- oder Badstuben hat, dieselben bey den Pocken auf ähnliche Art einen wohlthätigen Einfluß äussern? Man hat uns das Gegentheil versichern wollen. — Sollte es nicht mehr Spielwerk, als Realität, seyn, wenn der angeführte liefländische Prediger ganz unwissende Mütter ihre Kinder selbst inoculiren läßt? Unterrichtet er sie vorher, damit sie bey allerley unvermutheten Zufällen sich zu rathen wissen; oder behält er die Kinder unter seiner Aufsicht, und macht nur den Müttern das Vergnügen, die Pockenmaterie ihrem Kinde mit eigner Hand beygebracht zu haben? Und was sagt denn das mütterliche Herz, wenn das geliebte Kind, wie es wohl geschehen kan, unvermuthet stirbt?

Daß Hr. A. S. 655. die lettische unter den europäischen Hauptsprachen stehen läßt, wundert uns ein wenig. Er folgt Hrn. Gatterers Einleit. in die synchron. Universalhistorie: aber es kan ihm auch nicht unbekannt seyn, was Hr. Thunmann in den Untersu-

chun-

;en über die alte Geschichte einiger nordischen
:r von der lettischen Sprache urtheilt. Wir
schreiben des letzten Behauptungen nicht ganz,
n uns aber auch nicht entschliessen, die lettische, wel-
enigstens großen Theils eine Tochter der slavoni-
zu seyn scheint, für eine Hauptsprache zu halten;
man müßte auch die spanische und englische für
erklären.

Auch in diesem dritten Theile hätten noch manche
:ussische Reich betreffende Zugaben Platz finden
:n; z. B. S. 635, wo von der genauen Zählung
Einwohner eines Staates gehandelt wird, wel-
: nicht, daß in Liefland die Prediger jährlich alle
ren Kirchsprengeln gehörende Menschen nach dem
rscheid des Standes, Alters und Geschlechts über-
n, und davon genaue Verzeichnisse an die Regie-
einliefern müssen: in Ehstland geschiehet dieses
)ann und wann von den Besitzern der Landgüter.
leicht wäre es, durch ein so allgemein schickliches
sicheres Mittel, die Anzahl aller Einwohner in
n Lande aufs genaueste zu erfahren: Prediger
en nothwendig ihre Gemeinen am besten kennen,
deren Anzahl zu bestimmen am ersten im Stande.
Eben so haben wir zuverlässig erfahren, daß
:efländischen Prediger jährliche Verzeichnisse von
ohrnen, Kopulirten und Verstorbenen übergeben
en: warum gedenkt Hr. A. S. 636 auch hier-
nichts? — — S. 643. bey den Noten u und
warteten wir gleichfalls eine nähere Bestimmung
das Verhältniß und die Begünstigung der Be-
rung in Rußland. Wir wissen, daß die russische
ion sehr arbeitsam ist, daß es daselbst nicht an
)tbaren Ländereyen fehlt, daß noch große Strecken
auf bearbeitende Hände warten, daß genug rohe
ducten vorhanden sind, die unzählige Menschen
vor-

vortheilhaft beschäftigen könnten: gleichwohl steht die Bevölkerung durchaus in keinem Verhältniß mit der ungeheuern Größe des Reichs. Hier hätte sich viel Brauchbares sagen lassen. Die begünstigten oder erschwerten Ehen, Wohlstand oder Knechtschaft der Einwohner, gewisse nachtheilige Gesetze oder Gewohnheiten, konnten angeführt werden; sonderlich die ungleichen Ehen, da ein zwölfjähriger Knabe öfters ein dreyßigjähriges Weib heyrathet; und dann der unerhörte Weiberhandel, da der Kerl seine Braut so wohl von dem Besitzer eines fremden Dorfes, als von seinem eignen Herrn, für einen willkührlich bestimmten Preiß, und unter herumziehenden Völkern von ihrem Vater kaufen muß. Diese und manche andre Ursachen, die wir stillschweigend übergehen, haben schon viele Tausende zum Auswandern nach Polen veranlasset. Daß die jetzige Kaiserin auf dergleichen schädliche Gewohnheiten ihr Auge richtet, sehen wir aus der am letzten Friedensfest publicirten Gnadenukase, wo im 17ten Art. die Abgabe gehoben wird, welche bisher in einigen Provinzen des russischen Reichs, an Geld oder Vieh, dem Gouverneur oder obersten Befehlshaber einer Stadt für die Erlaubniß zu heyrathen mußte bezahlt werden. Zu wünschen ist, daß der kaiserl. Befehl streng befolget, und bald noch allgemeiner ausgebreitet werde, so, daß auch der russische Edelmann seinem Weiberhandel entsagen möge. Freylich hält es schwer, alte zum Gesetz gewordene Gewohnheiten auszurotten: und so groß die Macht russischer Monarchen durchgängig scheint, so wichtig sind öfters die Hindernisse, welche sich ihren heilsamsten Absichten und Verordnungen entgegen stellen; eine Sache, welche auswärtige Statisten, die wohl gar vom Despotismus in Rußland träumen, noch niemals recht erwogen, vielweniger auseinander gesetzt haben: sie

würde

eine eigne Abhandlung erfordern, die um so
werer ist, da man noch kein geschriebenes eigent-
russisches Staatsrecht kennt. Ausländer ur-
ı aus dem blinden Gehorsam, welchen etliche
ı dem Kaiser Peter I. erwiesen: in Rußland
egen sich wenige, am wenigsten die Ausländer,
, über die Rechte und Verbindlichkeiten des
rchen und seiner Urthanen forschende Betrach-
ı anzustellen, worzu eine mehr als gemeine Kennt-
n Rußland gehört. Genug, der rußische Edel-
z. B. herrscht über seinen Erbbauer weit un-
chränkter, als der Monarch über sein Volk, wel-
ch bis auf die Abgaben erstreckt. Diese kleine
hweisung wird Liebhabern, die sich um die russi-
Staatsverfassung bekümmern, nicht ganz unange-
seyn; vielleicht manchen Aufschluß geben. — —
36 hätte Hr. A. können melden, daß Rußland
selbst hervorbringt, was zum Schiffsbau nöthig
ınd dem Ausländer von seinem Ueberfluß noch
verkaufen kan. Doch wir wollen in unsern
rungen nicht zu weit gehen: für seine Zusätze
enet er Dank.

Op.

XXVII.

Joh. Fried. Zückerts — allgemeine Abhandlung von den Nahrungsmitteln. Berlin, bey Mylius. 1775. 8. S. 329.

Es hat uns von allen den vortreflichen gemein-
nützigen Schriften des V. noch keine für alle
Menschen so ungemein grosse Würkung ver-
hen, als diese. Jeder Stand wird Unterhaltung
darinn

darinn finden, von dem denkenden Gelehrten herab biß zur Köchin, von dem Landmanne hinauf biß zu seinem gnädigen Herrn, der medicinische und unmedicinische Leser, — kurz ein jeder, der — jemals gegessen hat, und noch ferner eine Zeitlang zu essen denket. Man erwarte aber kein trocknes diätetisches Verzeichniß von Speisen, nicht einzelne Nahrungsmittel nach gewissen Eintheilungen, mit Synonimien, mit Benennungen aus allen Sprachen verzeichnet; Hrn. Zückerts Feder hat die seltne Gabe, oft trockne Materien durch seine Belesenheit so fruchtbar, so unterhaltend und interessant zu machen, daß man allezeit mit Vergnügen, und eben so oft mit Nutzen lieset; und dies gilt vorzüglich von dieser seiner Schriften, darinn er bey jeder Gelegenheit, ohne eben mit Belesenheit oder Gelehrsamkeit zu pralen, das Neueste aus den besten Schriftstellern beygebracht hat, denn er gesteht selbst, daß er sich hier einen grossen Theil solcher Leser denke, deren Sache es nicht ist, sich mit gelehrten Untersuchungen abzugeben, und die Wahrheit von ihm also auf guten Glauben annehmen. Das Ganze ist eigentlich eine vollständige Erklärung dessen, was der V. in seinem lateinischen Werke de materia alimentaria in den 5 ersten Cap. abgehandelt hatte, und betrift die Ernährung und nährenden Substanzen, die Verdauung, den Unterschied der Nahrungsmittel, die Zubereitung derselben, die Küchen- und Tischgeschirre, diätetische Reguln über den Genuß der Nahrungsmittel — alles mit so vielen practischen Beobachtungen durchwebt, daß das Wichtigste daraus anzeigen und das ganze Buch bey nahe abschreiben einerley heissen würde. Was den Rec. beym Durchlesen vorzüglich aufgehalten, darüber wird Hr. Z. nicht Tadel erfahren, sondern der Rec. würde bey seinem medicinischen Scepticismus ein wenig umständlicher belehret zu seyn gewünschet haben. Mandel-

kuchen

, S. 35. erwartete man vielleicht nicht unter den
verdaulichen Speisen. Die schwache Nahrhaf-
der Fische scheint noch nicht genug erwiesen zu
und der Holländer, oder der benachbarte In-
r würde es übel nehmen, wenn er sähe, daß Hr. Z.
n Ernste unter die halben Wilden zählte. Uns
ßerdem die vor einigen Jahren von einem gewiß
rzte behauptete Meinung nicht unwahrscheinlich,
ie in grossen Seestädten so sichtbare Fruchtbar-
n Grund im Fischessen habe. Das Cap. von
ubereitung der Nahrungsmittel zeichnet sich durch
Grösse und den Reichthum des Inhalts vor an-
besonders aus. „Da diejenigen, sagt der V.
ich Köche halten, selten bey ihren Gerichten dar-
sehen, daß sie heilsam und gesund sind, sondern
r, daß sie leckerhaft und reitzend schmecken sol-
so ist es kein Wunder, daß die Kochkunst viele
ge ungesund macht, die es ihrer Natur nach nicht
und oft das Gemisch ein Gift wird. Man
handelt in den Küchen manche an sich gesunde
ise durch Backen, Braten, Rösten oder andre
chtungen so sehr, daß sie eine ganz andre Na-
und Würkung erlangt, als sie im natürlichen Zu-
e hatte.„ Eine Nothwendigkeit also für jeden
enhaften Arzt, diesen wesentlichen Theil der
tick recht zu studiren! Die Art Vegetabilien im
r zu verwahren, ist aus des Pastor Eisen Ab-
ung ausführlich S. 76. angezeigt; so wie al-
as zum Brodte erfordert wird, das Mahlen, Ba-
as Korn selbst, dessen Krankheiten, wo bey Ge-
eit des Mutterkorns auch der Kriebelkrankheit
nung geschiehet, und der V. die Gründe für
ider die angebliche Ursache im Mutterkorne an-
ohne zu entscheiden. Vom Brodte, Backen,
n dazu gehörigen Handgriffen ist es fast unbe-

greiflich, wie ein Arzt, ohne selbst Becker zu seyn, so äusserst genau schreiben und zugleich unterhalten könne. Bey den Vermischungen des Mehls mit Alaun S. 132. entsinnet sich der Rec. doch, daß zu seiner Zeit in London die Becker, wegen der darauf gesetzten Strafe, den Alaunzusatz geheimer hielten, als Hr. Z. glaubt. Einen grossen Artickel macht das Bier aus, wo zugleich des Tannen- und Luckenbiers erwehnet wird. Bey dem Weine ist nicht allein die ganze Zubereitung, sondern besonders die Verfälschung S. 211. sehr lehrreich, und gelegentlich des neuern Streits in England über die Bleycolick gedacht, die in dem Abschnitte von Küchen- und Tischgeschirren wieder S. 233. einen grossen Platz einnimmt, wo der V. auch bey zinnernen Gefässen grosse Behutsamkeit anräth, und unter vielen wichtigen Bemerkungen zuletzt zur Verwahrung saurer und scharfer Nahrungsmittel die Steintöpfe, das Steingut und ächte Porcellan vorschlägt, weil diese Gefässe von der Hitze des Ofens selbst glasuret sind. Die zuletzt angehängten diätetischen Reguln sind grossentheils aus den vortreflichen Schriften der beyden Engländer Cadogan und Buchan entlehnet. S. 231. ist der Abt le Begue de Presle wohl ein Druckfehler, es ist der vielschreibende pariser Arzt.

Sr.

Kurze Nachrichten.

I. Gottesgelahrheit.

: der Deutschen zur Erbauung. Hamburg, bey
uchenröder und Ritter, Herzogl. Meklenburg-
chwerinsche privil. Buchhändler. 1774. 8.
2. Seiten.
liche Lieder zur Erbauung, von Ehrenfried Lie-
h, Pastor zu Lommitz und Erdmannsdorf.
enter Theil. Liegnitz, bey David Siegerts sel.
ittwe, 1774. 8. 206 Seiten.
mlung geistlicher Gesänge über die Werke Got-
in der Natur. Eine Zugabe zu den Betrach-
igen über die Werke Gottes im Reiche der Na-
und der Vorsehung. Halle, im Magdeburgi-
n, verlegt von Carl Hermann Hemmerde.
75. 8. 336. Seiten.

Lieder der Deutschen, deren Verfasser Cramer,
Gellert, Lavater, Münter, Schlegel, Uz, Sturm,
eler, Löwen, Tode, Röding und andere Ungenannte
at die ascetische Gesellschaft in Hamburg zusammen-
lassen; eine sehr bequeme Art, ein neues Gesang-
Stande zu bringen. Zum Gebrauch in der Kirche
icht gesammelt, sondern „bloß für die besondere Er-
g derer Leser, welche die Hoheit der Seele kennen,
irch das Gefühl im Christenthum, und durch den
ngsgeschmack an göttlichen Wahrheiten hervor-
t. — Beförderungsmittel,„ heißt es in der prächtig
benen Vorrede, „zu solchen segenschwangern Ab-
, können in der Kette menschlicher Veränderungen
glich nur eine einzige wohlthätige Wirkung thun !

 „Eher

„eher müßte die Sonne für einen einzigen Wurm schei„nen.„ Man sieht wohl, es kam der Gesellschaft nur darauf an, einen dicken Band Lieder zu haben, denn sonst würde die Wahl wohl anders ausgefallen seyn. Man nahm, was und wie man es fand. Manche Lieder sind von ihren Verfassern vor vielen Jahren gedichtet. Itzt würden sie nicht wenig darin geändert, höchst matte Strophen ganz weggestrichen, die fehlerhaften harten Scansionen verbessert, vielleicht manches Lied für ganz unwerth in eine ausgesuchte Sammlung erklärt haben. Vermuthlich aber hat man den Verfassern vorher nichts davon wissen lassen, was man mit ihren Liedern Willens sey. Also blieb denn alles, wie es war. Auch scheint die Gesellschaft eine Liebhaberin von mystischen Liedern zu seyn, deren man auch welche in die Sammlung aufgenommen hat, und sich wenig darum bekümmert zu haben, ob ein Lied in allen Strophen von jedem Christen verstanden werde oder nicht. Die meisten Leute, wenn sie z. B. in dem Cramerschen Liede Nr. 58. auf die Geburt des Erlösers die Stelle lesen:

> Kömmst du von des Seirs Gründen,
> Von den Klüften scheuer Hinden,
> Zions König in der Nacht,
> Groß an Stärke, reich an Pracht?
> Steigst du von des Carmels Höhen
> Schön vom Morgen frisch bethaut,
> Deine Sulamith zu sehen,
> Deine Freundin, deine Braut?

möchten wohl nichts dabey denken. Hr. Cramer selbst würde uns, wie wir glauben, beypflichten. Wir getrauten uns, ganze Bogen voll theils unverständlicher theils ohne Prüfung hingeworfener Gedanken, schlechter Verse, die bloß das Sylbenmaas von matter Prosa unterscheidet, und elender, wie im Schlaf zusammengestoppelter Reime, aus dieser Sammlung auszuziehen, wenn sichs der Mühe belohnte. Indessen empfiehlt die ascetische Gesellschaft selbige der segnenden Waltung Gottes und der Aufmerksamkeit gütiger Leser. Gern würden wir uns zu dieser gesellen, aber die bewiesene zu große und unrühmliche Nachläßigkeit der Sammler bey ihrer Auswahl der Lieder,

will es uns nicht erlauben; doch werden sie nach Geschmack gut gewählt zu haben glauben.

Die Liebichschen Lieder sind so gut, als der V. sie n kann, mehr trockne Lehrgedichte, als geistreiche ige. Wir beziehen uns auf das, was anderswo eyden Ausgaben der ersten Sammlung in unserer geurtheilt worden, welches wir noch immer gegrün- iden. In der Vorrede lieset er den Leuten ein we- en Text, welche die Ehre der symbolischen Bücher, ders der Augsburgischen Confeßion antasten, und n, Kirchenlieder dürften nicht nothwendig die eigen- lichen Unterscheidungslehren der Partey, welche sie ren Gemeinen singen sollte, enthalten. Da derglei- Leute, sagt er, die Erlaubniß hätten, ihre Gedanken hinzuschreiben, so würden sie doch auch erlauben, r und ein jeder anderer seine Bedenklichkeiten eben- frey eröfnen dürfte. (Kein Mensch kann ihm diese heit weniger streitig machen, als der Rec.) Also er dann bey dieser Gelegenheit eine kurze Apologie ehre von der Erbsünde, der Zurechnung der Sünde is an seine Nachkommen, der Ewigkeit der Höllen- n u. s. w. ein. Doch ist er in dem Stück mit uns den, daß wir immer so sehr auf die Simplicität Kirchenlieder dringen. Er erklärt sich seiner seits darüber, und was er anführt, hat allerdings seine igkeit. Nur muß das simple Kirchenlied eines geist- n Dichters von dem Gesange, wie ihn der bloße ose Reimschmid verständlich genug zu fabriciren pflegt, unterschieden werden. Man pflegt die letztern häufig jenen zu verwechseln. Wenn Hr. L. z. B. unter der ik Aussichten in die Ewigkeit Nro. 45, singet:

Hier jauchzt dem erwürgten Lamme
Seine ganze Christenheit,
Daß es an dem Kreuzesstamme
Für sie starb, zur Seligkeit.
Hier vor Jesu hohem Stuhle,
Ist der Weisheit hohe Schule,
Hier wird das im Schauen klar,
Was im Glauben dunkel war.

Hier vergilt Gott seinen Freunden;
Er selbst ist ihr großer Lohn;

Hier schreckt keine Furcht für Feinden,
Leid und Schmerzen fliehn davon.
Hier vor Gott ist Lust die Fülle,
Hier herrscht ewig sanfte Stille,
Lieb und Friede küssen sich
In dem Himmel ewiglich.

so versteht das freylich der gemeinste Christ. Aber poetischer Geist ist doch auch nicht darin. Pure wässerichte Reime sinds, und weiter nichts. Wenn das Simplicität eines Kirchenliedes seyn soll, so bedanken wir uns dafür.

Die geistlichen Gesänge über die Werke Gottes, welche Hr. M. Sturm mit Kenntniß und Geschmack aus hundert geistlichen Dichtern gesammelt, zum Theil auch geändert und verbessert hat, haben mehr Feuer und Leben, als die Liebichschen, und doch dabey die edle Einfalt, welche Hr. L. und wir verlangen. Es laufen mittelmäßige mit unter, aber die meisten sind doch, wie geistliche Lieder seyn müssen.. Eine Sammlung von hundert und drey und sechzig Gesängen, denn so stark ist sie, kan schwerlich lauter Meisterstücke enthalten. Die Lieder sind theils von allgemeinerm Inhalt, in welchem die Eigenschaften Gottes, seine Größe und Herrlichkeit, wie sie aus den Werken der Natur hervorleuchten, besungen werden, theils von besonderem; erstlich Lieder über besondere Wohlthaten und Gegenstände in der Natur, als Himmel, Witterung, Donnerwetter, Wasser und Meer, Schöpfung und Erhaltung des Menschen; zweytens Lieder über den Wechsel und die Wohlthaten der Jahreszeiten, und drittens Lieder für Morgen- und Abendstunden. Da unsere gewöhnlichen Gesangbücher an dergleichen Gesängen ziemlich arm sind, und die Größe unsers Gottes in der Natur gleichwohl der Menschen anhaltende Aufmerksamkeit und Anbetung verdient, so hat Hr. Sturm unstudirten Christen durch diese Sammlung ein Gesangbuch in die Hände geben wollen, dessen sie sich bey Betrachtung der mannigfaltigen Geschöpfe Gottes in dem Naturreiche, oder bey ihrem Aufenthalt in Gärten und auf dem Lande zur Erbauung bedienen könnten, wofür man ihm verbunden seyn muß.

Ez.

Prü-

ifung der sogenannten Gründe für die gänzliche
Abschaffung der Schulsprache des theologischen Sy=
tems, von Johann Leonhard Frisch. Glogau,
ey Christian Friedrich Günther, 1775. 8. 77
Seiten.

Wir haben die kleine Schrift des Hrn. Prof. Stein=
barts, deren Inhalt hier in Prüfung gezogen wird,
auch aufmerksam gelesen, zwar damals bemerkt und
in unserer Anzeige erinnert, daß Hr. St. den Begrif
r verwerflichen Schulsprache unbestimmt gelassen hätte,
vohl man aus dem Ganzen sähe, was er für eine meine;
so viel ungegründetes, irriges, abgeschmacktes und
loses haben wir nicht darin wahrgenommen, als Hr.
ch bey seiner Prüfung darin gefunden hat. Er geht
vom Anfang bis zu Ende durch, findet überall anstößige
llen, die ihn in gar üble Laune setzen, und macht denn
tisch oder bitter, wie es kömmt, seine Anmerkungen
1. An Misdeutung und Consequenzenmacherey, woran
n Controversschriften, die man nicht mit kaltem Blute
eibt, niemals fehlt, mangelt es in dieser Brochüre auch
t. Hr. Frisch ärgert sich, daß ein lebendiger Mensch,
so gar ein Theologe gegen den Gebrauch der Wörter
ube, Wiedergeburt, Seeligkeit u. d. g. im populären
trage der christlichen Lehre noch Einwendungen machen
e, da diese Wörter ja in der Bibel stünden, von Christo
den Aposteln wären gebraucht worden. Und er muß
och wissen, daß wir, um die Bibel dem Volk verständ=
zu machen, genöthigt sind, hundert andere Wörter und
ensarten unsern deutschen Christen in andere gleichbe=
ende zu übersetzen, wodurch die Wahrheit an ihrer
tlichkeit und Gewißheit nichts verliehrt; denn es
mt ja dabey nicht auf das Wort und den Buchstaben,
ern auf die Sache an. Wenn einmal Wiedergebohrne,
Gott gebohren, von neuen gebohren werden, eine
gentliche, aber eigene jüdische Redensart ist, die doch
er für den gemeinen Christen eine Erklärung bedarf,
um soll es denn Sünde seyn, den damit verbundenen
riff unsern Leuten durch ein deutsches Wort auszu=
ken, das sie ohne Erklärung so gleich verstehen? Wenn
Nennwort πιστις und das Zeitwort πιστευω, deutsch
ube und Glauben in dem neuen Testament vielerley

bedeutet, das einemal das Fürwahrhalten der Lehre Christi auf sein Zeugniß, das andremal Erkenntniß derselben, das drittemal Beyfall, den man ihr giebt, das viertemal die christliche Lehre selbst oder das Evangelium, das fünftemal Gewissensüberzeugung, das sechstemal Vertrauen, das siebentemal die ganze christliche Gottseeligkeit, welches Hr. Frisch, wenn er das N. T. in der Grundsprache wohl studirt hat, doch nicht wird leugnen können; und nun in der theologischen Dogmatik dann die Zuversicht auf das Verdienst Christi die dadurch bezeichnete bestimmte Idee seyn soll; so wird es doch wohl ohne Verletzung der Wahrheit des Christenthums, ohne Versündigung und Gottlosigkeit erlaubt seyn, in dem Vortrage der Religion da, wo das vielbedeutende Wort Glaube gar nicht hinpasset, an dessen Stelle andere, weniger viel deutige und bestimmtere Wörter, welche der jedesmal auszudrückende Begrif verlangt, zu brauchen. Ja es wird, um Misverstand bey dem gemeinen Christen zu verhüten, nöthig und sehr nützlich seyn. Man würde hundert Stellen des N. T. gar nicht verständlich übersetzen können, wenn man es nicht thäte. Und darüber kann sich Hr. Frisch bis zur Bitterkeit und Ungerechtigkeit gegen seinen Gegner ereifern?

Wir dürfen nicht über seine Prüfung eine neue Prüfung schreiben. Aber um zu zeigen, theils wie viel Chikane an seinen Anmerkungen Theil hat, theils wie viel Schwäche der Einsichten er bey aller seiner eingebildeten theologischen Weisheit verräth, wollen wir den Schluß der ganzen Abhandlung hersetzen. — Hr. St. hatte in seinem Büchlein S. 76. bey Gelegenheit des akademischen Unterrichts, der jungen Gottesgelehrten zu geben wäre, gesagt: Nur diejenigen Studenten, welche Geistesfähigkeiten genug dazu hätten, „müsten „sich mit der Geschichtsgelahrheit, der fremden Sprach„kunde, und mit der Methaphysik der Religion, oder der Dogmatik beschäftigen.„ Hr. Frisch hätte leicht sehen können, wenn es auch in dem Verzeichniß der Druckfehler nicht bemerkt wäre, wie doch geschehen ist, daß bloß durch Versehen des Setzers in der Druckerey nach dem Worte Metaphysik ein Komma müsse hingesetzt worden seyn, wo im Manuscript gewiß keines gestanden hatte. Das sahe er aber nicht, sondern schrieb S. 71. „Die andere Klasse „wird also unbegreiflich dumm seyn müssen, und es würde „weit mehr Mühe kosten, die Studenten in dieselbe zu ver„stoßen, als der Hr. V. glaubt. Was sollen das aber für

„Pre=

diger seyn, welche keine Geschichtskunde, keine Anfangs
nde der Philosophie, ja so gar keine Religion und Dog
ik haben lernen dürfen? So was abgeschmacktes ver
it keine Antwort. Gott bewahre seine Kirche für so
fdummen Unterhirten, über welche freylich der vorden
de Oberhirte mit despotischer Strenge herrschen, und
blinden Gehorsam wieder würde möglich machen kön
, welcher vor drey und mehr Jahrhunderten die Kirche
wüstet und die Thronen erschüttert hat.„ Ob der V.
iem Vorschlage, den Hr. Sup. Jacobi, der gewiß nicht
Kirche zu verwüsten denkt, vor einigen Jahren in An
ig der Erziehung unserer jungen Geistlichkeit that,
ganz der nemliche des Hrn. St. war, nie etwas mag
:t haben? Aber wer sieht nicht in der angeführten
le den Consequenzenmacher.

Hr. St. sagt, die gewöhnlichen Beschreibungen des
erbens, darin unser Herz versunken seyn sollte, und
Ohnmacht, darin wir uns zu allem Guten befinden,
n nicht auf Erfahrungen gegründet, sondern aus ab
jenen Lehrbegriffen herausgefolgert, und bey der Cur
neuschlichen Herzens nicht brauchbar. — Hr. Frisch
ortet! „das menschliche Herz bedarf also einer Cur,
erachtet es keinesweges krank ist. Diese beyden Sätze
n sich der Hr. V. sehr wohl zugleich denken. Ich
n es nicht.„ Versteh der Herr jenen nur recht, so
ers können. St. leugnet ja nicht alle sittliche Ver
enheit und Krankheit des menschlichen Herzens. Er
eine Cur desselben für nöthig. Aber die übertriebenen
hreibungen davon, in dem System der Theologen, die
wie es auch Hr. F. macht, aus Schriftstellen folgert,
e sich auf die totale Sittenverderbniß einzelner Per
, Zeiten und Völker, nicht aber auf das ganze mensch
Geschlecht, auch nach aufgegangenem Lichte der göttli
Lehre Jesu, beziehen, die findet er nicht gegründet und
auchbar.

St. schreibt: „Um die Menschen seelig zu machen,
sten wir sie gewöhnen, die Menge des Guten stets zu
finden und freudig zu geniessen, die sie umgiebt, und
durch in sich ein dankbares„ (durch einen Druckfeh
ht denkbares da) „Bewußtseyn der für sie sorgenden
rlichen Liebe Gottes stets lebhaft zu erhalten. Ein
nsch, der zum Gefühl einer frohen Vergnügsamkeit
racht ist, wird zu allen niedrigen Bosheiten unfähig

„seyn, und wer den ganzen Umfang des Guten, so er besitzt,
„übersiehet, wird durch den Verlust einiger Vortheile nicht
„niedergedrückt, und siehet das Leben nie für ein Jammer-
„thal an.„

Diese wahre Bemerkung erwiedert Hr. Frisch mit folgender Gegenanmerkung: „Ist das die Seeligkeit, wovon „die Bibel redet?„ Ja, mein Herr, nicht ausschliessungsweise, aber sie ist mit darunter begriffen. „Nach des Hrn. „V. Begriffen ist derjenige seelig, der dieses Leben nie für „ein Jammerthal ansiehet, den stets eine Menge des Gu„ten umgiebt, der zum Gefühl froher Vergnügsamkeit ge„langet„ Wie? ist er es denn nicht? Hält denn Hr. Fr. so jemanden für unglückseelig. „Nach den Aussprüchen „der Bibel sind wir wohl seelig, doch in der Hoffnung.„ Ja, wer so viel unverdiente Schmach in der Welt leidet, als Paulus und die ersten Bekenner des Evangeliums, den kan nur die Hoffnung, davon erlöst zu werden, und es dann besser zu haben, zum frohen Muth aufrichten, und mit Vergnügsamkeit erfüllen. Der gute Christ, den Gott in unsern Zeiten ruhigere Tage, als die Apostel hatten, geniessen läßt, ist hier glückseelig, und dort wird er es auch seyn. Eines schließt das andere nicht aus. „Jesus versichert uns, „in der Welt habt ihr Angst. Seelig seyd ihr, so ihr hie „weinet ꝛc. so euch die Menschen hassen, ꝛc. Er heißt uns „alles verleugnen, das Kreutz auf uns nehmen ꝛc. Und „dann soll unser Lohn im Himmel groß seyn.„ Wenn Hr. F. selbst mit so vielen rechtgläubigen Gottesgelehrten nicht einsehen kan, daß dieses ganz particular für die ersten Freunde Jesu geredet sey, so muß man sich darüber wundern. Aber verschonen sollte er seine Leser, wofern er sie nicht für Kinder ansieht, mit solchen Einwürfen, die wohl unterrichtete Katechumenen, doch auch schon zu beantworten wissen. „Nach des Herrn V. Beschreibung müßte der „Reiche, der alle Tage herrlich und in Freuden lebte, und „der ganz gewiß die Menge des Guten, so ihn umgab, „freudig empfand und genoß, dieses Glückskind müßte see„lig, der elende Lazarus hingegen unseelig heissen.„ Was Hr. F. für ein feiner Sophist ist. Unterhielte denn der reiche Mann bey sich ein dankbares Bewußtseyn der für ihn sorgenden väterlichen Liebe Gottes, in welches Hr. St. die Glückseeligkeit setzt? Folgt aus dessen Worten, daß ein Mensch, wie Lazarus, bey noch so viel äusserlichem Elende, aller innerlichen Glückseeligkeit, für beraubt zu erklären sey?

„Mich

h wird er durch dieses Mittel nie seelig machen. Denn
ekenne, daß ich wünschte, nie geboren zu seyn, wenn
ie Glückseeligkeit bloß von denen Dingen abhienge,
he mich umgeben.„ Welcher weise Mann hat denn
as je gelehret? Und wo hat St. es gesagt? „Dies
e denn die thierische Glückseeligkeit, die Rousseau em-
let, und die man desto lebhafter und ungestörter ge-
et, je näher man dem Vieh an Dummheit kommt.„
as Vieh hat ein dankbares Bewußtseyn der väterli-
iebe Gottes.

„Ich gestehe, daß uns viel Gutes umgiebt. Der H.
nuß aber auch nicht vergessen, daß Armuth, Verfol-
g, Ungerechtigkeit, Schmach, Hunger, Krieg, Feuer-
Wassersnoth, Schiffbruch und Erdbeben, Schmerzen,
nkheit, Tod und Verwesung, eben so gemein sind.„
doch, als wenn Hr. F. den Verleugnern der guten
rung Gottes diesen Einwurf aus dem Munde genom-
hätte. Er muß wohl eben so wenig, wie sie, die in
otalität verschwindende kleine Summe der physicali-
Uebel auf dem Erdboden gegen die unendlich große
me des physicalischen Guten auf demselben, jemals
bedacht berechnet haben rc. sonst hätte er ihn nicht
n können.„ „Ich möchte wissen, wie er einen lei-
den Hiob nach seinen Grundsätzen trösten und beseeli-
wollte. Er wird doch nicht leugnen, daß es noch itzt
de giebt, die diesem Jammerbilde wenigstens sehr
ich sind. Wie will er die lehren, die Menge des
en zu empfinden und freudig zu genießen, das sie um-
t?„ Eben durch das dankbare Andenken an die für
gende väterliche Liebe Gottes, der ihnen vormals, wie
Hiob, so viel Gutes auf der Welt gegeben hatte, wel-
hnen nun den Verlust solcher Vortheile erträglich ma-
wird. Und die Hoffnung des Zukünftigen ist ja das
nicht von den Beruhigungsgründen eines hier Leiden-
usgeschlossen.

„Ich gestehe auch, daß es zu den Pflichten eines Chri-
gehöre, die göttlichen Wohlthaten mit frohem Wohl-
llen zu geniessen. Aber ich leugne, daß dieß die ei-
liche und einzige Vorbereitung zur Seeligkeit sey.„
Einzigen ausschliessungsweise ist auch nicht die Rede
en, sondern vom Unentbehrlichen, vom Nothwendi-
Die Vorbereitung zur ewigen Seeligkeit, hieß es
St., kan schlechterdings in diesem Leben nicht an-

ders

ders geschehen, als wenn die Menschen sich hier gewöhnen, zufrieden und gesellschaftlich glückselig zusammen zu leben. Und der Grund stand dabey. Denn wer hier sich nicht in den Plan des Vaters der Welt schicken, und mit seines gleichen freundschaftlich und vergnügt leben lernt, der kann unmöglich zu einer edlern und ausgebreitetern Geschäftigkeit, und zu den höheren und feineren Uebungen der reinsten gegenseitigen Liebe in jenem Leben geschickt seyn. Wie wahr ist dieses! Und nun der Grund, warum es nicht wahr seyn soll? „Denn sonst,„ fährt Hr. Frisch fort, „müßten die Unmenschen und die „Schandbälge zu Sodom und Gomorra auf dem rechten „Wege zur Seeligkeit gewesen seyn. Wer kan sie beschuldigen, daß sie es am frohen Genusse des Guten, so sie „umgab, hätten fehlen lassen? An diese Ungeheuer muß „der H. V. nicht gedacht haben, als er die Worte niederschrieb: ein Mensch, der zum Gefühl froher Vergnügsamkeit gebracht ist, wird zu allen niedrigen Bosheiten „unfähig seyn. Es hätte ihm aber wenigstens eine lustige „Saufgesellschaft einfallen können, um seinen Satz nach „dieser Erfahrung zu prüfen.„ Durch so eine feine Anmerkung kan ein Schriftsteller seinem Verstande und Geschmack Ehre machen.

„Wenn es zur Vorbereitung auf die ewige Seeligkeit „allein und ausschliessungsweise (nicht doch! sondern unentbehrlich, wie schon gesagt, conditio sine qua non) „oder wie der Herr V. sagt, schlechterdings nicht anders ist,„ als daß die Menschen mit Gott zufrieden hier freundschaftlich und vergnügt zusammen leben: „so wäre dieß „denn eine sehr lustige, breite und bevölkerte Straße zur „Seeligkeit. Nur Schade, daß der Herzog unserer Seeligkeit ausdrücklich versichert: daß sie zur Verdammniß „führe.„ Noch besser! Jesus hat also die bey dankbarer Empfindung der väterlichen Liebe Gottes mit ihm zufriedenen, im Genuß seiner guten Gaben frölichen, und mit ihren Brüdern auf der Welt freundschaftlich und vergnügt lebenden Menschen den gott- und tugendvergessenen Schandbälgen von Sodom beygesellet? Gelehret, daß sie mit diesen auf der breiten Lasterbahn ihrer künftigen Verdammniß entgegen gehen würden? Und das hat Hr. F. zur Ehrenrettung der reinen evangelischen Wahrheit schreiben können?

T.

Schrei-

reiben an den Herrn Senior Goeze in Hamburg, nige dem Herrn D. Miller in Göttingen und dem rstorbenen Herrn D. Töllner in Frankfurt an der der gemachte Vorwürfe betreffend. Richtet cht, so werdet ihr auch nicht gerichtet 2c. Halle, 774. In Commission bey Carl Hermann Hemerde. 29 Seiten in 8.

an ist der unverschämten Urtheile des Hrn. Goeze über Gottesgelehrte, die ihm mißfallen, schon so gert, daß es gar nicht mehr auffällt, wenn man in seinen iften, oder in den freywilligen hamb. Beytr. aus dem ie der Gelehrsamkeit unter seinem Namen dergleichen timents lieset, als er in den letztern von Hrn. Miller dem seel. Töllner gefället hat. Die Gleichgültigkeit Verachtung, mit welcher der verständige Theil des licum seine heiligen Lästerungen und Bannflüche über ige Männer anhört, wird vielleicht machen, daß er endlich müde wird. Ihn durch ernsthafte Gründe Bescheidenheit und Sanftmuth anzumahnen, womit V. dieses Schreibens einen Versuch macht, ist vere che Arbeit. Denn was können Gründe bey einem ne verfangen, der durch seine Urtheile so oft nicht die christliche Billigkeit und Liebe verletzt, sondern so den gesünden Menschenverstand beleidiget.

Ex.

Kunst zu katechisiren. Ein Hirtenbrief des Generalsuperintendenten zu Wolfenbüttel Johannes: Weide meine Lämmer. Braunschweig, im Verlag er Schröderschen Buchhandlung, 1774. 8. 56 Seiten.

ilipp Jacob Tangels, Weltpriesters, ehemaligen geistlichen Lehrers in der Wienerischen Normalschule, nun k.k. Schulcommissionsraths u. Directors er Normalschule zu Innspruck in Tyrol, Erläuterung über das geschickte und zweckmäßige Katechisiren, wie es im allgemeinen und besondern Verstande

nach

nach der verbesserten Lehrart genommen wird. Wien, gedruckt bey Joh. Thomas Edlen von Trattnern, kaiserl. königl. Hofbuchdruckern und Buchhändlern, 1774. 8. 90 Seiten.

Wer sich mit dem katechetischen Unterricht der Jugend im Christenthum beschäftiget, und nicht weiß, wie er das Werk mit Nutzen angreifen soll, der wird von Hrn. Tangel viel mehr lernen, als von Hrn. Knittel. Sie stimmen beide in der Hauptsache überein, aber jenen versteht der Leser besser als diesen.

Hr. Knittel, der „sehr dafür ist, jede Wissenschaft auf „ihr Geschlecht zurück zu führen, und erst auf Ast und „Stamm herabzusehen, ehe man den Zweig beurtheilet,“ findet, nach der genauesten Abstraktion der Begriffe, daß die Kunst zu experimentiren, als der Stamm, einen Ast habe, nemlich die Katechetik, und diese Katechetik als Ast, wiederum verschiedene Zweige, deren die Pastoralkatechetik einer ist, welcher sich dann abermal in die katechetische Prüfung und in den katechetischen Unterricht theilet, wovon der Grund in dem doppelten Zweck liegt, den der Prediger durch die Katechisation zu erhalten sucht. Nach dieser vorläufigen Eintheilung zergliedert dann Hr. K. die Grundsätze und wesentlichen Stücke der pastoralischen Katechetik, nemlich die Materie der Katechisation, die Fragen des Katecheten, und die Antwort des Katechumenen, wie er sie seinen ehrwürdigen Amtsbrüdern bereits auf einer Synode in einigen lateinischen Aphorismen vorgelegt hatte, nun in deutschgelehrter Sprache bis auf Haut und Haar; er logisirt, psychologisirt, philosophirt, demonstrirt, distinguirt, definirt ihnen alles, was sie zu beobachten haben, so vor, daß nichts darüber ist; und am Ende möchten die Herren doch wohl stehen und fragen: Wozu soll uns das? Die guten Katecheten waren es schon und bleiben es, und die schlechten werden durch den Hirtenbrief nimmer mehr gut. Wenigstens wären wir begierig, nur einen zu sehen, der die Kunst zu katechisiren daraus gelernt hätte. Jedoch wäre der Brief, weil es doch nun einmal ein Brief seyn soll, nicht umsonst geschrieben, wenn auch nur die eine Regel sorgfältig befolget würde, daß der Katechet dahin sähe, nur solche Stellen der h. Schrift zu Beweissprüchen zu brauchen, die das wirklich beweisen, was sie beweisen sollen;

; denn, sagt Hr. Knitrel S. 37. folg.: „wir leben
zeiten, wo der aufmerksame und tückische Unglaube
n Kanape bis zur Bank seine vermummeten Apostel
)et. Diese Leute, welche die Fehler eines eingeführ
Katechismus und die Schwäche des gemeinen Man
ausstudiren, leiten bey aller Gelegenheit ihre Unter
ung so, daß unsere Christen sich nach dem Grunde ih
Glaubens umsehen, und ihre aus dem Catechismo er
ite Sprüche hervorziehen müssen. Beweisen diese nun
it, was sie erweisen sollen, welch ein Jubel für den
rführer! Da hebt der Heuchler sein verstelltes Lob der
bel an und klagt, daß wir Prediger so schwach am Ver
nde, und so unwissend blind und hartnäckig bey unserm
er für diejenigen Lehren der Kirchen sind, welche die
ter zu Augspurg symbolirten, weil sie die grosse Erfin
ig unserer Zeiten, eine Kirche ohne Glaubensbe
nntniß, noch nicht kannten. — Nachdem er nun sei
n Schüler das Gift des Argwohns gegen treue Lehrer
örig beygebracht hat; so zündet er seine Blendlaterne,
e der Dieb in der Fabel, beym Altar an„ Hr. Kn. will
i: „Er nimmt mit einer andächtigen und vielsagenden
ine die Bibel in die Hand, und zeigt aus ihr die wahre
chtigkeit des Beweises, den der Christ in seinem
pruch zu finden vermeinte, doch so, daß er die Wahr
it verdunkelt, indem er den Irrthum beleuchtet. —
ill das treue Schaaf, welches er von der Heerde zu
fernen sucht, nicht sogleich seine Stimme hören, so
nmt er die Larve der Bescheidenheit und weiset seinen
oselyten zu einen Cunningham, der die Kunst, im
odte der Kirche ihren Feinden, wenn sie lohnen können,
otz aller Eide, redlich zu dienen, aus dem Grunde ver
het. Fällt nun das arme Schaaf in die Hände eines
chen, was für Vorwürfe muß sich da nicht sein erster
rte machen.„ Vermuthlich werden die Herren Amts
er des V. einen andern Wink, der ihnen hiermit geg
wird, auch verstehen, und sich hüten, daß nicht durch
Schuld Abweichungen von der symbolischen Lehre ih
Kirche bey ihnen einschleichen.

Hr. Tangel schreibt ohne mathematische Lehrart deut
r und praktischer von den Eigenschaften und Pflichten
s guten Katecheten, als Hr. Knitrel. Er weiset den Ka
ten an, wie so wohl das Gedächtniß, als der Ver
d und der Wille der Katechumenen zu bearbeiten sey,
und

und macht daraus S. 9. drey Gattungen der Katechisation, nemlich die einflössende oder unterweisende, die erläuternde, aufklärende oder erweisende, und die anwendende. Wenn die Sache nur geschieht, ob unter diesem oder jenem technischen Namen oder Kunstwort, darauf kömmt es nun wohl nicht an. Daß S. 38. 39. nicht das geschriebene Wort Gottes allein, sondern auch die Tradition und Aussprüche der Kirche zur Quelle der Religionslehren von dem Katecheten angenommen werden sollen, ist nach katholischen Grundsätzen geurtheilt. So lange die Kirche des V. ihren Glauben mit auf die letzteren bauet, wird sie von ungegründeten Menschenlehren nicht gereinigter werden. — Wie nach S. 68. die Begebenheit bey der Taufe Christi zur Deutlichmachung und Erläuterung des Geheimnisses der heil. Dreyfaltigkeit dienen solle, weil sich da der Vater mit der Stimme aus der Wolke, der Sohn in menschlicher Natur, und der h. Geist unter der Gestalt einer Taube gezeiget habe, und wie daraus der Beweis geführt werden könne, daß die drey Personen wohl persönlich, aber nicht wesentlich unterschieden sind, sehen wir nicht ein. — Die Regeln selbst, die Hr. Tangel zum nützlichen Katechisiren giebt, sind gut und brauchbar.

Der Prediger bey Delinquenten und Missethätern, oder Regeln und Muster für angehende Geistliche zu einer gesegneten Führung ihres Amtes, von Christian Wilhelm Oemler, Fürstl. Sächs. Weimar- und Eisenachischen wirklichen Consistorialrath, und an der Haupt- und Stadtkirche in Jena Archidiaconus. Jena, bey Johann Rudolph Cröckers seel. Wittwe, 1775. 8. 618 Seiten, nebst 7 Bog. Vorrede und Register.

Der V. handelt in dem ersten Abschnitt seines Buchs von denen (den) Eigenschaften eines Predigers, der an Delinquenten gesegnet arbeiten will; in dem zweyten von der Nothwendigkeit, die Delinquenten im Gefängnisse zu besuchen, und sie zu ihrer Hinrichtung zu begleiten. Dieser Abschnitt bezieht sich hauptsächlich auf die kleine Schrift des Hrn. Steinbart, (der nie, wie Hr. Oe. meldet, Consistorialrath und Professor in Berlin gewesen ist,

son-

)ern damals, als er sie schrieb, Direktor des Züllichauis:
n Waisenhauses war, und itzt ausser dem Professor der
ologie zu Frankfurt an der Oder ist.) Ist es rathsam
ssethäter zum Tode vorbereiten und zur Hinrichtung
leiten zu lassen? welche Schrift Hr. Oe. umständlich
widerlegen suchet. Bey dem Beweise, daß die Delin-
uten im Gefängnisse von einem Prediger müßten bear-
et werden, hätte der V. sich nicht so lange aufhalten
en, denn daß dieses gut und nöthig wäre, leugnete Hr.
nicht. Er erklärte sich nur wider ihre Begleitung zur
ichtsstäte von Geistlichen, welche Hr. Oe. hier ebenfals
rf vertheidiget, und so wohl der Obrigkeit als dem Pre-
r zur höchsten Gewissenssache macht. Der Rec. be-
t sich auf sein Urtheil über diese Sache in der Bibl.
. 1. 167, 168. imgleichen in XV. 2. 504 — 510.,
die darüber gewechselten sämmtlichen Schriften recen-
ind. Nur eines will ich noch anmerken. Hr. Oe. ur-
t von der Begleitung des Delinquenten zur Gerichts-
durch den Prediger zu einseitig, und scheint immer auf
letzte Wort, das dieser dem seiner Sinne und seines
tandes schwerlich mehr recht mächtigen, schon halb tod-
Menschen, doch nur unter lauter Lerm und Geräusch,
fen kann, zu viel zu rechnen. Wenn es sich auch zu-
e, wie Hr. Oe. S. 87, 88. diesen Fall zugiebt, daß
Missethäter im Gefängniß sich durch die göttliche Wahr-
die ihm der Seelsorger vorstellte, nicht hätte wollen
nnen lassen, weil er geglaubt, er werde noch mit dem
n davon kommen, nun aber auf dem Wege zum Tode,
dem der Stab über ihn gebrochen und alle seine Hof-
verschwunden wäre, die Wahrheit auf sein Gemüth
en liesse: so könnte man ja wohl mit Recht vermu-
seine Busse wäre eine erzwungene falsche Nothbusse,
der sich keine Spur in der Folge zeigen würde, wenn
diesen Augenblick das Leben geschenkt würde. Wäre
Herz aufrichtig vor Gott gewesen, so würde sichs im
ngnisse schon gezeigt haben. Da er den äussersten
unkt abwartet, ehe er sich ihm ergiebt, was kann man
r Welt auf so eine erpreßte Gemüthsänderung rech-
Der Anblick des Todes, nicht eigentlich der Zuruf des
itenden Predigers, der im Gefängnisse vergeblich bat,
der Seele des Delinquenten doch nur den schnellen er-
ternden Stoß, welcher erfolgt seyn würde, wenn der
liche ihn auch nicht persönlich begleitet hätte. Sollo

ten nun andere wichtige Gründe diese persönliche Begleitung mehr ab- als anrathen, so sehe ich nicht, wie im Unterlassungsfall Obrigkeiten und Prediger, wenn jene die Hinausführung abschafften, und diese sie nunmehr unterliessen, die Seele eines solchen Menschen auf ihr Gewissen haben würden. — Der dritte Abschnitt handelt von der Bearbeitung des Delinquenten überhaupt; der vierte von der speciellen. — Oeffentliche Reden nach der Hinrichtung, und Seeligsprechungen des gestraften Verbrechers billiget der V. nicht. Wie alle Pastoralschriften des Hrn. Oe. in seiner ermüdend weitschweifigen Manier, und bloß für ganz unwissende junge Geistliche geschrieben sind, so ist es auch diese. Der brauchbare Kern des ganzen Werks hätte sich auf zwey oder drey Bogen bringen lassen. Hr. Oe. liebt aber Bücher, die die Hand füllen. Die Vorrede beantwortet die Frage: *Wie kann der Prediger, besonders auf dem Lande, in seiner Gemeine verhüten, daß kein Glied derselben ein Missethäter werde?* Der Egoismus sticht zu stark hervor; mit unter sind gute Gedanken.

Erster Unterricht in der Religion für Kinder, von Johann Georg Rosenmüller. Zwote, verbesserte und mit einer kurzgefaßten Religionsgeschichte vermehrte Auflage. Hildburghausen und Meiningen, 1775, verlegts Johann Gottfried Hanisch. 8. 196 Seiten.

Ein zu dem Zweck, wozu es verfasset ist, sehr brauchbares Büchlein. Der erste Theil S. 1 — 38. enthält den Unterricht in der Religion selbst für Kinder bis ins achte oder zehnte Jahr. Sie werden darinn durch ganz simpele, faßliche Vorstellungen zur Erkenntniß und Verehrung Gottes und seiner Eigenschaften, nebst den ersten Pflichten, die sie ihm und andern Menschen schuldig sind, angeführt. Jede Betrachtung schließt sich mit einem kurzen verständlichen Gebet und angehängten wenigen Sprüchen aus der Bibel. Ob man dem achtjährigen Kinde von Hurern und Ehebrechern schon etwas sagen müsse, und also zu der vernünftigen Warnung vor schädlichen Vergnügungen der Spruch: *Diese werden das Reich Gottes nicht ererben*, wohl gewählt sey? dürft' eine Frage seyn. Das Kind möchte eine Erläuterung darüber verlangen, und wie gäbe man ihm die? —

— Der zweyte Theil enthält eine kurzgefaßte Re
onsgeschichte. Der V. hat sehr wohl gethan, daß er
die nothwendigsten Geschichten des A. T., welche den
dern die Einsicht in die Religion erleichtern, aus der
nge der übrigen, die ihnen zu nichts dienen, herausge
n, und sie mehr in dem Geist, als nach dem Buchsta
der h. Schrift, auf eine lehrreiche Art erzählet hat.
rum er nicht die eigene sinnliche Lüsternheit, von der
obus in seinem Briefe schreibt, daß sie den Menschen
uche, sondern den Teufel zu der vom Moses genannten
lange macht, welche die Eva verführet hätte, ist wohl
lange gewohnten, von Juden und Christen angenom
en Deutung wegen geschehen. Die Erschaffung der
t und der Menschen, deren Ungehorsam und Strafe,
n und Abel, die Sündfluth, die Geschichte von Abra
, Isaac, Jacob, Joseph, dem Schicksal des Israeli
en Volks in Egypten, von Moses, die Reise der Israe
n in Arabien, die Religion derselben, die Geschichte
uls, Davids und Salomons, die Theilung des Reichs
dessen Tode, das Königreich Israel und Juda, von den
pheten, Rückkehr der Juden aus der babylonischen Ge
genschaft, sind die Rubricken der Geschichte des A. T.,
inen kurzen, auch von Kindern zu übersehenden Abriß
racht. Nunmehr folget eine Beschreibung von dem
tande der Menschen um die Zeit der Geburt Christi,
Geburt desselben, (von seiner Person wird hier nun
n die Vorstellung aus der dogmatischen Theologie in
Erzählung mit eingeflochten) die Kindheit und Jugend
u, von Johannes dem Täufer, Anfang des Lehramts,
nehmster Inhalt der Lehre Jesu, (Schade, daß Hr.
hier nicht, ohne Rücksicht auf kirchliche Lehren, bloß bey
Worten Christi geblieben ist, aus denen manches nicht er
t, so man nachher zu Nicäa und anderswo auf Kirchenver
mlungen als seine Lehre festgesetzt hat) die edle Ge
hsart und Tugenden Jesu, seine Feinde, letzte Reden
Handlungen, Leiden und Verurtheilung, Kreuzigung,
und Begräbniß, Auferstehung und Himmelfahrt, Aus
sung des h. Geistes. Alsdenn die Ausbreitung der
stlichen Religion und deren Geschichte in den ersten
rhunderten, von den Mahommedanern, Ursprung und
chsthum des Pabstthums, von den Bekennern der
hrheit mitten in den abergläubigen Zeiten, von der Re
mation, den reformirten Gemeinen, Verfolgung der

Protestanten, und Zustand der Religion in neuern Zeiten. Unsere wenigste Jugend bekömmt in den Kinderschulen von der Geschichte des Christenthums, so nützlich sie ihr auch zu wissen ist, ein Wort zu hören. Daher billigen wir sehr, daß der V. sie dem ersten Unterricht in der Religion einverleibet hat, empfehlen das Büchlein und wünschen, daß es vielen Schulmeistern zu ihrem Gebrauch bey Unterweisung der Kinder bekannt werden möge.

Joannis Gerhardi, theologi quondam Jenensis celeberrimi, Locorum theologicorum Tomus decimus tertius. Denuo edidit, variisque observationibus adauxit *Jo. Fridericus Cotta*, Theologus Tubingensis. Tubingae, sumtibus Jo. Georgii Cottae. MDCCLXXV. 4. 336 Seit.

Der in dem vorigen Theil angefangene Artikel von der Kirche und dem Predigtamte wird in diesem beschlossen. Die zwote Hälfte handelt vom weltlichen Magistrat. In den Anmerkungen des Herrn Cotta zu der Geschichte Schwenkfelds, zu den Lehrsätzen der Wiedertäufer, zu dem, was im biblischen und kirchlichen Verstande Ketzerey sey, wäre freylich noch manches zu berichtigen, doch enthalten sie auch viel Wahres. Bey Gelegenheit des Unterschiedes zwischen theoretischer und praktischer Ketzerey urtheilt Hr. C. S. 218. ganz recht: Haec posterior eo perniciosior est, quod in praxin fidei ac pietatis immediate influit; cum contra altera illa subinde duntaxat in intellectu haereat, nec semper immediatum in praxin Christianam influxum habeat.

T.

Erbauungsstunden. In drey Theilen. Dresden, in der Hilscherischen Buchhandlung. 1775. 8. 348 Seiten.

Ebendieselben auf Schreibpapier, mit Vignetten.

Nach den vier ersten Stücken, welche Am Morgen: Bey meinem Abschiede von Ad.: Mitternachtstunde: Nach einer gefährlichen Verwundung: Nachmittagsstunde:

nde: Ueber die Zufriedenheit, an meinen Bruder in
: Abendstunde: Am Rande des Aetna, überschrieben
, zu urtheilen, scheinet der ungenannte V. ein Mann
n Stande zu seyn, dessen beleidigte Ehre ihn nach einge-
rtem Weltgebrauch wider seine Neigung zum Zwey-
npf nöthigte, worin ihm sein Gegner eine tödtliche Kopf-
nde beybrachte, von der er aber unter schweren Gewis-
sbissen genaß und dann eine Reise nach Sicilien that.
lleicht mag er sich aber auch nie duellirt, nie den Gipfel
Aetna erstiegen, „und von da das weit entlegene Mal-
a, den brennenden Strombolo, alle kleinere Inseln des
icilianischen Meeres, die Küste Italiens, das ganze
höne Sicilien und den unermeßlichen Ocean auf mehr
nn zweyhundert Meilen unter seinem Gesichtskreis über-
hen haben„; Da alles an dem V. poetisch ist, so könnte
es auch wohl erdichtet seyn; doch daran liegt nichts.
kömmt nur darauf an, daß unsere Leser wissen, was in
er Erbauungsschrift enthalten, wie und für wen sie ge-
ieben ist. Ungelehrte gemeine Christen können sie gar
t brauchen. Man muß in der Philosophie, Astrono-
, Geschichte und Geographie kein Fremdling seyn, man
s alte und neue Weltweisen und deren Lehrsätze kennen,
n muß den Homer gelesen haben, man muß dem Anato-
n einmal durch die Schule gelaufen seyn, kurz man muß
derterley Kenntnisse besitzen, wenn man das Buch ver-
en will. Wer nun in allen Fächern der Gelehrsamkeit
andert ist, der kan hier zu seiner Erbauung hohe, erha-
e Gedanken von Gott, dem großen Urheber der Natur
den Werken seiner unermeßlichen Schöpfung, Regeln
Lebens, einen Inbegriff der Moral, auch Gebete aus
h. Schrift, Erweckungen zum Lobe Gottes und zur
serung des Lebens, aus der h. Schrift u. s. w. lesen;
findet hier Betrachtungen über die verschiedenen Jah-
und Tageszeiten, über die Natursysteme, die Schön-
, das Uebergewicht des Guten, den Schlaf, und die
dtezeit; über die Seele, das Alter der Welt, das
istenthum, von dessen Göttlichkeit und Wahrheit der
ehedem nicht so stark, als itzt, überzeugt war; über die
nenwelt, den Geist des Jahrhunderts, über Reisen
Menschen — sämtlich, ohngefähr in Herweys Ma-
und Geschmack, in poetischer Prosa geschrieben. Nur,
n der V. seine Leser eigentlich von unbekannten Sachen
errichten will, läßt er sich in der Schreibart etwas her-

 unter,

unter, und zergliedert alles aufs genaueste. Z. B. in der letztern Betrachtung über den Menschen, wo unter andern die menschliche Nase zergliedert wird, heißt es S. 328. ff. „Welche reinen Vergnügen strömen uns durch den unschuldigsten Sinn, den Geruch entgegen — wenn die Jahreszeit, die gleichsam für den Geruch geschaffen zu seyn „scheint, in dem blumigten Gewande des Frühlings vom „Himmel hernieder steigt! Wie selig werde ich denn seyn, „wenn alle meine Vergnügen von dieser Art seyn werden! „Der eigentliche Sitz des Geruchs ist inwendig mit einer „Schleimhaut überkleidet, selbst die Geruchsnerven, die „in das Gehirn gehen, sind damit überzogen. Die Spitzen dieser Nerven endigen sich in kleine Wärzgen, welche „so empfindlich sind, daß die flüchtigen Salze, die aus den „riechenden Körpern verfliegen, sie kaum berühren dürfen, „ohne eine Bewegung hervorzubringen, die in das Gehirn „fortgepflanzt wird. In der Schleimhaut befindet sich „eine unglaubliche Menge Pulsadern, aus deren Oefnung „beständig eine Feuchtigkeit ausschwitzt, welche die eingehende und ausgehende Luft verhindert, dem innern Theil „der Nase, durch die Verhärtung, die Empfindlichkeit zu „benehmen. Welcher künstlicher Mechanismus ist bey dem „Niesen in der Natur angeordnet. Ein Zweig der Nerven (das sogenannte fünfte Paar) hat in der Nase seinen Sitz, und ist mit einem andern Nerven (des sechsten „Paares) so genau verbunden, daß der letztere, so bald er „die Anhäufung des zähen Schleims in der ersten Region „bemerkt, die Brustnerven so gleich davon benachrichtiget. „Sie bringen in der Lunge eine so gewaltige Bewegung „hervor, daß die Luft aus derselben mit Gewalt ausgestossen wird. Sie nimmt ihren Ausgang durch die Nase, „treibt den Schleim mit fort und das Niesen erfolgt — „Das künstliche Niesen, welches durch den schädlichen Gebrauch des Tabacks verursacht wird, wird auf die nemliche Art erregt; denn überall ist in der menschlichen Maschine das Hauptgesetz: daß allemal auf eine Empfindung „eine Bewegung der inneren oder äusseren Theile erfolgt: „Wenn daher unsere Nase in den Dunstkreis der riechenden „Körper kömmt, so ziehet sie die in der Luft schwimmenden Salz- oder Oeltheilchen mit dem Athem ein, diese „berühren die Nervenwärzchen, und verursachen eine Empfindung, die wir den Geruch nennen. Aber welche unglaubliche Feinheit müssen die Geruchstheilchen haben,

„die

ie, gleichwie das Licht, sich aus der kleinsten Flamme
urch den ganzen weiten Umkreis des Aethers vertheilen?
Wie viel Millionen Theile müssen nicht aus den Rosma-
instauden in Provence unaufhörlich in die Luft ausströ-
nen, da man sie bis zwanzig Meilen weit auf der See
von ferne riechen kan„ Ob sie der V. selbst mag gero-
n haben? Vermuthlich, sonst würde er es nicht so ge-
ß versichern. Die Gesundheitsregeln, die der V. S.
6. f. giebt, verdienen beherziget zu werden: „Die cor-
narische Diät ist der wahre Quell zu allen vergnügten
Empfindungen der Sinne, deren uns die gastfreye Natur
o unzählige freywillig darbietet. Wenn unser Geschmack
nie zur Unmäßigkeit würde; wenn wir uns eben so vor-
ichtig für den zu starken Genuß der Speisen, als sich die
Frauenzimmer für dem allzuwenigen (soll vermuthlich
zuvielen heissen) Trinken hüteten; wenn wir der Ab-
wechselung der Jahreszeiten und ihren schädlichen Fol-
gen durch gleichmäßige warme Kleider, durch Verhütung
er ungesunden Ausdünstungen der Morgen- und Abend-
uft vorbeugten (dem Uebel, so hieraus entspringt, läßt
) vorbeugen, der Abwechselung der Jahreszeiten selbst
er nicht) „wenn wir keine Ausschweifungen unsern Sin-
nen, und keine verderbenden Leidenschaften unsern Her-
en, keine überhand nehmenden Gewohnheiten unserm
Körper, keine allzuanhaltende Arbeiten unserer Seele, keine
dumm machende Ruhe unserm allzulangen Schlafe gestat-
eten, und in allem die Mäßigkeit als den Quell und Er-
halter aller Gesundheit der Seele und des Leibes ansähen;
wenn wir die Unterhaltung der Ausdünstung und der Aus-
führungen, aus deren Zurückhaltung unzählige Krank-
heiten entstehen, durch öftere gesunde Bewegungen be-
förderten; wenn wir zu aller Zeit das Brusttheil, den
Magen und die Füße warm erhielten, wenn wir die Hei-
terkeit des Gemüths stets erhielten, und den Gebrauch
der Arzeneyen soviel, als möglich, vermieden; wenn wir
endlich eine tugendhafte Seele zum Erhalter und Zierde
eines gesunden und schönen Körpers machten, was für
glückliche Geschöpfe würden wir seyn„ Allerdings kömmt
erbey alles auf das bedingte wenn an. Wenn es so wäre,
würde es recht schön seyn. Der V. meint es gut. Man
uß ihm zu folgen suchen.

Auf den drey letzten Seiten finden wir unter der Ru-
k: Noten, die Namen berühmter französischer und ita-

liänischer Frauenzimmer erhoben, finden ein Verzeichniß der Schriftsteller, welche in den vorigen Jahrhunderten deren Lobreden, oder sonst von den Vorzügen des schönen Geschlechts auf eine sehr gelehrte Art geschrieben haben, worunter besonders die zu Venedig im Jahr 1555. erschienene Sammlung unter dem Titel: Tempel, welcher der göttlichen Signora von Arragon zu Ehren von allen schönen Geistern und in allen vornehmsten Sprachen der Welt aufgerichtet worden, als die merkwürdigste herausgestrichen wird; finden die kurze Geschichte dieser göttlichen Signora, und neuere schöne Abhandlungen über die Frauenzimmer angeführt. Wie das nun zum Anhängsel an ein Erbauungsbuch dahin kömmt, mag der Himmel wissen.

D. Gotthilf Traugott Zachariä kurze Erklärung der Paulinischen Briefe an den Timotheus, Titus und Philemon; zum Gebrauch bey academischen Vorlesungen über diese Briefe. Göttingen, in Daniel Friedrich Küblers Verlage, 1774. 8. 86 Seiten. Einleitung 72 S.

Man kennt die Geschicklichkeit des V. schon aus seinen übrigen Paraphrasen der größern Briefe Pauli, die wir gehörigen Orts angezeigt und beurtheilet haben. Die gegenwärtige ist mit jenen von gleichem Werthe. In der Einleitung hat sich Hr. Z. besonders auf die Auseinandersetzung der historischen Umstände, durch welche diese Briefe Licht erhalten, ausführlich eingelassen. Bey Erklärung der Stelle 1. Timoth 3, 16. ist er der gewöhnlichen Leseart und dem System gefolgt. Diesen gemäß hat er sie in Verbindung mit v. 15. so umschrieben: „Was die christliche Lehre „besonders betrift, so bleibet der unbewegliche Grund, auf „welchem der ganze Glaube der Christen beruhet, das von „Gott uns kund gemachte Geheimniß der christlichen Religion, welches auch an sich selbst von der allerunläugbarsten „Wichtigkeit ist, und darinn besteht, daß Gott als ein irrdischer und dem Tode ausgesetzter Mensch sichtbar sich den „Menschen gezeiget, aber durch das unvergängliche Leben, „so er nach dem Tode (durch die Auferstehung) führet, von „allem Tode befreyet sey, daß er, (als unverrückt lebender

„himm-

mlischer Mensch nach der Auferstehung) selbst von den
geln gesehen, als ein solcher unter allerley Völkern der
e geprediget, in der Welt auf die glaubwürdigste Art
iesen, und auf die herrlichste Weise von der Erde weg-
ommen worden. „ Der Rec. muß wohl bekennen, daß
weitschweifige Paraphrase, die viel kürzer und klärer
könnte, seinen Beyfall nicht hat, weil sich viel unbeant-
liches dagegen einwenden läßt. Wenn ich auch gezwun-
väre, das hier verdächtige Wort Θεὸς durchaus im Texte
sen, so wahrscheinliche Gründe immer dawider sind,
ch dürfte mir eben dergleichen Einschiebsel und Zusätze
ben, als Hr. Z. sich mit andern Auslegern erlaubt hat,
nnte ich doch des Apostels Worten ohne Zwang noch
andern Sinn geben. Wie, wenn jemand die Stelle
so übersetzte: Gott, oder sein Wille, (sein Rathschluß
unserer Seeligkeit, der vormals unbekannt war,) ist
den menschgewordenen Christus offenbaret, durch die
n seines Geistes bestätiget, von den Boten des Ev-
iums anschauend, oder lebendig erkannt, den Heiden
diget, von der Welt geglaubt und herrlich aufgenom-
worden? Ich sage nicht, daß diese Verdollmetschung
chtige sey; aber sollte sie sich nicht eben so gut, als des
Z. seine rechtfertigen lassen? Der Rec. getraute sichs,
jedes Wort in der angenommenen Bedeutung hie und
N. T. vorkäme. — Vermuthlich wird der V. seine
rer in den Vorlesungen über diesen Brief des Paulus
rt haben, daß der Apostel in der ersten Christenheit
allgemein nach der heutigen gewöhnlichen Auslegung
nden worden, daß in gewissen Handschriften und al-
Uebersetzungen statt Θεὸς anders gelesen werde, was es
inen Sinn gebe, wenn man in Beziehung auf μυστηριον,
er wenn man, wie einige, ὃς lieset, und auf was für
scheinlichern oder unwahrscheinlichern Gründen jede
rt beruhe, damit sie für sich urtheilen können.

Ez.

igten über die Evangelien durch das ganze Jahr,
n Johann Samuel Patzke, Pastor an der heil.
eistkirche in Magdeburg. Erster Theil, vom
dvent bis Ostern. Magdeburg, im Scheidhauer-
en Verlag. 1774. 2 Alphab. 15 Bogen. in 4.

Derselben zweyter Theil. Von Ostern bis zu Ende des Kirchenjahrs. Ebendaselbst. 1775. 3 Alphab. 15 Bogen. in 4.

Predigten über die Sonntagsepisteln durchs ganze Jahr von M. Christoph Christian Sturm, Prediger an der heil. Geistkirche in Magdeburg. Erster Theil. Halle, bey Trampe. 1774. 1 Alphab. ohne die Vorrede. in gr. 8.

— — zweyter Theil. Ebendaselbst. 1775. 1 Alphab. in gr. 8.

Hier erhalten die christliche Leser zwey Postillen aus den Händen zweyer Magdeburgischen Prediger, die nicht nur beyde an einer Kirche arbeiten, sondern auch in ihrer Denkungsart, in der Wahl und Bearbeitung der Materien und selbst in der Schreibart viel Uebereinstimmung zeigen. In der That sind sich beyde Werke in Absicht des innern Werths so gleich, daß wir nicht wüßten, wem wir unter beyden den Vorzug einräumen sollten. Nur etwa in Absicht der Faßlichkeit des Vortrags und der Popularität der Schreibart gefällt uns Hr. Sturm in mehreren Abhandlungen besser als jener. Wenigstens sind uns bey Hrn. Patzke manche rednerische Auswüchse in die Augen gefallen, welche wir nach unserer Empfindung aus dem Kanzelreden hinwegwünschten. Dahin gehört z. B. die Stelle im ersten Theil Seit. 474. „O mein Jesu, du Erstling der Erstandenen! du heiliges Zeugniß der grossen Erndte! ich kann an meinem ewigen Leben nicht zweifeln. Sonnen werden verlöschen, Sterne werden sterben, aber ich werde Sonnen und Sterne überleben, und ewiger seyn, als die erstaunlichsten Werke des Schöpfers. Du erster grosser Todter und Auferstandner! es wird rauschen auf dem Felde Gottes, die Erndte wird aufgehen, die Garben werden gebunden werden, du wirst als der erste Auferstandne auf deinem majestätischen Throne das fruchtbare Feld überschauen, und dann wird an deinem Throne der Tod auf der Spitze seines eigenen Speers sterben u. s. w.„ Sollte der Verf. wohl bey dieser und ähnlichen Stellen an das im Ernst gedacht haben, was er selbst in seiner Vorrede so schön sagt:

„ un

fre meisten Prediger kommen von dem falschen Ge-
ack zurück, daß Predigten Reden seyn müßten, darin
Wohlredenheit und alle Figuren der Redekunst ange-
jt seyn müßten. Wolte Gott, daß auch manche noch
dem falschen Geschmack in der Erbauung zurück kämen,
sie antreibt, in zu uneigentlichen und sinnbildlichen Aus-
ken zu reden, und mehr die Einbildungskraft der Zuhö-
zu erhitzen, als den Verstand zu erleuchten. „ — Wir
en hier nichts hinzusetzen, als daß wir den Einsichts-
en Verf. bitten, doch immer mehr nach diesen vortrefli-
Grundsätzen selbst zu handeln, so wie es auch an den
resten Orten schon wirklich geschehen ist.

Ueberhaupt von diesen beyden Werken zu urtheilen,
aben sie so wohl in der Art des Vortrages, als wegen
idlicher Bearbeitung des gewählten Thema, vor allen
ern eigentlich so genannten Postillen, die dem Recens. zu
ichte gekommen sind, einen unleugbaren Vorzug. Wir
ien sie daher allen, die ihre Erbauung suchen, und die
über die gewöhnliche Evangelien und Episteln etwas
izes haben wollen, mit Zuversicht empfehlen. Beson-
bezieht sich jedoch diese Empfehlung auf diejenigen Pre-
en in beyden Werken, worin Materien aus der christli-
Moral abgehandelt worden sind. Hier reden die Verf.
utlich, so überzeugend und praktisch, daß man ihnen
durchgehends seine froliche Beystimmung nicht versagen
. Allein, wenn sie ein Dogma oder die so genannte
tliche Geheimnisse betrachten, so findet man sie nicht im-
auf dem ebenen Wege der Untersuchung, und leere De-
ation und dogmatischer Schulputz werden dann zuwei-
in die Stelle gründlicher überzeugender Beweise und
ier natürlicher Erklärungen gerücket. Ein Fehler, den
in vielen sonst gut geschriebenen geistlichen Betrach-
en wahrnimmt; der zwar schon oft gerügt worden ist,
noch immer wieder vorkömmt; zum offenbaren Zeug-
wie viel schwerer es sey, die eigentlichen Lehren des
stenthums richtig und faßlich zu erklären, als jene
rheiten der Moral. Hr. Patzke fällt am öftersten in
n Fehler, wie er denn auch in den Evangelien mehr Ge-
heit gefunden hat, dogmatische Materien abzuhandeln.
), es sind schon bey Recension anderer Schriften bey-
Verf. ähnliche Vorwürfe gemacht worden. Wir wol-
aher bloß der einzigen Predigt, welche Hr. Patzke am
itatisfontage gehalten hat, noch besonders gedenken.
Sein

Sein Thema ist, die Hauptsumma der christlichen Lehre. Dazu rechnet er vier Stücke: „1) Die Drey, Vater, Sohn und Geist machen den einigen wahren Gott aus. 2) Jesus Christus hat uns durch seinen Tod erlöset, und wir können allein durch den Glauben an ihn seelig werden. 3) Wir müssen neu gebohren, oder ganz andere neue Menschen werden wenn wir seelig werden wollen. 4) Es ist ein künftiges Gericht, Auferstehung, ewiges Leben für diejenigen, die als neue Kreaturen beharren, und ewige Strafen für die ungeänderte beharrliche Sünder.„ — Wie viel unbestimmtes, willkührliches und uneigentliches ist doch in dieser Erklärung der Hauptsumma der christlichen Lehre! Und wie schwach sind die mehresten Beweise, welche der Verf. zur Bestätigung seiner Sätze aus dem Texte hernimmt! Kaum hätten wir von einem Manne, der sonst so viele gründliche Einsichten zeiget, erwarten können, daß er die gewöhnliche kirchliche Lehre von der Dreyeinigkeit aus der Unterredung Jesu mit dem Nicodemus werde herleiten wollen; und eben so wenig, daß er sie so gerade zu zur Hauptsumme der christlichen Lehre rechnen werde. Dies gilt auch von dem zweyten Punkte, wenigstens wenn die Erlösung Christi noch so systematisch erklärt wird, wie sie der Verf. zu nehmen scheint. Oder wollte sich Hr. Patzke hier vielleicht nur wegen seiner Orthodoxie in Sicherheit setzen? — Unserer Meinung nach könnten die zur Hauptsumme der christlichen Lehre gehörige Wahrheiten viel schicklicher auf folgende Weise ausgedruckt werden: 1) Es ist ein ewiger allmächtiger Gott, der alles geschaffen hat, erhält und mit weiser Güte regieret. 2) Gott hat seinen Sohn selbst zur bestimmten Zeit in die Welt gesandt, um die Menschen durch denselben von den traurigen Folgen der Sünde, so viel möglich war, zu erretten, und sie dagegen zur Tugend und Glückseligkeit zu führen. 3) Er verlangt nun, daß wir diesen seinen Sohn als unsern Erlöser erkennen, ehren und seine Lehre zu unserer Besserung, Beruhigung und Seeligkeit aufrichtig und standhaft anwenden sollen. 4) Alle Menschen haben eine Auferstehung vom Tode und eine zukünftige Vergeltung ihrer Thaten zu erwarten. — Wir überlassen es dem Hrn. P. und andern, welche die Wahrheit lieb haben, hierüber weiter nachzudenken, und wünschen nur, daß die liebenswürdigen Lehren des Evangeliums immer mehr in ihrer natürlichen Schönheit, frey vom fremden Schmuck der Dogmatick und Rednerkunst, den Her-

zen

er Menschen vorgestellt werden mögen. Vieles haben
Verf. schon hierinnen geleistet; und wir versprechen
on ihrem Fleiße noch immer grössere Proben.

Q.

hrgebäude der evangelischen Glaubens- und Sit-
nlehre. Beydes so wohl zum Unterricht der Ju-
nd, als zur erbaulichen Wiederhohlung der Reli-
onswahrheiten für den gemeinen Mann, von D.
. Fr. Seiler. Erlangen, bey Walther. 1774. 8.
vey und zwanzig Bogen.

dasselbe, zwote verbesserte Auflage. Ebenda-
lbst. 1775. 8. Drey und zwanzig und ein hal-
r Bogen.

Kleiner und historischer Katechismus oder erste
rundlage zum Unterricht in der biblischen Ge-
ichte und der evangelischen Glaubens- und Sit-
nlehre, von D. G. Fr. Seiler. Psalm 8, 3.
us dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge
st du dir ein Lob zubereitet. Bayreuth, bey Lü-
ck. 1775. 8. Zwölf Bogen.

). Gotthilf Traugott Zachariä, christliche Re-
ionsgeschichte und Lehre zum Unterricht vernünf-
g zu erziehender Kinder. Göttingen, bey Küb-
. 1774. 8. Funfzehn und ein halber Bogen.

Das Wesentliche der christlichen Religion zum Ge-
auch der niedern Schulen, von D. G. Fr. Sei-
. 1775. Giesen, bey Krieger. 8. Zwey und
anzig Bogen.

es ist die Folge der zur Grundlage beym Religionsun-
terricht der Jugend vom Hrn. S. bestimmten Schrif-
Das Lehrgebäude der ev. Gl. und Sittenl. „soll dazu
ien, daß Kinder, die zum Abendmal zubereitet werden,
„wie

„ wie auch Jünglinge in lateinischen Stadtschulen, oder in den „ untern Classen der Gymnasien, die Religion im Zusammen- „ hang als ein festes System kennen, und zu ihrer künftigen „ Erbauung anwenden lernen. Es soll — nicht blos ein „ Buch seyn für etliche Kinderjahre; sondern ein kleines „ Hand- und Erbauungsbuch zur öftern Wiederholung der „ Wahrheiten der christlichen Religion.„ Den Anfang macht eine Erinnerung an den gemeinen Mann, den Gebrauch des Büchleins betreffend, auf einem Blatt. Hierauf folgt auf einem Bogen eine historische Einleitung zum Unterricht in der christlichen Religion, die der Verf. bey der zwoten Auflage auf Verlangen verschiedener Kirchen- und einiger berühmter Schullehrer hinzugefügt hat. Und nun erscheint das eigentliche Lehrgebäude in sechs Hauptstücken. Das erste handelt in fünf Kapiteln von dem dreyeinigen Gott. Es ist ein Gott, welcher alle Dinge geschaffen hat und erhält; Gott ist ewig u. s. w. das allerseeligste Wesen; es ist nur ein Gott; in Gott sind drey Personen; von der Gottheit des Sohnes und des h. Geistes; dem Unterschied der dreye in Gott; der Schöpfung und Erhaltung überhaupt; den guten und bösen Engeln; vom Ursprung des Menschen, dem göttlichen Ebenbilde, dem Verlust desselben, Verderben des Menschen, Bemühungen Gottes, die Menschen wieder zu bessern; Bekanntmachung des Gesetzes; die Pflichten, die bey den Geboten gelehrt werden können, — — von der Sünde, und den Arten derselben, Erbsünde, wirklichen Sünden, wissentlichen Sünden, Schwachheitssünden, 2c. Sünde wider den heil. Geist, von der Strafe der Sünden, natürliche Strafe, besonders von Gott gedrohte zeitliche, geistliche und ewige; — Kein Mensch hält das Gesetz vollkommen; das andere Hauptstück, oder der andere Artickel des christlichen Glaubens, von Christo, dem Erlöser der Menschen, in zwey Kapiteln, 1) von der Verheissung eines Erlösers, und der Erfüllung derselben in Jesu von Nazareth; 2) von der Person Christi. Christus ist ein wahrer Mensch, aber ohne Sünde; aber auch wahrer Gott. Vereinigung der beyden Naturen, vom Stande der Erniedrigung und der Erhöhung; vom Mittler-Amte Jesu Christi, vom prophetischen, hohenpriesterlichen, königlichen Amte. Im dritten Hauptstück, oder sonst dem dritten Artickel des christlichen Glaubens, werden die Lehren von der Berufung, Bustraurigkeit, Erkenntniß der Sünden, Reue und Abscheu gegen dieselben, Verlangen nach Gnade, dem Glauben, lebendigen und todten Glauben, der

Erleuch-

chtung, Wiedergeburt, Rechtfertigung, Heiligung
Erneuerung, von den guten Werken, der christlichen
e als der Gemeine der Heiligen, dem Tode und der Auf-
ung, Gerichte, Himmel und Hölle vorgetragen; im
n die Materie von den Gnadenmitteln überhaupt, vom
e Gottes alten und neuen Testaments, von den Sacra-
n, insbesondre von der Taufe, ihrer Einsetzung, dem
baren und Unsichtbaren derselben, ihrem Nutzen, der
e Gottes 2c. und dem Bunde mit Gott abgehandelt.
ünfte handelt von der Beichte und der Vergebung der
en durch das Predigtamt, 2c. und das sechste vom heili-
bendmahl, und zwar von der Einsetzung, dem Sichtba-
d Unsichtbaren desselben, dem Nutzen des heil. Abend-
, nöthigem Gebrauch, und Bereitung zum würdigen
ß desselben. Ein Anhang vom Gebet sowohl überhaupt,
sonders vom Vater unser, schließt. Richtig sagt der
daß der Anfang des Religionsunterrichts nicht mit den
Geboten müsse gemacht werden. Die Sittenlehre aber
nach der Reihe derselben abgehandelt. Das hat seine
emlichkeiten. Gewöhnlich weiß die Jugend solche aus-
g. Nach dieser Ordnung wird überall bey nahe der mo-
e Cursus mit ihr angefangen und vollendet. Auch ist's
n grossen Haufen der Lehrer leichter; denn Erklärungen
inern Katechismus Luther's sind wie der Staub auf Er-
Indessen giebt's sicher eine natürlichere, die Fassung und
tung erleichterndere, und einen tiefern Eindruck mit ge-
nde Methode, die Sittenlehre der Jugend vorzutra-
— nicht aber nach der gangbaren Abtheilung des pflicht-
en Verhaltens der Menschen in Pflichten, die sie Gott,
bst 2c. schuldig sind. Die Beweissprüche sind, nach
r's Uebersetzung, ganz hergesetzt worden, in die zuwei-
ze Erklärungen eingefügt sind. Diejenigen, welche bey
ten Unterweisung weggelassen werden können, sind mit
† bezeichnet. Den wichtigern Lehren und Geboten sind
Gebete und Betrachtungen angehängt, und hin und
kurze historische u. a. Anmerkungen eingestreuet wor-
Offenbar hat der V. in diesem Lehrgebäude, wie in sei-
sherigen Schriften, Bestimmungen, Abtheilungen,
cheidungen, angebracht, die, obgleich verjährt und ge-
, doch unstatthaft, und als solche selbst von neuern, kund-
thodoxen Gottesgelehrten verworfen worden, z. B.
n Hrn. D. Ernesti verabschiedete Eintheilung des Mitt-
ts J. C. in das prophetische, hohenpriesterliche, köni-
gliche

gliche Amt; *) und zu viel vernunftwidrige, unbiblische und unfruchtbare Sätze aufgestellt. Die Höllenfahrt Christi hätten wir hier nicht zu finden vermuthet, am wenigsten aber Eph. 4. 9. unter den zur Unterstützung derselben aufgebotnen Stellen. Rec. glaubt mit einem unbillig vergeßnen Ausleger, Esr. Rudinger, **) daß Paulus darin von der Empfangniß Christi rede. Aus 1 Petr. 3, 18. 19. folgt jener Satz auch nicht. Noch immer wird der Satan als „Verführ„rer der ersten Menschen„ vom Verf angenommen. Sollte wohl aber der Vater der Menschen, der den ganzen Bau dieser seiner Geschöpfe, die Sinnlichkeit, Neugierde ꝛc. derselben, und daraus entspringende Leichtigkeit zu sündigen, gekannt hat, zugegeben haben, daß zu den in ihnen selbst liegenden Reitzungen zum Falle, noch eine so mächtige äussere hinzu käme? Wenigstens kann er, bey dieser Voraussetzung, ihre Sünde nicht „sehr groß„ nennen, wie S. 38. geschieht. Von innen gelockt, und durch einen „mit einem scharfen Ver„stand begabten und sehr listigen Verführer„ von aussen gereitzt, waren sie in diesem Streit ja offenbar die schwächsten. Mehr gegen diese Behauptung, und die zu ihrer Begründung ausgewählte biblische Stellen, wollen wir jetzt nicht erinnern. Es ist schon hie und da in dieser Bibl. z. B. B. XIX. S. 83. geschehen. Ueberhaupt müssen wir, die Auskiesung der Beweisstellen betreffend, noch eben die Klagen führen, die wir bey den vorigen Lehrbüchern des V. geführt haben. Mit dem Detail wollen wir uns aber nicht weiter befassen. Jeder, dem etwas daran gelegen ist, kann sich überzeugen, daß gegen die Art desselben, seine Sätze zu beurkunden, gar vieles sich einwenden lasse. Es ist wegen der Folgen nicht gleichgültig, was man der Jugend als beweisend vorlegt. Die Ueberzeugung soll von Ausbreitung und Dauer seyn. Auch sind die in die wirklich beweisende Schriftstellen eingeschaltete Erklärungen zum Theil unrichtig. Verschiedne historische Anmerkungen sind überflüßig. In einer wird des Exorcismus bey der Taufe, als einer „nicht in allen geistlichen Ge„meinen gebräuchlichen Ceremonie„ gedacht, solcher auch, wie es scheint, eben nicht verworfen. Es ist traurig, daß die-

ser

*) Wofür wenigstens Verrichtung, oder ein ähnliches Wort hätte gesetzt werden sollen — denn man sagt nicht: „das „Mittleramt J. C. hat 3. Hauptheile, das Prophetische, ꝛc. „Amt,„ wie es S. 134. heißt.

**) Libri Psalmorum Paraphras. latin. — ad Ps. 16. et 139. Gorlic. 1580. 2 vol. 4.

ntestamentliche Gebrauch noch in verschiednen Lu-
chen Ländern im Schwang geht, auch noch keine Hof-
z sich zeigt, daß so bald die Axt an die Wurzel desselben
e gelegt werden. Die Königin in Frankreich, Katha-
von Medices, hat (wahrscheinlich auf Anrathen des
hofs von Walma, J. Monluc) den damaligen Pabst
IV. in einem weitläuftigen 1561 an ihn erlassenen,
es *de Thou* histoire de son tems befindlichen, Schrei-
um die Abschaffung des Exorcismus und gewisser in
Einsetzung der Taufe nicht gegründeten Ceremonien
Gebetsformeln ersucht. Es wurde nicht nur abgeschla-
sondern auch alle Mühe angewandt, das Andenken an
n ganzen Vorgang auszutilgen. Das ist nun von Sei-
es Römischen Stuhls so sehr befremdlich eben nicht, si-
aber von Ländern, wo von Erleuchtung und unendli-
Vorzug vor der Römischen Kirche so viel gesprochen
. — An einigen Orten haben wir Genauigkeit und
cision in den Erklärungen, überhaupt im Ausdruck,
ißt. — In einer andern Auflage wünschten wir die
en (sonst ganz erbaulichen) Gebeten und Betrachtun-
hin und wieder vorkommende der Bibel eigenthümliche
zenländische Redarten mit deutschmäßigern, bestimm-
und klärern verwechselt zu sehen. Kinder, so wie gar
Erwachsene, können die eigentlich bezweckte Begriffe
t damit verbinden, wenn sie ja etwas dabey denken. —
er gemeine Mann aus diesem Lehrgebäude die Reli-
swahrheiten mit Eindruck und Nutzen wiederhohlen
e, wissen wir nicht. Das, dünkt uns, werde mit glück-
em Erfolg mittelst eines etwas ausführlicheren Buchs
ehen.

Den kleinen und historischen Katechismus eröfnet,
vorausgeschickter Vorrede, (die verschiedne gute Ge-
en von den Fehlern der gewöhnlichen Religionsun-
eisungen enthält) Nachricht an Lehrer und Eltern,
Gebrauch der verschiedenen vom V. zur Unterweisung
Kinder in der Religion geschriebenen Bücher betref-
; Anleitung, wie man bey den Kleinen den Anfang
Unterrichts in der Religion machen könnte; und Ge-
sprüche für die kleinen Kinder, eine Grundlage
Erlernung der biblischen Geschichte, in fünf Abschnit-
auf 36 Seiten, welcher Fragen zur Wiederhohlung
lben auf sieben Blättern angehängt sind. Hierauf
die evangelische Glaubens- und Sittenlehre auf 66

Seiten in 6 Hauptstücken. Das erste handelt in 3 Kapiteln von dem dreyeinigen Gott, von der Schöpfung der Welt und den Creaturen, und von den Geboten, die Gott den Menschen gegeben hat; das andere von Christo, dem Erlöser der Menschen; das dritte vom heiligen Geist und dessen gnädigen Wirkungen; das vierte vom Worte Gottes und von der heiligen Taufe; das fünfte von der Beichte und Vergebung der Sünde durch das Predigtamt; und das sechste vom heiligen Abendmal. Ein Anhang von Gebet so wol überhaupt, als besonders vom Vater unser, ist beygefügt. Der kleine Katechismus Lutheri mit beygesetzten erklärenden Fragen, auf 28 Seiten, und Fragen zur Wiederhohlung des kleinen Lehrgebäudes der Glaubens- und Sittenlehre auf 15 machen den Beschluß. Der V. erzählt nicht anziehend genug, und bringt manches ausserwesentliche bey. Amnon's Blutschande mit seiner Halbschwester, der Thamar, hätten wir in einem Buche, das die „erste Grundlage zum Unterricht in der biblischen Geschichte„ enthalten soll, zu erwähnen Bedenken getragen. Die Kinder verstehens nicht, sollen es noch nicht verstehen, werden nur zur Unzeit neugierig gemacht, der Raum ist für erheblicher und nützlicher Dinge zu sparen. u. s. w. Wir hätten das Hohelied nicht unter Salomon's Arbeiten angeführt, auch die Thorheiten, Schandthaten und Greuel mancher Könige der Kinder Israel der zarten schuldlosen Kinderseele nicht erzählt, nicht einmal die Namen der Könige im Reiche Israel und Juda, nach der Reihe, wie der V. gethan, der ersten Grundlage einverleibt, noch minder in den Fragen zur Wiederhohlung solche noch einmal berührt. Es giebt in der so heissenden heiligen und weltlichen Geschichte alter und neuer Zeiten interessantere Handlungen, Ereignisse und Namen, in allem Betracht würdiger dem Gedächtniß und Herzen der Kindheit und Jugend eingedrückt zu werden. — Auch drückt er sich nicht überall bestimmt genug aus. Wenn er von einer Vertilgung Sodoms „mit Feuer vom Himmel„ redet: so wird das Kind staunen, aber auch nichts weiter, als staunen. — Gleichgültigkeit gegen dieses Leben und dieser Erde Güter und Pracht (S. XXIX) möchten wir doch nicht sagen. Jener Ausdruck führt die Idee einiger Verachtung bey sich, die gleichwol in Absicht auf dieses Leben und die Güter der Erde nicht Statt haben soll. Wir sollen davon zu unserm wahren Wohl, und zum gemeinen

Be-

en, redlichen Gebrauch machen. Wie aber etwas, ge-
as wir gleichgültig sind, auf diese Weise benutzt wer-
önne, ist nicht abzusehen. Vielleicht drückt das Wort
hmüthigkeit den Begriff des V. völliger und richtiger
— Auch in der Glaubens- und Sittenlehre sind
he Sätze auf Sand gebauet. Bonus textuarius, bo-
heologus war Hervey's u. a. Wahlspruch. Der V.
it nicht ihn zu haben. Die Auswahl der Beweisstellen
estens zeigt nichts davon. Sie ist manchen Tadels fä-
— Wozu der kleine Katechismus Lutheri hier, mit
renden Fragen begleitet, eingeschaltet worden, können
icht einsehen. An brauchbaren Auslegungen desselben
ag und Antwort so wol, als in andrer Form, fehlet es
Zu dem ist die unmittelbar vorhergehende Glau-
und Sittenlehre in sechs Hauptstücken bey nahe nach
derselben Ordnung eingerichtet, in welcher die Haupt-
jenes auf einander folgen. Eines oder das andre
vielleicht wegbleiben können. Wie die erklärende
en beschaffen seyen, mag eine Probe zeigen. Wir schla-
uf, und finden S. 132 bey der von Luthern gegeb-
Erklärung der dritten Bitte im Vater unser, „Gottes
er gnädiger Wille geschicht ꝛc.„ folgendes: „Fr.
e vielerley ist der Wille Gottes? Antw. der gute und
dige. Fr. Was ist der gute Wille Gottes? Antw.
er uns im Gesetz geoffenbaret hat, und den wir thun
en. Fr. Was ist der gnädige Wille? A. den er uns
Evangelio geoffenbaret hat, wie wir an Christum
iben sollen.„

Hr. Dr. Zachariä hat in der unter n. 3. angezeigten
ft die Glaubenslehren in die Erzählung der wichtig-
Begebenheiten alten und neuen Testaments hinein ver-
und die zu jedem der funfzig Abschnitte, worein solche
lt ist, gehörigen Hauptsprüche der heil. Schrift dem-
hinten angehängt. Die Idee ist gut, und verdient
r Unterweisung der Jugend häufiger in Ausführung
ht zu werden, als gewöhnlich geschicht. Wir wünsch-
ir, daß auch dieser Verf. die Materialien etwas sorg-
er ausgesondert, daß er angenehmer, fliessender, ge-
ter, interessanter, erzählt, sich an manchen Orten kür-
deutlicher, bestimmter und edler ausgedrückt, we-
Erfindungen der Schultheologen, Menschentich-,
henfünde nennt sie Luther, den heiligen Verfassern
gelegt, auch die Schriftstellen nach Luther's Ueberse-

 zung

Seiten in 6 Hauptstücken. Das erste handelt in 3 Kapiteln von dem dreyeinigen Gott, von der Schöpfung der Welt und den Creaturen, und von den Geboten, die Gott den Menschen gegeben hat; das andere von Christo, dem Erlöser der Menschen; das dritte vom heiligen Geist und dessen gnädigen Wirkungen; das vierte vom Worte Gottes und von der heiligen Taufe; das fünfte von der Beichte und Vergebung der Sünde durch das Predigtamt; und das sechste vom heiligen Abendmal. Ein Anhang von Gebet so wol überhaupt, als besonders vom Vater unser, ist beygefügt. Der kleine Katechismus Lutheri mit beygesetzten erklärenden Fragen, auf 28 Seiten, und Fragen zur Wiederhohlung des kleinen Lehrgebäudes der Glaubens- und Sittenlehre auf 15 machen den Beschluß. Der V. erzählt nicht anziehend genug, und bringt manches ausserwesentliche bey. Amnon's Blutschande mit seiner Halbschwester, der Thamar, hätten wir in einem Buche, das die „erste Grundlage zum Unterricht in der biblischen Geschichte„ enthalten soll, zu erwähnen Bedenken getragen. Die Kinder verstehens nicht, sollen es noch nicht verstehen, werden nur zur Unzeit neugierig gemacht, der Raum ist für erheblicher und nützlicher Dinge zu sparen. u. s. w. Wir hätten das Hohelied nicht unter Salomon's Arbeiten angeführt, auch die Thorheiten, Schandthaten und Greuel mancher Könige der Kinder Israel der zarten schuldlosen Kinderseele nicht erzählt, nicht einmal die Namen der Könige im Reiche Israel und Juda, nach der Reihe, wie der V. gethan, der ersten Grundlage einverleibt, noch minder in den Fragen zur Wiederhohlung solche noch einmal berührt. Es giebt in der so heissenden heiligen und weltlichen Geschichte alter und neuer Zeiten interessantere Handlungen, Ereignisse und Namen, in allem Betracht würdiger dem Gedächtniß und Herzen der Kindheit und Jugend eingedrückt zu werden. — Auch drückt er sich nicht überall bestimmt genug aus. Wenn er von einer Vertilgung Sodoms „mit Feuer vom Himmel„ redet: so wird das Kind staunen, aber auch nichts weiter, als staunen. — Gleichgültigkeit gegen dieses Leben und dieser Erde Güter und Pracht (S. XXIX) möchten wir doch nicht sagen. Jener Ausdruck führt die Idee einiger Verachtung bey sich, die gleichwol in Absicht auf dieses Leben und die Güter der Erde nicht Statt haben soll. Wir sollen davon zu unserm wahren Wohl, und zum gemeinen

Be-

:n, redlichen Gebrauch machen. Wie aber etwas, ge-
as wir gleichgültig sind, auf diese Weise benutzt wer-
önne, ist nicht abzusehen. Vielleicht drückt das Wort
hmüthigkeit den Begriff des V. völliger und richtiger
— Auch in der Glaubens- und Sittenlehre sind
he Sätze auf Sand gebauet. Bonus textuarius, bo-
heologus war Hervey's u. a. Wahlspruch. Der V.
it nicht ihn zu haben. Die Auswahl der Beweisstellen
estens zeigt nichts davon. Sie ist manchen Tadels fä-
— Wozu der kleine Katechismus Lutheri hier, mit
renden Fragen begleitet, eingeschaltet worden, können
icht einsehen. An brauchbaren Auslegungen desselben
ag und Antwort so wol, als in andrer Form, fehlet es
. Zu dem ist die unmittelbar vorhergehende Glau-
und Sittenlehre in sechs Hauptstücken bey nahe nach
derselben Ordnung eingerichtet, in welcher die Haupt-
: jenes auf einander folgen. Eines oder das andre
vielleicht wegbleiben können. Wie die erklärende
en beschaffen seyen, mag eine Probe zeigen. Wir schla-
auf, und finden S. 132 bey der von Luthern gegeb-
Erklärung der dritten Bitte im Vater unser, „Gottes
ter gnädiger Wille geschicht rc.„ folgendes: „Fr.
ie vielerley ist der Wille Gottes? Antw. der gute und
ädige. Fr. Was ist der gute Wille Gottes? Antw.
: er uns im Gesetz geoffenbaret hat, und den wir thun
len. Fr. Was ist der gnädige Wille? A. den er uns
Evangelio geoffenbaret hat, wie wir an Christum
uben sollen.„

Hr. Dr. Zachariä hat in der unter n. 3. angezeigten
rift die Glaubenslehren in die Erzählung der wichtig-
Begebenheiten alten und neuen Testaments hinein ver-
, und die zu jedem der funfzig Abschnitte, worein solche
eilt ist, gehörigen Hauptsprüche der heil. Schrift dem-
n hinten angehängt. Die Idee ist gut, und verdient
der Unterweisung der Jugend häufiger in Ausführung
acht zu werden, als gewöhnlich geschicht. Wir wünsch-
nur, daß auch dieser Verf. die Materialien etwas sorg-
ger ausgesondert, daß er angenehmer, fliessender, ge-
gter, interessanter, erzählt, sich an manchen Orten kür-
deutlicher, bestimmter und edler ausgedrückt, we-
r Erfindungen der Schultheologen, Menschentichte,
ischensünde nennt sie Luther, den heiligen Verfassern
rgelegt, auch die Schriftstellen nach Luther's Uebersez-

 hung

zung beybehalten, und ihnen nöthigenfalls eine kleine Verbesserung, oder eine Paraphrase angefügt hätte. Denn die gedehnte, schleppende, matte, wässrige Uebersetzung oder Umschreibung, wie soll man sagen? der meisten biblischen Stellen ist gar nicht zu lesen, so gründlich und richtig sie sonst an vielen Orten auch ist. Hier sind Beyspiele, wie sie uns beym Auffallen des Buchs in die Augen fallen, S. 181. „Ps. 90, 3. 12. Den sterblichen Menschen „führst du in den Staub zurück, wenn dein Befehl ergeht: „werdet wieder zu Staub ihr Menschen. — Lehre du uns „selbst, unsre wenigen Tage wahrzunehmen, um dir beständig ein wol gesonnenes Herz zu weihen. Röm. 13, „13. 14. Lasset uns anständiges Verhalten beobachten, „wie man am Tage anständig bekleidet gehen muß, und „nicht dem Fressen und Saufen, nicht der Unzucht und Ausschweifung, nicht dem Zanken und Streiten uns ergeben. „Nehmet vielmehr in eurem Verhalten die ganze Gestalt unsers Herrn Jesu Christi an, und pfleget euren „Leib, doch ohne den bösen Lüsten Vorschub zu thun.„ In der Vorrede hat der V. sich über den Gebrauch seines Büchleins näher erklärt, und manche richtige Anmerkung über das so wichtige Geschäfte des Religionsunterrichts gemacht, aber auf eine allzu weitschweifige und einschläfernde Weise.

Das Wesentliche der christlichen Religion von Dr. Seiler ist, ohne daß es auf dem Titel oder in einer Vorrede bemerkt worden, eine Uebersetzung des (von uns in dieser Bibl. B. XXV. St II. S. 464 — 468 angezeigten viel unwesentliches enthaltenden) Compend. doctrinae christianae Gymnasiis atque scholis script. dieses Verfassers, in Giessen veranstaltet, und vermuthlich von einem collega Gymnasii daselbst oder einem Landprediger verfertigt, wähnend, als ob selbiger

proferret ignota indictaque primus.

Sie läßt sich sonst meistens gut lesen. Die Beweissprüche sind nicht nach Luther's Uebersetzung eingerückt, sondern scheinen nach der, nicht immer glücklichen, Castalion-Seilerschen lateinischen verdeutschet zu seyn. Jene, mit in Klammern eingeschlossenen Verbesserungen, Erklärungen ꝛc. ganz beyzubehalten, wäre vielleicht besser gewesen.

Es gereicht Hrn. S. zur Ehre, daß er in seiner Stelle der Kindheit und Jugend durch Bearbeitung junger Leute

:atechéten und Handbücher, die bey ihrer Unterwei-
in der Religion zum Grunde zu legen, nützlich zu wer-
trebt. Eine edlere Anwendung seiner Kräfte und sei-
Muße, als wenn er sich, nach der Weise mancher sei-
ollegen aus alten und neuern Zeiten, blos mit Erörte-
von Dingen beschäftigte, die nur der neugierige Müs-
nger zu wissen verlangt, die niemand recht zu erörtern
Stande ist, und die nichts nütze sind weder zur Lehre,
zur Besserung ꝛc. — von unnützen und thörichten
en, die nur Zank gebären. Unsre Leser kennen nun
Plan und die Ordnung, welche er in jenen deutschen
lateinischen Schriften befolgt, wissen, wie er die Sätze
ihlt und mit welchen Beweisen er sie öfters belegt.
mögen nun selbst urtheilen, ob das Lob, welches den-
i von verschiednen Zeitungsschreibern ertheilt worden,
um etliche Töne tiefer heruntergestimmt werden müsse;
irch sie die Lehrbücher eines Alberti, Dieterich, Rau-
erg, Troschel, (dessen neue Ausgabe sehr hervorsticht)
ies ꝛc. nun so ganz verdunkelt und in überflüßige
re verwandelt worden; ob sie nicht, ohne Schaden des
igs, noch etliche Jahre länger im Pult hätten bleiben,
ingesehen, blos von einsichtsvollen und redlichen Freun-
beleuchtet, mehrerer Güte und Brauchbarkeit entgegen
n können, — wenn sie ja das Licht erblicken sollten.

W.

wahre Religion eines freyen Geistes von M.
Carl Christ. Reiche. Berlin und Leipzig, bey
G. J. Decker, 1774. 8. 398 S.

ſre Schriftsteller fangen an zu raffiniren, was für
Schilde sie aushängen sollen, um sich Zuspruch, und
Waaren Abgang, zu verschaffen. Der, welchen der
ausgehängt hat, wird vielleicht manche auf die Ge-
n bringen, als wären hier ganz neue und besondre
e zu bekommen, — der reine Geist des Christenthums,
von allen Hefen der Schultheologie, aufgefaßt von ei-
der, wenn ich so sagen darf, alles verlassen und sei-
Neuen Testament angehängt. Wir versichern aber un-
ſer aufrichtig, daß es ganz gewöhnliche Sachen sind —
mit unter gute, aber auch viel unnütze und ungenieß-

 bare.

bare. Ein Corpus der Dogmatik und Moral hat der Verf. unter jenem Titel aufgestellt, das nichts minder, als hervorstechend ist. Wie beym größten Theil seiner Brüder, sind auch hier verschiedne Glieder gesund, gar manche ungesund, schwach und untüchtig.

Hr. R. handelt im ersten Theil die Wahrheiten der natürlichen Religion, von dem Daseyn und von den Eigenschaften Gottes, von unsern Pflichten gegen ihn, von unsern Pflichten gegen uns selbst, von unsern Pflichten gegen andre, von dem natürlichen Verderben des Menschen, von unserm Zustand nach dem Tode, von den Merkmalen einer Offenbarung, in sieben Kapiteln ab. Der zweyte enthält „eine genaue Prüfung der Lehren der h. Schrift, „nach den im ersten Theil erwiesenen Grundsätzen,„ und das in fünf Abschnitten, wobey vorkommen im ersten Abschn. die Lehren der h. Schrift von Gott, dessen Daseyn, Eigenschaften und Werken, Kap. 8. 9.; im zweyten, die Lehren der h. Schrift von unsern Pflichten, K. 10; im dritten, die Lehren der h. Schrift von unserm natürlichen Verderben, und zwar von desselben Natur und näherm Ursprung, ersten Urheber, fernern Folgen, und von der Unschuld Gottes dabey, K. 11 — 14; im vierten, die Lehren der h. Schrift von den Mitteln zur Hebung dieses Verderbens, wo vorkömmt: die Nothwendigkeit einer fremden Genugthuung zur Wegschaffung dieses Verderbens, K. 15; die nöthige Beschaffenheit des Genugthuenden, oder die Person des Mittlers, K. 16; die Wirklichkeit solcher Genugthuung oder das Mittleramt Jesu, K. 17; die Bekanntmachung dieser Sache, oder die Berufung, K. 18; die Anwendung oder Zueignung derselben, oder die Wiedergeburt, K. 19; derselben Urheber, oder der heilige Geist, K. 20; derselben innere Folgen, d. h. die Bekehrung und Sinnesänderung, K. 21; die guten Werke, K. 22; die tägliche Buße und der Fleiß in der Heiligung, K. 23; derselben äussere Folgen, die Rechtfertigung vor Gott, K. 24; die Vereinigung mit ihm, K. 25; die Mittel hiezu, als: die Führungen Gottes, K. 26; das Wort desselben, K. 27; die h. Taufe und das Abendmahl, K. 28. 29; der Beschluß des vierten Abschnitts, K. 30; und im fünften, die Lehren der h. Schrift von dem Zustand der Menschen nach dem Tode, K. 31; und der Beschluß der ganzen Abhandlung im 32ten K.

Schon

Schon diese Zeichnung der vom Verf. gewählten Ord-
wird den Lesern zur Bestimmung des Werths seines
s einigermassen helfen können. Die Wahrheiten sol-
ich in demselben, (wie in dem beyden Töllnersch
riften: meine Ueberzeugungen und meine Vorsätze;
en meiner Ueberzeugungen u. a. m.) in Selbstge
hen entwickeln. Zuweilen geschicht es richtig und
lich, sehr oft aber ist es mißlungen. Durchgehends
die Kapitel in Paragraphen zerschnitten, wo öfters,
in einem metaphysischen Compendium, geschlossen,
orhergehende citirt wird, und alles aufs strengste bewie
verden soll. Der Vortrag ist hin und wieder simpel
ührungsvoll, meistens aber trocken und ermüdend. In
Schrift: Gewissenhaftigkeit und Einsicht, was. for-
diese von einem Mann, der ein Mitglied des Ham-
er Ministerii ist: (Brandenburg 1773.) hat sich Hr. R.
verschiedene Artickel, z. B. vom Sündenfall, der Drey-
keit, der Genugthuung J. C. 2c. mit der Kürze und
heidenheit in etlichen Zeilen ausgedrückt, welche die
ge Zahl der allenfalls dahin zu ziehenden biblischen
len erheischt. Hier breitet er sich über die geweyheten
egrif aufs umständlichste aus, räsonnirt in die Kreuz
in die Quere, findet jene Zweige desselben wesentlich
wohlthätig, — die ganzen: urkundlich göttliche Weis-
Aber multa agendo nihil egit, möchte wohl man-
hier beyfallen. Diesem Buch nach zu urtheilen, schiene
Verf. selbst kein freyer Geist, sondern sein Nacken noch
e das Joch des Lutherischen Glaubenssystems gebeugt
yn, — wenn nicht die übrige neue Schriften desselben
ermuthung erregten, als ob er überhaupt mit der Wahr-
nur — spielte.

Soll gegenwärtige für Weltleute von einer gewissen
e etwa bestimmt seyn: so ist dazu der Waitzen mit allzu
Spreu vermischt. An den vorhin angeführten Töll-
hen Schriften, oder an Sacks Glauben der Christen 2c.
n sie eine unweit reinere und köstlichere Nahrung
n.

Sc.

t und Gesinnungen des vernunftmäßigen Chri-
enthums. Zweyter Theil, von D. Georg Friedr.

Seiler. Coburg, bey Rud. Aug. Wilh. Ahl. 1775. 8. 296 S.

Hier erfüllt der V. das Versprechen, welches er vor ungefähr fünf Jahren gethan, die christliche Glaubenslehre auf eben die Art bearbeitet herauszugeben, wie er die christl. Sittenlehre behandelt hat. *) Und so legt er dann der Welt an beyden Theilen ein Corpus vor, welches „die wichtigsten Lehren der christlichen Religion dergestalt in sich fasset, daß man sie zur Erinnerung wiederholen und zum Trost und zur Erbauung nützen kan.„ Es sind 72 Unterhaltungen eines Christen mit Gott und mit sich selbst, oder Betrachtungen, theils nach Anleitung eines biblischen Spruchs angestellt, theils ohne solche, — die allemal mit wirklichem Nutzen, besonders von denen, welche Einem Lehrsystem mit dem V. zugethan sind, gelesen werden können. Wer überall nach strenger Richtigkeit der Gedanken und Vorstellungen, und nach Schmuck, Adel und Kraft der Schreibart vor allem andern fragt, der möchte sich freylich hier nicht selten in seiner Erwartung getäuscht finden. Auch werden Leser, die den Crugotschen Christen in der Einsamkeit, — wir meynen den ächten, nicht den vom jüngern Bahrdt gemißhandelten, durchwässerten und durchsäuerten — kennen, die ihn vielleicht zu ihrem Handbuch gewählt, und mit dem Geist und Ausdruck desselben sich vertraut gemacht haben; oder die an das Feuer und die Innigkeit der Lavaterschen Erbauungsschriften gewöhnt sind, wenn sie von der Lecktür eines Stücks in solchen unmittelbar zu diesem Andachtsbuch schreiten, den Kontrast merklich finden, und demselben sobald keinen Geschmack abgewinnen können. Indessen werden alle diese darinn immer vieles zu ihrer Erweckung und Befestigung im Guten antreffen. — Im grossen Hause Gottes müssen mancherley Gefäße seyn, die gleichwohl alle dem Herrn brauchbar seyn können. Der Christ in der Einsamkeit taugt nur für eine kleine Zahl von Lesern, wenn diese Schrift dagegen einer unweit grössern nützlich ist. Durchweg athmet ein Geist der Ruhe, der Sanftmuth und Liebe; Unterricht und Ermahnungen sind nicht stets aufs Allgemeine eingeschränkt, sondern gehen oft ins Besondre; die Sprache ist ungekünstelt, fliessend und deutlich, nur hin und wieder mit eigentlich biblischen, auch ver-

*) S. diese Bibl. B. XIV. S. 471.

schiednen der gangbaren ascetischen Redensarten, wahre Bedeutung nicht alle Leser verstehen; etwas laden. „Die wahre Frömmigkeit, so schließt der V. Vorrede, ist ein tägliches Wohlleben. Von dieser ite laßt uns das Christenthum in seiner liebenswür en Gestalt unsern Zuhörern und Lesern zeigen; gewiß, wird den mehtern gefallen.„ Ja das wollen wir thun, wenn wir auch in Meynungen und Vorstellungs uns von einander scheiden, einer zur Rechten geht, der andre zur Linken, doch darin zusammentreffen, wir unsre Brüder zu Thätern des Worts zu machen en, welche werden seelig seyn in der That.

Ar.

blischer Geschichtscatechismus für Kinder von gu er Erziehung. Nach des vortreflichen Herrn Osterwalds Lehrart so abgefaßt: daß die wichtig ten Begebenheiten, Wahrheiten und Pflichten des Alten, und Neuen Testaments in einer nützli hen Verbindung vorgetragen sind. Zur Erleich erung der Privatunterweisung für einsehende Eltern und Erzieher, denen die biblische Beleh ung und Gottseeligkeit ihrer anvertrauten Jugend wichtig ist, aufgesetzt von C. D. Küster, Consi torialrath, Inspector und erster Prediger der deutschen Reformirten Gemeinde zu Magdeburg. Magdeburg, in der Scheidhauerschen Buchhand ung. 1774. 8. $17\frac{1}{2}$ Bogen.

Da kein Buch in der Welt auf so wenig Bogen so viel nützliche Geschichte und Lehren enthält, als die h. hrift: so dringt der V. mit großem Ernst darauf, daß gen Gemüthern diese biblische Geschichte und Lehren ig eingepräget werden. Viele Erfahrungen haben es ätigt, daß der Verstand und das Herz der Kinder am hwindesten zu richtigen und festen Grundsätzen in der ktischen Tugend gelangt, wenn die Bibel das frühe und ändige Hauptbuch bey dem sittlichen Unterricht ist. rum hat der V. zum Dienst solcher Eltern, die sich gern

wöchentlich einige Zeit auskaufen, um ihre Lieblinge in den heilsamsten Wahrheiten und Pflichten zu unterrichten, diese Bogen herausgegeben, die eine Kopie von einer aus dem Gedächtniß aufgeschriebenen Catechisation in sich fassen. Dabey gedenkt er in der Vorrede, daß bey verschiedenen Gemeinden die Jugend so glücklich ist, von ihren achten bis ins sechzehende Jahr hintereinander, von ihren öffentlichen Lehrern catechetischen Unterricht in der Religion zu empfahen. Könnte denn das nicht bey mehrern christlichen Gemeinden eingeführt werden? — Die häufigen Klagen über Unwissenheit in den nöthigsten Wahrheiten und Pflichten müßten alsdenn gewiß sparsamer zu hören seyn; oder sollte es angehen, daß junge Leute, die zu hunderten in aller Unwissenheit aufwachsen, ohngeachtet sie schon von ihrem siebenden Jahr bis ins zehnte richtig alle Winter 3 bis 4 Wochen, manchmal gar 12 Wochen, in der Schule zu den Füßen ihres Schneiders oder Leinwebers gesessen haben, sollte es würklich angehen, daß aus ihnen in ihrem 14 oder 15ten Jahre diese schädliche Unwissenheit mit einem male weggebannt werden könnte, nachdem sie unter vieler Angst in einen paar Stunden 6 — 8 Wochen lang auf ein halb Schock unverständige Fragen ihre eben so unverständige Antworten kümmerlich hersagen gelernt? Viele Lehrer und Eltern sind aus dem Schlummer der Gleichgültigkeit erwacht, und verschaffen ihren anvertrauten Kindern einen bessern Religionsunterricht; wollte Gott, daß sich die trägen und gleichgültigen Väter und Lehrer zur baldigen Nachfolge reizen ließen! Wer Menschenliebe genug, und noch oben drein Recht und Fug hat, sich solche Erinnerungen gesagt seyn zu lassen, sie allgemeiner bekannt zu machen, und darüber halten zu lassen, versteht den Wink. — Uebrigens haben die vielen Geschäfte dem V. wol nicht gestattet, sich mehr Zeit zur Abfassung seines biblischen Geschichtscatechismus zu nehmen; sonst würde mehr Richtigkeit des Ausdrucks, Deutlichkeit und Kürze, aber auch weniger Weitläuftigkeit zu spüren seyn. Zur Zugabe kommt im letzten Kap. eine kurze Kirchengeschichte der alten patriarchalischen, heydnischen und christlichen Religion in Deutschland.

Zk.

2. Rechts-

2. Rechtsgelahrheit.

en in Sachen des Kayserl. ehstnischen Provincial-
onsistorii, und des Herrn Rathsverwandten Apel
Heinrich Lindfors, — betreffend den der hiesigen
Kayserl. privilegirten Buchdruckerey zustehenden
Verlag des ehstnischen Hand- oder Gesangbuchs.
Reval, gedruckt mit Lindforsschen Schriften. 1774.
n Fol. 21 Bogen.

och sind uns, ausser den gegenwärtigen, niemals ge-
druckte Acten von einem in Ehstland geführten Pro-
zu Gesicht gekommen; wir zeigen sie an, wenigstens
Leser, welche die dasige Proceßform kennen zu lernen
ischen. Das ehstnische oder eigentlich das ehstländi-
Provincialconsistorium zu Reval hatte sich wider das
dortigen Druckerey schon in der schwedischen Regie-
gszeit ertheilte, und oft, selbst im Jahr 1770 bestätigte
vilegium, seit 1721. den Verlag des ehstnischen Gesang-
s angemasset, und erhob Klage, da der jetzige Besitzer
Druckerey von seinem alten Rechte Gebrauch zu ma-
anfieng; er wurde aber sowohl von der revalschen
ierung, als von dem Reichsjustitzcollegium in Peters-
, völlig geschützet. In den hierbey gewechselten
riften haben wir manche unerwartete Nachricht ge-
den.

ergnädigste Kirchenordnung Ihro Kayserlichen
Majestät Catharina II. Selbstherrscherin aller Reus-
en ꝛc. für alle römischcatholische Gemeinen des
Rußischen Reichs. Moskau 1774. 4 Quartbogen.

Man halte dies nicht etwa für eine vollständige in der
gegenwärtigen Form und unter dem angezeigten Ti-
von der Kayserin bekanntgemachte Kirchenordnung:
sind blos 3 einzeln in verschiedenen Jahren gegebene
erl. Verordnungen, welche größtentheils die römischka-
ischen und unirten Kirchen und Klöster, doch auch die
chischrußischen in den von Polen abgerissenen zum ruſ-
sischen

schen Reich gekommenen Provinzen, betreffen. Wir merken daraus bloß an, daß dem Bischoff über alle römischkatholische Kirchen und Klöster, und auch dem unirten Erzbischoffe, unter dem alle Unirte stehen, ein geistliches Consistorium soll an die Seite gesetzt werden, von welchem alle Appellation an das Justitzkollegium der lief- ehst- und finnländischen Sachen zu Petersburg, und von da an den dirigirenden Senat, gelangen soll. In Ansehung der päbstlichen Bullen ist, wie man leicht vermuthen kan, befohlen, daß sie ohne besondre kaiserliche Erlaubniß nicht dürfen bekannt gemacht werden.

Pr.

Vom Wendisch-Rügianischen Landgebrauche, von Thomas Heinrich Gadebusch, Königl. Professor des Staatsrechts zu Greifswald. Stralsund, bey Struck, 1774. 13 Bogen in Folio.

Der Rügische Landgebrauch ist eine Sammlung der uralten wendischen Rechtsgewohnheiten auf der Insel Rügen, und zum Behuf des dortigen Landgerichts, (dem noch itzt, bis auf einige Eximirte, die meisten Rügischen Edelleute unterworfen sind) etwan um das Jahr 1529. in Niedersächsischer Sprache von einem gewissen v. Normann, damaligen Sekretär des Landgerichts, nachherigem Landvoigt, mit vieler Mühe gesammelt und unter die gehörigen Rubriken gebracht worden. Er ist aber zu keinen Zeiten von dem Landesherrn als ein Gesetzbuch erkläret und bestätiget worden, wenn gleich verschiedenemal und noch 1732. zu dieser Absicht Verordnungen ergangen, und in einer besondern Commißion Untersuchungen deswegen angestellt sind. Auch ist er im Lande nicht gedruckt, sondern steckt in öffentlichen und Privatbibliotheken, wie denn ebenfalls der einzige Druck, welchen Herr Syndikus Dreyer in Lübeck davon besorget hat, nach unvollständigen und fehlerhaften Abschriften veranstaltet, und ein altes geschriebenes Exemplar, das sonst bey dem Landgerichte gewesen, von gedachter Commißion nicht wieder zurückgeliefert worden. Bey diesen Umständen ist der Willkühr des Landgerichts in Fällen, wo nicht hauptsächlich die gemeinen Rechte und Landesverfassungen entscheiden, vieles überlassen.

Von

Von allem diesen giebt der V. gleich Anfangs eine kurz und, besonders für Pommersche Rechtsgelehrte, sehr in sante Nachricht. Bey der Menge der abweichenden dschriften ist also vornemlich eine kritische Ausgabe des dgebrauchs die Hauptsache. Diese kündigt der V. zu h an, und beschreibt die 10 Codices, welche ihm zu sol Absicht mitgetheilt worden, wie auch die Art, mit wel er dieselben, nebst der Dreyerschen Ausgabe, zu be igen zu brauchen angefangen hat. Unter denselben sind Uebersetzungen in die hochdeutsche Sprache; der Verf. r gleich sich darüber nicht ausdrücklich erklärt, wird noch diesen Landgebrauch in dem alten platten Dialekt, aus dem 44. §. zu ersehen ist, herausgeben, und ein ssarium über die veralteten Wörter dabey anhängen. Sollte nun diese Ausgabe die Würkung haben, (wie leicht geschehen kan) daß der Landgebrauch endlich ein hiedurch zu einem von dem Landesherrn bestätigten etzbuche würde: so ist leicht abzusehen, daß diese Arbeit l so verdienstlich seyn würde, als wenn man einen alten ner ohne alle weitre Mühe noch einmal abdrucken läßt; das Vergnügen zu haben, auf den Titel setzen zu kön : Cura — — qui & suas notulas adspersit.

Aber auch ausserhalb dieses Gesichtspunktes werden ner das S. 32. angeführte Urtheil des seel. Herrn Vi äsidenten von Engelbrecht richtig finden: Hoc anti limi juris patrii monumentum interpretationi jurium maniae septentrionalis summopere inservire potest.

Wir wollen übrigens nicht hoffen, daß Hr. Pr. Ga sch dieses sein Vorhaben bereits sollte aufgegeben ha , wie aus dem Verzuge vermuthet werden könnte. Es e zugleich wunderbar und zu bedauern, wenn auch die Unternehmen bey dem Anfange verbliebe.

Im.

potestate summi Pontificis in tollendis regularium ordinibus Dissertatio singularis, adversus amicam defensionem Societatis Jesu, aliasque Juribus summae sedis inimicas Dissertationes in Germania editas. Ulmae, impensis J. C. Wohleri. MDCCLXXV. n 4. 56 Seiten.

Wir

Wir haben von dieser Abhandlung zwar schon eine Uebersetzung *) angezeigt, aber nur nach dem allgemeinen Verhältnisse mit der Schrift, worauf sie sich bezieht, weil wir aus Mangel des Raums uns einschränken und das Weitere auf die Anzeige des lateinischen Originals verschieben musten. Jetzt wollen wir weitläufiger davon reden.

Der V. ein Mann, den man bey aller seiner bescheidenen Bemühung, seinen Namen zu verbergen, an dem Gange seiner Beredtsamkeit, an der Aufrichtigkeit seiner Gedanken und an der Gründlichkeit seiner Urtheile bald erkennen kan, wenn man sich auf die Schriften zurück erinnert, welche seit einigen Jahren über die Klostermaterie in Bayern erschienen sind, hat mit dieser Abhandlung die Zufriedenheit des gottseel. Pabstes Clemens XIV. mit solcher Ueberzeugung verdienet, daß darüber ein eigenes Breve entstanden. Um den Innhalt desselben sich noch verdienter zu machen, erachtete sich der V. verbunden, der Schrift durch eine erweiterte und verbesserte Auflage mehrere Vollkommenheit zu geben; das ist die Geschichte dieser gegenwärtigen Auflage bis dahin, da sie den Weg nach Rom antreten sollte, wo sie der H. Vater erwartete; aber vor dem Antritt der Reise starb der Pabst; und nun erbt sie sein Nachfolger Pius VI. dem sie dedicirt ist.

Die Widerlegung der amicae defensionis ist der Grund dieser Schrift. Der amicus defensor nimmt seine Zuflucht zu dem Jure naturae sociali, erklärt daraus die Ordensgesellschaften überhaupt, und denn auch die Gesellschaft Jesu insbesondere, wafnet sich dabey mit Versicherung seiner vollkommensten Ehrerbietung für den römischen Stuhl, die auch der erste Grundsatz der Gesellschaft Jesu sey, welche aber zugleich lehre, daß man doch unsträflich die päbstliche Verordnungen unbefolgt lassen könne, so bald man sich einbilde, daß sie ungerecht sind. Diese allgemeine Vorerkenntniß von dem Zuschnitte der amicae defensionis vorausgeschickt, nimmt der V. nun seinen Mann genauer ins Gesicht, um von ihm auszuforschen, was er eigentlich sagen will. Und so sagt er denn: 1) ein Mönchsorden entspringt bloß aus dem natürlichen und göttlichen Rechte, für den gemeinen Zweck der ewigen Wohlfahrt, so weit sie durch Mittel der Frömmigkeit zu erlangen stehet, die Modification dieser Mit-

*) Von der Macht des römischen Stuhls ꝛc. Bibl. XXV. 2. S. 587.

el hängt von der Willkühr der Ordensgesellschaft ab.
icht jeder Orden ist der Jurisdiction der Bischöffe und
nicht der Jurisdiction des römischen Stuhls unter=
:n, wenn gleich einer oder der andere von der Juris=
n der Bischöffe (wie z. E. die Gesellschaft Jesu) be=
wäre, woraus firmatio regulae in casibus non exce-
olgen könnte; die Bischöffliche und Päbstliche Juris=
n erstreckt sich nicht weiter, als etwan auf Accidental=
1. 3) Die eigentliche Mönchsjurisdiction ist sehr von
eistlichen Jurisdiction unterschieden; jene gründet sich
ie Einsetzung Christi und ist sich durch die ganze Chri=
eit gleich, diese aber gründet sich bloß auf den Vertrag
Gesellschaft und auf die Regierungsform, welche von
rsten Paciscenten festgestellt und von ihren Nachfol=
acceptirt worden, worein also weder der Bischoff, noch
Pabst so wenig, als in jede andere bürgerliche Gesell=
, etwas zu sprechen hat. 4) Eine solche religiöse Ge=
aft kan sich ausser allem Zusammenhange mit jeder
lichen Republik an ganz einsamen von der bürgerlichen
lschaft noch nicht occupirten Orten und Eremitagen
ren. Wenn eine solche unter der untrüglichen Ge=
igung der Kirche aufgerichtete Gesellschaft wieder auf=
en werden will, so ist das nicht nur wegen der bür=
hen gesellschaftlichen Verbindung, sondern auch noch
gen unmöglich, weil die Verbindung durch Gelübde,
n Gott geschehen sind, bekräftiget ist, wo nun der
t nicht willkührlich dispensiren kan, weil seine Macht
weiter gehet, als mit Klugheit nach dem Willen Got=
nd der Seelen, die gebunden oder los seyn wollen,
er Macht, zu binden und zu lösen, zu bedienen.
in aber der Pabst nach den jedesmaligen Grundsätzen
esuiten untrüglich ist, so muß er auch auf alle Fälle
seyn.) 5) Wenn nun eine solche nach ihren eigenen
n entstandene Gesellschaft für gut findet, ganz in
chem Stande zu leben, dann braucht sie dazu weiter
, als die Vergünstigung des weltlichen Landesherrn,
ne jede andere weltliche Gesellschaft. So bald sie aber
inmal hat, die Bewilligung der Kirche jedoch (nicht
s; giebt es denn aber wohl auch eine katholische
ohne Pabst? Wohlan!) vorausgesetzt, so genießt
n derselben Stunde an alle Rechte einer jeden bürger=
Gesellschaft, und kan nun von keiner geistlichen
t mehr aufgehoben werden, so lange sie nach der Re=
gul

gul ihres Instituts (noch weniger, so lange sie gegen die Regul desselben) lebet, aufgehoben werden, gleichwie eine jede bürgerliche Gesellschaft von der Landesobrigkeit gegen eine jede andere Obrigkeit beschützt werden muß; woran nichts hindert, wenn gleich 6) in einem oder dem andern solchen weltlichen Staat ihre Rechte eingeschränkt werden wollten, weil dergleichen Einschränkungen nur partikulare Ausnahmen von der Regul wären, die im Ganzen der Regul nicht schaden. Der H. V. hat nach unserer Meinung vollkommen Recht, so fern er gegen diese Sätze beweisen will, daß der heilige Stuhl befugt ist, jeden geistlichen Orden vermög seines Löseschlüssels aufzuheben; und dann hört allerdings die Geistlichkeit des aufgehobenen Ordens, folglich auch die Unterwürfigkeit unter den heiligen Stuhl auf. Wenn also der Hr. V. mit seiner Schrift, wie es scheint, die Absicht verbunden hat, zu zeigen, daß eine durch die Aufhebung ihrer geistlichen Eigenschaft weltlich gewordene Ordensgesellschaft nicht befugt sey, ihr System in der Weltlichkeit unter bloß weltlichem Schutze zu continuiren; so glauben wir, daß er zu weit gehe, so wohlgemeint auch seine Absichten für die Befugnisse des römischen Stuhls seyn mögen. Denn gleichwie ein toleranter Landesherr Socinianer, Quäcker, Herrnhuter, Juden ꝛc. in seinem Lande dulten, und ihnen einen nach den Umständen der Regierungsverfassung modificirten Gottesdienst erlauben kan, warum sollten diejenigen ausgeschlossen seyn, die catholische Christen, wie andre sind, nur mit dem Unterschiede, daß sie unter sich eine eigene Gesellschaft formiren, und sich lieber nach Jesu, als sonst einen andern Namen, nennen lassen wollen? Welche Obrigkeit wird es einer Handwerks- oder andern Zunft verbieten, mit ihren Zusammenkünften gewisse geistliche Ceremonien, Gebetsformuln, Vorlesungen ꝛc. zu verbinden, oder gewisse unschuldige Kleider zu tragen, wie z. B. in manchen Reichsstädten die Aeltesten der Handwerker weisse Ueberschlägelchen am Halse, oder die pohlnische Juden lange schwarze Röcke tragen? Dieses nimmt dem Verdienste des gelehrten und in Ansehung seiner übrigen für die Abschaffungswürdigkeit des Ordens geäusserten Urtheile sehr unpartheyisch und rechtschaffen denkenden Verfassers nichts; wir glauben auch nicht, daß unter der Erhaltung einzelner Bruchstücke die Güte der Sache, in Ansehung des Ganzen, den geringsten Nachtheil zu befürchten haben werde; indessen so wenig der protestan

Johanniterorden sich für abgeschaft halten würde,
n katholischen ein solches Schicksal treffen könnte,
wenig kan derjenige Theil des Jesuiterordens, wel
der Diöces des römischen Stuhls unter die Juris
einer bloß weltlichen Obrigkeit ausgewandert ist,
r geistlichen Macht abgeschafft werden, die in dem
erselben weltlichen Obrigkeit keine weitere Juris
hat, als so weit sie von der weltlichen Obrigkeit ver
t. Ueberhaupt lehret die Erfahrung, daß die gänz
rtilgung einer Gesellschaft, deren Verfassung reli
, eine sehr schwere Sache ist, und daß die Verban
eistens entgegen gesetzte Wirkungen hat.

rt auf die Frage: Ob ein protestantischer Dom, ohne Rücksicht auf ein statuten- oder gewohn smäßigen Cälibat, befugt sey, mit Beybehal der Präbende zu heirathen? Frankf. u. Leipz. 4. 8. 32 B.

äre manchem katholischen Geistlichen gut, dem nichts niger, sagt der katholische Verfasser, als ein geistli eisch gewachsen ist, wenn er die Ehe statt des Cäli lobt hätte, dem zu Lieb er kaum eine kleine Quaran ushalten mag, bey welcher Gelegenheit der jungen istlichen Cälibat in lateinischer Sprache sehr redne ter dem Namen Trossueus geschildert wird, a capite em totus pulchellus et elegans, totus perfusus cha-, comam habet scitissime pexam, arabico pulvere m, madentes cincinnorum fimbrias, vestes sericas, icas, holosericas; lucent sacris e digitis gemmae, que pergit, fluunt balsama, — versicolore hoc ut pavo — cervicem rotat, gradum frangit — ob- habet forte Juditham cum Holopherne oculos, m et animum perdit in ejus sandaliis, spirituale mit osculum manibus, arridet fiducialiter, ambi- aspergit sales, puellam illiberalibus tam diu fati- cis, ut rubore plena solacem proterviam eloquenti o improbet, — abeuntem mente sequitur, terque que videt, an non retro videat, tussit et cantil- Haec foris, quid domi? Elegantes ipsi sunt aedes ri pratis aemulae, lauta et munda suppellex, ca- lelitaeus, attica bellaria, Apollinis fides, cantaus

Calliope, cedrina sponda, olorinae plumae &c. — nonne haec vitiorum pabula? Debent utut reluctantibus ex tali sagina oriri sanguinis et spirituum cestus, ex cestu majores affectuum impetus, ex impetu lascivientes lapsus. Nec hic rara occasio. Ancilla, curatrix, affinis, custos domus, culinae et cellae, multiplici sub titulo pro omni casu adest ad manus levis, compta, sine pudore pudica, sine rubore rubicunda &c. Indessen zwingt eben um dieser allgemeinen Versuchung willen die katholische Kirche niemanden zum ledigen Stand; aber denjenigen, die sich ungezwungen dazu entschließen, um geistliche Pfründen zu haben, schreibt sie Bedingungen vor. Eben so verhält sich auch die protestantische Kirche zu Osnabrück, welche jenen Bedingungen der katholischen beygetreten ist. Den Cälibat demnach, als eine conditionem potestativam betrachtet, die nichts unehrbares oder irreligiöses hat, kan ein protestantischer Domherr sich wohl dazu verbindlich machen. Hat er sich aber einmal dazu durch den Eintritt in das Kapitel verbindlich gemacht, so kan er auch seine Verbindung nicht zurück nehmen, ohne den ganzen Contract aufzuheben. Der ganze Mißverstand scheint bloß davon herzukommen, daß der Protestante das geistliche Gesetz mit dem bürgerlichen verwechselt, und dieses durch jenes verdächtig machen will, fast wie der Protestant, der am Sonnabend krank würde, und da der Arzt das Fleischessen ihm verböte, dieses Verbot deßwegen nicht halten wollte, weil dergleichen Fasten in der protestantischen Kirche nicht geboten sind.

Gm.

Die Freyheit der Rheinschiffahrt rc. Vertheidigt von dem Verfasser der wichtigsten Angelegenheit rc. Offenbach und Hanau, bey Weiß, 1775. 79 S. in 8.

Die Stadt Strasburg hat schon, so lange ihre Schifferzunft dauert, die alleinige Schiffahrt auf dem Rhein an sich zu ziehen gesucht. Als in neuern Zeiten dieser Zweck ihr allein nicht erreichbar schien, verglich sie sich zu jener Absicht mit den churmainzischen Schiffern. Churpfalz widersetzte sich diesem zum Präjudiz aller übrigen Rheinanwohner geschlossenem Packto so lange, bis es mit hineinge-

ward; und so entstand eine Einrichtung der Rhein-
)rt, zum Vortheil dieser drey Paciscenten, zum Scha-
d zur Ausschließung aller übrigen an den Rhein grän-
Staaten.

Der Verf. behauptet dagegen, daß kein Staat ein
liessendes Eigenthumsrecht über die durch sein Ge-
ufenden Flüße nach der Natur erhalten könne; daß
einen Fluß grenzende Staaten das Recht haben, auf
anzen Flusse nach Belieben hin und her zu schiffen
Baaren zu führen u. s. w. weil er, in Absicht auf solchen
uch, ihr Miteigenthum ist, da der Fluß von einem Ende
m andern in einem angrenzenden Staate nicht existi-
nnen, wenn er nicht in dem andern angrenzenden
e auch wäre; daß Kais. Rudolph II. in einem Privi-
ür die Stadt Speyer, vom 18ten Octobr. 1576. die
eine Freyheit der Rheinschiffahrt anerkannt habe;
lbige im Westphälischen und Ryswickschen Frieden
gt worden; daß die Stadt Strasburg zur Zeit des
keine ausschliessende Schiffahrtsgerechtigkeit besess-
daß die neuern Kais. Wahlcapitulationen aller der-
n Sperrung der Flüsse im deutschen Reiche gerade
en; und es endlich auch nicht einmal dem politischen
eile jener drey Paciscenten gemäß sey, durch die allei-
Schiffahrt auf dem Rhein das Geld ihrer Nachbarn
) zu ziehen; indem ein Staat, der seine Nachbarn
nache, am Ende selbst dabey am meisten verliehre.

Der menschenfreundliche und für unser Vaterland so
lich patriotisch gesinnte Verf. wünscht, daß alle die
cklichen Sperrungen, Beschränkungen und Beschwe-
en der Fahrten auf den deutschen Strömen abgestellt
n mögen. Wir wünschen es mit ihm von ganzem
n, hoffen es vors erste nicht, und glauben am wenig-
daß dergleichen zu flüchtig entworfne Schriften, die
ilosophischen Theile nicht philosophisch genug, und im
schen nicht juristisch genug sind, zu jenem großen Zweck
merkliches beytragen dürften.

Tr.

mi Simon, F. Erem. August. in Univ. Erford. SS.
nonum & Hist. Eccles. Prof. P. O. Institutiones
nonicæ, sive Corollaria ex universo jure histo-

rico-ecclesiastico, i. e. antiquo novo & novissimo. Erfurti, lit. Straubii, 1775. 1199 S. in 8.

Der Verfasser zeigt sich in dieser Arbeit, die nach den 3 Gegenständen der Justinianischen Institutionen abgefaßt ist, als einen denkenden Gelehrten. Er verbindet die canonische Rechtswissenschaft mit der Geschichte beständig, kennt die Quellen meistens, lehret sehr deutlich, besser als seine Glaubensgenossen, und ist in Streitfragen nicht so hitzig und unbescheiden, als die meisten derselben. Nur in der Lehre von der geistlichen Hoheit und der Macht des Pabstes haben viele neue catholische Schriftsteller reinere und gesundere Grundsätze.

Hk.

---

3. Arzneygelahrheit.

J. Fr. Zückerts, — medicinisches Tischbuch, oder Cur und Präservation der Krankheiten durch diätetische Mittel. 2te vermehrte Auflage. Berlin, bey Mylius, 1775. 8.

Die 10te Auflage wünschten wir von dieser vortrefflichen Schrift eb'en so geschwind, als vom Cadogan zu sehen, und wir sind überzeugt, daß bey diesem zunehmenden Geschmack an Hrn. Zückerts diätetischen Schriften der V. alsdann unendlich größern Nutzen gestiftet hätte, als andre Aerzte durch die besten beschriebenen Behandlungen der Krankheiten selbst. Wir haben auch desto größere Hofnung, diesen Wunsch erfüllet zu sehen, da der V. seinen Gegenstand so faßlich, so sehr für alle Stände von Lesern behandelt, und doch gründlich und unterhaltend schreibt, daß zuverlässig seine Schriften künftig alle eigentlich medicinische Abhandlungen von Krankheiten aus den Händen des grossen Haufens verdrengen, und diese niemand mehr, als Aerzte selbst, lesen werden. Denn immer ist uns in der That noch zweifelhaft geblieben, ob selbst die allgemein beliebten, allgemein gelesenen, populär geschriebenen medicinischen Schriften, deren Werth entschieden und durchgehends an-

: ist, doch in der That den wesentlichen Nutzen bey
)en und unter dem Volke stiften, oder nicht viel mehr
andern Seite den ohnehin großen Hang, unzeitig
)st und andern durch Arzneyen helfen zu wollen, ver-
und manchen nun erlaubt werde, einen negativen
lag zu begehen, sobald er sich unter die Vestung, z. E.
sotischen Schriften ziehet, ohne zu untersuchen, ob
: an sich unverbesserlichen Schriften auch lesen kön-
)er mit Geschmack gelesen. — Doch es ist in einem
ale nicht der Ort, dergleichen weitläuftig auszufüh-
- So wie es im gemeinen Leben oft die größte Klug-
rräth, nichts zu sagen, so ist es am Krankenbette auch
n so große Weisheit, keine Arzneyen zu geben, son-
loß durch eine gute Wahl von Nahrungsmitteln zu
. „Viele Personen, sagt Hr. Z. an convulsivischen
ampfhaften Zufällen, viele ausgemergelte und ent-
e Menschen, viele jämmerliche Lungensüchtige, die
nirten Hypochondristen, und diejenigen Frauensper-
die von der zerstörenden Wuth der Mutterbeschwe-
;anz zu Grunde gerichtet worden sind, erlangen ihre
:ne Gesundheit oft einzig und allein durch wohlaus-
:e Nahrungsmittel wieder, wo alle Kraft der Arz-
vergebens war, ja wo man durch den fortgesetzten
uch der Arzneyen den Tod beschleunigt haben wür-
Der V. hat ausser der Zubereitung und dem Ge-
e vieler guten diätetischen Mittel (eine Art von me-
chen Looft) nach vielen der wichtigsten Krankheiten
roße Mannigfaltigkeit von Speisen angegeben, die
f den Zustand des Kranken alsdenn passen und ihm
ahl erleichtern müssen, als in der Dörrsucht der Kin-
st aber hier die Erfahrung zuverlässig, daß ein Thee-
voll roth Wein, 2mal des Tages, ein gutes Heilmit-
oder ist sie von einem französischen Beobachter ent-
?) Bey ansteckenden Krankheiten und Epidemien
, ob es gleich nicht mit zur Diät gehöret, S. 84 eine
ung wider das unzeitige oder frühzeitige präservirende
ren, das große erfahrne Aerzte von Werlhof an,
eilig gefunden haben, vielleicht nicht übel angebracht
:n seyn, da es so sehr dem Geschmacke des großen Hau-
)meichelt. Unter den ausgezeichneten Krankheiten
och Engbrüstigkeit, hitzige Fieber, kalte Fieber, gal-
Gicht, Podagra, Hämorrhoiden, Husten, Melan-
Lungensucht, Auszehrung, Bleichsucht, Durchlauf,

Entzündungen, englische Krankheit, Blutflüsse ꝛc. nach den Vorschriften der besten Aerzte, und nach der vernünftigsten Theorie durchgehends gut diätetisch behandelt, so daß nicht allein viele Kranke sich allein selbst, ohne medicinischen Beystand, Hülfe aus dieser Schrift verschaffen, sondern auch Aerzte sich ihre Bemühungen bey Kranken ungemein dadurch erleichtern werden. Sie ist 370 Seiten stark.

Sr.

Chirurgische Geschichte mit theoretischen und practischen Anmerkungen, entworfen von Ehregott Leberecht Schneider, Wundarzt in Mitweyda. Siebenter Theil. Chemnitz, bey Stössel, 1775. 8. 134 Seiten.

H. Schneidern kennt man schon. Er schreibt mit einigem Beruf, und seit dem er sich einige Warnungen zu Nutze gemacht hat, mit einigem Beyfall; ob er gleich noch immer viel zu schwatzhaft ist, und uns oft da etwas ganz bekanntes erzählt, wo er Wunderdinge zu erzählen glaubt. Indessen verdient er doch immer bey weitem den Vorzug vor seinem Landsmanne, H. Schuster. Dießmal erzählt er uns neun Krankengeschichten.

Durch unvorsichtiges Abschneiden der Nägel entstand eine heftige Entzündung des ganzen Arms, welche verschiedne Eitersammlungen und Brandblasen, die sich endlich in brandige Geschwüre verwandelten, veranlaßte. Durch nöthige Einschnitte und China ward der Schade gehoben.

Ein neugebornes Kind hatte am urinaco eine große Geschwulst, welche Därme, und vermuthlich einen Theil des Kolon und Mastdarms enthielt; denn wenn man sie äusserlich drückte, kamen Exkremente und Winde aus dem Hintern, und die Geschwulst ward kleiner und weich. Bald darauf hörte man ein Kollern in derselben, und sogleich schwoll sie wieder zu ihrer vorigen Größe auf.

Eine Fistel am Gelenke des Fusses, welche von sich selbst entstanden, und bereits 21 Monate alt war, heilte der V. durch den äussern Gebrauch der Quecksilbersalbe. Er war nemlich so glücklich, die bisher verborgne Ursach derselben zu entdecken; und diese war ein gestopfter Tripper.

Eine

Eine heftige Erschütterung des Gehirns betäubte an-
lich den Kranken, und hinterließ endlich eine Lähmung
Sehnerven, der Augenlieder und der Muskeln, welche
untere Kinnbacke bewegen. Als sich nach Aderlässen
Blasenpflastern schon einige Besserung zu zeigen an-
, vertrauete sich der Kranke Quacksalbern an, die es in
er Zeit so weit brachten, daß er ganz blind war.

Ein Krebsgeschwür an der Unterlippe (ein verdäch-
s Geschwür wol nur) ward glücklich ausgeschnitten.

Auch einen eingeklemmten Bruch hat H. S. glücklich
irt. Das im Bruche liegende Netz war in einen Klum-
zusammengewachsen, und ward ohne Unterbindung ab-
hnitten. Den dritten Tag zeigte sich der Brand, wel-
jedoch die China bald hemmte.

Zu einer Wunde am Unterschenkel gesellten sich un-
muthet Convulsionen, die den Kranken tödteten. Man
im Grunde der Wunde eine kleine Pulsadergeschwulst,
auf derselben einen Nervenast. H. S. schreibt die Con-
ionen der durch die Pulsadergeschwulst verursachten
dehnung dieses Nervenastes zu.

Ez.

rrn D. M. K. Cohen theoretische und practische Abhandlung vom Stein, und den Arzneymitteln gegen denselben. Aus dem Lateinischen übersetzt, mit einer Vorrede, Anmerkungen und einem Anhange: worinnen von einem doppelten männlichen Gliede Nachricht gegeben wird; herausgegeben von J. C. Niemann, der Arzneywissenschaft Doctor. Halle, bey Hendel, 1774. 8. 108 Seiten.

Was doch der gute Hr. Niemann für Verdruß und
Aergerniß hat! Da giebt es Bösewichter und dumme
te, die behaupten, daß sein seel. Freund, der berühmte
Meckel, kein guter Practicus gewesen sey; da es doch
tkündig ist, daß er die Nerven ganz vortrefflich secirt,
einen Tractatum de morbo hernioso geschrieben hat,
giebt es Urinpropheten und Steindoctors, die ihm bey
en Patienten alle Augenblicke in den Weg kommen, und
wol das Ansehen geben, die Krankheit besser zu kennen,
er, da er doch ein Semiotikus von Haus aus ist, und

 die

die Semiotik so liebt, daß er an den 99 bekannten Semiotiken noch nicht einmal genug hat, und sich auf die hunderteste, wie auf den heiligen Christ, freuet. Und dennoch meint ers mit diesen Steindoctors noch so ehrlich, daß er ganz allein ihnen zu Gefallen Hrn. Cohens lesenswürdige Abhandlung vom Steine ins Deutsche übersetzt; ganz allein ihnen zu Gefallen wirklich; denn ächte Aerzte haben sie schon längst lateinisch gelesen. Herr Niemann mag sich beruhigen, diese Leute werden ja endlich zur Erkänntniß kommen. Er selbst ist ihnen ja mit einem guten Exempel vorgegangen, und gestehet pag. 46 mit so nachahmungswürdiger Offenherzigkeit, daß Er sich vormals prostituirt habe. Er mag nur unermüdet fortfahren, ihnen so löbliches Beyspiel zu geben, und ins künftige etwan einmal wieder bey Gelegenheit gestehen, daß Er sich jetzt abermals prostituirt habe, so wird sichs wol geben.

Diese Uebersetzung ist übrigens wunderschön. Hr. N. ist ein launichter Schriftsteller. Das Histörchen von der doppelten Hosenklappe ist niedlich. Daß er den alten Gaubius so hübsch hat ablaufen lassen, ist brav. Auch thut er wohl, daß er H. Cohen zuweilen zu rechte weiset. Wirklich zum Uebersetzen und Notenmachen schickt Er sich vortrefflich!

* * *

Auserlesene Abhandlungen praktischen und chirurgischen Innhalts, aus den philosophischen Transactionen der Jahre 1699 bis 1720 gesammelt und übersetzt von M. Nathanael Gottfried Leske, der Arzneywissenschaft Baccalaureus. Erster Theil. Mit Kupfern. Lübeck und Leipzig, bey Donatius, 1774. 8. 350 Seiten.

Dieses Unternehmen des Hrn. L. verdient offenbar Beyfall. So viele brauchbare Abhandlungen und Wahrnehmungen, die bisher in dem grossen und in Deutschland so seltnen Werke der philosophischen Transactionen verborgen lagen, und den meisten deutschen Aerzten und Wundärzten unbekannt blieben, sucht er aus diesem gelehrten Chaos hervor, um sie gleichsam ans Tageslicht zu bringen. Vieles ist nun freylich durch die Länge der Zeit gleichsam vermodert, vieles so altmodig worden, daß es dem

neuern

Geschmacke unmöglich gefallen kan; indessen erin-
r. L. ganz richtig, daß Wahrnehmungen nicht ver-
, auch verspricht er, eine Wahl zu treffen, und das,
ar nicht mehr brauchbar ist, weg zu lassen; jedoch
ert er, daß er nichts übergehen wird, was er nicht zu-
ohlbedächtig geprüft hat. Die Materien selbst ord-
nach einigen Classen. In jedem Bande machen die
Krankheiten den Anfang, darauf folgen die Krankhei-
s Kopfs, des Halses, der Brust. Bey jeder Wahr-
ung ist die Nummer der philos. Transactionen ange-
woraus sie genommen ist. Unnöthige Weitläuftig-
werden abgekürzt, überflüßige Beweise übergangen.
eutschen Kunstwörter entlehnt er vom Hrn. von Hal-
as englische Maas und Gewicht vergleicht er mit dem
hen. Schriftsteller, die die englischen Verfasser nur
in anzeigen, zeigt er genauer an. Genug, unsre Le-
n dem verdienstlichen Fleisse des Hrn. L. bey diesem
e zu überzeugen. Dieser erste Band enthält manchers
senswürdiges. Es wäre in der That zu wünschen,
us den Werken andrer gelehrten Akademien eine ähn-
Auswahl gemacht würde.

Ch.

Wilh. Trilleri Clinotechnia medica Antiquaria, s.
: diversis aegrotorii lectis, secundum varia mor-
orum genera. Frf. et Lips. 1774. 1½ Alph. 8.

iese Schrift ist eigentlich aus einer akademischen Pro-
beschrift entstanden, in der aber nur das Allgemeine
den Krankenbette der Alten ausgeführt war. Jetzt
r in dem dritten Abschnitte, der den bey weiten größ-
Theil des Werks ausmacht, auch die Betten beschrie-
wie sie einer jeden Art der Krankheit besonders ange-
en sind. Sehr ernstlich erklärt er sich gegen die erhi-
en Federbetten, die Plinius den Wollüstlingen seiner
aufrückte. Petron war nach dem Celsus der erste, der
r dieselben seine Kranken vergrub, um ihnen den Schweiß
upressen. Die heissen Betten sind lange den Aerzten
ch geblieben. Beym englischen Schweiße so gar soll-
die ermatteten Kranken durch Betten und Schweiß cu-
werden. Ein Arzt in Zwickau, dessen Name verges-
ist, widersetzte sich mit Muth dem Strome von Vorur-

theilen. Es ist nicht möglich, in die specielle Abhandlung einzutreten. Gewiß ists, die Alten hatten die Lage des Kranken, sein festes oder bewegliches, kühles oder warmes, hohes oder niedriges Bett, Bau, Luft und Licht des Krankenzimmers sehr zum Augenmerk. Aretäus, Celsus, Alexander und Aurelianus sind oft sehr genau in Beschreibung desselben. Hr. T. hat dies alles mit seiner bekannten antiquarischen Gelehrsamkeit gesammelt und auch über die Stühle und Betten der Gebärenden sich weitläuftig ausgebreitet. Freylich führt Hr. T. den Wißbegierigen durch viel Umwege, die doch immer anmuthig sind, zum eigentlichen Unterrichte. Aber es wird niemand verdriessen, da es doch allendlich viel darauf ankommt, daß ich einen Wassersüchtigen anders lagere, als einen, der am Blutspeyen leidet. Beyläufige Anmerkungen theils zu Aufklärung der Alten, theils solche, die Hrn. T. Privatmeynung über neuere Materien enthalten, findet man allerwärts eingestreut.

Br.

Lebr. Fried. Benj. Lentins D. Bergmed. und Stadtphys. zu Clausthal, Beobachtungen einiger Krankheiten. Göttingen, bey Vandenhoeck, 1774. 168 S. 8.

Das Mutterkorn entsteht häufig, wenn nach einem nassen Frühjahre der Scarabaeus solstitialis das Korn in der Milch ansticht, oder das vollsaftige Korn von selbst birst. Die übrigen Körner tabesciren dabey vom Ausflusse des Safts, und es wird also die ganze Kornmasse weniger gesund und nahrsam. Aber darum ist Mutterkorn noch kein Gift. Es wird es aber 1) durch den Honig- und Mehlthau, dessen reitzende Eigenschaft auch durch Obst, wenn es dasselbe behaftet, die Ruhr wirken kan, welches Obst für sich nicht thut; 2) dadurch, daß die andern Körner verschrumpfen, und Hülsen für Mehl geben; 3) dadurch endlich, daß in nasser Jahrszeit auch schädliche Unkräuter freudiger wachsen, und ihren Saamen unters Getraide geben. Durch den Honigthau wird auch der Gerste eine Ursache der Kriebelkrankheit. Hr. Lentin hatte sich vorgenommen, Hrn. Vogels Parthie zu nehmen, und das Mutterkorn nicht schädlich zu finden. Wir glauben es ihm, daß es auch eigent-

h kein Gift ist. Denn nach der Definition ist das
ft, was in kleiner Dosis tödtet. Und da hat er
Aber die Schädlichkeit des Getraides, wenn Mut
häufig ist; wenn Mutterkorn den andern Körnern
id Mehl geraubt hat; wenn Mutterkorn und das
verschmachtete Korn, das nicht aufgähren will, tei
ht und das acre viscidum hervorbringt, fast allein
eise genossen wird; diese Schädlichkeit hat Hr. Len
eicht bündiger, als andre, erwiesen, die gegen das
korn so höflich nicht sind. Immer Unglück genug,
ergleichen Brod im Leibe des armen Landmanns, als
er Kleister, sitzt, unnahrsam bleibt, und endlich scharf
d das Nervensystem so mächtig behaftet. Ob das
der schädlich heisse, ist ein Streit de lana caprina.

die Kriebelsucht vergleicht Hr. L. mit der Devons
des Huxham und mit der Bleykolik, unsrer Mei
ich, sehr glücklich. Hillary hat das Kriebeln auch
r Bleykolik bemerkt. Nur bleibt das Bley in den
Wegen, und äussert sich in Lähmungen: die Schärfe
dkleisters geht in die zweyten Wege, und macht Kräm
die Krämpfe der Gliedmassen lassen sich sehr gut aus
mpathie des Intercastalnervens mit den Armnerven
s Gekrösgeflechtes mit den Lendennerven erklären.
hatten auch in einem schweren Falle zwey Blasen
auf die Ribben bey einem Kriebelsüchtigen einen
en Nutzen. Wir können hier Hrn. L. nicht verfol
kurz, das ausgeartete Brodkorn, mit Honigthau be
macht einen Kleister, und nach und nach eine fres
ure Schärfe, die sich im grünen Erbrechen und im
nger sattsam zeigt.

icht leicht wird das Mutterkorn schädlich, wenn nicht
hau hinzukömmt, welches man am besten an Boh
e davon glänzend und voll Läuse werden, an Erbsen,
ß werden und an den Kornhalmen erkennet, die da
ammen backen. Durch den Strich, den der Honig
mmt, wird auch das Mutterkorn schädlich, und man er
es an dem erst klebrigen süssen, nachher scharfen und
Geschmacke. Im Aufgusse wird auch der Geruch
id das Wasser spielt mit einer vielfarbigen Haut.
o die Schädlichkeit desselben zu verhüten, muß
s Brodkorn mit Aschlauge abbrühen und wieder
es sichten, weil das Schädlichste an der Hülse

hängt;

hängt; es mit altem Sauerteige säuren und es nicht frisch essen.

In der Cur haben besonders Brech- und Purgiermittel gedient, auch Mercurialpillen. Sonst aber that die Seife sehr gute Dienste, eine Lattwerge die ausser Seife aus Imperal. Carlin. und Valer bestand, Cajeputöl, Zugpflaster, Bäder und gute Diät. Bey einem Verstorbenen fand man in dem Hintertheil des Hinterhaupts und der Rückmarkhöhle auf 6 Unzen Wasser und das verlängerte Mark mit den Nerven, die nach der Zunge und dem Gesicht gehen, ganz weich, wie macerirt. Groß war auch die Fäulung im Unterleibe. So viel von der Kriebelkrankheit. Die schätzbaren Bemerkungen darüber machen die Hälfte des Buchs aus. Wir wünschen, daß alle, die Gelegenheit haben, bey dem Lichte, das H. L. angezündet hat, weitere Schritte thun mögen. Denn für diese Art Beobachtungen ist uns H. L. verlohren, da er von Ratzeburg nach Clausthal versetzt ist.

Einen verschlossenen Krebs der Fleischbrust brachte die Belladonna zum Aufbruch und zur Heilung. Aber nachher kam ein Lebergeschwür und dann ein paar Balggeschwüre der Lungen, die zum Aufbruche gebracht und mit Schafgarbe und Copaivabalsam (die dies alte Mittel so gar verachten, werden hier die Köpfe schütteln) geheilt wurden. H. L. hält den Krebs mit Recht mehr für eine Disposition der Säfte, als für einen Localfehler.

Eben so wirksam war die Belladonna in verhärteten Drüsen der Brust nach zurückgetriebener Milch und Ausbleiben der Reinigung. Die Belladonna erregt sicher ein künstliches Fieber und eine Verdunkelung des Gesichts, die doch ohne Folgen vergeht.

Ein tödtliches Lebergeschwür hatte die dritte und vierte kurze Ribbe aus einander gedrängt und auf eine gewisse Art ausgelenkt. Die hartnäckige Schlaflosigkeit dabey ward noch eher durch Rhabarbar, als durch Mohnsaft gemildert. Mehr als einmal hat er Leberverhärtungen durch einen Absud von Rhabarber und tartarisirten Weinstein bezwungen, worin Schierlingsextract aufgelöst war.

Damen von schwachen reizbaren Nerven, die immerdar empfinden wollen, und ihre Einbildungskraft mit Nachtgedanken und Messiaden bey Tage und bey Nacht unterhalten, haben Hrn. L. viel Sorgen und medicinisches Kreuz gemacht, wobey der Recens. voll Sympathie geseufzt

at. Wenn man der Seele so viel zumuthet, so Körper sicher verlohren.
ie mit der Beinfäule verbundene Thränenfistel L. ohne Operation durch eine klug gewählte Me: ehoben. Diese Geschichte ist des Auszugs so we: ig, als die folgende von einer Verstandlosigkeit, he der Glieder, und ich weis nicht, was allem bey ungen Herrn, den man weichlich erzogen und nach stlichen Pocken das Fontanell zu früh hatte zuge: en. Das Glaubensbekenntniß des H. L. über die lung bey künstlichen Pocken S. 105. unterschreibt . von ganzem Herzen, und wundert sich, wie man d dieselbe Methode noch immer so unbedingt an: mag. Mead sagte von Mortons Kranken, sie , wie aus dem Feuer gerettet, und wir möchten bey Mode sagen, sie werden, wie unter dem Eise aus:

ey einem Unsinnigen war das Hirn weich, viel in n dasselbe bis in die Rückmarkshöhle ausgetretnes , ein großes Herz und eine mürbe Milz. Bey Schwermüthigen, der sich selbst ersäuft hatte, war hedel sonderbar, das Hinterhauptbein für sich hoch t und das Stirnbein über den Augen eingedrückt. a war röthliches Wasser ausgetreten und im ver: ten Marke ein schwarzer Flecken. Wasser im Ma r Ertrunkenen hält H. L. für ein sicheres Zeichen, daß ensch lebendig ins Wasser gestürzt sey: die Abwe: des Schaums in der Luftröhre aber macht es nicht daß er todt ins Wasser gekommen sey. Die zweyte efnungen, aus der H. L. dies folgert, scheint uns besonderes zu enthalten, daß wir einen kleinen Zwei: gbehalten haben, ob Ertrinken die gewisse Todes: s Mädchens gewesen.

Bey einem andern Schwermüthigen, der sich selbst t hatte, war in einer Geschwulst zwischen beyden äuten schleimiges Wasser, und dergl. fand sich auch dern Stellen des Hirns. Im Unterleibe war alles ie frühe Fäulniß gegangen.

Wir übergehen eins und das andere: aber selten ist all von einer wässerigen Geschwulst des Luftröhr: s und seines Deckels, der einen plötzlichen Tod ver: t hatte.

Von

Von Versetzungen der Milch finden sich verschiedene wichtige Fälle; auch einer von Versetzung des Harns auf die Därme mit einem Durchfalle. Auch hier thut das Einreiben des Terpentins in der Gegend der Nieren u. a. urinbefördernde Mittel wohl, wie beym Versatz des Urins auf die Brust, wovon H. L. in seinen lateinischen Bemerkungen schon viel Besonderes gesagt hat.

Die Podagristen, die sich zur Regel machen, zu genießen, was sie lüstet, und zu leiden, was sie müssen, bekommen eine derbe Predigt. Allewege können sie befreyt werden, wenn sie Diät halten und sich curiren lassen wollen.

Mit Nutzen hat H. L. das Leinöl im Miserere und hartnäckigen Verstopfungen gebraucht: im weissen Flusse aber den Alaun mit Rhabarber und Fieberrinde. Doch muß man seinen Fall wohl kennen. Wir waren hier, wie oft, mit Herr Lentius Kürze nicht recht zufrieden.

Die Engbrüstigkeit der Alten, ihre volle Brust und ihre geschwollenen Füße schreibt H. L. der verminderten Ausdünstung zu, an deren Stelle bey Alten nur die Absonderung des Urins bleibt. Wird aber auch die unterbrochen: so sind jene Unbequemlichkeiten noch erwünschte Folgen davon. (Wie richtig dies sey, bestärkt die Bemerkung, daß man bey Alten den Auswurf und die offnen Beinschäden, wenn sonst nicht andre Umstände zutreten, von offenbar urinhaftem Geruche findet.)

„Mir kan immer angst werden, sagt H. L. wenn „ich von Beförderung der güldenen Ader lese oder reden „höre.„ Ja wohl wird einem Angst. Er will die Disposition dazu aus dem Grunde gehoben wissen und empfiehlt seifenhafte Mittel, Wisbader Wasser, Schwefelmilch und Baldrian; vornemlich aber die Erforschung der Ursachen.

Zu zweyen malen hat H. L. den Bergcrystall als ein Gegengift gegen die aus dem Quecksilber bereiteten metallischen Salze, als des Sublimats und Präcipitats, gebraucht. In der Verbindung mit andern Mitteln kan man von seiner Wirkung mit Sicherheit nichts sagen: aber zu versuchen wäre es z. E. bey Speichelflüssen; denn bey Gefahren hat man nicht Zeit dazu.

Wir bitten übrigens H. L. daß er die neuen Bemerkungen, die er ohne Zweifel in seiner neuen Sphäre zu machen

nicht lassen wird, uns auch ferner nicht vorenthal-
olcher Schriften können wir nie zu viel haben.

X.

Marx, M. D. Observationum medicarum pars
na, sistens usum et abusum vesicatoriorum in
rio febrili. Historiam dein ac curam febris
ianae epidemicae prioris anni, acced. observ.
d. de scrophulis, obscuritate visus, de ventri-
i imbecillitate cum aliis quibusdam ex flatibus
ortis symptomatibus, de catarrho suffocativo
affecto asperae arteriae capite, deque usu oli-
ai in fluxu uterino. Hanoverae, 1774. apud Joh.
ilh. Schmid. groß 8. 8 Bogen.

r V. ein jüdischer Arzt, so viel wir wissen, hat den
wahren Beobachtungsgeist, wovon auch das Bändgen
v. med., so vor einigen Jahren erschien, einen guten
is abgiebt. Nach dem ersten Aufsatze bringt der V.
Beyspiele dar, da der Gebrauch der spanischen Flie-
laster in Fiebern das Irreden und Rasen vermehrte,
y zugleich die nöthigen Warnungen wider den unum-
ikten Gebrauch dieses Mittels gegeben werden. Das
mische Fieber war von der anhaltenden Art, welches
onen von allerley Alter, Geschlecht, Temperament u.
befiel. Nach einigen Tagen wurden die Paroxismen
icher. Der V. will sogar bemerkt haben, daß dieses
er ansteckend gewesen, weil ganze Familien damit be-
n worden. Auch werden die Ursachen untersucht und
ickt erörtert. Der Brechweinstein, bey einigen auch
Spießglaswein in kleinen Gaben, erwiesen sich bey die-
Fieber besonders wirksam, wie auch des Riverius Salz-
ur. Bey dieser Gelegenheit wird den Liebhabern der
Luft etwas abgegeben. Weiter wollen wir uns nicht
assen, denn der wißbegierige Arzt wird diese wenigen
gen selbst lesen, und nicht ohne Nutzen aus der Hand
n.

ist. Godofr. Hofmanni, J. C. Potentissimi Prussor.
Regis Consil. intim. Illustr. Academ. Viadr. Dire-
ctoris,

ctoris, Facultat. Jurid. Ordinarii, Comment. juris canonici de coemeteriis ex urbibus tollendis. Francofurti ad Viadrum, impens. Carol. Theophil. Straussi, Academ. reg. bibliop. 1775. 5½ Bog. in 8.

Nichts mehr und nichts weniger, als eine Inauguraldisputation de coemeteriis ex urbibus tollendis, welche Christian Friedrich Gräven den 5ten Merz 1729. unter dem Vorsitze des seel. Herrn Hofmanns gehalten hat. Gegenwärtige Schrift gehört zu denen, welche Brühier, Brinckmann und andere mehr über den ähnlichen Gegenstand geschrieben haben.

Dr.

---

4. Schöne Wissenschaften.

MUSENALMANACH. MDCCLXXV. Goettingen, bey Dieterich. 233 S. in 12.

Ebenderselbe, ohne Kalender, unter dem Titel: Poetische Blumenlese auf das Jahr 1775.

Fünf poetische Stücke von Klopstock, und mehrere sehr glückliche Arbeiten von genannten und ungenannten Dichtern, die wir nicht alle herzählen wollen, halten den Leser dieses Almanachs für die mittelmäßigen Sachen schadlos, deren er uns mehr, als seine Vorgänger, zu enthalten scheint. Manche dieser letztern entschuldigt auch der gut gemeinte Inhalt, der Vaterlandsliebe — sollen wir sagen, athmet, oder schäumt; denn bey manchem ihrer Verfasser dünkt es uns oft nur jugendliche Aufwallung zu seyn. Aber immer besser, daß der akademische Jüngling von deutscher Freyheit spricht und singt, als von Burschenfreyheit; nur daß jene ihn nicht zu solchen Mißbräuchen führe, wie bey dieser gewöhnlich sind, ihn nicht gegen alle für die Beschaffenheit unsrer Zeit nothwendigen politischen Verhältnisse erbittre, und die ungebändigte Freyheit einer eben so ungebändigten Nation ihm wünschenswürdiger mache, als die milde

e Zucht bey mildern Sitten des deutschen Volks —
; der längsten und schönsten Gedichte ist die Mädchen
, die mit beyfallswürdigen Veränderungen hier abge
:t ist — Uebrigens hat ein gewisser Brückner mit sei
naif seyn sollenden Idyllen aus einer Unschuldswelt,
andern matten Versen dieser Art, diesen Almanach wa
durchwässert. Unter den kleinen musikalischen Stücken
nen sich die beyden von C. P. E. Bach vorzüglich aus.
'n Ramlers vorangesetztes Bildniß ist jämmerlich
unzt.

anach der deutschen Musen, auf das Jahr 1775.
:ipzig, bey Schwickert. 240 S. in 8.

ie Geduld und das patriotische Verdienst des Heraus
geber bey seiner Notiz poetischer Neuigkeiten des
sten Jahrs würden wir mit wahrem Dank erkennen,
ı seine Urtheile weniger flach und allgemein wären,
diejenige Zuverläßigkeit hätten, die man bey der Kürze
solchen raisonnirten Verzeichnisses nothwendig muß
ıssetzen können, wenn es irgend brauchbar seyn soll.
durch den Mangel der sonst gewöhnlichen Zueignungs
't und der darin sonst angestellten Betrachtungen über
Zustand unsrer Dichtkunst hat dieser Almanach eben
s eingebüßt. Unter den angehängten Gedichten sind
wenige, die sich über das Mittelmäßige erheben; das
te ist alltäglich gedacht und gesagt; auch einige bisher
kannte angehende Dichter, als ein Herr Schick und
)r. Sprickmann werden wohl durch diesen ersten Ein
in den Dichterzirkel keine sonderliche Aufmerksamkeit
t haben.

Mo.

henbuch für Dichter und Dichterfreunde. Dritte
btheilung, 10 Bog. in 8. Vierte Abtheilung,
) Bog. in 8. Leipzig, bey Dyck. 1774. 1775.

ir finden zwar auch in diesen beyden Abtheilungen viel
Mittelmäßiges; indeß hat doch besonders die dritte
merklichen Vorzug vor den beyden erstern, in Anse
einiger würklich poetischer Stücke, von denen wir fol
besonders auszeichnen: In der dritten Abtheilung,

die Ode an Hrn. H. S. 8: der Ruhm, S. 12. von L. A. Unzers, ein prophetischer Schwanengesang, der so bald erfüllt wurde. S. 18. das Morgenlied von Huber, dessen Schluß vornehmlich so schön ist:

> Nichts ist das Leben dieser Welt,
> Nicht werth der Freud' und Klage;
> Nimm diesen Hauch, wenn's dir gefällt,
> Und gieb mir beßre Tage!
> Ach! wenn mein kindisches Gebet
> Mit deiner Absicht stritte,
> So gieb mir alles unerfleht,
> Nur das nicht, was ich bitte!

S. 51. die Idylle, Alexis und Milon, im Geßnerischen Geschmack. S. 73. Der große Verlust, von Gleim, wovon wir uns einer sehr glücklichen Hillerschen Komposition in der Sammlung kleiner Klavierstücke erinnern. S. 77. Die Weisheit am Hofe, dem wir nur eine mehr epigrammatische als lyrische Einkleidung wünschten. S. 78. Unglück ist zu etwas gut, von Gotter, dem einige Feile vielleicht mehr die Geschmeidigkeit des französischen Originals geben könnte. S. 118. Auf die Empfindlichkeit, nach dem Yorick, von K. E. K. Schmidt. — Die vierte Abtheilung dieses Taschenbuchs ist merklich schlechter, als die dritte, und reich an unbedeutenden und höchst langweiligen Versen. Dahin gehören vornemlich die Nachahmungen aus dem Lateinischen, besonders aus dem Sarbiewski, äusserst nachläßig, und ohne bestimmtes Sylbenmaaß, hingeschrieben. Das erträglichste sind einige Stücke von Krauseneck, Fr. Schmitt, Pfeffel, und die mit J. unterzeichneten, vorzüglich das auf ein Paar Ringeltäubchen, S. 133. Auch sind in beyden Abtheilungen verschiedne Epigrammen von Hensler, die meistens glücklich gerathen sind; desto mißlungener und dürftiger dünken uns die in der letztern Abtheilung mit Kr. bezeichneten kleinern Gedichte zu seyn.

Dz.

Taschenbuch für die Schaubühne, auf das Jahr 1775. Gotha, bey Ettinger. 183 S. in 12.

Lieb

ebhabern der Schaubühne muß dieses Taschenbuch ganz
angenehm seyn, zumal wenn es in der Folge, bey der
lichen Fortsetzung, mehr Vollständigkeit und Richtigkeit
ilt, wozu sich der Verf. in der Vorrede Beyträge aus
et. Unter den kleinen Gedichten an Schauspieler ver-
iten die meisten hier aufbewahrt zu werden; das letzte,
Madame Starke, ist von dem seel. Löwen — Das
zeichniß von Gemählden und Kupferstichen berühmter
auspieler läßt sich, besonders in Ansehung des Engli-
n Theaters, um ein großes vermehren; selbst das schöne
berühmte Stück in schwarzer Kunst von Reynolds und
her, welches Garrick zwischen der tragischen und komi-
n Muse darstellt, und das Bildniß der Clairon, wel-
Garrick stechen ließ, sind hier vorbeygelassen — Ueber
Oper der Italiäner ist manches zu einseitig und par-
isch gesagt; und das Urtheil am Schluße: „man bräuche
bey bloß Augen und Ohren; der Verstand und das Herz
he," bedarf einer großen Einschränkung — Der Ver-
über das Parterre, dessen Unvollkommenheit der Verf.
t gesteht, verdiente eine weitere und mehr überdachte
führung — Die Anekdoten sind belüstigend und un-
altend genug — Vom Herrn Eckhof, dessen ähnliches
dniß, von Geyser gestochen, vor diesem Taschenbuche
t, werden ganz kurz die wichtigsten Lebensumstände er-
t — Dann folgen Nachrichten vom Schauspieler Ba-
; von der Einrichtung des französischen Schauspiels
Paris; von den Schauspielen der Südländer, aus
Seereisen des Hawkesworth; Gedanken über das
el und die Schauspieler, aus den unlängst herausge-
menen Observations sur l'art du Comédien, deren
ersetzung angekündigt wird; ferner eine Geschichte der
tschen Bühne, aus den Nachrichten Gottscheds, Leß-
s und Löwens gesammelt, hauptsächlich in Rücksicht
die Schauspieler; der Verf. verspricht sie von Jahr zu
r fehlerfreyer und vollständiger zu machen. Hierauf
t ein Verzeichniß der itztlebenden deutschen Theater-
riftsteller, wobey zugleich ihre Stücke angeführt, und
ihrer günstigen oder minder günstigen Aufnahme mit
hiednen Zeichen bemerkt sind. Hiebey wollen wir eins
das andre erinnern. Vom Mag. Brunner in Leipzig
en wir nichts theatralisches; von Goue lebt nicht zu
unschweig, sondern zu Wolfenbüttel; Klefeker und
Dramaturgie, und Wiedeburgs Antheil daran, wa-

 reit

ten gewiß der Erwähnung nicht werth. Unter den Komponisten fehlen noch: Beckmann, Organist zu Celle, der die Operette, Lukas und Hannchen, gesetzt hat; Frischmuth, sonst Musikdirektor bey der Döbbelinschen Truppe, Komponist der Klarisse; Schönfeld, itzt in Straßburg, der verschiedne einzelne Arien zu Operetten und Prologen verfertigt hat; Laube, Verf. vieler Kompositionen, die im Reiche aufgeführt werden, unter andern des Gellertschen Orakels, und Rölig, der sonst verschiedene Musiken für das Ackermannische Theater verfertigt hat. Unter den auswärtigen Tonkünstlern, deren Kompositionen man sich auf deutschem Theater bedient, fehlt Guglielmi, Verf. der Musik zur Sposa fedele, die unter dem Titel: Robert und Kalliste, auf verschiedenen Theatern aufgeführt wird. Nach Philidors Musik wird auch auf der Ackermannischen Bühne Sancho Pansa gespielt — Bey dem Verzeichnisse der neuesten Schauspiele bemerken wir nur folgendes: Mariandel ist, wie wir aus dem Wiener Almanach sehen, von Stephanie, dem jüngern; Eschenburg hat, wie wir zuverläßig wissen, nicht den geringsten Antheil an den drey ihm beygelegten Operetten: Hänschen und Gretchen, der Holzhauer, und die Sklavinn; die Straßenräuber, nach Gay's Bettleroper, sind nicht von Bock. Der in Riga herausgekommene Beytrag zum Spanischen Theater ist von einem der beyden Braunschweigischen Gelehrten übersetzt, welche die drey Bände des Spanischen Theaters lieferten — In dem S. 167. ff. befindlichen Verzeichnisse einiger Schauspielergesellschaften wird bey der nächsten Ausgabe sehr viel zu berichtigen, zu verändern und zu ergänzen seyn. Den Beschluß macht eine Tabelle der von der Seilerischen Gesellschaft im Jahr 1774 aufgeführten Stücke; sie dünkt uns für die Absicht dieser Sammlung zu einseitig zu seyn. Noch sind, auf zwey Kupfertafeln, zwey Arien, aus dem Dorfjahrmarkt, von Hrn. Benda, und aus der Dorfgala, von Hrn. Schweizer, beygefügt.

Mo.

Theateralmanach von Wien, für das Jahr 1774. verfasset von einigen Liebhabern der Schaubühne. Dritter Theil. Wien, im Realzeitungscomtoir. 7 Bogen in 12.

Den

Den Anfang macht eine Betrachtung über die Kritik
und den Geschmack in Absicht auf Wien; nichts zu-
mmenhängendes noch durchgedachtes, sondern alltägliche
igen über den Mißbrauch der Kritik, die übelverstandne
rachtung derselben, und dergleichen. Darauf folgt eine
gmüthige Beurtheilung der aufgeführten neuen Stü-
in deren Detail wir uns hier nicht einlassen können;
meisten sind Wienerische Originalstücke, und sind von
s entweder schon besonders angezeigt, oder noch anzuzei-
. Den übrigen Theil dieses Almanachs füllen, wie
st, Nachrichten von Theatralschriften, Balleten, wäl-
n Singspielen, merkwürdigen Veränderungen, worun-
Noverrens Abgang die beträchtlichste ist, von den Thea-
ldirektionen, andern Schauspielen in Wien, Akademien
. f. Am Schlusse wird dem Gerüchte widersprochen,
Emilia Galotti in Wien verboten sey.

Dz.

ristian Fürchtegott Gellerts Briefe, nebst eini-
gen damit verwandten Briefen seiner Freunde;
nach seinem Tode herausgegeben von Johann
Adolph Schlegeln und Gottlieb Lebrecht Hey-
ern. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich,
1774. 1 Alph. 8. in gr. 8.

en dieselben in kl. 8. als seiner sämmtlichen Schrif-
ten achter und neunter Theil.

en desselben Leben, von Johann Andreas Cra-
ner. Leipzig, 1774. Ebendaselbst. 14½ B. in
gr. 8.

endasselbe in kl. 8. als seiner sämmtlichen Schrif-
en zehenter Theil.

ellerts ehemalige Briefsammlung, die er selbst noch
herausgab, fand weniger Beyfall, als seine übrigen
riften; er selbst war, wie die Herausgeber der gegen-
tigen versichern, mit derselben unzufrieden; und man
finden, daß ihr diese in aller Betrachtung weit vorzu-

ziehen ist. Die darinn enthaltnen Briefe sind an sich selbst reichhaltiger, sie wechseln mit Briefen seiner Freunde ab, die neben ihnen zu stehen verdienten, und sie tragen wirklich ein Grosses bey, ihren Verfasser noch treffender zu charackterisiren. Durchgehends der fromme, gewissenhafte, liebreiche, weichherzige Mann, dessen sanfte, menschliche Gemüthsart uns immer liebenswürdig bleibt, bey aller ihrer Mischung mit hypochondrischer, wimmernder Kleinmuth, und einer in die demüthigste Bescheidenheit verhüllten Selbstgefälligkeit. Wie verzeihlich war diese letztere bey einem Manne, dem, wie man auch aus diesen Briefen sieht, von allen Seiten her, von jedem Stande und Geschlechte so sehr gefeyert und geopfert wurde, auf den das ganze günstige Vorurtheil des deutschen Publicums nun einmal gefallen war, und der täglich davon die schmeichelhaftesten Beweise erhielt! Und was sind diese kleine Mängel gegen jene wohlthätige Wirksamkeit dieses Mannes, mit welcher er das moralische Gefühl der Pflicht und Tugend seinen jungen Zuhörern liebenswürdig machte, welches gewöhnlich in den akademischen Jahren, selbst durch die gewähnliche Richtung des akademischen Fleisses, gar bald betäubt und erstickt wird! — Unter den Briefen der Gellertischen Freunde zeichnen sich vornemlich die von dem sel. Cronegk, die von dem Grafen M. v. B. und besonders aber diejenigen aus, welche ein ungenanntes Frauenzimmer an ihn schrieb, die mehrere Jahre hindurch einen fleissigen Briefwechsel mit ihm unterhielt. Auch für diejenigen würdigen Personen, die sich durch Wohlthätigkeit und Unterstützung um den sel. Gellert verdient machen, sind diese Briefe ein rühmliches Denkmal. — Die beyden letzten und längsten Briefe dieser Sammlung sind von einem einsichtsvollen Freunde, vielleicht von einem der Herren Herausgeber, an den sel. G. geschrieben, um ihm die Unruhe zu benehmen, welche ein Ungenannter durch seltsame Bedenklichkeiten über die Moralität einiger Stellen in seinen Schriften bey ihm erregt hatte. Der bis zur Zagheit ängstlichen Bedenklichkeit des guten Mannes war eine solche umständliche Rechtfertigung nöthig, und vielleicht kan sie noch manchem dienlich seyn, der eben so um Gott und Tugend mit Unverstand eifert, als der Ungenannte.

Gellerts Leben, vom Cramer beschrieben, muß allen seinen Verehrern ein sehr willkommenes und schätzbares Geschenk seyn. Nur ein so innig vertrauter Freund des wür-

n Mannes konnte ihn und sein Verdienst und seinen
rakter mit so wahren, lebenden Farben schildern; nur
so beredter Mann konnte dieser Schilderung so viel An-
h, Reichthum und lehrreiche Wirkung geben. Eine
ngere Kritik würde vielleicht diese Lebensbeschreibung zu
gedehnt, den Verf. derselben oft zu redselig, und
iche Züge mehrmals wiederholt und zerstreut, nicht ge-
in einen Gesichtspunkt zusammengefaßt, finden; wir
n sie aber als ein lehrreiches, pragmatisches Buch an,
mit Menschenkenntniß und Geschmack geschrieben ist,
mehrern Klassen von Lesern die angenehmste und nütz-
te Unterhaltung verschaffen kan. Zu der Länge dessel-
tragen auch die vielen eingerückten Stellen aus Brie-
, Tagebüchern und andern Aufsätzen des sel. Mannes
: selbst von seinen Versuchen im Predigen sind einige
ben eingerückt. Auch hinterließ G. selbst unvollstän-
Nachrichten von seinen Lebensumständen, die hier zum
il wörtlich eingeschaltet sind. Vermuthlich ist es der
nsch mehrerer, daß diese Nachrichten sowol, als die inter-
ntesten Artikel der Tagebücher von den Herausgebern
Publiko mitgetheilt, oder mit dieser Lebensbeschreibung
unden wären. Einige zufällige Betrachtungen und
weichungen des Biographen haben uns vorzüglich ge-
en; dahin gehöret besonders das, was er mit vieler
ßigung und Klugheit (S. 50.) über die Sittlichkeit der
aubühne, und an einem andern Orte über die ungesit-
n Angriffe sagt, die nach Gellerts Tode auf sein schrift-
erisches Verdienst geschahen. Diesen letztern wieder-
r, was sie werth sind, da sie nicht umständlich erwähnt
bestritten, sondern lieber der Vergessenheit überlassen
ben. Die vorzüglichsten Gedichte auf Gellerts Tod,
den Herren Cramer, Weiße, Denis und Mastalier, und
Kupferstich des Denkmals, welches ihm seine Freunde
htet haben, sind dieser Lebensbeschreibung angehängt;
ein Verzeichniß derjenigen Freunde, durch deren ge-
nschaftlichen Beytrag ihm dieses Denkmal errichtet
de.

F. Gellerts sämmtliche Schriften. Zehn Theile.
Neue verbesserte Auflage. Leipzig, bey Weid-
nanns Erben und Reich und Casp. Fritsch, 1775.
fl. 8.

fl. 8. — (Ebendieselben auf holländischem Papier.)

Die Vertheilung der Gellertischen Schriften in der vorigen Auflage von zehn Bänden ist in der gegenwärtigen beybehalten, und die Verbesserungen betreffen, so viel wir wahrgenommen haben, nur die in jener befindlichen Druckfehler. Eine beträchtliche Verschönerung hat indeß diese neue Ausgabe durch das neue sehr ähnliche Bildniß von Bause nach Graff gestochen, und durch die sehr saubern Titelkupfer und Vignetten von Geyser erhalten, die vor jedem Bande befindlich sind.

Die Mohrinn zu Hamburg. Eine Tragödie. MDCCLXXV. 8 Bogen in 8.

Ein abgeschmacktes, abentheuerliches Gewäsche, kaum der Kritik werth. Ueberall merkt man den Anfänger, der es wol nie erlebt, Meister zu werden, der gern auch schreckliche und empfindsame und natürliche Scenen an einander hängen, und dem Gehängsel nun den Namen Schauspiel geben will, aber das Ding doch nicht recht anzugreifen weiß. Der Stof des Stücks ist an sich sehr unbedeutend, in manchen Umständen auch unwahrscheinlich, und die Behandlung nimmt ihm vollends alles Interesse. Der Ausgang ist so unvorbereitet, wie möglich; man sieht gar nicht, was die Mohrin so unschlüßig, bey zwey so ungleichen Gründen macht; gegen den einen Liebhaber, den Mohren, ist sie schon längst lauter Liebe; gegen den andern scheint ihre Leidenschaft bisher noch sehr kalt gewesen zu seyn. Aber erstechen sollte sie sich nun einmal; und rasen vermuthlich auch; denn für Raserey des Dichters möchten wir ihren letzten Monolog doch nicht gern halten. Unverschämt war es, den Schatten Shackespeare's vor einem solchen Stücke prologiren zu lassen, wer auch der Herr G. seyn mag, der diesen, stellenweise noch leidlichen, Prolog verfertigt hat.

Mo.

Versuche über den Character und die Werke der besten Italienischen Dichter. Dritter Band. Braunschweig,

chweig, in der Fürstl. Waisenhausbuchhandlung, 1774. 176 S. in klein 8.

n dieser Bibl. XXV. I. S. 221 u. folg. ist die neue Auflage von Meinhards Versuchen in gr. 8. angezeigt, zugleich berichtet, daß sie von dem Hrn. Abt Jagemann einem dritten Theile vermehrt worden. Dieser 3te eil ist hier besonders in klein 8. abgedruckt, damit die sitzer der ersten Ausgabe des 1ten und 2ten Theils ihn gleichem Formate haben mögen.

Gl.

)yllen der Deutschen. Aus gedruckten so wohl als handschriftlichen Originalen gesammlet. 8. 184 S. Frankfurt und Leipzig, bey Perrenon, 1774.

— — Zweeter Th. 184 S. Ebendaselbst, 1775.

Ibermals eine Sammlung, und zwar eine solche, die füglich hätte wegbleiben können. Wie schätzbar müßte der utsche Vorrath seyn, wenn alles, was hier vorkömmt, dyllen, und zwar lauter gute Idyllen wären. Aber der ammler, der keinen rechten Begriff von der Idylle zu han scheint, hat alles zusammen gerast, was auch nur die tfernteste Aehnlichkeit mit dieser Art des Schäfergedichts iben mogte. Schäferspiele, Hirtenlieder, Eklogen, länd- he Gedichte von mancherley Art, kurz, wo nur etwas chäfermäßiges in unsern Gedichten hervorblickte, das ist diese Sammlung zusammengepfropft. Ausser einigen ngenannten haben Geßner, J. F. Schmidt, K. E. K. chmidt, C. A. Schmidt, Grader, Krauseneck, Jacobi, leist, Gleim, Rost, Willamov, Blum, Gerstenberg, Ha- edorn, Götz, Wernicke, Müller, Schröder, Göthe, Kar- hin, Gellert, Ramler, alle durch einander geworfen, dazu ergeben müssen, so gut und so schlecht es jeder hatte. Und ieses bunte Gemisch von Gedichten, die längst bekannt nd, wird unter dem Titel von Idyllen von neuen zum Kauf is Publicum gebracht. Was der Titel von handschriftli-)en Originalen verspricht, betrift einige wenige Stücke, ie ohnedieß von keiner grossen Bedeutung sind. Aus den rientalischen Eklogen sind, der meisterhaften Uebersetzung

wegen, wie gesagt wird, einige Gedichte von Collins, Phi-
lips und Brome aufgenommen. Die Vorrede an Lina ist
in der Manier unsrer jungen Witzlinge, voll alberner Tän-
deley. Lavater bekömmt, man weiß nicht wie, den selt-
samwitzigen Titel eines Empyräumtrabers. Grader, dem
die Kunst Plane und Gemälde anzulegen zugeschrieben
wird, hat es nicht nöthig, den copirten Nachahmer von
Geßner zu machen. Die Natur heißt hier ein lächelndes
Albanokind. Harder (vermuthlich Herder) soll ein schö-
neres Ideal, als das acadische ist, für die Idylle ausmit-
teln. Geßner wird nicht wieder lachen, weil, wie der Her-
ausgeber hinzusetzt, die Frankfurter Zeitung ihm seine
Vaterfreude übel gesegnet habe. Er muß wahrlich Geß-
nern nicht kennen, wenn er glaubt, daß er sich durch eine
solche abgeschmackte Recension, wie darinn ehemals von
seinen neuen Idyllen erschien, im geringsten beunruhigt fin-
den könnte. Verachtung und nichts anders gegen einen
solchen Anfall! Das war noch der Mühe werth, jener läp-
pischen Blätter zu erwähnen, worinn der theure Hr. Schmid
in Giessen und Consorten ihre possierlichen Sprünge ma-
chen, und dann und wann, wie es von ihnen nicht anders
zu erwarten ist, unsern guten Schriftstellern Koth ins Ge-
sicht werfen. Ein gesetzter Mann geht ihnen, so viel er
kan, aus dem Wege, und achtet auf ihr Schimpfen so wenig,
als auf das Schimpfen eines Ziegra und Reinhardt.

**Romanzen der Deutschen. Mit einigen Anmerkun-
gen über die Romanze. 8. 192 S. Leipzig,
bey Hertel, 1774.**

Die ganze Sammlung besteht aus 46 Stücken; Gleim,
Schiebeler, Löwe, Weiße, v. Cronegk, Lichtwer,
Denis, Michaelis, Claudius, (von diesem und nicht vom
Bode ist die Romanze Wandsbeck) Hölty, der Verf. der
Mietauer Romanzen (8. 1774) und einige Ungenannte ha-
ben daran Antheil. Daß die Sammlung mit Auswahl ge-
macht ist, wird der Leser bereits gefunden haben, und zum
Theil auch schon die Anzeige von den Namen der Dichter
zu erkennen geben. Unsre guten Romanzen, die, weil sie
zum Theil zerstreut waren, wol noch eine Zusammenlese
verdienten, wird man bis auf den gegenwärtigen Zeitpunct
hier so ziemlich beysammen haben. Alle hier mitgetheilten
Stücke

ke sind schon gedruckt gewesen. Weil der ungenannte
usgeber sie für die besten erklärt, und einige etwas ei
inig zurückgelassen hat; so ist damit wol nicht jedes
lein, das in den Musenalmanachen und Almanachen
Nusen lallt und seine Reimerey hier nicht aufgenom
sieht, sehr zufrieden. Daher läßt sich auch das alberne
äsch begreiffen, das wir hin und wieder gegen diese
mlung gelesen haben. — Die vorausgeschickten An
ıngen des Herausgebers nehmen wir für das an, wo
sie selbst bescheiden genug ausgiebt, für einen flüchtigen
ıoch unvollkommenen Versuch, der nach seiner Absicht
nehr ausführliche und gründliche Abhandlung über die
r in den neuen Theorien der Poesie vernachlässigte
anze veranlassen soll. Sie sind theils historisch, theils
etisch. Als der V. sie niederschrieb, und dieses Buch her
ım, war der zweyte Theil der Sulzerschen Theorie noch
erschienen. Wir finden also, daß er sie nicht genutzt
veil er es nicht konnte. Ohne hier eine genaue Ver
ung beyder Theorieen anzustellen, bemerken wir nur,
eyde V. in einigen Stücken übereinstimmen, in an
aber von einander merklich abweichen. „Nach Sul
t die Romanze ein kleines erzählendes Lied, in dem
t naiven und etwas altväterischen Ton der alten ge
en Romanzen. Der Innhalt derselben ist eine Er
ng von leidenschaftlichem, tragischem, verliebtem oder
bloß belustigendem Innhalt. Weil die Romanze zum
gen gemacht ist, so ist die Versart lyrisch, aber höchst
ch, von einerley Sylbenmaas und von kurzen Versen.
nken und Ausdruck müssen in der höchsten Einfalt
sehr naiv seyn, wobey man sich der gemeinsten, auch al
lls etwas veralteter Ausdrücke und Wortfügungen be
." Unser V. versucht, der Romanze einen Hauptcha
r vorzuschreiben, wodurch sie sich von den übrigen Gat
en des Liedes unterscheiden soll; und diesen will er theils
die besondere Eigenschaft des Stofs, theils durch die
er Behandlung bestimmt wissen. Das erste ist das
theuerliche, eine Art des falschen Wunderbaren, das in
benheiten, Handlungen, Sitten und Characteren lie
an. Bey allen Völkern, sagt er, hat es wahrschein
Zeitpuncte gegeben, wo man das Abentheuerliche für
würdig hielt, und durch Erzählung und Gesang aus
te. Als Unwissenheit und Vorurtheile mehr ver
nden, erzählte man das Abentheuerliche wieder nach,
aber

aber nicht mehr als ein Stück des allgemeinen Glaubens; sondern aus Spötterey und zur Belustigung. So scheint es, daß die Romanze von dem würklichen Abentheuerlichen zu dem Erdichteten übergegangen sey. Um sich nun an ihren ursprünglichen Character zu halten, wähle sie einen abentheuerlichen Gegenstand, der sich ausserdem sehr gut für kleine scherzhafte Werke schickt. Das zweyte Stück in dem Character der Romanze, die Art der Behandlung, ist ausser der Leichtigkeit und Simplicität, die sie schon überhaupt mit dem Liede gemein haben muß, zuvörderst Naivität in der Empfindung, noch mehr in der Erzählung. Das Persönliche der Romanze aber ist ein aus Laune und Drolligkeit, aus einer verstellten Einfalt, affectirter Ernsthaftigkeit, Traurigkeit, Mitleiden, Verwunderung u. s. w. gebildeter, hervorstechender, und durch das Ganze herrschender Ton. Entfernt muß aber von ihr alles seyn, was mühsame Kunst und Fleiß, Bestrebungen nach Witz, nach Zierlichkeit, nach Schimmer im Ausdruck verräth, weil ihr erstes Gesetz die Einfalt ist; sie erlaubt kleine Nachläßigkeiten, veraltete Wörter und Redensarten, niedrigcomische Ausdrücke, gangbare Sprüchwörter; die Versart muß kurz, leicht, fliessend und forteilend seyn. Diese dem V. eigene und zum Theil neue Erklärung scheint allerdings richtig zu seyn, ob gleich dadurch diese Dichtungsart eine grössere Einschränkung, als sie bisher gehabt, bekömmt, und wohl die meisten Stücke in der gegenwärtigen Sammlung nicht zu den Romanzen gerechnet werden könnten. So viel ist ferner augenscheinlich, daß diese Erklärung ungezwungen ist, und ausserdem der Romanze ein eigenes Gebiet giebt, und ihr einen eigenthümlichen Charakter vorzeichnet, nach welchem sie nicht mehr so oft mit dem blossen Liede verwechselt werden kan. Die einzelnen Anmerkungen, die mehr zur Erläuterung dienen, übergeht der Rec. Am Beschluß theilt der V. eine Stelle aus Rousseau's Dictionnaire de Musique mit, welche die musikalische Composition und den Gesang der Romanze betrift, und die Sulzer ebenfalls für wichtig gehalten hat, um sie zu übersetzen. Da in der That die Theorie dieser angenehmen Dichtungsart noch ganz unbearbeitet liegt, so wäre allerdings zu wünschen, daß ein anderer guter Kopf sie über die Bahn, auf welche diese beyden Verfasser sie zuerst gebracht haben, weiter fortführen möchte, falls sie selbst nicht noch einmal die Hand daran legen wollten. Denn was beyde geleistet haben, kan

und

für nichts vollständiges angesehen werden. Uebrigens der Rec. in diesen Anmerkungen viele Druckfehler bemerkt.

ählungen, für junge Damen und Dichter gesammelt und mit Anmerkungen begleitet. Erster und zweyter Band. Komische Erzählungen. 8. 268. S. Lemgo, in der Meyerschen Buchhandl. 1775.

Der erste Band enthält 7, der zweyte 41 Erzählungen von Wieland, Hagedorn, Gellert, Lichtwehr, Käst-, Rost, Gerstenberg, Gleim, Jacobi, der Frau Kar-in und andern. Die Gedichte S. 120 und 121. der chiffer von Lessing und die gründliche Betrübniß von wen sind nicht Erzählungen, sondern Epigrammen, für sie der Sammler leicht hätte erkennen sollen. Ei-ge dieser Erzählungen sind mit einem Kommentar be-itet, der sie mit Gedichten ähnlichen Inhalts, beson-rs mit auswärtigen vergleicht; und dieser Theil, der rmuthlich die jungen auf dem Titel erwähnten Dich- angehen soll, verräth etwas Litteratur und Geschmack; t aber wenig eindringende Kritick, wodurch der Heraus-ber das ächte Gepräge des Genies, wie er eine solche bsicht vorgiebt, anschaulicher darstellen könnte. Unaus-hlich ist das süße Gewäsch, womit er die Damen, die sich als seine Leserinnen vorstellt, anredet, und ihnen ine Complimente vorstutzert; vornehmlich ist davon die Vorrede voll. Nach seiner Meynung sollen die Erzäh-ungen von verliebten Vorfällen die Begierden nach sinn-cher Lust verschönern und veredeln; auch la Fontainens, gt er, Crebillons, Voltairens Erzählungen dieser Art innen mit moralischem Nutzen gelesen werden. Doch ill er eben nicht, daß Mädchen, sondern nur verheyra-hete Damen, seine gesammelten Erzählungen lesen sol-n; und der Himmel mag dafür sorgen, daß dies geschehe. Dieser bebende Wonneschauer, ruft er den unschuldigen Mädchen zu, der durch das Wesen euch zittert, wenn yr die ersten Tropfen Liebe kostet, dies Entzücken, das ie Seele überrascht, und wie ein neuer himmlischer Geist urch die Nerven euch gaukelt — würde für euch und uns erlohren seyn; ihr würdet einen Schatten eurer Phan-asie ihm vorgezogen und die höchste Seeligkeit dieses armen

armen Erdenlebens einem Nichts aufgeopfert haben, wenn ihr la Pucelle d'Orleans, Thérese philosophe, den Schaumlöffel, das Zeisignest (und andere herrliche Sachen, womit er sie gelegentlich bekannt zu machen für heilsam findet.) studiertet. — Der Verleger, der sonst zu nützlichen Verlagsartikeln Löschpapier braucht, hat diesesmal für sauber Papier und Druck gesorgt, vermuthlich um den Abgang dieser sehr überflüssigen Sammlung zu befördern.

I.

Briefe der Demoiselle S*** nebst einigen von ihren Gedichten. Frankfurt und Leipzig. 1775. 180 S. in 8.

Einige dieser Briefe und Gedichte sind bereits im deutschen Merkur erschienen. Herr Wieland hat ein sehr günstiges Urtheil davon gefällt, das sie, unserer Meynung nach, auch auf alle Weise — verdienen. Alles das Geistvolle, alle die Sanftmuth, die ein Frauenzimmer liebenswürdig machen kann, zeigt sich in diesen Briefen und Gedichten, und zugleich die Bescheidenheit, welche keine Pretension macht, selbst nicht die Pretension, ein Genie zu seyn. Man sieht es allen Stücken in dieser Sammlung an, daß sie blos, aus dem Bedürfnisse einer edlen Seele sich mitzutheilen, nicht aus der Begierde zu glänzen, entsprossen sind, die sich so oft unter jenem Bedürfnisse verbergen will, und so selten verbergen kan. Wenn man alle Gesinnungen, welche ein Frauenzimmer schätzenswürdig machen, in ein trefliches Licht gesetzet sehen will, so lese man S. 165 den Brief an die junge Gr. v. S. welche von der Verfasserin war erzogen worden. Ein Frauenzimmer, die so denken und schreiben kan, verdient die größte Hochachtung.

Die Verfasserin ist vielen Personen bekannt, und kan wegen des schon verrathenen Anfangsbuchstaben ihres Namens nicht unbekannt bleiben. Warum sollten wir sie also nicht nennen, da sie ihrem Geschlechte und ihrem Vaterlande, würklich Ehre macht. Sie ist die Gattin des Herrn Reclam, französischen Predigers zu Berlin, eine Tochter des durch seine Anmerkungen über die

deutsche

eutsche Sprache rühmlichst bekannten Herrn Stosch, Predigers zu Lüdersdorf.

Gl.

Die Reue nach der That. Ein Schauspiel. Frankfurt am Mayn, bey den Eichenbergischen Erben. 1775. 9 B. in 8.

Wir haben an diesem Schauspiele weniger Mangel an Verbindung und Zusammenhang, weniger Zertheiung des Interesse, wenige übertriebene Characterzeichung, weniger Neologismus in der Sprache bemerkt, als wir seit einiger Zeit bey dramatischen Stücken von so chauderhaftem Inhalt gewohnt sind. Auch hat dies Stück ine sehr lehrreiche Seite, insonderheit für die Erziehung. Das Vorurtheil für Stand und Geburt sucht der Verf. leichfalls von der lächerlichen und verhaßten Seite zu eigen; die schrecklichen Folgen, die hier aus dem Eigensinn iner thörichten, aber auch äusserst boshaften Mutter entstehen, müssen allerdings eindringende Warnungen weren; indeß wünschten wir von dieser Seite den Gesichtsunkt etwas verändert, und wenigstens die Unvorsichtigeit mehr ins Licht gesetzt, wenn ein feuriger junger Liebaber alle, auch vernünftige Rücksicht des Standes, beyeite setzt, ein Assessor eine Kutscherstochter heyrathen will. Das Beyspiel könnte doch unsrer politischen Verassung, die ihre guten Gründe hat, nachtheilig werden, wenn man Langens Verfahren so durchaus autorisirt sieht; denn der sehr tragische Ausgang entsteht doch nicht aus einer Unbesonnenheit, sondern aus den boshaften Anstalen der Mutter. Die Raserey der letztern zu Ende des Stücks ist dem Dichter sehr gelungen, und es war ein guter Gedanke, sie durch den wilden lachenden Ton desto abstechender zu machen; sie sterben zu lassen, wäre freyich ein leichtes gewesen, aber vermuthlich wollte der Verf. die Ermordungen nicht häufen; nur wünschten wir, er hätte mehr Absicht, warum sie am Leben bleibet, merken assen. Die episodischen Scenen dieses Schauspiels waren zwar nicht lauter Bedürfniß des Subjeckts, für sich betrachtet; aber doch Bedürfniß des Plans, den der Dicher nun einmal angelegt hatte. Das zufällige Gespräch des Juden, dessen Scene uns sonst eben nicht gefällt, macht es doch

doch begreiflich, wie den beyden Liebenden der mütterliche Fluch so fürchterlich seyn kann.

Mo.

Die frohe Frau. Ein Nachspiel, schicklich aufzuführen nach der leidenden Frau. Offenbach und Frankfurt, bey Weiß, 1775. 1½ Bogen, in 8.

Ein abgeschmacktes Gewäsch zwischen Komödianten, Studenten, zwey Zuschauerinnen, einem Kriticker und Bedienten über das Schauspiel die leidende Frau, das wohl von einem eifersüchtigen Kommilitonen des Verf. herrühren mag. Von dem letztern liefern wir daraus dem wißbegierigen Leser folgende Anekdote: „Er studirt zu „Giessen; heißt Klinger. Er nimmt sich sehr viel her„aus. Er ist erst ein halbes Jahr von der Frankfurter „Schule. Tergum et vicinæ partes de severiori disciplina „adhuc calent.„

Dz.

5. Schöne Künste.

Malerey und Kupferstecherey.

Paris. Unser vortreflicher Landsmann Herr Wille fährt fort, uns die Werke seines meisterhaften Griffels zu schenken. 1774 ist dessen 19te Platte, mit der Aufschrift: Soeur de la bonne femme de Normandie, nach einer Zeichnung seines Sohnes Hrn. P. A. Wille, erschienen.

Herr B. Rode hat seine vier Gemälde in der Garnisonkirche zu Berlin zum Andenken Schwerins, Winterfeldts, Keiths und Kleists, woran er verschiedenes ver-

*) Wir haben bisher die Werke deutscher Kupferstecher und anderer deutscher Künstler angezeigt, und werden auch darinnen fortfahren. Wir wollen aber keine andern anzeigen, als die uns selbst zu Gesichte gekommen sind. Wenn uns daher deutsche Künstler, denen daran gelegen ist, daß ihre Werke bekannt werden, dieselben mittheilen wollen, so werden wir es mit Dank annehmen. Es würde uns sonst vielleicht manches merkwürdige Kunstwerk unbekannt bleiben.

eråndert hatte, auch zum zweytenmale auf 4 Blättern in
ol. radirt. Sie haben mehr Kraft und Ausdruck als die
rsten. Ausserdem hat dieser erfindungsvolle und sehr
eißige Künstler noch folgende Blätter herausgegeben.
) Hagar und der verschmachtende Ismael. 1. Mos. XXI.
. 15. 16. 2) Christus bricht das Brod. Luc. XXIV. v.
o. 31. 3) Petrus weint. 4) Alexander betrachtet den
odten Körper des Darius. 5) Der trunkne Noah wird von
einen Söhnen bedeckt. 6) Ein Gemålde aus der Sünd-
uth. 7) Die drey Parzen. Atropos will eben den Faden
bschneiden, wird aber von dem Amor zurückgehalten, der den
Schlangenstab des Aeskulapius zu seinen Füßen liegen hat.
Dieses Blatt ist dem Herrn D. Moehser zugeeignet.

Hr. Dan. Chodowiecki hat 1774. das Bildniß des
erühmten Dietrich in Dreßden, nach einer Zeichnung von
. Reclam, auf einem Folioblatte meisterhaft geåtzet.

Von diesem Künstler müssen wir sieben allerliebste kleine
Blätter anzeigen, die sehr rar sind, da sie nicht verkauft
erden. 1) Das Maskenrecht. Verschiedene verlarvte Per-
onen, die einer gemeinen Weibsperson übel begegnen.
) Ein poßierlicher allegorischer Aufzug, der das gewöhn-
che Schicksal leichtgläubiger Mädchen andeutet. Amor
eht lustig voran mit der Fackel und einer Fahne, worauf
u rendes vous stehet. Nach demselben ein Geiger auf ei-
em Hund reitend, die vielleicht süß vorgeschwatzte Treue
nzudeuten. Darauf der Stutzer die wohlgeputzte Schöne
i einem Korbe davon trågt. Zuletzt ein hinkender Dudelsack-
ieler, über dessen Haupt ein Storch schwebt, und ein
arleckin, der auf einem Kessel trommelt, vermuthlich die
Stadtklatschereyen anzuzeigen. 3) Ein Bankerottirer, der
in ganz Vermögen auf einem Tische dargiebt. Die eine
elfte scharrt seine Frau zu sich, *pour ses aports*; die andre
elfte nimmt die Gerechtigkeit, *pour ses fraix*. Unter
m Tische siehet man viele verborgene Beutel, mit dem
eysatze: *Sage précaution*. Eine Wittwe und 2 Waysen,
ebst armen Leuten gehen betrübt weg. 4) Eine englische
eschichte, da ein Schuhflicker einem Bankerottirer, der mit
inen Gläubigern um 50 Procent gehandelt hatte, anstatt
ey Stiefeln, die ihm vorzuschuhen gegeben waren, nur
ren zuwirft. 5. 6) Zwey geistvolle Blätter voll Kari-
turen und Stellungen nach dem Leben. 7) Pohlnische
gürchen, in Danzig gezeichnet.

Zu dem Berlinischen genealogischen Calender für 1775. hat ebenderselbe zwölf Scenen aus der komischen Oper, der Deserteur, sehr geistvoll radirt. Zu eben diesem Calender für 1776. zwölf Situationen aus einem kleinen Franzroman: *Blaise Gaulard* betittelt, und zu dem Westpreußischen Calender für 1776. 12 Gellertsche Fabeln.*)

Wir müssen hier noch 10 meisterhafte Blätter dieses großen Schilderers menschlicher Sitten gedenken, die er zu den beyden ersten Theilen des Lebens und Meynungen Sebaldus Nothankers gezeichnet und geätzt hat. Desgleichen der ausdrucksvollen Vignette auf den Freuden des jungen Werthers, und eines angenehmen Tittelblattes vor einem zu Liegnitz gedruckten Roman: Beyträge zur deutschen Geschichte rc.

Leipzig. Hr. Bause hat seine vortrefliche Folge von Bildnissen deutscher Schriftsteller (die wir im Anhange zum XIII. bis XXIV. Bande bis 1773. angezeigt haben.) mit folgenden Bildern vermehrt. Ramler 1774. v. Hagedorn in Dreßden 1774. beyde nach Graf. v. Leibnitz 1775. nach Scheits.

Ferner hat er 1775. ein trefliches Bildniß Herrn Johann Thomas Richters in Leipzig auf einem Foliobogen nach Graf gestochen.

Deßgleichen das Bildniß Hrn. Prof. J. B. Basedow, in Profil nach D. Chodowiecki, und des Hrn. Geh. Rath v. Segner in Halle, nach Füger in Halle. Das letztere besonders ist con amore gemacht.

Ein großes Blatt, Venus und Amor, nach Carl Cignani, von eben diesem großen Künstler 1775. gestochen, gehöret zu den besten existirenden Kupferstichen, und giebt ein reizendes Gegenbild zur Artemisia nach Guido Reni.

Das Bild des berühmten Tonkünstlers Johann Sebastian Bach, nach Hausmann 1774. von S. G. Küttner in Fol. gestochen. Desgleichen die Bildnisse des Hrn. Hofrath Kästners in Göttingen, und des ehrwürdigen Greises Herrn Bernhard Christoph Breitkopf in Leipzig, beide von Mad. Philippi, geb. Sysang, in Leipzig gestochen, haben als Kunstwerke wenig Verdienst, sondern werden nur für die Liebhaber der gelehrten Geschichte angeführt.

Zwey hier herausgekommene Blätter in Großoctav, wovon das eine ein Schattenbild in Profil, ohne Unterschrift,

*) Bey diesem Calender ist auch ein Grundriß des neuen Landes in Westpreussen befindlich, wodurch die Netze und Brahe vereinigt werden.

hrift, und das andere das ausgezeichnete Profilbild eines
rauenzimmers, mit der Unterschrift LOTTE, verstellt,
nd in ihrer Art sehr seltsam. Der Schattenriß, (obgleich
hr verschnitten,) stellt den Schattenriß eines sehr vereh-
nswürdigen Frauenzimmers in H** vor, von welcher das
erücht sagt, daß sie das Urbild zu dem Charakter der
otte sey, welcher im ersten Theile des berühmten Ro-
ans, die Leiden des jungen Werthers, vorkommt. An
em ausgezeichneten Bilde ist nicht allein der Umriß so
lsch gezeichnet, daß er mit dem (obgleich sehr unvollkom-
enen) Umrisse des Schattenrisses gar nicht überein-
mmt, sondern das innere! des Mundes und der Nase,
ebst dem Auge und Ohr, ist so willkührlich, oder vielmehr so
idersinnisch hineingezeichnet, daß es wohl eine von einem
avater zu untersuchende Aufgabe seyn möchte, ob es
öglich sey, daß in dem Umrisse des Schattenrisses
lche Augen, Ohren und Mund existiren könnten. Die
nterschrift LOTTE, ist blos hingesetzt, um dem sonst
hr unähnlichen und sehr uninteressanten Bilde Käufer
u verschaffen. In wie fern eine solche Erdichtung schick-
ch, ja, in wie fern sich nur Leute, die sich nicht über alle
inere Empfindung heraussetzen, erlauben sollten, ein
ild einer lebenden Person so zu verstellen, mögen unsere
eser selbst entscheiden.

Ganz etwas anders ist ein v. D. Chodowiecki zu Ber-
n gezeichnetes und von D. Bergers gestochenes Bild, so
uch LOTTE unterzeichnet ist. Dies ist ein Ideal eines
lchen Frauenzimmers, als in den Leiden des jungen Wer-
ers dargestellt worden. Einen solchen Wetteifer der Poesie
nd Zeichnungskunst lassen wir uns sehr wohl gefallen.

Nürnberg: Description des Pierres gravées du feu Baron de Stosch par feu Mr. l'Abbé Winkelmann, dessinées d'àpres les empreintes et gravées en Taille-Douce par *Jean Adam Schweickardt*. 1775. in gr. 4.

Hr. Schweickardt in Nürnberg, welcher 16 Jahre lang sich
in Florenz bey dem sel. Freyherrn von Stosch auf-
ehalten hat, hat den gemeinnützigen Vorsatz gefaßt, des-
n berühmtes Kabinet von geschnittenen Steinen *) nach den

 Abdrücken

*) Es ist schon vor einigen Jahren von Sr. Maj. dem Könige in Preussen gekauft worden, und jetzt in dem antiken Tempel in Parke von Sans-Souci verwahrt. Uns wundert, daß dieses Hr. Schweickardt nicht gewußt, oder nicht angezeigt hat.

Abdrücken in Kupfer zu stechen, und die bekannte Beschreibung des seel. Winkelmanns hinzuzufügen.

Die erste Lage von sechs Blättern, worauf 36 Steine abgebildet sind, ist fertig. Sie sind so richtig gezeichnet und schön gestochen, daß man zum Besten der bildenden Künste und der Alterthumskenntniß die Fortsetzung wünschen muß, welche auf Subscription gedruckt werden soll. Hoffentlich werden sich doch zu einem so treflichen Werke genug Liebhaber finden, daß der fleißige Künstler seine angewendete Mühe nicht bereuen darf.

Augspurg. Folgende Bildnisse von Hrn. J. E. Haid in schwarzer Kunst sind anmerkenswürdig: 1) Gregorius Guillelmi. 2) Jo. Casp. Füeßlin. 3) Jo. Ernst Imm. Walch. 4) Joh. Casp. Lavater. 5) Johann Tobler. 6) Jac. Heß. 7) C. F. Gellert. 8) J. C. Schäfer. Desgleichen zwey von diesem Künstler nach Heilmann in schwarzer Kunst sehr sauber geschabte Blätter, betitelt: The Cook-maid und The Art of dressing fish.

Winterthur. 60 Biblische Geschichte des alten Testaments, in Kupfer geätzt von *Joh. Rudolph Schellenberg*. 1774. Winterthur, bey Steiner. gr. 8.

Diese biblischen Kupfer sind allen uns bekannten andern, die man den Kindern in die Hände zu geben pflegt, freylich weit vorzuziehen. Indessen würde doch freylich auch so wohl bey der Wahl, als auch bey der Zeichnung und Anordnung, nicht wenig zu erinnern seyn.

Dreßden. Von dem vortreflichen Kupferstecher Hrn. A. Zingg haben wir lange nichts anzeigen können. Jetzt sind uns zwey Prospecte des Wohnhauses zu Strößitz, dem Chursächsischen Kammerherrn Herrn von Carlowitz zugeeignet, zu Gesichte gekommen. Sie sind, wie alle Werke dieses Meisters, mit Geist und Einsicht gearbeitet. Wie sehr wäre zu wünschen, daß Hr. Zingg seine fertigen vortreflichen Blätter, die er, wie wir wissen, in ziemlicher Anzahl liegen hat, bald der Welt mittheilen möge.

Eine große Landschaft, nach Adam Pynacker, von Hrn. G. W. Weise in Dreßden 1774. gestochen, mit der Unterschrift: Die Sonn enthüllt den Schauplatz deiner Werke, verräth einen Künstler, der gute Hoffnung giebt.

Noch

Noch eine viel grössere Hoffnung giebt ein junger Ku-
rstecher C. F. Stölzel, durch ein 1774. gestochenes gros-
Blatt nach einem Gemälde von Schönau. Das
emälde ist durch die menschenfreundliche Anstalten der
eymäurerordens in Sachsen veranlasset worden. Es
let den Stifter dieses Ordens, unter dem Bilde eines
würdigen Greises, der mit den Zeichen und Werken der
issenschaften und der Künste umgeben ist, vor. Mit der
hten zeigt er auf ein Gemälde, worauf die Wohlthaten
Freymäurer gegen das Armuth geschildert sind; in der
he desselben siehet man den Genius des Ordens, der sich
jen die Religion neiget. Dieses Blatt ist betitelt: der
ise. Die Ausführung desselben macht Herrn Stölzel
ße Ehre.

Kopenhagen. Das Bildniß des berühmten J. A.
mers 1774. und des Hrn. D. Balthasar Münters 1775.
Hrn. J. M. Preisler gezeichnet, und in gr. fol. gesto-
n, verdienen angezeigt zu werden.

St. Petersburg. La Russie ouverte, ou Collection
complette des habillémens de toutes les Nations, qui
e trouvent dans l'Empire de Russie. Das eröfnete Ruß-
and, oder Sammlung von Kleidertrachten aller im Ruſ-
ischen Reiche wohnenden Völker. fol. 1774.

Wir haben von diesem sehr sauber illuminirten Werke,
welches der Kupferstecher, C. M. Roth, in St. Pe-
sburg herausgiebt, fünf Ausgaben gesehen, wovon jede
f Abbildungen enthält. Der durch seine auf Befehl der
ßischen Kaiserinn unternommene Reise berühmte Herr
orgi wird dazu künftig eine Geschichte und Beschrei-
ng aller unter Rußischen Zepter stehenden Nationen,
er Lebensart, Religion, abergläubischen Gebräuche,
hnungen und übrigen Merkwürdigkeiten, heraus-
en.

schreibung der Statue zu Pferde, welche die Dä-
nisch-Ostindische Gesellschaft dem glorwürdigsten
König Friedrich dem Vten geweihet; nebst der
Beschreibung der Maschinen, deren man sich bedie-
net, dieses Denkmahl an seinen bestimmten Ort zu

bringen, und der Erklärung der Gründe, welche die Wahl der verschiedenen Maaßregeln, denen der Hr. Saly in der Ausführung desselben gefolget, bestimmen. Kopenhagen, 1774. 49 Seiten in gr. fol. mit 9 Kupfertafeln.

Description de la Statue equestre &c. Copenhague, 1774. gr. fol.

Beskrivelse over Statuen til Hest, rc. Kiobenhavn, 1774. gr. fol.

Zuvörderst wird die Statue selbst äusserlich beschrieben. Die Erörterung der Ursachen folgt darauf, die Herrn Saly bewogen haben, die Stellung des Pferdes und des Königs so anzunehmen, wie sie jetzt würklich sind. Sie sind an sich lehrreich, und können noch lehrreicher werden, wenn man sie mit dem Raisonnement des Herrn Falconet über die von ihm zu St. Petersburg verfertigte Statue Peters des Großen vergleichen will, bey welcher er, obgleich freylich auch unter andern Umständen, ganz andern Grundsätzen gefolgt zu seyn scheinet. Von der Art, wie der Guß durch Herrn Goor verrichtet worden, wird gar nichts gesagt. Es wäre doch nützlich gewesen, zu wissen, welcher Handgriffe man sich dabey bedienet habe. Hingegen die Maschinen, deren man sich bedienet hat, die Statue von dem Platze, wo sie gegossen worden, nach dem Platze, wo sie stehet, zu bringen, sind genau beschrieben, und mit acht Kupfertafeln erläutert. Die neunte stellet die Bildsäule auf dem Postamente vor.

Die deutsche Uebersetzung ist zuweilen etwas undeutlich, z. B. S. 33. „acht Winden, die auf dem Platze verfertigt wurden,“ sollte heissen: angebracht waren (préparés). S. 34. würde man wohl schwerlich errathen, daß unter dem zufällig druckenden Treiben la friction accidentelle zu verstehen wäre, wenn nicht das Französische dabey stünde.

Cr.

6. Romanen.

Der Eigensinn des Glücks, in den ausserordentlichen Begebenheiten des Baron von T*** und seiner Familie. Berlin und Leipzig, bey Georg Jacob Decker, 1775. 8. 1 Alphabeth und 2½ Bogen.

Louise van H***, oder der Triumph der Unschuld. Eine rührende Geschichte. Von dem Verfasser des Eigensinn des Glücks. Erster Theil. Bonos beatos, improbos miseros, existimo. *Cic.* Berlin und Leipzig, bey Georg Jacob Decker. 1775. — — Zweyter Theil. Lento gradu ad vindictam sui divina procedit ira, sed tarditatem supplicii gravitate compensat. *Valer. Max.* Ebendaselbst, 1775. 8. Zusammen ein Alphabeth.

Zwey auf einmal, in einem Jahre! — O! der verwünschten Fruchtbarkeit! — Die eine Geschichte war schon zu viel zur Beförderung des Zweifels, ob jemals durch diese mit Gewalt rühren sollende Geschichte „ein einziger Lasterhafter abgeschreckt und von seinem schlüpfrigen „Pfade auf den zum Glück führenden Weg gebracht werden wird" so menschenfreundlich wir auch den Zweifel unterdrücken wollten. Dem V. mag es inzwischen unverwehrt bleiben, sie und sich oben drein zu halten, wofür er selber will. Nur beliebe er nicht zu glauben, daß alle Leser so geduldig seyn, oder so überflüßige Langeweile haben können, als die erste Leserinn gehabt haben soll, für die allein das letzte Buch eigentlich geschrieben war, und die es ausdrücklich „unter der Bedingung empfieng, mit allem zufrieden zu seyn, was und wie ers erzählen würde." Auch von einem gütigen Auge einer werthesten Freundinn sollte er nicht erwarten, daß es über seine Schwachheit zu schriftstellern hinsähe, und seine Langweiligkeiten erduldete. In der That, es ist Freundschaft, dem V. zu rathen, von dieser Arbeit ganz abzulassen. Oder besteht er darauf, daß es ein gutes Hausmittel abgäbe, heiteres Geistes zu werden, wenn

wenn man solch schlecht Zeug schmiert? — Wer wollte doch so eigensinnig seyn! Diese beyden Romane sind so schlecht, daß es der Mühe nicht lohnet, unsern Lesern Beyspiele davon zu geben.

Rr.

7. Weltweisheit.

Anmerkungen und Zweifel über die gewöhnlichen Lehrsätze vom Wesen der menschlichen und thierischen Seelen. 1774. 8. Riga, bey Hartknoch. 23½ Bogen.

Der Verfasser hat, wenigstens Anfangs, das Wesentliche seines Vortrages in kurze Sätze gebracht, und trägt über jeden seine Glossen vor. Die Sätze sind folgende: 1) Alles Geschaffene, so weit wir es kennen, macht eine Kette. 2) In der Natur geht nichts verloren. 3) In der Natur stirbt nichts. 4) Nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur wird gemeiniglich kein Ding eher zerstört, als bis es den höchsten ihm möglichen Grad der Vollkommenheit erlangt und den Zweck seines Daseyns erfüllt hat. 5) In der Natur giebt es Kräfte, die man im Sprachgebrauch Seelen nennt. 6) Der Mensch hat eine Seele. 7) Gott muß seine Geschöpfe von Stuffe zu Stuffe erheben, und wenn sie sinken, nur kurze Zeit sinken lassen. 8) Es fragt sich, ob zur Seele nothwendig Vernunft gehöre? 9) Die Thiere haben auch Seelen. 10) Die Seelen der Thiere sind in ihrer Art vernünftig. 11) Der Metaphysiker Eintheilung der Thiere in vernünftige und unvernünftige ist unbestimmt und der philosophischen Strenge nicht angemessen. 12) Die Seelen sind nicht nur unter sich, sondern auch in der herabsteigenden Linie am Ende mit der Materie verkettet. 13) Alles, was wir in der Natur kennen, hat mit einander Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten. 14) Ob schon kein Ding dem andern gleich oder völlig ähnlich ist, so darf man doch die allgemeinen Gattungs- oder Geschlechtseigenschaften nicht läugnen. 15) Die Natur ist einförmig und doch mannigfaltig. 16) Die Theorie von der Erzeugung, Fortpflanzung und Hervorbringung ist noch in großer Dunkel-

dunkelheiten eingehüllt. 17) Alles in der Natur ist be-
bt. Diese Sätze, nebst dem, was der Verfasser zum Be-
weis, Erläuterung, nähern Bestimmung rc. sagt, machen
ie erste Hälfte des Werkes aus. Im zweyten Theile ver-
äßt er diese Art des Vortrags, und bringt die verschiedenen
Meinungen von der Seele Natur, Einfachheit, Herkunft,
Bestimmung, Substanzart, Unsterblichkeit rc. nebst seinen
igenen Meinungen, Zweifeln rc. vor. Wir haben keine
onderliche Ordnung dabey gefunden. Der Verf. raison-
irt über jedes dieser Stücke, so wie ihm die Gedanken bey-
allen, macht wider anderer Vorgeben Einwürfe, setzt an-
erer ihren Einwürfen wiederum Einwürfe entgegen. Al-
es dieses in der Absicht, zu zeigen, daß man noch sehr viel
icht wisse, und daß Materialisten und Immaterialisten ge-
gen einander und besonders letztere gegen erstere mäßiger
und gelinder seyn müssen, bis mehr entscheidende Gründe
gefunden werden, daß z. E. die Materialität der Seele ihre
Fortdauer und Unsterblichkeit nicht so schlechthin umstoße rc.
Wir enthalten uns alles Urtheilens. Erinnerungen wür-
den es viel zu viele geben. Und auch diese würden wieder
zu so vielen und mehreren Gegenerinnerungen Stoff dar-
bieten. Da man aber auf solche Art zu keinem Ende gelan-
gen würde, so ist das beste, keinen Anfang damit zu ma-
chen. Der Verf. raisonnirt mit einer so sehr in einem fort-
gehenden Lebhaftigkeit, daß man anstehen kan, ob er die-
jenige Gemüthsruhe haben könne, die nöthig ist, alles be-
hörig auseinander zu lesen, und zu sehen, von welcher
Seite her man einig werden kan.

Sw.

Der begeisterte Bramine, oder die moralische Bildung des Menschen. Nach der neuesten englischen Ausgabe übersetzte und mit dem zweyten Theile vermehrte Ausgabe. Leipzig, bey Fritsch. 1775. 177 Seiten in 8.

Ein sehr bekanntes, oft übersetztes und oft gedrucktes Buch. Ob der 2te Theil, der hier als neu erscheint,
nicht auch schon bey einer der vorigen Ausgaben befindlich
sey, wollen wir nicht gewiß entscheiden. Die Vorrede ver-
sichert das Gegentheil, und berichtet auch, daß diese Aus-
gabe genau nach der engländischen Urkunde übersetzt worden.

Mn.

Esprit *de Leibnitz*, ou Recueil de Pensées choisies sur la Religion, la Morale, l'Histoire, la Philosophie &c. extraites de toutes ses Oeuvres, latines et françoises. II. Tomes, à Lyon, chez J. M. Bruyset. 1772. Tome I. 463 S. Tome II. 447 S. in gr. 12.

Geist des Hrn. von Leibnitz — aus dem Französischen übersetzt. 2 Theile. Wittenberg und Zerbst, bey S. G. Zimmermann, 1775. 1ter Theil 178 S. in 8. 2ter Theil 250 Seiten in 8.

Den Franzosen ist es lange gewöhnlich, einen Auszug einzelner Stellen aus grossen Büchern, welche ihre Landsleute aus Flüchtigkeit nicht ganz lesen mögen, *Esprit* zu nennen, und der Auszugsmacher mag sich zuweilen auch wol verstellen, er habe alles, was nützlich ist, ausgezogen, obgleich freylich gemeiniglich in den ausgezogenen Werken eines berühmten Schriftstellers noch viel Geist zurück zu bleiben pflegt.

Indessen hat dieser Auszug aus Leibnitzens Werken für Frankreich immer seinen Nutzen, da er eine Menge der trefflichsten Stellen enthält.

Es liesse sich auch ein Auszug aus Leibnitzens Werken denken, der für Deutschland, bey der itzigen überhandnehmenden Seichtigkeit der Philosophie, sehr nützlich seyn könnte. Aber bloß den französischen Auszug zu übersetzen, auch die aus dem Lateinischen oft sehr flüchtig ins Französische übersetzte Stellen bloß aus dieser Uebersetzung wörtlich ins Deutsche zu übertragen, ist ein sehr geringes Verdienst. Die Vorrede, worinn der Franzose sagt: „daß die „Sammlung von Leibnitzens Werken in 6 Quartbänden „zu ungestaltet werden müssen, und daß man sich fast bey „keinem Theile lange aufhalten könne.„ ohne die geringste Anmerkung oder Widerlegung gedankenlos ins Deutsche zu übersetzen, ist ungereimt, und undankbar gegen den grossen Leibnitz und gegen den würdigen Dutens.

Die Uebersetzung ist oft sehr steif, und zuweilen sehr nachlässig. Z. B. S. 34. der Vorrede des ersten Theils: Eins in Quarto anstatt ein Quartband. (Un in quarto.)

Lx.

Untersuchung über die Sittenlehre der Alten, von Georg England, Rector zu Wolterton u. s. w. Aus dem Englischen. Halle, bey Gebauers Wittwe und Joh. Jac. Gebauer, 1775. 8. 436 S.

Nicht so wol über die theoretische Sittenlehre der alten Griechen und Römer werden hier Untersuchungen angestellt, als vielmehr nur über die Ausübung derselben, über die Natur und Grösse ihrer Tugend, über den Werth und den Grad ihrer Sittlichkeit. Auch hierüber hat sich der Verf. nicht an allgemeine Betrachtungen gehalten, nicht philosophische Aussichten zu richtiger Beurtheilung derselben eröffnet, sondern bloß aus der Geschichte hervorstechende Beyspiele von allen den sittlichen Vertrefflichkeiten, worein er die Tugend eintheilet, mit Sorgfalt und Geschmack aufgesucht, und unter folgenden Abtheilungen oder Kapiteln: von der Gerechtigkeit, von der Vaterlandsliebe, von der Großmuth, von der Verachtung des Geldes und der einfachen Lebensart, von der Freundschaft, von der Hochachtung gegen die Religion bey den Alten (wo auch zugleich von der Liebe der Eltern gegen die Kinder, und der Kinder gegen die Eltern u. s. w. gehandelt wird) sehr einnehmende sittliche Gemälde aufgestellt. Der V. läßt der heidnischen Tugend alle Gerechtigkeit wiederfahren. Er ist so sehr ein Antchade der alten und neuern Verläumder der heidnischen Tugend, eines Hoffstede und so vieler andern, daß man ihn beynahe einer Partheylichkeit auf der andern Seite beschuldigen möchte. Er gestehet nicht nur den alten Heiden, nemlich den Griechen und Römern, in ihren besten Zeiten den Vorzug an Sittlichkeit und Tugend vor den heutigen Christen zu, und behauptet, daß wir die Theorie haben, und sie die Praxin hatten; sondern ziehet auch am Ende eines jeden Abschnittes eine Vergleichung der alten heidnischen und der jetzigen christlichen Sitten, die um so mehr zur Beschämung und Demüthigung der christlichen Welt ausfällt, da er immer zugleich mit kurzen zeigt, was für eine weit deutlichere und vollständigere Anweisung zu allen diesen Tugenden, und was für dringendere und häufigere Bewegungsgründe zur Ausübung derselben wir Christen vor diesen Heiden voraus haben. Er bemerkt freylich, daß es ihrer Tugend an den nähern Bewegungsgründen, d. i. solchen, die das Christenthum entweder hinzusetzt, oder doch

als

als die wichtigsten vorhält, größtentheils gemangelt habe; doch rechnet er diesen gewiß unverschuldeten Mangel der heidnischen Tugend zu ihrer Herabwürdigung nicht eben sehr an. Das Fehlerhafte, das er an der heidnischen Tugend findet, bestehet hauptsächlich darinn, daß sie sich nicht gleich, sondern so unbeständig ist, daß der tugendhafte Heide nicht so gleichförmig, nicht so übereinstimmend mit sich selbst handelt, als der wahre Christ handeln würde. Und diese Ungleichheit leitet er mit Recht aus dem Mangel einer vollständigen und für allgemein verbindlich erkannten Sitten- und Lebensvorschrift her. Sonst vermisse ich, wenn ich die Anmerkungen über die aufgestellten Gemälde von tugendhaften Gesinnungen und Handlungen, die mehrentheils sehr richtig und wahr sind, ausnehme, in seinen allgemeinen Betrachtungen nicht selten Licht und Gründlichkeit. Sollte die von ihm gemachte Schätzung der heidnischen und christlichen Tugend richtig seyn, — und es wirklich im Heidenthum Völker, Zeiten und Länder gegeben haben, wo die Tugend in grösserer Aufnahme gestanden, und alle, oder die meisten Arten derselben, mehr angebauet und ausgeübt worden, als in irgend einem christlichen Lande oder unter einem christlichen Volke, das die christliche Religion nicht verunstaltet und verderbt, sondern wie die heutigen Engländer, nach des Verf. Ausspruch, rein und unverfälscht bekennt; so würde dieß zu sehr melancholischen Betrachtungen führen, und wo ich nicht irre, entweder gegen das Christenthum selbst, oder doch gegen die Einbildung von der Aechtheit und Reinigkeit desselben beträchtliche Einwürfe veranlassen. Doch diese sehr auffallende Schwierigkeit stößt dem Verf. gar nicht auf, und auch sein Uebersetzer hat nichts darüber angemerkt, welches in der That zu verwundern ist, da er sich in der Vorrede anheischig macht, das hier weggelassene letzte Kapitel dieses Werks, von der Quelle der Moral der Alten, das ihm sehr reichhaltig, aber auch sehr ergänzungsfähig scheint, mit seinem Commentar herauszugeben. Ein Mann, der sich hiezu geschickt fühlet, hätte, meiner Einsicht nach, auch in den hier gelieferten Kapiteln, manches zu ergänzen und noch weit mehr zu berichtigen finden müssen. Auch eine in manchen Stellen verständlichere und genauere Verdollmetschung hätte man von einem der Sachen kundigen Uebersetzer erwarten sollen. —

Bm.

8. Mathematik.

[B]eschreibung eines neuerfundenen Copirzirkels, nebst einer Kupfertafel; von Johann Christoph Wenkel, Cantor und Col. der Beeskowschen Stadtschule. Berlin, 1775, im Verlag des Buchladens der Realschule. 2 Bogen. 8.

So ausserordentlich bemerkenswürdig in den noch nicht „sehr erfindungsreichen Tagen des grauen Alterthums„ (Worte des Herrn Cantors, in der Zueignungs[sch]rift an Herrn Silberschlag) „ein Archimedes, Euclides und Vitruvius sich auszeichneten; so hoch auch in un[s]ern Zeiten ein Bernoulli, Euler und andere große ma[t]hematische Geister sich von Leibnitz und Neuton an bis [a]uf unsere gegenwärtige Zeiten empor schwungen; so an[s]ehnlich glänzt unter uns auch ein Namen„ (der Herr [Ca]ntor sagt nicht, ob Wenkel oder Silberschlag? einer von [bei]den ist es gewiß) „dem die angewandte Mathematik [s]chon itzt, und noch dereinst bey unsern spätesten Enkeln, [g]leichfalls vieles wird zu verdanken haben. Erlauben [E]w. Hochwürden Dero Verehrer, denenselben, indem ich [d]ieses sage, ein Instrument darzulegen u. s. f.„

Dieser Zirkel nun ist auf dem Kupfer, in ipso actu, [gr]oß genug abgebildet, und man würde auch seinen Kopf, [al]s die Hauptsache, vermuthlich ganz deutlich sehen können, [we]nn nicht zum Unglück ein großer Baum im Vorgrunde [sta]nde, der einen seiner Aeste eben so neidisch davor hin[wa]chsen lassen, wie manche sittsame Bäume, bey Vorstel[lu]ng der ersten Eltern, vor manchen nicht weniger interes[sa]nten Theilen, zu thun pflegen. Daß obiges kein unge[fä]hrer Auswuchs sey, lehren uns die Worte des Hrn. Verf. [S]. 14.: „Da der berühmte Mechanicus Ring — das Mo[del]l von mir erstanden, und sich anheischig gemacht, für [ein]en billigen Preiß einem jeden dieses Instrument in [ei]ner möglichsten Vollkommenheit zu überliefern, so sehe [i]ch genöthigt, von einer garzu genauen Beschreibung — [di]e Hand zurück zu ziehen. *)„

Man

*) Wir haben in den berlinischen Zeitungen gesehen, daß Hr. Ring protestiret, wie er mit diesem Copirzirkel des Hrn. C. Wenkels nichts zu schaffen habe.

hier doch noch zu zahlreich. Mit Verlangen erwarten wir die Fortsetzung eines Buchs, welches gewiß recht sehr viel zur Erleichterung und Ausbreitung der Naturkunde beytragen wird.

A.

Neue Methode, unauflößliche Malter und Kitte zu machen, und dieselben zu allerhand Mauerwerken, besonders aber zu Wassergebäuden, Verdachungen, Verzierungen u. s. w. anzuwenden; aus dem Französischen übersetzt und mit einem Vorberichte und einigen Anmerkungen begleitet. Wien, 1775 in der Emerich Felix Baderischen Buchhandlung. (7 Bogen 8.)

Diese kleine Sammlung liefert zwo hieher gehörige Schriften, deren Titel wir hier abschreiben:

Nachricht von einer durch Herrn Loriot, pensionirten Mechanisten des Königs in Frankreich, in der Kunst zu bauen gemachten Entdeckung: worinn auf königlichen Befehl die Art und Weise bekannt gemacht wird, nach welcher sowol zum Bau als zum Verzieren, taugliche Malter und Kitte zu verfertigen und zu einer unendlichen Verschiedenheit von Arbeiten anzuwenden sind. Ruinarum urbis ea maxime causa, quod furto calcis sine ferrumine suo, caementa componuntur. Plin. hist. L. 36 C. 23. Und:

Brief des Herrn Patte, eines sehr bekannten Baumeisters in Paris, über die Bereitung des vom Herrn Loriot erfundenen Malters. Nach dem in dem Mercure de France vom Monat August 1774 eingerückten Abdruck übersezt.

Da der Gegenstand eine so gar gemeinnützige Sache betrift, so wollen wir es nicht bey der bloßen Anzeige der Uebersetzung bewenden lassen, sondern auch einige Nachricht von der Erfindung selbst geben. Herr Loriot hatte sich durch aufmerksame Betrachtung und chymische Untersuchung fast aller Denkmale der Baukunst, die die Römer in Frankreich hinterlassen haben, aufs gewisseste überzeugt, daß die vorzügliche Festigkeit ihrer gegossenen Mauren nicht

icht von besondern, uns unbekannten Materialien her-
ühre, sondern daß der Kalch, der Sand, gestossene Back-
teine u. s. f. allein die Vollkommenheit dieses Gemengsels
usgemacht; daß sie aber sich anderer Handgriffe und ei-
ner andern Methode in der Zubereitung bedient haben.
Diese Methode glaubt er, in einem glücklich ausgefallenen
Versuch, wieder entdeckt zu haben. Er vermengte nemlich
Kalch, der lange vorher gelöscht und in einer Grube aufbe-
halten worden, mit einem Drittheil lebendigen zu Pulver
gestossenen Kalch. Diese Mischung erwärmte sich, und nach
einigen Minuten gelangte sie zu einer ausserordentlichen
Festigkeit. Diese Materie bekommt bey dem Trocknen kei-
nen grössern oder kleinern Umfang, keine Risse, trennt sich
nicht von den festen Körpern, läßt kein Wasser durch, ist
zwey Jahre lang allen Veränderungen des Himmels ohne
Nachtheil ausgesetzt gewesen, erhält mit der Zeit immer
grössere Festigkeit u. s. f. Herr Patte bekräftiget al-
les dieses, beruft sich auf eine Menge mit diesem Mör-
tel aufgeführter Werke, betrachtet ihn als eine kostbare Ent-
deckung, welche durch nichts, als den Mangel der Aufmerk-
samkeit bey dessen Zurichtung, mißlingen könne: deswe-
gen er auch eine ausführlichere Beschreibung von allen bey
seinem Gebrauch zu beobachtenden Umständen giebt, als
der erstere Aufsatz enthält.

Aber ist denn nun dieser Mörtel würklich der Römi-
sche? Vitruv sagt nichts davon, war aber (wie Hr. Loriot
glaubt) mehr in der theoretischen als praktischen Baukunst
erfahren. (Aber auch unter dieser schwer zu erweisenden
Voraussetzung wäre es ihm eine Schande gewesen, diese
bessere Zubereitung des Mörtels nicht zu kennen) Plinius
scheint sogar das Gegentheil zu sagen; muß aber nur ein
bißchen anders übersetzt werden, so sagt er gerade das, was
Hr. Loriot auch sagt. Nemlich die auf dem Titel angezo-
gene Worte müssen so verstanden werden, daß caementum
Mörtel, und ferrumen den Leim des Mörtels, das ist,
ungelöschten, zu Pulver gestossenen Kalch bedeutet: man
stiehlt den Kalch, und macht Mörtel (aus gelöschtem
Kalch und Sande) ohne ihm sein Bindungsmittel (den
ungelöschten Kalch) zu geben. Aber warum stahl man
denn allein den ungelöschten, und nicht eben so gut den ge-
löschten? Und war denn der gelöschte nicht auch ein ferru-
men? Wir dächten also dennoch, es sey natürlicher, den
Plinius so zu verstehen: Man stiehlt den Kalch und setzt

die Steine ohne Mörtel zusammen. Und das war bey Bruchsteinen schon ein Fehler, der den Ruin der Mauren beschleunigen konnte. Das Wörtgen suo gehet nicht auf den Kalch; denn was hieße das: sie stehlen den Kalch ohne sein ferrumen. Es gehet vielmehr, über das Comma hinüber, auf die Bruchsteine, und will etwa auch das noch ausdrücken: sie geben dem Steine zwar ein Bindungsmittel, aber nicht das seinige, d. i. keinen Kalch. Denn das hieß erst recht ferruminiren, wenn das Bindungsmittel aus der verbundenen Materie selbst gemacht wurde.

Sp.

Loriots Abhandlung über eine neue Art von Mörtel, der zu Gebäuden und ihren Auszierungen sehr dienlich ist. Aus dem Französischen übersetzt, und mit Anmerkungen erläutert. Bern, bey der Typographischen Gesellschaft, 1775. 8. (3 Bogen)

Diese Uebersetzung ist schlechter, als die in Wien herausgekommene. Wir haben hier manche Stelle gefunden, wo der Sinn des Originals gänzlich verfehlt oder entstellt ist. Im Vorberichte behauptet der Hr. Uebersetzer, die Methode des Hrn. Loriots sey nicht neu, sondern der Gebrauch des ungelöschten Kalches schon vor ihm von einigen angerühmt worden. Allein die zum Beweis angeführte Stelle aus den Hannöv. nützlichen Sammlungen redet nicht von ungelöschtem sondern von frischgelöschtem Kalch, und verstattet zwey — drey Tage bis zu dessen Gebrauch; da der Loriotische auf der Stelle, plötzlich (S. 33.) zur Arbeit gebraucht werden muß, indem der geringste Aufschub seinen Gebrauch unvollkommen und gar unmöglich machen kan. Loriot verlangt nicht frischgelöschten, sondern frischgebrannten (S. 37.); er verarbeitet ihn nicht bald nach dem Löschen, sondern vor dem Löschen, so daß er erst im Werk selbst sich löschet. Dieses ist aufs deutlichste im Brief des Herrn Patte angezeigt (Merc. de Fr. Août 1774): Einige Minuten nach der Verarbeitung des Mörtels beobachtet man, daß der darin enthaltene lebendige Kalch in Bewegung kommt — eine Gährung geschieht — Dünste aufsteigen und der Bewurf endlich so warm wird, daß man kaum die Hand darauf legen

en kan. Ferner sagt unser Hr. Uebers. die Theorie des Hrn. Loriots sey auch längstens schon in England gebräuchlich gewesen, weil man die Mischung des Kalches, Sandes und Wassers noch warm zur Arbeit gebrauche: allein der Loriotische Mörtel wird gebraucht, noch ehe er warm wird. Und eben deswegen muß die Proportion des zuzusetzenden ungelöschten Kalches, nach Verschiedenheit der Materialien und der Arbeit selbst, wohl getroffen werden, damit die Gährung nicht zu geschwinde und nicht zu langsam erfolge.

Herrn Prof. Lamberts Fortsetzung der Hygrometrie oder Abhandlung von den Hygrometern. Aus dem Französischen übersetzt. Augsburg, bey Eberhard Kletts seel. Wittib, 1775. 4½ Bogen. 8. 2 Kupfer)

Wir haben die Uebersetzung der Abhandlung im XXV. B. II. St. 522 S. angezeigt, und finden bey dieser Fortsetzung weiter nichts anzumerken, als daß sie uns eben so deutlich und getreu vorkommt, als jene. Wir zweifeln nicht, die Abhandlung werde in dieser Form und Sprache mehrern Liebhabern der Meteorologie bekannt werden, und Anlaß geben, übereinstimmende hygrometrische Beobachtungen anzustellen, an denen es bisher fast gänzlich gefehlt hat, und die doch wol eben so wichtig sind als die thermometrischen.

Pi.

10. Philologie.

Der Koran, oder das Gesetz für die Moslemer durch Muhammed, den Sohn Abdall (Abdallah). Nebst einigen feyerlichen Gebeten, unmittelbar aus dem Arabischen übersetzt, mit Anmerkungen und einigen Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Propheten und seiner Reformation herausgegeben von Friedrich Eberhard Boysen. Zweyte, verbesserte

serte Auflage. Halle, bey J. J. Gebauer, 1775. 1 Alph. 22 Bogen in 8.

Von dem Boysenschen Koran ist schon eine zweyte Ausgabe erschienen, die auf dem Titel eine verbesserte heißt, ehe noch unsre Anzeige der ersten in der d. B. abgedruckt worden. In der ersten und zweyten Sure fanden wir würklich ein paar Stellen verbessert, kürzer und richtiger ausgedruckt, und die Erklärung, die in die Note gehört, nicht mehr in den Text eingerückt; allein nachher sahen wir, bey einiger Vergleichung beyder Ausgaben, daß die letztere aus der ersten wörtlich abgedruckt ist, und so viel wir uns erihnern können, sind noch alle die Stellen, wo wir ehedem die Uebersetzung als unrichtig getadelt haben, völlig so übersetzt, wie in der ersten Ausgabe. In der neuen Vorrede giebt der Hr. Oberhofprediger einige Nachricht von der Geschichte und Religion Mohammeds, und bekennt, daß uns noch eine kritische Ausgabe des Korans, aus welcher derselbe übersetzt werden sollte, fehle; indem noch nicht einmal der Hinkelmannische und Maraccische Text mit einander, noch einige Handschriften, deren so viele in den Europäischen Bibliothecken vorhanden sind, verglichen worden. Wobey wir uns wunderten, keine Anzeige mehr von den sieben Handschriften, die der Hr. Oberhofprediger versicherte gebraucht zu haben, zu finden. Doch gedenkt er seiner Handschriften an einigen wenigen Stellen noch, wie vorhin, in den Anmerkungen.

A.

Ueber den Atys des Katull von Friedr. Aug. Clem. Werthes. Münster, bey Perrenon, 1774. 70 Seiten. 8.

Der Titel erschöpft den Innhalt dieser kleinen Schrift nicht ganz. Der Verf. schreibt nicht nur über den Atys, sondern theilt auch anfangs das lateinische Original und alsdann eine poetische Uebersetzung in dreyzehn Stanzen mit. Die letzte, wenn sie gleich durch zu viele Umschreibungen verloren hat, ist dennoch nicht ganz ohne poetisches Verdienst, vielmehr an einigen Stellen gut und des Originals nicht unwerth. Alsdenn folgen Anmerkungen über

das

as Sylbenmaaß des Atys, kritische Anmerkungen, vom er Cybele, vom Atys, einige phönizische Ableitungen, und zuletzt ästhetische Anmerkungen. Aus allen blickt ein Mann von Kenntnissen hervor, die durch längere Uebung und vielleicht auch durch mehr Belesenheit (denn Hr. W. ennt noch nicht alle oder vielmehr noch nicht die eigentlichen Quellen, woraus Atys am besten erläutert werden kan und muß) immer gemeinnütziger werden können. Bey einzelnen Stellen seiner Anmerkungen wäre manches zu erinnern, das aber hier zu weitläuftig werden würde. Was einen in der Zueignungsschrift geäusserten Vorsatz betrift, en Virgil zu übersetzen, so wünschen wir, daß Hr. W. wenn er sich stark genug dazu hält, wenigstens das *nonum prematur in annum* (nicht *novum*, wie einst ein junger rüstiger Schriftsteller der Prosodie zum Troz lesen wollte) gewissenhaft beobachten möge.

We.

Pomponii Melae de situ orbis libri III. ex recensione *Abrahami Gronovii*, cum varietate lectionis Reinoldianae et indice locupletissimo in usum Scholarum editi a *Joanne Kappio.* Cur. Regnit. ap. J. G. Vierling. 12 Bogen. 8. 1774.

Pomponius Mela drey Bücher von der Lage der Welt, ins Deutsche übersetzt und mit einem vollständigen geographischen Commentar zum Gebrauch in Schulen erläutert von Joh. Christ. Diez, Pr. Th. Extr. und Stadtpfarrer zu Giessen. Giessen, bey Krieger, 1774. 8. 1 Alph. 3 Bogen.

Die lateinische Ausgabe des Mela, die der schon durch andere philologische Arbeiten rühmlich bekannte Hr. Kapp besorgt hat, ist nach der neusten Gronovischen Ausgabe von 1748 abgedruckt, nur hat der Herausgeber die Druckfehler (die in der Leipziger Ausgabe (1773) vom jüngern Hrn. Ernesti getreulich aus dem Gronov wieder abgedruckt sind, wiewol sie Gr. am Ende bemerkt hatte) billig gleich in seinem Texte verbessert. Zugleich sind die Varianten aus der prächtigen aber nicht fehlerfreyen Reinoldi-

schen Ausgabe, die zum zweytenmal zu Eton 1761 in 4. herausgekommen ist, beständig beygefügt. Für diese Zugabe verdient Hr. K. um so mehr den Dank seiner deutschen Leser, da diese Ausgabe noch 1773 in Deutschland so unbekannt gewesen seyn muß, daß Hr. D. Ernesti in Fabricii lat. Bibl. sagt, oder vielmehr den guten Fabriz das ungeändert wieder sagen läßt, was er zu seiner Zeit nicht anders sagen konnte: *novam Melae editionem in Anglia iussi sumus exspectare a Reynoldo.* Viel wichtige Varianten finden wir eben nicht, doch mögte hie und da wol eine oder andre dem Freunde und Kenner der alten Geographie angenehm seyn. Der hinzugefügte Index ist sehr fleißig ausgearbeitet, so wol was die Latinität des Mela betrift, als auch die geographischen Namen und Erläuterungen. Hr. K. gesteht zwar, daß er bey den letztern seiner Vorgänger Arbeit genutzt habe, indeß zeigt der Augenschein, daß er manches aus eignem Nachdenken oder Fleiß hinzugefügt hat. Ueberall zeigt sich Hr. K. als einen der Sache im Ganzen kundigen Mann, und, wenn er den Meynungen andrer widerspricht, als einen bescheidnen Gelehrten. Und doch ist der würdige Mann nur immer noch Collega tertius der Schule zu Hof im Voigtlande. — Druck und Papier verdienten bey einer solchen Handausgabe besser zu seyn, als wir sie hier finden.

Was die deutsche „auf Ersuchen vom Hrn. D. verfaßte„ Ausgabe betrift, so geben wir freylich gern zu, daß sie ihrem Verfasser nicht geringe Mühe gekostet haben mag. Schon der Uebersetzung des Textes selbst sieht man das mühsam an. Hr. D. versichert zwar, er habe sich mehrentheils an den buchstäblichen Wortverstand gehalten und die Mittelstrasse zwischen einer gezwungenen und freyen Uebersetzung zu gehn gesucht, aber wir zweifeln sehr, ob ihm der Leser bey genauerer Vergleichung seiner Arbeit dies zugestehn werde. Den Wortverstand des Mela zu treffen, kan doch wol so schwer nicht seyn, und dennoch zweifeln wir sehr, daß auch dieser Foderung Hr. D. immer Genüge gethan habe. Wir wollen ein Exempel, wie es uns in die Hände fällt, anführen. Es mag zugleich zur Probe dienen, wie weit Hr. D. Meister der Sprache ist, in die er übersetzt.

B. *I.* K. *XII.* „Die Phönicier, eine geschickte Art „Leute„ (solers hominum genus) „die zu Kriegs- und Friedensgeschäften aufgelegt sind, haben Phönicien berühmt „gemacht. Sie sind Erfinder der Buchstaben und schrift-

„lis

lichen Verfassungen„ (literas et literarum operas; wer er‍net unter dem letzten deutschen Ausdruck die Hieroglyphen, die Hr. D. nach dem Perizonius hier versteht? Dem Recensenten dünkt beydes nichts weiter als Lesen und Schreiben anzuzeigen, wie es auch Hr. Rapp im Ind. so nimmt) „wie auch andrer Künste, die Meere zu beschiffen, Seeschlachten zu liefern, Völker zu beherrschen, der königlichen Regierungsform und Feldschlachten.„ (Eine ganz lateinisch gedrechselte Periode.) „Darinnen liegt auch Tyrus,„ (Was denn sonst schon vorher? er läßt Reynold aus und Hr. D. müßte es auch gethan haben.) „die einsmal eine Insel war, nun aber, da sie am trocknen Lande anhängt, ihren vorigen Glanz verlieret, wo vom Alexander, als er ehedem die Stadt berennete, ein Damm gemacht wurde.„ (Ey ey verliessen den Herrn Professor diesmal alle seine Hülfsmänner, die er nach der Versicherung in der Vorrede so fleißig gebraucht hat, so sehr, daß er den guten Mela ein völliges Nonsense sagen läßt? Das Lateinische heißt: In ea est et Tyros, aliquando insula, nunc *annexa terris deficit*, qua ab impugnante quondam Alexandro jacta opera. Wie hängt in aller Welt das zusammen: sie war einmal eine Insel, nun aber verliert sie ihren Glanz, und dann das folgende vom Damm, den Alexander machte? Eben der letzte Zusatz, der nach Hrn. D. Uebersetzung ganz unbegreiflich ist, hätte ihn auf den natürlichen Gedanken bringen müssen, daß deficit nichts anders heisse, als: sie ist nun keine Insel mehr, desinit insula esse, wie es Hr. Rapp richtig erklärt, den der Hr. Professor nach Belieben vergleichen mag, wo eben aus dem Mela mehr ähnliche Beyspiele zu finden.) Einer Uebersetzung, die so in die Augen fallende Fehler hat, noch weiter, um mit Lessing zu reden, das Wasser zu besehn, ist des Recensenten Werk nicht. Sonst wäre wol die in Hrn. D. Uebersetzung sehr traurig klingende Beschreibung der Corycischen Höle (gleich im folg. XIII. Kap.) einer solchen Besichtigung werth. Aber der Leser mag nur das Original mit der Uebersetzung zusammenhalten, um selbst zu entscheiden. Ueberhaupt ist die Schreibart des Uebers. so schleppend, so altfränkisch, (er braucht z. E. sehr häufig das Praeteritum statt des Imperfecti, wie in den Anmerk. so im Texte) daß es eine der unangenehmsten Arbeiten ist, sein Werk zu lesen. Die ihr häufig beygefügten Anmerkungen hat er, laut der Vorrede, aus Alten und Neuen, dem Steph. Byzant. Cellar. Cluver,

ver, Ortel, Hederich, Vossius, Olivarius, aus der belobten Gronov. Ausgabe, aus Gatterer und Büsching und endlich aus sich selbst zusammengetragen. Mühe und Arbeit genug, aber alles ist leider so unglücklich, so geschmacklos verarbeitet, eignes reifes Urtheil und hinlängliche Kenntniß der neusten Entdeckungen oder Muthmassungen der Gelehrten fehlt so sehr, daß wir die vom Verf. verwandte Mühe beklagen und keinem mit Zuversicht rathen können, seine so aus allen Ecken zusammengetragenen Anmerkungen zu brauchen. Gatterern hat er freylich häufig die Ehre angethan, ihn abzuschreiben; auch an vielen Orten, wo er ihn nicht genannt hat. Aber den Liebhabern der Naturgeschichte empfehlen wir besonders die Anmerkung des Hrn. M. z. E. S. 48. „Nilpferde sind Land- und Wasserthiere, „haben 4 Füße, sind weit größer als ein Ochs, am Kopf „den Pferden ziemlich gleich, und wiehern wie die Pferde. „Der Rachen ist eines Schuhs lang mit sehr starken Zähnen bewafnet — — sind reissende Thiere, die auch Menschen auffressen. — Crocodilen sind gleichfalls Wasser- „und Landthiere, werden wol über 20 Ellen lang und „immer größer, je länger sie leben. — — Sie sind sonderlich nach Menschenfleisch begierig, wobey sie die List brauchen, daß sie sich ins Schilf legen und jämmerlich weinen sollen. Wenn nun jemand dem Geschrey nachgehet, „so sollen sie hervorschießen und es fressen.„ Vortreflich! Recht im Meston: Im N. N. Gässel allhier ist zu sehen u. s. w. Und dergleichen schöne und noch schönere Sächelgen giebt es mehr.

Dg.

Das Gastmahl des Xenophons. Aus dem Griechischen übersetzt. Lemgo, bey Meyer, 1774. 8. 6 Bogen.

Der Uebersetzer liefert dies Stück des X. als eine Anfrage ans Publikum, ob er es wagen darf, noch einige oder vielleicht alle Schriften des X. zu übersetzen. Recensent hat freylich nur Eine Stimme, die nicht viel entscheiden kann. Doch wird es ihm vergönnt seyn, seine Meynung zu sagen, und dann mag das geehrte Publikum weiter stimmen. Der schnellere oder langsamere Absatz des Verlegers wird doch wol am Ende den Ausschlag geben.

Das

Das hier gelieferte Stück des X. hat im Original icht große Schwierigkeiten, und so viel leichter mußte s dem Uebersetzer werden, es richtig zu liefern. Wenigstens hat Recensent keine verfehlte Stellen bemerkt. uch der deutsche Ausdruck ist im Ganzen genommen gut, iewol er an einzelnen Stellen z. E. in der Rede des Sorates K. VIII. fliessender seyn könnte. Nur bemerken ir ungern, daß der Uebers. in Kleinigkeiten sich nicht prachrichtig ausdrückt. z. E. er sagt bald frug bald fragte, tzt wegen mit dem Dativus u. s. w. Es scheinen zwar ergleichen Nachlässigkeiten bey unsern jungen Schriftstelern (so kam uns der Uebers. beym Lesen der Vorrede vor) egenwärtig sehr Mode zu werden, ob aber hier Mode ntschuldigt, zweifeln wir. Uebersetzungen müssen vor llen andern genau sprachrichtig seyn, wenn sie nicht ganz ren Zweck verfehlen und das Original völlig entehren llen. Und wenn also der Uebers. durch den Beyfall des ublikums aufgemuntert werden sollte, mehr oder gar lles vom X. zu liefern, so sind wir zwiefach berechtigt, ine recht gute Uebersetzung von ihm zu fodern, da X. ie er sagt, einer seiner Lieblingsschriftsteller ist, „mit dem er eine etwas nähere Bekanntschaft errichtet zu haben glaubt, als die gewöhnlichen Uebersetzer mit den alten Autoren, die sie uns in unsrer Muttersprache liefern.„ Wie eit dies wahr sey, muß freylich die Folge erst deutlich zeien. Denn diese Probe zeigt uns noch nichts weiter, als Kenntniß des Griechischen und einen im Ganzen genomnen guten aber nicht vorzüglich deutschen Ausdruck. Wir ären hiermit zufrieden, wenn nicht unser Verf. in der Vorrede den Mund gar zu weit geöffnet hätte.— Seine lbsicht, (S. 5.) auch durch die Uebersetzung der X. Schrifen unter seinen Landsleuten, besonders unter edlern Jüngingen, die sokratische Philosophie immer mehr auszubreien, und die Versicherung (S. 6.), daß es ihn sehr freuen ürde, wenn viele, oder auch nur einige schöne Seelen, es ewigen Schulgezänkes müde, sich einer Philosophie in ie Arme werfen wollten, die ihnen die Tugend auf das iebenswürdigste mahlt und sie von den Dingen dieser Welt ichtiger und menschenfreundlicher wird urtheilen lehren, nd endlich die Erklärung (S. 7), daß die Schriften eies Xenophon, einen Musarion und ein Montagne, einem die ogischen und ontologischen Grillen so eckelhaft machen; lles das zusammengenommen scheint dem Recensenten

 die

die Sprache eines Mannes zu verrathen, der schon durch eine oder andre Uebersetzung, auch vielleicht durch eine eigne Arbeit, jene von ihm nicht genug verdauten oder unrichtig verstandenen Grundsätze unter edlern Jünglingen und schönen Seelen zu verbreiten gesucht hat; doch kann der Recensent in seiner Muthmassung irren. So viel aber weiß er gewiß, daß der Uebers. wer er auch sey, in den angeführten Stellen zu weit geht, und höchstens nur einem Mann nachspricht, dessen großes Genie jeder zwar ehrt, dessen Denkungsart und Grundsätze aber keinesweges die herschenden unter uns Deutschen werden müssen. — Die Art endlich, wie er eine beyläufige Anmerkung des Hurd widerlegt, oder vielmehr chikanirt, bestärkt den Recens. in der Meynung, daß der Uebers. ein junger rüstiger Mann ist. Desto zuversichtlicher kan er sich an den ganzen X. machen, wenn er selbst Lust darzu hat und die Meyersche Buchhandlung es zufrieden ist.

Museum Criticum, continens praesertim varias lectiones, observationes et dissertationes ad Auctores veteres graecos et latinos. Vol. I.mi Fasc. I. II. et III. collegit et edidit D. *Ferdinandus Stosch*. Lemgov. in offic. Meyer. 8. 1774. 75. 384. Seiten.

Hr. Stosch hat bereits zwey Jahre vor der Ausgabe des ersten Stücks sein Institut angekündigt, das er hier würklich beginnt. Was er liefern will, lehrt schon der Titel genugsam, Varianten, Anmerkungen und Abhandlungen, die in die alte Litteratur einschlagen. Ein rühmliches Unternehmen, wofür, wenn die Sammlung gut geräth, wie man das vom Sammler erwarten kan, jeder Liebhaber der Alten Hrn. St. Dank schuldig ist. Stücke von gleicher Güte kan und muß man in einer solchen Sammlung nicht erwarten; genug, wenn Auswahl und Mannigfaltigkeit beobachtet wird, und dann das offenbar Unbrauchbare wegbleibt. Damit unsere Leser den Inhalt der drey vor uns liegenden Stücke (4 werden einen Band machen) erfahren mögen, setzen wir ihn hieher. Urtheil und Anmerkung über jedes Stück würde uns zu weit führen.

Fasc. I. Variae Lectt. ad incerti cuiusdam dissertatt. morales dorico sermone conscriptas, quas in opusculis mythologicis edidit Gale, ex cod. Regiomont. descriptae (vom seeligen Jablonsky nemlich, in seinen jüngern Jahren). 2. Variae Lectt. in Theophylacti Epistolas ex Cod. Ms. ab I. Vossio editioni Meursii 1617 adscriptae, cujus exemplar servatur in Bibl. Acad. Lugd. Bat. descriptae a Petro Bondam. 3. Io. Floderi Diss. indicans vestigia poeseos Homericae et Hesiodcae in oraculis Sibyllinis. 4. Ad M. Val. Martialis Epigrammata Lectt. variantes et notae ineditae Hadr. Beverlandi. (Vom Hrn. Wernsdorf in Helmstädt mitgetheilt.) 5. Ad Papin. Statii Thebaida et Achilleida animadversiones selectae I. G. Wernsdorfii. *Fascic.* II. 6. Fragmentum Dissertat. P. E. Iablonsky de Sanctis quibusdam incognitis, ab ecclesia romana cultis iis vero ethnicis. (Für die Berlinischen Intelligenzblätter 1738 geschrieben und vom Hrn. Stosch latein. doch mit Weglassung des Theologischen rc. übersetzt.) 7. I. D. v. H. Vindiciae Minutianae, quibus etiam alior. veterum auctorum loca vel vindicantur vel emendantur. 8. Abr. Iac. Penzel explicatio grammatico-critica versiculorum XXX priorum Claudiani in libro, de raptu Proserpinae, primo. 9. F. Stoschii observatt. miscellaneae ad autores varios: nemlich zum Strabo, Plin. hist. nat. l. IV. Esrae, Tertullian, und Hieronymus. 10. Chr. Aug. Heumanni Emendationes et Observatt. in Haymonis Historiam Ecclesiasticam. 11. Ioh. Floderi Diss. de Ate Homerica. 12. I. C. Wernsdorfii Comment. ad loc. T. Calpurnii Ecl. I. v. 84. seq. (Ein schon 1765 gedrucktes aber hier vermehrtes Programm.) *Fascic. III.* 13. Variae Lectt. ad Xenocratis περι των απ' ενυδρων τροφων. (Vom Hrn. Zobel aus der Leidenschen Bibl.) 14. Ferd. Stoschii Observatt. ad insignem Plinii Majoris locum particula prima. (Betrifft H. N. l. V. c. 29) 15. Scidula incerti auctoris ad historiam martyrii S. Cypriani. (Vom Hrn. Cassel in Bremen gefunden.) 16. I. C. Wernsdorfii Allegoria homerica raptus aurorae explicata; simul cerva aurorae Ps. 22, 1. et ἁρπαγμος Phil. 2, 6. illustrantur. 17. Io. Floderi Observatt. in Theocriteam Virgilii imitationem. Wie wenig manche unsrer Herren Verleger wissen, was zu ihrem Frieden dient, sieht man an dem traurigen Aeusserlichen dieses Musei. Hätte die Meyersche Buchhandlung ihm das Papier des Laidions und einen guten Druck gegeben, so würde dies Museum gewiß

in

in Holland eben so viel und mehr Käufer finden als in Deutschland. Aber Makulatur zum lesen kaufen unsre Nachbarn nicht so gutherzig als wir.

We.

II. Geschichte, Diplomatik und Erdbeschreibung.

Summarische Geschichte von Nord-Afrika, namentlich von Marokko, Algier, Tunis und Tripoli. Zum Gebrauch seiner Vorlesungen entworfen von August Ludwig Schlözer. Göttingen, bey Joh. Christian Dietrich. 1775. Ueberhaupt 6½ Bogen.

Ohne uns um den spöttischen Tadel, oder um das übertriebene Lob zu bekümmern, mit welchen diese kleine Schrift in gelehrten Zeitungen ist angekündiget worden; wollen wir unser Urtheil nach unsrer gewöhnlichen Unpartheiligkeit anzeigen.

In wenig Bogen darf man keine ausführliche Geschichte suchen. Hr. Schlözer hat gleich auf dem Titel nur eine summarische versprochen, und blos auf seine Zuhörer Rücksicht genommen. Hätte es ihm gefallen, sich etwas weitläuftiger über die berührten Begebenheiten zu verbreiten, sie mehr zu entwickeln und näher zu bestimmen; so würde seine Arbeit freylich von ausgebreiteterm Nutzen, auch für solche gewesen seyn, die keine Gelegenheit haben, Vorlesungen darüber zu hören, oder weitläuftigere Werke nachzuschlagen.

Ueber die gebrauchten Quellen wollen wir seine eigne Erklärung in der Vorrede abschreiben: „Aus den ersten „Quellen habe ich die Nordafrikanische Geschichte so wenig, „als Guthrie — — Also ist sie nicht kritisch bearbeitet? „Nun doch, wie viele Geschichten von unsern europäischen „Staaten sind dann kritisch bearbeitet! und wir wollen so „hoch hinaus, und dieses von der Marokkanischen ꝛc. verlangen? — — Daß die Nordafrikanische Geschichte eine „kritische Bearbeitung verdiene, begreife ich. Aber ob eine „solche Bearbeitung möglich sey, daran zweifle ich. Nach „dem

dem Anfange des 16ten Jahrhunderts giebt es schwerlich viele inländische arabische Annalen. Höher hinauf giebt „es welche, die der christlichen Plünderung in Tunis (1535) „entgangen und nach Europa gekommen sind. Aber wer „warten will, bis diese Annalen herausgegeben werden, „muß allem Ansehn nach noch lange warten. Die meisten „derselben liegen in Paris: und in ganz Frankreich ist „keine arabische Druckerey mehr. Fürs erste müssen wir „uns also an Geschichtschreiber vom zweyten Range, an „Deguignes, Cardonne, Torres ꝛc. halten.„ Am Ende werden derselben und andre zur Nordafrikanischen Geschichte gehörende Schriften angezeigt. Vielleicht wünschen manche Leser, daß Hr. S. bey jeder Begebenheit gleich den Geschichtschreiber möchte angeführt haben, aus welchem er die Thatsätze nahm: dann könnte jeder, was kurz berührt wird, wir wollen nicht sagen, prüfen, aber etwa eine vollständigere Ausführung am angezeigten Orte lesen. Jetzt muß Forscher und Liebhaber über jede einzelne Begebenheit mehrere Werke befragen. Vermuthlich wollte Herr S. alle Weitläuftigkeit sorgfältig vermeiden, alles auf wenige Bogen zusammen drängen, und die weitere Ausführung seinen Vorlesungen aufbehalten. Inzwischen sind Geographie, auch Statistik, nicht ganz vergessen, die Jahrzahlen fleißig angegeben, und die merkwürdigsten Begebenheiten unter gut geordnete Epochen gebracht worden.

Die Schreibart scheint an einigen Orten etwas frey; ist aber wegen der eingemischten kurzen Blicke in die Geschichte andrer Völker vielleicht für manchen Leser unterhaltender. Hin und wieder merkt man die Eilfertigkeit, mit welcher diese Bogen sind entworfen worden; welches auch der Hr. Verf. in der Vorrede selbst gestehet. — — Sollte wohl unumstößlich gewiß seyn, was er S. 10. behauptet? „Italien verlor seinen Ackerbau durch die reichen afrikani„schen Erndten, wie Schweden durch die livischen„ — — und „Mittlerweile kam das Christenthum unter diese Braune „und nahm von seinem neuen Boden allerhand Negerhaf„tes an; wie Mystik, Fasten, Mönche, Goldmacherey „und dergl.„ Dieß war doch wohl nicht ausschliessungsweise etwas Negerhaftes? und die liefländischen Erndten haben gewiß den schwedischen Ackerbau auf keine Weise in Verfall gebracht. Dem Hrn. Verf., der in Schweden nicht fremd ist, werden bald treffendere Ursachen beyfallen. Warum er der livischen Erndten vorzüglich gedenket, errathen

wir

wir nicht. Unter der schwedischen Regierungszeit hatte man keine Liwen mehr; sie waren lange vorher mit den Letten zu einem Volk zusammengeschmolzen; und ohne einmal daran zu denken, so gaben ihre größtentheils sandigen Aecker bey weitem nicht die reichen Erndten, von welchen die Ehstländer den Schweden und andern Ausländern einen großen Theil überlassen können. Soll livisch so viel als liefländisch seyn, so ist es ja ein ganz ungewöhnlicher Ausdruck. Bald hätten wir Lust, da wir des Hrn. Verf. genaue Bekanntschaft mit Liefland und überhaupt mit den Norden kennen, das Wort für einen Druckfehler zu halten. Doch es betrift überhaupt nur eine unbedeutende Nebensache.

Wir wünschen, und gewiß viele andre mit uns, daß Herr Schlözer, was er am Schluß der Vorrede sagt, erfüllen, und die Geschichte von ganz Afrika fürs erste wenigstens summarisch, — — doch würden wir das Wort nicht gern in der strengsten Bedeutung nehmen, — — ausarbeiten möge.

Pe.

Vollständige Topographie der Mark Brandenburg, herausgegeben von D. Anton Friderich Büsching, Oberconsistorialrath und Director des vereinigten berlinischen und cölnschen Gymnasii. Berlin, im Verlag der Buchhandlung der Realschule. 1775. 2 Alphab. 5 Bogen in 4.

Daß Topographien, sonderlich wenn sie, wie die gegenwärtige, sich größtentheils bloß auf die Lage der Oerter einschränken, in alphabetischer Ordnung und Tabellen abgefaßt sind, keine Auszüge leiden, auch nicht für Leser gehören, die bloß eine angenehme Unterhaltung suchen; bedarf keiner Erinnerung: hingegen findet man hier, was der Titel verspricht, Vollständigkeit, und was man von dem Hrn. Verf. zu erwarten gewohnt ist, Genauigkeit, so weit sie sich erreichen liessen.

Voran stehen fünf kurze Hauptstücke, wie sie der Herr O. C. Rath nennt. Das erste, S. 1 — 16, welches die Landcharten von der Mark Brandenburg angiebt, ist in etliche Zeitabschnitte getheilt, und enthält eine ungemein um-

nständliche Beschreibung der Charten. Das zweyte einen stematisch-geographischen Entwurf der ganzen Mark, S. 7 — 40. Hier werden die Provinzen, deren Kreise und e darin liegenden Städte und Aemter, nebst einer kurzen eschreibung, namentlich; die Dörfer und übrigen Oerter er meistentheils nur nach ihrer Anzahl, angegeben. Ver- uthlich werden manche Leser wünschen, daß dem Hrn. V. öchte gefallen haben, von den merkwürdigsten Oertern ne nähere und etwas vollständigere Beschreibung zu lie- rn. Alles, was z. B. von Cottbus gesagt wird, ist in , und die Anzeige von Oranienburg nur in 1 1/2 Zeilen ngeschränkt. Es scheint, als habe sich der Hr. Verf. aus Gründen hier so kurz gefaßt; seine Erdbeschreibung, die in dermanns Händen ist, giebt vollständigere Nachrichten. Im dritten Hauptst. S. 41 — 56, werden die ehemaligen Städte, Flecken und Dörfer in der Mark Brandenburg, o viel dem Hrn. V. sind bekannt worden, in alphabetischer Ordnung angezeigt und beschrieben. Das vierte Hauptst. S. 57 — 62, hat die Aufschrift: Betrachtungen und An- merkungen über die Städte, Flecken, Dörfer und adeliche Güter in der Mark Brandenburg. Der Hr. V. erklärt sich ber diese Betrachtungen und Anmerkungen sehr bescheiden: „Was ich in diesem Hauptstück sagen werde, sind Gedan- „ken und Meynungen, welche ich der Prüfung und Ver- „besserung dererjenigen überlasse, die diese Materie besser, „als ich, verstehen mögen.„ Sie gehen auf den Begrif ind auf die Kennzeichen der Städte, sowohl der immedia- en als mediaten, der Flecken, Burgflecken, Dörfer und delichen Güter, mit kurzen Anwendungen auf etliche Oerter n der Mark Brandenb. Das fünfte Hauptst. handelt S. 63 und 64. von der Rechtspflege auf dem platten Lande. Von allen 5 Hauptstücken sagt der Hr. V., sie „werden „dem Leser so wenig mißfallen, daß sie vermuthlich noch „mehrere wünschen werden. — — Ich bin ganz gewiß, „daß die besten Kenner der Mark doch manches ihnen un- „bekannte in den 4 ersten Hauptstücken finden werden.„

Nun folgt die vollständige Topographie mit einer neuen Seitenzahl von S. 1 — 330. Sie besteht aus lauter Ta- bellen, in welchen die Oerter nach alphabetischer Ordnung unter folgenden 7 Columnen angezeigt werden: 1) Name des Orts. 2) Stadt. Flecken. Dorf. Adelich Gut. Vor- werk rc. 3) Provinz. 4) Kreis. 5) Adelicher Ort. Kö- nigl. Amtsort. Immediatstadt. 6) Geistliche Inspection.

7) Pa-

7) Patron der Pfarr- und Filialkirche. Gerichtsobrigkeit. — — Die alphabetische Ordnung ist der systematischen vorgezogen worden, weil, wer das Werk braucht, hierdurch am leichtesten jeden Ort finden kan; welches auch von den königl. Collegien gilt, denen der H. V. durch seine Arbeit zunächst dienen wollte. Aus der Vorrede, in welcher auch die bereits vorhandenen gedruckten Namenverzeichnisse von märkischen Oertern, und deren Mängel, berührt werden, sieht man, daß sein ältester Hr. Sohn aus den gesammelten Nachrichten das alphabetische Verzeichniß angefertigt, auch dabey angemerkt hat, zu welcher Provinz und zu welchem Kreise jeder Ort gehört: der Hr. O. C. R. prüfte alsdann dasselbe genau und ergänzte es. Anfangs war er gesonnen, sich bloß auf Städte, Flecken, Dörfer und Vorwerke einzuschränken: nachher dehnte er seinen Plan in Ansehung der Churmark auch auf adeliche Güter, Förster- und Jägerhäuser, und alle Arten der Mühlen aus; doch verspricht er in Ansehung der letzten keine Vollständigkeit, wohl aber künftig überhaupt Ergänzungen und Verbesserungen. Den Anfang darzu macht er schon am Schlusse des Werks. Nachdem er die Oerter des Zauchischen Kreises, welche 1771 zum Herzogthum Magdeburg sind verlegt worden, in alphabetischer Ordnung und in eben solchen Tabellen, wie vorher, von S. 331 bis 337. angezeigt hat; folgen auf ähnliche Art S. 338 — 348, oder bis zu Ende, noch Oerter, in Ansehung deren etwas zu verbessern ist, und welche eingetragen werden müssen. — — Unsre Leser wissen nun, was sie in diesem mit vielem Fleiß zusammengetragenen Werke erwarten und finden können. Ueber die Einrichtung urtheilen wir nicht; der Hr. Verf. erklärt sich selbst darüber in der Vorrede: „Was die Einrichtung anbetrift, so kan „es wohl seyn, daß dieser oder jener Leser eine andere und „vielleicht auch bessere vorschlagen würde: man muß aber „die Schriftsteller nehmen und gebrauchen, wie sie sind.“

Ph.

Der Leitungen des Höchsten nach seinem Rath auf den Reisen durch Europa, Asia und Afrika. Vierter Theil. Aus eigener Erfahrung beschrieben; und auf vieles Verlangen dem Druck übergeben

von

von M. Stephanus Schulz, vormaligen zwanzigjährigen reisenden Mitarbeiter bey dem Callenbergischen Instituto Judaico, jetzigen Prediger bey St. Ulrich in Halle und Director der besagten Anstalt. Halle im Magdeburgischen, verlegt von Carl Hermann Hemmerde, 1774. 8. 390 Seiten.

— — Fünfter und letzter Theil. 1775. 501 Seiten.

Der V. trat mit seinem Gefährden, dem seel. Woltersdorf im May 1752 seine Reise nach dem Orient von
alle über Nürnberg, Regensburg, Wien und Trieste an,
o er sich im Julius nach Venedig einschiffte. Von da
eng seine Fahrt über Ancona nach Smirna und Constan
nopel. Hier verzog sich sein Aufenthalt von der Mitte
)ecembers bis Ausgang des Monats März 1753. In
nsehung seines Geschäftes mit den Juden war dort nicht
el zu thun. Er besahe aber alle Merkwürdigkeiten dieser
rühmten Stadt, machte auch in dem Gefolge des russi
ien-Gesandten bey dem Kapitain Bascha, dem Großve
er und Sultan Visiten, und wohnte einer Fahrt auf dem
anal in der Mündung des schwarzen Meeres bey. Der
zählung von beyden ist ein eigenes Kapitel, das achte des
en Th., gewidmet. Mit dem Anfange des Aprilmonats
isete Hr. Schulz nach Smirna zurück. Von Smirna
hm er den Weg über Stanchio nach Alexandria in
gypten, von da über Rosetto nach Großcairo, wo er sich
e Weile aufhielt, und dann im October über Damiata,
prus, Scanderona und Antiochia nach Aleppo. Zu
eppo blieb er bis gegen Ende des Märzes 1754. Als
nn trat er zu Pferde die Reise nach Jerusalem an, wel
es er den 7. April mit seiner Gesellschaft glücklich erreichte.
a unser Herr Christus vor 1700 Jahren in seiner Leidens
che auf einem Esel hineingeritten war, so fand es Hr.
hulz unanständig, daß er, als sein armer unnützer Knecht,
Pferde hineinreiten sollte. Er war also Willens, sein
ferd freywillig den Arabern, ihren Führern, zu geben,
d zu Fuß in die Stadt zu gehen. Daraus wurde aber
Ende ein Muß, weil kein Christ durch das Thor von
amascus zu Pferde hineinreiten darf, welches ihm denn,
ner Müdigkeit ohnerachtet, nicht schwer wurde. Von

 Jeru-

Jerusalem aus bereisete er die umliegende Gegend bis an den Jordan und das todte Meer, besahe Bethlehem, die Teiche Salomons, das Kloster von St. Johanne und andere heilige Oerter und Merkwürdigkeiten. Nachdem er alles in Augenschein genommen hatte, verließ er den 29. April Jerusalem wieder, begab sich über Rama oder Arimathia und Joppen nach St. Jean d'Acre, hielte sich einige Zeit in Ptolomais auf, und besuchte von dort aus Nazareth, Tiberias und Sephet. Darauf gieng er nach Ptolomais zurück, wo er den Schmerz leiden mußte, seinen treuen Freund und Gefährden Woltersdorf nach einer langwierigen Krankheit, die ihm schon so manchen Kummer verursacht hatte, durch den Tod zu verlieren. Es war im Augustmonat 1755. Hr. Schulz hatte sich vorgenommen, auch nach Syrien zu reisen. Er machte also, so betrübt er auch über den Verlust seines Freundes war, sein kleines Reisegepäcke fertig, und fuhr mit einem arabischen Schiffskapitain Abdollah dahin ab. Der Berg Libanon, Damascus und Tripolis waren die vornehmsten Oerter, die er besuchte. Schon im October kam er von dort in Acris oder Ptolomais wieder an. Den folgenden Monat gieng er mit dem holländischen Kapitain Janson nach Cyprus unter Segel. Zu Carnica wartete er nicht lange auf ein Schiff, welches über Rhodus nach Smirna gieng. Den 17. Jenner 1756 landete er daselbst nach einer Fahrt von zwölf Tagen wohlbehalten an. Zween Monate hielte er sich dort auf, und dann setzte er sich auf ein ragusisches Schiff, welches für ihn bis Trieste verdungen war. Von da nahm er seinen Rückweg über Venedig durch Tyrol, Augsburg und Nürnberg nach Halle, wo er den 16. October wieder ankam.

Alles, was der V. auf dieser Reise nach dem Orient wichtiges und unwichtiges gesehen, gehört, erfahren hat, das hat er in der ihm eigenen mikrologischen Art zu erzählen seinen Freunden hiermit zur Nachricht aufbehalten wollen. Im Grunde ist es sein wörtlich abgedrucktes Tagebuch oder Reisejournal mit allen Tischreden und Gesellschaftsgesprächen, wie sie zu Wasser und zu Lande, in der Schiffskajüte und auf dem Pferde, in Häusern, Kirchen, Schulen, Klöstern, Gärten, auf den Bergen, in den Thälern und Feldern zwischen ihm und Juden, Türken und Christen von allerley Secten gewechselt worden, keines ausgenommen, und nicht ein Jota anders, als er sie in subsidium

lium memoriæ damals aufgezeichnet hat. Diese Kleinigkeiten hätten wir ihm nun gern schenken wollen, denn sie halten einen bey Lesung dessen, was wirklich des Lesens werth ist, höchst unangenehmerweise auf. Allein, was soll man machen? Man muß Hrn. Sch. nehmen, wie er ist. Jeder noch so geringfügige Einfall, zumal, wenn er ihm erbaulich dünkte, war ihm wichtig, er brachte ihn also zu Papier, und da er nun einmal geschrieben stand, mußte er doch auch gedruckt werden.

Den 20. Dec. 1752, da Hr. Schulz und sein Gefährde in Constantinopel waren, sagte ihnen Mr. Marquis, ehemaliger Stallmeister in dem holländischen Palais, es gienge in der Stadt das Gerücht: „Sie wären „dahin gekommen, zwischen der Pforte und dem Könige „von Preußen eine Verbindung zu stiften, auch auszuwirken, daß dieser König hier einen Gesandten hersetzen „dürfe„ der Grund davon wäre, weil sie bey den Bothschaftern und Gesandten so freyen Zutritt hätten. Der dermalige Gesandte von Schweden wäre auch als ein Studiosus Theologiä nach Constantinopel gekommen, um die Welt zu bereisen und Sprachen zu lernen, hätte aber immer mit den andern Gesandten Umgang gehabt, und darauf in kurzem das Diplom als Ambassadeur bekommen. Mit ihnen, hieße es, würde es wol eben so gehen. Hierbey gedachte nun Hr. Sch. (Th. 4. S. 113): „Unser König von Preußen, mit welchem wir das Ottomannische „Reich, nach dieser Sage, in Alliance bringen sollen, heißt „Friedrich, vielleicht merkt es der Feind, Satanas, der „Friedensstörer, und will das Geistliche ins Leibliche verwandeln, und also merkt er es nicht recht. Der König, „welcher der rechtmäßige Erbherr über alle Völker ist, Ps. „82. heißt Friedefürst, Jes. 9. und der Herzog des Lebens, „Apostelgesch. 4. die Juden sind seine rebellische Unterthanen, und der menschlichen Natur nach seine nächsten „Blutsverwandte. Freylich, wenn uns dieses gelingen „möchte, ihnen ihren König, den Friedefürsten so lieblich „zu beschreiben, daß wir ihnen die Nothwendigkeit ihm „zu huldigen, recht lebhaft vorstellen könnten, daß sie nicht „länger Bedenken tragen dürften, Hand in Hand und Herz „in Herz zu geben; so wären wir wirklich nicht umsonst „hier gewesen. Alsdann wollten wir uns auch nicht schämen, Friedensboten zu heissen. „ —

Den 31. Dec. speiste Hr. Sch. bey dem holländischen Bothschafter: (Th. 4. S. 129) Da fragte er dessen Sohn, ob er nicht gern wollte ein Soldat werden. „Ja, antwor„tete der junge Baron, ich habe an dem Soldatenstande „eben kein Mißfallen„. So, spricht Hr. Sch., wenn ein Soldat will Ruhm und Ehre haben, so muß er Vestungen erobern; ist es nicht wahr? „Ja!„ Wenn ich ihm nun eine Vestung anwiese, die er erobern könnte, würde es ihm nicht lieb seyn? „Ja!„ Hr. Sch. erläuterte ihm also Sprüchw. Sal. 18, 10. Der Name des Herrn ist ein vestes Schloß ꝛc. und stellete es vor unter dem Bilde einer Vestung, und wie sie könne erobert werden; dabey den Eltern und dem Kinde die Thränen in den Augen stunden. Indem wurde das Tafelzimmer geöffnet, und Hr. Sch. fuhr fort, auch über Tafel noch eines und das andere von dem Einnehmen dieser Vestung zu reden, und wie solches leicht und seelig sey, wenn man es nur regelmäßig als ein Streiter Jesu Christi treibet.

Auf dem Wege nach Nazareth hielt Hr. Sch. einstmals mit der Reisegesellschaft seine Mittagsmahlzeit unter einem Nußbaum. An dem Baum fanden sie einen Chamelion, der hier beschrieben wird. Hr. Sch. griff ihn mit einem Blatte vom welschen Nußbaum, band ihn in ein weisses Tuch, und nahm ihn mit nach Nazareth, wo ihm nachher, als er nach Tyberias verreiset war, das Thier aus dem Kloster, in dem er herbergete, entwendet wurde. Der Chamelion sey schläfrig und langsam, sagt Hr. Sch., welches wol daher kommen möchte, weil er sich unter dem Nußbaum aufhielte, der auch die Menschen, die unter seinem Schatten schliefen, träge mache. „Hierbey erinnerte sich „Hr. Sch. (Th. 5. S. 190, 191.) des Spruchs aus dem „Hohenliede Sal. Kap. 6, 10. da die Braut Christi in den „Nußgarten gegangen war, und in demselben eingeschlafen, „daß der Bräutigam zu thun hatte, um sie wieder aufzu„wecken. Demnach, merkt er an, ist der Nußgarten ein „Bild der schläfrigen und trägen Kirche Christi. Die geist„lichen Nußbäume, welche die Kinder Gottes schläfrig ma„chen, will ich nicht aufsuchen; doch möchte ich sie vielleicht „unter denen Schmeichlern und Heuchlern finden, welche „einen ernstlichen und munteren Wanderer nach dem himm„lischen Canaan, bey dieser und jener Ermüdung, unter „ihren Schatten der annehmlichen Schmeicheley, in den „Schlaf der Sicherheit bringen.„

Der-

Dergleichen Einfälle und Anspielungen auf biblische Schriftstellen, worinn Hr. Sch. einen ganz seltsamen Witz zeiget, mögen wol ein hundert Blätter von jedem Theil füllen. Da nun gewiß eben so viele auf Exegesen über alttestamentische Weissagungen von Christo, womit der V. jeden Juden, den er hie und da ansichtig wurde, augenblicklich festhielte, und noch ein halb Hundert auf Fabeln und Histörgen, die gelegentlich einer bey Tisch oder auf einem Spatziergange erzählt hatte, abzurechnen sind, so läßt sich daraus schliessen, wie wenig von wirklich lesenswürdigen Dingen übrig bleibe. Gewiß, auch diese beyden Theile hätten, wie die drey ersten, sehr einschmelzen müssen, wenn dasjenige, worauf jemand, der mit Absicht und aus Wißbegierde Reisebeschreibungen lieset, begierig ist, von dem unnützen Mischmasch der Erzählungen hätte abgesondert werden sollen.

Hr. Schulz hat im Orient vielerley merkwürdiges gesehen. Er beschreibt uns, besonders was die Türken und Araber betrift, manches von ihren Sitten, Handlungen, Lebensarten, Religionsgebräuchen und politischen Verfassungen, das nicht ganz unbedeutend, obgleich nicht eben neu und unbekannt unter uns ist. Er giebt Nachricht von dem gegenwärtigen Zustande der griechischen und römischen Christen in Asien und ihren Mönchsorden. Er beschreibt uns orientalische Gewächse, Bäume, Thiere, Städte, Palläste, Schlösser, Kirchen, Klöster, Gräber, antike Kunstwerke, Inseln, Berge, Ströme und Seen, deren Namen grossentheils aus der biblischen Geschichte bekannt sind. Stünde dieß in einem Auszuge beysammen, so könnt' es eine ziemlich unterhaltende Lectür abgeben. Der V. scheint aber hauptsächlich für solche Leute gesorgt zu haben, die lieber von der Eiche, wo Jacob Labans Götzen soll begraben haben, von der Grube, in die Jacobs Söhne ihren Bruder Joseph warfen, von dessen Sarge, von Rahels Grabe, Esräs Kanzel, Eliäs Brunnen, von dem Baum, auf den Zachäus gestiegen, von seinem Hause in Jericho, von Zacharias Hause, in dem Johannes geboren worden, von dem Brunnen, aus dem die Jungfrau Maria getrunken hat, u. d. g. als von andern Dingen etwas lesen.

So viel nun auch von demjenigen, so Hr. Sch. hier hat drucken lassen, abgehen könnte, so sind doch diese letzten Theile bey weitem die vorzüglichsten vom ganzen Werk. Eines hat uns bey Lesung seiner orientalischen Reise beson-

ders gefreuet, nemlich, daß ein so ehrlicher und gutherziger Mann, als der V. wirklich ist, auch allenthalben, wo er nur hingekommen, Liebe und gute Aufnahme gefunden hat. Sein liebreiches und bescheidenes Betragen gegen jedermann; die Empfehlungsschreiben an europäische Gesandten, Consuls, Kaufleute u. s. w., die er von einem Ort zum andern mitbrachte; die Medicin des hallischen Waisenhauses, womit er sich versehen hatte, und als ein wahrer Aesculap an Personen von allerley Ständen beiderley Geschlechts schleunige Curen verrichtete; seine Fertigkeit mit Syrern, Arabern, Türken, Hebräern u. s. w. in ihrer eigenen Nationalsprache zu reden, trugen jedes sein Theil dazu bey, und öfneten ihm die Häuser und die Herzen der Menschen.

Auf die Frage: Wie viel Juden Hr. Sch., auf seiner Reise nach dem Orient, wol zum christlichen Glauben gebracht habe? läßt sich schwerlich antworten. Die Data zur Berechnung fehlen, denn man erfährt nur, daß er mit den Juden gesprochen, ihnen die Weissagungen vom Messias, besonders das 53 Kap. Jes. häufig erklärt habe, daß einige ihm aufmerksam zugehört, ein Wohlgefallen an seinem Umgange gefunden, seine Fertigkeit im Hebräischen bewundert, und ihn lieb gewonnen haben; was aber weiter aus ihnen geworden sey, davon findet sich keine bestimmte Nachricht. Vielleicht hat er unter Israels Nachkommen nur einen Saamen ausstreuen wollen, der erst in dem nächstfolgenden Jahrhundert aufgehen wird.

B.

---

12. Gelehrte Geschichte.

Academiae Grypeswaldensis Bibliotheca, Catalogo Auctorum et Repertorio reali universali descripta a *J. C. Daehnert*, Prof. Reg. et Bibliothecario. Tomus I. Grypeswalde, apud Röse. 1775. 218 Bogen in Quart.

Dieses Verzeichniß der Bücher der Greifswaldischen Universitätsbibliothek, nach dem Alphabete der Autoren,

en, geht bis L. Der zweyte Band soll den Beschluß des alphabetischen Verzeichnisses machen, und darauf soll ein Repertorium reale universale nach dem Alphabete der Sachen folgen. Die Anzahl der Bände dieser Bibliothek gehet an 20000 und der darinn enthaltenen Schriften an 100000.

Solche Bücherverzeichnisse können allerdings zur Bücherkenntniß ihren guten Nutzen haben.

Mn.

Versuch über Pindars Leben und Schriften von Joh. Gottlob Schneider. Strasburg, bey Stein. 139 Seiten nebst 8 Seiten Vorrede. 8.

Hr. Schneider, der sich schon durch seine zu ihrer Zeit in dieser Bibliothek angezeigten Anmerkungen über den Anacreon und das Periculum criticum, wie auch durch andre Arbeiten als einen vorzüglichen Kenner der griechischen Litteratur bekannt gemacht hat, theilt in der vor uns liegenden Schrift seine Bemerkungen über einen Dichter mit, den er schon von seinen Schuljahren an liebgewonnen hat, und der ihn durch des Göttingischen Herrn Heyne Vorlesungen doppelt schätzbar worden ist. Eben des genannten Gelehrten Auftrag, zu seiner Ausgabe die in den alten Autoren zerstreuten Fragmente des Pindar zusammen zu ordnen und mit Anmerkungen zu begleiten (eine Sammlung, der wir mit Verlangen entgegen sehen und für die, falls am Verleger des Pindar die Schuld liegt, wir gern ein halb Dutzend neuer Compendien und Kindergeometrien ihm erließen) hat vorzüglich auf die Untersuchung der in diesen Bogen vorkommenden Materien ihn geleitet. Hr. S. ist bescheiden genug, sie für nichts vollständiges und allenthalben gleich reif durchgedachtes auszugeben, er sieht sie als Kollektaneen an, die er einem seiner Strasburger Freunde zur Liebe hat drucken laßen. Und von der Seite betrachtet verdient er wegen der vielen guten Anmerkungen, worauf ihn gewiß zum Theil sein ehemaliger Gottingischer Lehrer geleitet hat, alles Lob, und seine Schrift über einen Dichter, von dem noch so wenig gescheides gesagt ist, die Aufmerksamkeit eines jeden Kenners der griechischen Litteratur. Aber eben weil es Kollektaneen sind, ist denn auch keine strenge Ordnung beobachtet.

Der Verf. hat das Ganze in sechs Abschnitte eingetheilt. Im ersten Abschnitte S. 1 — 29, der die Stelle einer

ner Einleitung vertritt, urtheilt Hr. S. von seinem Versuch in der Anrede an seinen Freund: „hier haben Sie „die Frucht meiner Beobachtungen und Untersuchungen, „eine unreife und ungestalte Geburt, die gewiß im Mutterleibe erstickt wäre, wenn Sie nicht das Amt und die „Sorgfalt einer liebreichen Hebamme über sich genommen,„ (der geneigte Leser beliebe zu merken, daß Hrn. S. Freund ein Doctor Medic. ist, oder wie Hr. S. sich gleich vorher poetischer — vielleicht pindarischer — ausdrückt: "dessen Verdienste nunmehro Aesculap mit dem Lorber seines Vaters Apollo bekrönt hat") „und der gutherzige Hr. Stein nicht das „Siegel der Unsterblichkeit auf diese Blätter gedrückt hätte, „die, wenn Gott will, die ganze lange undenkliche Ewigkeit eines Johanneswurm durchleben werden.„ Wir führen mit Vorsatz diese Stelle, deren es mehr ähnliche in dieser Schrift giebt, an, um den Verf. im Namen des guten Geschmacks zu ersuchen, weder itzt noch künftig so blumenreich und doch so falsch dabey zu schreiben, da er für dergleichen Sprache nichts weniger als gemacht scheint, zugleich aber bitten wir den Leser, sich nicht durch solche Stellen, die wahre Mackeln in dieser Schrift sind, vom Lesen des Ganzen abschrecken zu lassen. *) Auch hier mag das horazische ubi plura nitent etc. den Leser nachsehend machen, und dem Verf. zur Entschuldigung dienen. Gleich in der Einleitung nun redet der Verf. vom Vaterlande des Pindar, vom Thebanischen Gebiet und dem Genie seiner Bewohner, das auf Pin-

*) Gleich in der Vorrede finden wir noch eine Stelle, wo die Blumenjagd Hrn. S. verführt, seinem Göttingischen Lehrer grade das Gegentheil von dem ihm zugedachten Complimente zu sagen. „Ich hoffe, daß die Vortheile die sie (die Deut-„schen) itzo aus dem Lesen des Pindar ziehn können, desto „grösser seyn werden, je mehr ich versichert bin, daß, wenn „man nach dem Urtheile der Kenner die Verdinste eines „Schmid und eines Heyne abwäget, die Schale meines „Lehrers an den Wagebalken schlagen wird.„ Ey verzweifelt! mit dem unglücklichen Complimentenmachen, wenn man nicht geübt darinn ist! Hat denn Hr. S. im Preussischen nie abwägen sehn, oder auch Grenadier nicht singen hören, der gewiß Oesterreich kein Compliment machen wollte:

Er wog, und Preussens Schale sank
Und Oestreichs Schale stieg — ?

Wie gefährlich ist es doch für manchen Gelehrten, wenn er aus seiner Bibliothek zur Abwechslung einmal im Kaufmannsgewölbe sich umher sieht!

indars Bildung so vielen Einfluß gehabt, von dem ersten
nterricht, den er genoß, besonders seiner Lehrerin Corinna,
er den mechanischen Bau und die Zusammenfügung der
Worte des Pindar und die Natur des pindarischen Aus-
ucks, von den wahren und nachgeahmten Dithyramben,
n der falschen und unnützen Eintheilung der pindarischen
de in Strophen, Antistrophen rc. und einigen andern ihm
yläufig aufstossenden Materien: Schon hier wird man
anche lesenswürdige und gelehrte Bemerkung des Verf,
er auch sein eignes Urtheil (S. 20) bestättigt finden, daß
sich an keine Ordnung gebunden, sondern zuweilen seine
edanken come un sacco di gatti, fuor di schiera ausge-
üttet habe. Der zweyte Abschnitt S. 29 — 40 ist: Ue-
r Pindars Leben. Hr. S. hat dabey die Absicht, aus
esem die Ausbildung des Charakters seines Dichters be-
eiflich zu machen, und er wundert sich, daß noch keiner
ner Vorgänger dazu die Geschichte von P. Leben genutzt
be. Hr. S. sucht eben daraus (wiewohl er sich nicht sehr
f das Specielle einläßt, wie die Ueberschrift doch vermu-
n liesse, die aber, wie manche der folgenden, nicht eben ge-
u gewählt oder mit dem Inhalte sehr übereinstimmend
) die (zu Zeiten bis zur Schwärmerey gehende) Fröm-
gkeit des Dichters und die Würde und Erhabenheit seiner
sinnungen abzuleiten. Im dritten Abschnitt: über Pin-
rs Tod S. 40 — 50 giebt die Liebe des Pindar zum
eoxenus Gelegenheit, einige sehr schöne und lesenswür-
e Bemerkungen über die tugendhafte männliche Liebe der
ern Griechen, die so oft von Unwissenden und Halbkennern,
ch wol ehrwürdigen Herren, die dadurch dem Socrates be-
iders eins anzuhängen gedenken, mit dem Laster des
ients verwechselt wird. — Der vierte Abschnitt: Pin-
rs Philosophie, S. 50 — 66 hat dem Recensenten we-
ı verschiedner darinn vorkommenden schönen Bemerkun-
ı vorzüglich gefallen. Hr. S. begreift unter diesem Aus-
ıck „ die natürliche Weisheit des Menschen, die Klugheit
es Lebens, die Kenntnisse, womit sich ehemals die sieben
Weisen und ein Socrates so vorzüglich um die Mensch-
eit verdient gemacht haben.„ Doch giebt er zu, daß sie
Pindars Zeitalter nicht mehr unverfälscht gewesen, sondern
n auf allgemeine mit einer Menge von Meinungen ver-
schte Lehrsätze gebracht sey. Sehr artig läßt sich hier der
rf. auf die bekannte schöne Beschreibung vom Sitze der
eligen in der zwoten Olymp. Ode ein, und bringt zugleich

aus dem Plato, Plutarch und Clemens von Alexandrien einige wichtige Pindarische, jenen Hauptgedanken erläuternde, Fragmente bey. — Besonders empfehlen wir hier zum Nachlesen, was S. 62 fg. Hr. S. über den Pindarischen Begriff der Tugend (αρετη) sagt, der in ganz andrer bestimmter Bedeutung zu nehmen ist, als beym Homer oder Hesiodus. Der fünfte Abschnitt ist überschrieben: Pindarische Gegenstände (S. 67 — 94.) Er enthält allerley vermischte Bemerkungen über die Ehre, die mit der in den griechischen Spielen erlangten Krone für den Sieger selbst nicht weniger als für sein Vaterland verknüpft war, und den eben dadurch bestimmten Innhalt des Lobliedes, die poetische Kunst, die Pindar dabey zeigte, und wodurch er sich von dem grossen Haufen seiner Nachfolger und Nebenbuhler so sehr unterschied; über die Ausschweifungen und Abweichungen, welche die trockne Kritik dem Pindar hier vorgeworfen hat — Untersuchung, wie weit man einigen seiner Erzählungen vorwerfen könne, daß sie zum Hauptinnhalt fremd und ausserwesentlich sind, und ihnen Verbindung, Interesse und Proportion fehlen. — Schön gewählte Beyspiele dazu und Proben, daß nicht immer Pindar entschuldigt zu seyn scheine; — schöne Erläuterung der ersten pythischen Ode und ähnliche Dinge mehr liefert uns hier Hr. S. mögt er nur — der Recens. kan den Wunsch abermals nicht unterdrücken — sich simpler ohne so viel ermüdende und oft ganz die Hauptidee verfehlende Anspielungen ausgedrückt haben! Im letzten Abschnitt (S. 94 — 139) macht der Verf. besonders schöne, und seine innige Bekanntschaft mit Pindarn beweisende Bemerkungen über des Lyrickers Ausdruck. Genaue Kenntniß des Homer, den P. oft so meisterlich braucht und nachahmt, aus dessen Gemälden er oft nur Einen Meisterzug entlehnt, und ihn mit einem oder zwey Worten ausgedruckt, sich eigen macht, fleissiges Studium des Aeschylus, mit dessen Sprache und Denkart Pindars seine so viel ähnliches hat, sind dem rechten Erklärer des P. unentbehrlich. Das zeigt Hr. S. durch mehrere sehr glücklich gewählte Stellen, und bestättigt es mit seinem eignen Beyspiele. Hier ist Hr. S. als ein so vorzüglicher griechischer Sprachkenner ganz in seinem Fache, und seine mitgetheilten Anmerkungen sind äusserst lesenswerth. Vorzüglich empfehlen wir dem Leser die Stelle S. 108 fg. wo Hr. S. die Vortheile und Kunstgriffe bemerkt, deren sich P. so glücklich bedient, sowol Homers als auch die

gemäi-

emeine Dichtersprache seiner Zeit so umzubilden, daß er
hr das Originalgepräge von lyrischer Würde und Neuheit
ab. — Beyläufig manche bescheidene Bemerkungen über
ie Steinbrüchelsche Uebersetzung des Pindar. — Am Ende
at Hr. S. noch aus dem Analectis Vet. Poët. Graec. die
ein Gönner Hr. Brunk in Strasburg drucken läßt, ein
Fragment vom Simonides in der Uebersetzung mitgetheilt,
as nach mehrern ähnlichen lüstern macht.

Su.

---

13. Erziehungsschriften.

Versuch zur Verbesserung des Unterrichts in den Landschulen von J. Jochims, Probst in Süderdithmarschen. Flensburg und Leipzig, bey Korte, 1775. 591 S. in 8.

Unangenehmer kan für einen Recensenten und für einen jeden Leser wohl nicht leicht etwas seyn, als wenn ein Autor sich in einer lesenswürdigen Vorrede und schon vorher (so wie Hr. J. in seiner Anleitung vernünftig über die Religion zu denken) als einen Mann von gesunden Einsichten zeigt, und unsere Erwartung nach seiner Schrift rege macht, dann aber in dem Buche selbst unsere besten Hoffnungen darnieder schlägt, und nicht nur weit weniger leistet, als wir vermutheten, sondern auch seine Ausführung in schnurgeraden Widerspruch mit seiner Theorie setzt. Diese verdrießliche Empfindung fühlten wir sehr lebhaft bey dem gegenwärtigen Versuch. „Der Inhalt unserer Religion,„ sagt Herr J. in der Vorrede S. 5. „in „ihren wesentlichen Sätzen, und weiter darf der Unterricht in den Landschulen nicht gehen, ist nicht weitläuftig und groß, sondern nur kurz: aber diesen wesentlichen Inhalt der Religion kennen die mehrsten Schulmeister nicht, und daher lassen sie aus, was doch gelehret werden sollte; daher tragen sie Sätze vor, und lassen sie mit Mühe und Quaal auswendig lernen, die gar nicht zum Wesentlichen der Religion gehören, sie haben von einzelnen Sätzen, geschweige denn von der eigentlichen Verbindung der Sätze, ich will nicht sagen,

„keine

„keine deutliche, sondern nicht einmal eine klare Erkennt-
„niß. Der Zweck unserer Religion ist unstreitig kein an-
„derer, als den Menschen zu bessern, ihn geruhig, zufrie-
„den, glücklich, freudig und ewig seelig zu machen; aber
„von der Seite wissen die Schulmeister sie nicht vorzu-
„stellen, und den Einfluß der Lehren in diesen Zweck zu
„zeigen: daher ist ihnen der Unterricht in der Religion,
„wie ein Handwerk, und den Kindern wird die Religion
„nicht wichtig, nicht angelegentlich, nicht interessant, nicht
„zur Hauptsache gemacht, wie sie doch würklich ist, son-
„dern sie bleibt in ihren Augen etwas Willkührliches, eine
„Art der Last und des Jochs, das man, wo nicht gänz-
„lich abwerfen, doch wenigstens sich so sehr erleichtern
„könne und dürfe, als man selbst wolle: und was dieses
„denn für Schaden auf die ganze Zeit des Lebens und
„wohl gar auf die Ewigkeit verursache, das versteht sich
„von selbst, und darf nicht erst deutlich vorgestellet wer-
„den. Dazu kömmt noch, daß viele Schulmeister gar nicht
„im Stande sind, die Kinder über ihre Religionserkenntniß
„zu befragen, oder mit ihnen zu catechisiren: alles, was
„sie thun, ist also, daß sie die Fragen und Antworten
„des Catechismi nebst den Sprüchen auswendig lernen
„lassen, und wenn das geschehen ist, glauben sie ihre Pflicht
„in dem Stück völlig erfüllt zu haben; sie können die Fra-
„gen und Antworten nicht zergliedern; sie wissen wenig
„und fast nichts dabey zu sagen; und noch viel weniger
„können sie die Kinder zu klaren Begriffen, zur Einsicht
„in den Zusammenhang der Sätze, zur überzeugenden Er-
„kenntniß des Beweises aus den Sprüchen, und zur Be-
„merkung des Einflusses, welchen das Gelernte in ihr
„zeitliches und ewiges Wohl haben kan und soll, brin-
„gen; und so geht dann der künftige Einwohner des Lan-
„des aus der Schule ohne Erkenntniß und Empfindung
„von Gott und seiner Pflicht, unfähig sich über die Werke
„Gottes zu freuen, blind in Erkenntniß seiner selbst und
„des Weges zu seiner wahren Glückseeligkeit, nicht zum
„wahren Gebrauch des Verstandes und zur Empfindung
„des Sittlichen angeführt; daher entschüttet er sich, so bald
„er aus der Schule ist, des vermeinten Jochs der Reli-
„gion, wird lasterhaft, sich selbst und andern eine Last,
„in seinem niedrigen Stande und bey schwerer Arbeit
„ohne wahre Ermunterung und Trost, und der ganze
„Zweck seiner Schöpfung und Erlösung wird verfehlt.„

O, denkt

O, denkt man, wenn man diese Stelle und mehrere solche in der Vorrede gelesen hat, Heil dir, Süderdithmarschen! Das ist ja ein Mann, wie man sich ihn wünschen kan, der richtige und geläuterte Begriffe von der Religion hat, der den Schaden Josephs kennt, und Einsichten und guten Willen genug hat, ihn zu heilen. Nun wird ein neues Licht in diesem kleinen Winkel Deutschlandes aufgehen, und sich weiter über unser Vaterland ausbreiten. Der Mann wird die Religion aus der Bibel lehren, und alle Menschensatzungen davon absondern. Er wird alles das verworrene theologische Gewäsche, alle die Spitzfindigkeiten und scholastischen Grillen ausmerzen, wovon unsere Dogmaticken und Catechismen voll sind, und die von Schrift, Vernunft und Erfahrung verworfen werden. Er wird seinen Bauern und allen, die sein Buch brauchen, ein verständlicher und sicherer und gerader Führer zur Erkenntniß und Glückseeligkeit werden. Voll dieser süßen Hoffnung fängt man an zu lesen. Anfangs geht es noch so ziemlich, besonders bey solchen Fragen, wo Herr J. seiner gesunden Vernunft getreu bleiben darf. Hin und wieder schimmert freylich die gewöhnliche Theologie schon zu sehr durch; aber man läßt das gehen. Man findet doch sehr viel Gutes. Man hat noch immer die schöne Vorrede in Gedanken, und hofft noch immer die Erfüllung der reizenden Versprechungen, nur das Wesentliche, das Wahre, das allgemein Verständliche und zur Glückseeligkeit Nothwendige zu finden. Aber wie wächst das Erstaunen, je weiter man liest, und mit welchem Verdruß sieht man sich, wenn man nun zu Ende ist, auf die unangenehmste Art getäuscht! Weinen möchte man darüber, wenn anders ein Recensent weinen dürfte. Herr J. schenkt den armen Bauerjungen doch auch keinen Tittel von der hergebrachten landüblichen Theologie, so gar die anklopfende Gnade nicht, die er aus der Off. III, 20. beweiset. Und das soll verbesserter Unterricht seyn! Daß es Gott erbarme! Ist es möglich, daß die Theologie den gesunden Verstand eines Mannes von Einsichten so fesseln kann? Wir führen keine Beyspiele an. Wer sie verlangt, der schlage nur in dem Buche selbst nach. Alles, was er da von der Dreyeinigkeit, von Buße, Glauben, Wiedergeburt, Satan, Tod, Mittleramt u. s. w. findet, wird unser Urtheil bestätigen. Wir wenden unsere Augen traurig davon weg und zu den bessern Theilen des Buchs, noch einmal

zu

zu der Vorrede und zum Anhange. Jene verdient, wie wir schon gesagt haben, ganz gelesen zu werden, und macht dem Verfasser Ehre; Nur bey einer Stelle S. 8. haben wir eine Erinnerung zu machen. Der V. sagt, er habe sich an der Ordnung des dort eingeführten Catechismus und besonders des bey demselben befindlichen kurzen Auszugs gehalten; dies sey Pflicht, weil der Catechismus eingeführt sey, und er habe diese Pflicht um desto leichter, ja mit einer wahren Freude beobachten können, da dieser Catechismus und der Auszug desselben recht vorzüglich gut und zweckmäßig eingerichtet sey. So vortheilhaft möchten nun wohl nicht viele von diesen Catechismus denken. Wenn er so vorzüglich gut und zweckmäßig eingerichtet ist, wozu denn diese Verbesserung des Herrn J? Ja, sagt er, diese Bogen sollen größtentheils nichts anders seyn, als eine Anleitung für die Schulmeister, wie sie den eingeführten und unabweichlich beyzubehaltenden Catechismus mit Nutzen gebrauchen sollen. So? Aber diese Bogen sind ja selbst nichts anders, als ein ausführlicher Catechismus, der sich von dem Pontoppidanischen nur dadurch unterscheidet, daß der Verf. den gesammten Unterricht in 21 Sätze getheilt, und bey jedem angeführt hat, welche Fragen des Auszugs er enthalten soll. Kan also dieser Catechismus eine Anleitung für die Schulmeister seyn, so könnte es auch ja der eingeführte seyn, und wenn ers nicht ist, so ist er ja nicht zweckmäßig. Oder soll er für die Kinder seyn? Für die ist ja der kurze Auszug. Herr J. hat dies entweder selbst nicht gemerkt, oder nicht laut sagen wollen oder dürfen, daß der eingeführte Catechismus einer Verbesserung nöthig habe, oder von einem bessern müsse verdrängt werden. Es giebt freylich allenthalben Leute, die gleich schreyen, daß man Gott und den König lästere, wenn man sagt, daß ein Catechismus, ein Gesangbuch u. d. gl. schlecht sey und abgeschafft werden müsse. Als wenn nun die itzt gebräuchlichen nicht auch einmal neu gewesen wären, und ältere, die man für schlechter hielt, verdrängt hätten. Als wenn man nicht schon hin und wieder bessere Lehr- und Erbauungsbücher einführte. Wenn ein neuer Catechismus nur ist, wie er seyn soll, so würde ja wohl jeder Regent es gerne sehen, daß seine Unterthanen nach einer vernünftigern Methode unterwiesen würden, als bisher geschehen ist, versteht sich, wenn es ihm gehörig vorgestellet würde.

Wir

Wie gut ist doch das, daß Hr. J. mehr in den Landschulen getrieben wissen will, als die Religion, das Rechnen und Schreiben. Er rechnet S. 12 zu diesem Mehrern zuförderst eine ganz kurze Geschichte des dänischen Reichs und des Vaterlandes; dann eine kurze Geschichte der Kirche, besonders der Reformation; ferner einen kurzen Unterricht aus der Naturlehre und vom Kalender; ein kleines Wörterbuch zum Verständniß der Bibel und der Predigten; dann noch gute sittliche Grundsätze, Klugheitsregeln und Sprüchwörter. Von diesem allen hat der Hr. V. sehr gute Proben geliefert. Das Wörterbuch möchte noch wohl etwas vollständiger seyn. Herr J. sagt S. 13, daß die Frage für ihn zu schwer zu beantworten sey, ob dem Landmann auch eine Kenntniß der Landesgesetze und der Landesverfassung nützlich und heilsam sey. Wenn dieser Unterricht den Nutzen hätte, wie Hr. J. selbst zu vermuthen scheint, und wie wir gewiß glauben, daß der Landmann künftig desto eher vor unnöthigen Processen gewarnet und in seiner Sphäre vernünftig und brauchbar werden würde: so kan diese Frage wol nicht anders, als mit Ja beantwortet werden, und die Kenntniß der Gesetze würde sicher mehr Nutzen stiften, als die ganze gewöhnliche dogmatischunbiblische Theologie, womit man die Kinder martert. Nur müßten die Landesgesetze nicht in dem weitschweifigen, unverständlichen Kanzleystyl, worinn man sie abzufassen pflegt, sondern in kurzen, deutlichen, bestimmten Sätzen mit Hinzufügung der gedroheten Strafen, vorgetragen werden. Schließlich müssen wir Herrn J. noch das Lob geben, daß er die Kunst zu fragen, und Begriffe auseinander zu setzen, und den Unterricht practisch zu machen, ganz gut versteht. Möchte doch an der Materie durchgehends so wenig auszusetzen seyn, als an der Form!

Grundriß nützlicher Wissenschaften für die Jugend. Neue verbesserte Auflage. Berlin, bey Haude u. Spener, 1775. 196 S. in 8.

Dieß wirklich durchaus verbesserte, nützliche und brauchbare kleine Buch hieß vormals: Kurzer Inbegriff aller Wissenschaften zum Gebrauch der Kinder von sechs bis zwölf Jahren. Damals hatte es viele Fehler. So wie es itzt ist, verdient es allen Schul- und Privatlehrern em-

empfohlen zu werden. Es ist der bequemste Leitfaden in allen der Jugend nützlichen und nöthigen Wissenschaften. Nur muß der Lehrer, wie sich versteht, fast jedesmal mehr von der Sache wissen, als hier gesagt ist, und dann muß er die Kunst zu fragen und zu zergliedern verstehn, und auch so viel gesunde Vernunft haben, daß er z. E. mit jungen Kindern oder mit ältern, die aber noch gar keinen Unterricht gehabt haben, nicht gleich die beyden ersten Abschnitte von der natürlichen und geoffenbarten Religion tractirt, weil sie im Buch vorn an stehen, sondern er muß nach Beschaffenheit der Umstände mitten, hinten oder vorn wählen, was zu seinem Zweck dient. Wir wünschen diesem Grundriß durch Beyträge und Erinnerungen solcher Lehrer, die ihn zu brauchen wissen, und die darüber nachdenken, worinn und wie die Jugend am besten zu unterweisen sey, bey künftigen Auflagen immer mehr Vollkommenheit, und setzen nur noch für die, welche mit dem Inhalt gern näher bekannt seyn möchten, die Ueberschriften der Abschnitte her. 1) Von der natürlichen Religion. 2) Von der geoffenbarten Religion. 3) Von dem Menschen. 4) Von der Welt. 5) Von der Himmelskugel. 6) Von der Erde. 7) Von der Luft. 8) Von der Erdbeschreibung. 9) Von der Weltgeschichte. 10) Von der Zeit. 11) Von den Wissenschaften und Künsten. 12) Von einigen zu den Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des Lebens gehörigen Dingen. 13) Von den heiligen Festen und Religionsgebräuchen verschiedener Völker. 14) Von der Lebensart, den Sitten und dem Gemüthscharakter verschiedener Völker. 15) Von den Lustbarkeiten, Leibesübungen und Spielen einiger Völker. 16) Von der Wappenkunst. 17) Von den Ritterorden. 18) Von der Mythologie. 19) Einige kurze Sitten- und Klugheitslehren.

Elementarbuch für Kinder in deutschen Schulen. Blankenburg, bey Reußner.

Der Verf. hat, wie er in der Vorrede sagt, eine dreyßigjährige Erfahrungskenntniß, und es ist nicht zu läugnen, er urtheilt von Schulsachen und Angelegenheiten durchgehends richtig und gut. Aber das wundert uns, daß er in dreyßig Jahren nicht die Unzulänglichkeit von Lu-

thers

hers kleinem Katechismus beym Religionsunterricht selbst
n deutschen Schulen eingesehen hat. Dieser Katechismus
t hier ganz abgedruckt, und unter jedes Gebot, Artikel u.
.w. sind Fragen gesetzt, wo bey einigen auch die Antwort
teht. Bisweilen sind aber Frage und Antwort, vorzüg-
ch in Absicht auf Kinder betrachtet, etwas sonderbar. So
ehen z. E. unter dem sechsten Gebot S. 66 unter andern die
ragen: **Was kan Unverheyrathete in der Keuschheit er-
alten? Antw. die Liebe Gottes. Was macht eine ver-
nügte Ehe? die Liebe Gottes.** Auch sieht man aus den
sten fünf Fragen unter dem zehnten Gebot, S. 71, daß
er V. die gewöhnliche Unterscheidung unter diesem und
m neunten Gebot annimmt, daß in jenem die Erblust
nd in diesem die wirkliche verboten sey. Aber wir denken,
ne Erblust läßt sich eben so wenig verbieten, als eine Erb-
ankheit, oder ein Fehler des Körpers, den einer mit auf
e Welt bringt. Man kan ja einem nur das verbiethen,
as in seinem Vermögen ist zu lassen. Kan das aber ir-
nd ein Mensch hindern, daß bey seiner Zeugung und wäh-
nd der Schwangerschaft seiner Mutter sich etwas von der
anken Seele oder dem ungesunden Körper seiner Aeltern
f ihn fortpflanzt? Aber es würde uns zu weit führen,
nn wir dieß hier weiter auseinander setzen wollten, denn
hängt mit verschiedenen andern Materien zu genau zu-
nmen, die ein Theologe immer von dem andern auf Glau-
n annimmt, und die denn Kinder auch ja wohl glauben
ssen. Findet sich bisweilen unter diesen ein denkender
pf, der es nicht begreifen kan, wie das Verbot: **Du sollst
cht begehren deines Nächsten Weib u. s. w.** das Ge-
der vollkommensten Unschuld und Heiligkeit einschliesse:
weis man ja, wie dergleichen naseweise Fragen in Schu-
beantwortet werden. Ueberhaupt ist des Verf. Theo-
ie die gewöhnliche durch und durch. Man lese nur die
aubenslehren, die auf die Zergliederung des Katechis-
s folgen, und auch aus den Fragen selbst erhellet es schon
tlich genug. Er glaubt auch S. 44, daß das hohe Lied
lomons die **Vereinigung des Erlösers mit seiner Ge-
ine unter dem Bilde eines Bräutigams und seiner
aut vorstelle.** Wie man dergleichen doch noch immer
glaubt! Bisweilen ist ein Strahl des Lichts in ihn
ihren. Er will z. E. das neue Testament lieber die
esten Offenbarungen Gottes, und das A. T. die ältesten
genannt wissen. Darüber muß man sich nun billig

wundern, weil dieser Titel bekanntermassen seit einiger Zeit sehr ketzerisch klingt. Er kennt auch gute Bücher, als Weissens A B C Buch und dergleichen und besonders das Basedowsche Elementarwerk, und, was zu merken ist, schimpft nicht auf den Verfasser desselben, sondern sagt, daß er den Kopf bewundere, aus dem ein solches Werk hervorgegangen sey, daß er aber nichts davon habe brauchen können. Freylich gieng das nach seinem itzigen Plan nicht an, aber sonst ließe sich doch wol vieles davon recht gut gebrauchen, und es wäre zu wünschen, daß man auch für die deutschen Schulen einen Auszug aus diesem freylich den Meisten zu kostbarem Werke machte. Aber daran müßte sich ein Mann machen, der die Bedürfnisse der Jugend besser kennte, als unser Verf. Bey den Leseübungen, deren Inhalt aber für die Kinder zu hoch ist, gefällt uns das, daß geschriebene Stellen unter die gedruckten gemischt sind, und auch schon bey dem a, b, ab unter eine gedruckte Zeile jedesmal dasselbe mit geschriebenen Buchstaben gesetzt worden. Sonst ist in diesem El. Buch noch ein Unterricht von der heiligen Schrift, eine Sittenlehre, etwas von der Historie und Geographie, eine kurze Anweisung zum Rechnen, etwas von Maassen und Gewichten. „Der Verleger, heißt es am „Ende der Vorrede, verkauft dieß Elementarbuch für vier „Groschen„ (Druck und Papier ist denn freylich auch darnach) „und er ist edel genug, den etwanigen Vortheil bey „dem Verlage einer Anstalt zuzuwenden, in welcher arme „Kinder für das Publicum erzogen werden.„ Das ist sehr löblich und wir wünschen in dieser Hinsicht dem Buche recht viele Käufer.

Briefe eines Patrioten zur Verbesserung der Sitten unsers Jahrhunderts durch eine vernünftige Erziehung. Leipzig, bey Böhme, 1775. 158 Seiten in 8.

Dieser Patriot ist ein guter, braver, vernünftiger Mann, der viele theure Wahrheiten sagt, die einige von uns freylich schon wissen, andere hingegen auch nicht einmal wissen wollen, daß die Erziehung in vielen adelichen Häusern noch sehr schlecht ist, daß unsere Französinnen, unsere öffentlichen und Privatschulen, ja sogar unsere Akademien (wer sollte das denken? wird vielleicht mancher hier ausrufen) große Mängel und Gebrechen haben. Wer hie-

von gern näher unterrichtet seyn will, der lese unsern Patrioten. Wer es auch alles schon weiß und selbst manchmal geseufzet hat, wird doch den Patrioten mit Vergnügen lesen. Aber, lieber Patriot! könntest du machen, daß solche Leute deine Briefe läsen, denen sie am nöthigsten wären, unsere Edelleute, unsere Schullehrer, Scholarchen, Professores u. s. w. Und könntest du denn machen, daß sie sich nach dem Lesen besserten! Doch die Besserung einer ganzen Race geschieht eben so wenig auf einmal, als die Bekehrung eines einzelnen Menschen. Laßt die Patrioten nur nicht müde werden, unsere verderbten Sitten und unsere verkehrte Erziehung zu schelten. Es fällt denn doch von dem so häufig ausgestreuten guten Saamen hin und wieder ein Körnchen auf ein gut Land, um Früchte für unsere Nachkommen zu tragen. Wir sähen es daher gern, daß zum Beschlusse steht: Ende des ersten Theils.

Der Hauslehrer rc. rc. von L. C. Smahling. Leipzig, bey Hilscher. 1775. 144 S. in 8.

Das fühlt man nun gleich, wenn man den gewöhnlichen Schwall von Katechismen, Anweisungen zum Katechisiren u. s. w. durchgelesen hat, und dann über diese Bögen kömmt, Herr S. ist der Mann. So muß man mit Kindern sprechen, so muß man fragen und sich antworten lassen, und so muß man auch eine Anweisung zum Katechisiren einrichten. Nicht bloß Fragen und Antworten hingesetzt, wovon denn bald diese, bald jene, zu lang werden, sondern kurze Sätze eingeschoben, in denen man den Kindern etwas erzählt oder begreiflich macht, und dann diese Sätze wieder in ihre einzelnen Theile zerlegt, und in Frage und Antwort gebracht, dann zu der Antwort des Kindes noch eine kurze Erläuterung, Ergänzung, Berichtigung hinzugesetzt und angezeigt, wo man das Kind hinführen, was man ihm holen und zeigen muß, um seine Erkenntniß anschauend zu machen. O noch mehrere, noch viele solcher theoretisch-praktischen Anweisungen, und dann weg mit unsern gewöhnlichen Katechismen, großen und kleinen, weg mit dem unseeligen Auswendiglernen ohne Sinn und Verstand! Und dann auch noch, damit wir Zeit gewinnen, so gute Bücher zu brauchen, weg mit den vielen unnützen Predigten! Laß die Kanzel alle vier Wochen einmal bestiegen werden, und in der Zwischenzeit laßt uns katechisiren, und

vernünftig unterreden mit Jungen und Alten, die eben deß-
wegen so wenig an Erkenntniß wachsen, und so wenig ge-
bessert werden, weil sie unsere Predigten nicht verstehn.
Ist es nicht wunderlich, daß man an einigen Orten Kate-
chismuspredigten hält? Als wenn eine Predigt die einzige
und beste Form wäre, worinn sich der Unterricht der Reli-
gion gießen ließe! Als wenn das Gesinde und der gemeine
Mann, für den man vorzüglich diese Katechismuspredigten
hält, nicht weit besser erbauet und unterrichtet werden
würde, wenn man sich zu ihnen herabließe, als nun, da
man verlangt, daß sie zu dem Prediger hinaufsteigen und
eine systematische und wohl oder übel zusammenhängende
Rede fassen sollen. Herr S. sagt gleich Anfangs in der
Einleitung: „Ich werde mehr und mehr überzeugt, daß
„es bey den meisten alten und erwachsnen Leuten zu spät
„ist, sie zu unterrichten, wenn sie in der Jugend ganz und
„gar versäumt sind, und von Religion und Tugend weder
„Kenntniß noch Empfindung haben. Man kan mir glau-
„ben, denn ich habs versucht mit Dienstboten und andern
„Leuten, die ich beständig um mich gehabt, denen ichs an
„Unterricht und Ermahnung nicht fehlen lassen, aber gleich-
„wohl nichts ausgerichtet habe. Die Gemüthskräfte sind
„schon zu stumpf, das Herz ist zu hart, der Eindruck des
„Weltsinns und der Laster ist zu tief, als daß er durch
„feinere und edlere Gesinnungen ausgelöscht werden könnte:
„sie sind wegen vieler und großer Missethaten schon von
„Gott verlassen.„ Das ist doch eine harte Lehre, wer
kan die fassen? Gott soll Menschen verlassen, deren
Schuld es nicht ist, daß sie in ihrer Jugend schlecht unter-
richtet wurden, daß man ihren Verstand nicht aufklärte und
ihr Herz zur Empfindung des Guten bildete? Das glau-
ben wir freylich gern, daß vielen Erwachsnen schwerer bey-
zukommen ist, als Kindern. Aber eben deswegen müßte
man ernsthaftere Anstalten zu ihrem Unterricht bey den öf-
fentlichen Versammlungen der Christen machen, und ihnen
nicht immer und ewig von den Kanzeln vorleyern, was ih-
nen zu nichts nützt, bald unverstandene und unbewiesene
dogmatische Sätze, bald seichte und unverdaute Moral,
bald mystisches und hochtönendes Geschwätz. Und, gesetzt,
daß unsere Predigten von allen diesen Fehlern frey wären,
so würden sie doch nicht den zehnten Theil des Nutzens stif-
ten, den gute Katechisationen unausbleiblich haben. Man
braucht eben nicht sehr tiefe Blicke in die menschliche Seele
gethan

ethan zu haben, und eben nicht eine hundertjährige Er-
ahrung zu besitzen, um hievon überzeugt zu werden.

Bey allem Vortreflichen, was wir gefunden haben, und dessentwegen wir diesen Hauslehrer (der zwar haupt-
ächlich nur für Kinder von etwa sechs Jahren, die noch
icht zur Schule gehen, bestimmt ist; aber sind nicht selbst
iele Erwachsne noch sechsjährige Kinder an Erkenntniß?)
llen Eltern und Lehrern empfehlen, müssen wir doch ein
Paar Anmerkungen machen, die wir dem Hrn. V. zu nähe-
er Prüfung überlassen. S. 63. heißt es von den Engeln:
„Sie waren alle gut, wie sie der liebe Gott erschaffen hatte.
„Einige aber von ihnen sind böse geworden, und die heissen
„der Teufel, der die Menschen zum Bösen versucht. Wir
„müssen aber nicht glauben, daß er in der Welt umhergeht,
„spücket, und dem einen etwas nehmen, und dem andern
„bringen darf, denn dadurch würde die Ordnung der
„Welt zerstört werden.„ Wenn man eins von beyden
lauben sollte, entweder, daß der Teufel umhergeht und
pückt, oder daß er die Menschen zum Bösen verführt: so
ürde doch immer das erste sich noch eher denken lassen, als
as letzte, weil es gewiß die Ordnung der Welt weit weni-
er stört, wenn der Teufel umher geht und spückt, und
Schätze bringt und nimmt, als wenn er die Freyheit hat,
en Menschen böse Gedanken einzublasen. Daß man doch
en Teufel aus unsern Katechismen und Lehrbüchern gar
icht los werden kan! Gesetzt, die Stellen der Bibel, wor-
in des Satans und seiner Verführung gedacht wird, könn-
en ohne Zwang nicht anders erklärt werden, als wie man
ie gewöhnlich erklärt: ist darum diese Lehre eine von de-
en, die den Kindern so früh müssen bekannt gemacht wer-
en? Was haben sie denn sonst für Nutzen davon, als
aß ihnen eine unnöthige Furcht eingejagt wird, die sie oft
hr ganzes Leben nicht wieder verläßt, und die mancher
chwachen Seele sehr schädlich wird? Sollen sie etwa dem
Teufel früh widerstehen lernen? So müßte man sie ja leh-
en, die Eingebungen des Teufels von ihren eigenen sinnli-
hen Trieben und Neigungen zu unterscheiden. Und wie
an man das? Wird man einem Kinde, das eine Unwahr-
eit sagt, oder einem andern etwas wegnimmt, oder nicht
ufmerksam ist, sagen können und dürfen: das sind Ver-
uchungen des Satans? So lange sich dieses aus der
nenschlichen Natur selbst erklären läßt, darf mans doch
icht auf die Rechnung eines bösen Geistes schreiben.

S. 82. heißt es von den ersten Menschen: „Sie lies„sen sich von dem Teufel verführen, welches auch einem „klugen und frommen Menschen begegnen kan, wenn er „unvorsichtig ist.„ Also wären Adam und Eva erst unvorsichtig gewesen, ehe sie verführt worden. Wozu brauchts denn aber jemand, den umzustossen, der schon von selbst fällt, weil er nicht recht zusieht?

S. 106. steht auch noch eine sehr bedenkliche Anmerkung; „Himmel und Hölle, das heißt, die ewigen Beloh„nungen und Strafen können den Kindern nicht erfreulich „und schrecklich genug vorgestellet werden.„ Sollten die zeitlichen und unmittelbaren, augenblicklichen Belohnungen und Bestrafungen, die man auf das gute oder schlechte Verhalten der Kinder folgen läßt, nicht hinreichend seyn, alles von ihnen zu erhalten, was man will? Kan man den Kindern schon Himmel und Hölle so vorstellen, wie ein vernünftiger Mensch sie sich denken muß? Und wenn dieß nicht angeht, was kan man ihnen denn sonst davon sagen? Man bringt ihnen tändelnde Begriffe von den lieben Engelein bey; man füllt ihre Phantasie mit schrecklichen und ungereimten Bildern vom Teufel und seinem Pferdefuß. Das schadet doch augenscheinlich mehr, als es nutzt. Und dann die ewige, unaufhörliche Quaal, wovon der Hr. V. hin und wieder spricht! Man sollte doch diese Gott so unanständige, aller gesunden Vernunft widersprechende und aus der Bibel nie zu erweisende Lehre nicht auf die Nachkommen fortpflanzen, da unser gegenwärtiges Zeitalter schon so viel gereinigte Erkenntniß von Gott hat, daß es dieselbe fast durchgehends verwirft, und nur denen zu glauben überläßt, die von Amtswegen nicht anders glauben zu dürfen meinen. Wir überlassen diese Anmerkungen dem Hrn. S., der uns ein billiger Mann zu seyn scheint, zum fernern Nachdenken. Es ist natürlich, daß ein Recensent, der sich mit seinem Auctor, so wohl in Ansehung der Materie, als der Ordnung und der Art des Vortrags, fast immer auf einerley Weg befindet, auch wünscht, ihm einige Irrthümer nehmen zu können, die ein Mann von so vielem gesunden Verstande und so aufrichtiger Wahrheitsliebe, als Hr. S. ist, nur ohne Menschenfurcht und ohne sie für geheiligte Sätze zu halten, dreist zu prüfen sich unterstehen darf, um sie gleich fahren zu lassen, wenigstens sie aus dem Unterricht der Kinder gänzlich zu verbannen.

Von den Ursachen, warum die Früchte der Schulverbesserungen nicht plötzlich sichtbar und allgemein werden, eine Rede bey Eröffnung der Schulen in München von L. Westenrieder, Weltpriester und Professor. München, 1774.

Zwey lesenswürdige Bogen, voll patriotischer Wärme, voll richtiger Einsichten in Schulsachen. Nur die Reinigkeit der Sprache fehlt noch. Folgende Stelle mag zur Probe dienen: S. 7. „Wenn man den Mann nach dem „Maaße des Dienstes, welchen er dem Staat leistet, ehren „soll, und manchmal wirklich ehrt; wenn die Bemühung „eine thätige Glückseeligkeit unter die Menschen zu ver„breiten, die wichtigste, und an hundert noch bildungsfä„higen Kindern unendlich mehr gelegen ist, als an tausend „Erwachsnen: wie ausserordentlich soll man den Mann „auszeichnen, dem man diese Stelle übergiebt? Aber wo „können bey diesen Umständen jene Aufmunterungen her„kommen, welche den Mann, der sich zu den Schuldien„sten entschließt, begleiten, ihm seine, für jeden, der es „selbst nicht erfahren hat, unglaublich schweren Arbeiten „versüßen, und ihm Muth machen sollen, neue Wege zu „bahnen, und alle Stellen seiner Pflichten munter und „standhaft zu erfüllen? Es ist schon sehr hart, und desto „härter, je besser man es meint, in einer Gesellschaft von „Menschen, nachdem man für dieselben seine Bequemlichkeit, „seine Kräften und Gesundheit aufgeopfert hat, ohne Trost „und Zutrauen zu leben, sich immerdar in sich selbst zu hül„len, und, wo man hintritt, von zweydeutigen Gesichtern „und Haß-ausdrückenden Minen sich umgeben zu sehen; „aber, o Gott! Er, welcher den Verstand einer Gemeinde „aufklären, ihr Herz bilden, es in seiner Gewalt haben „soll, dem Fürsten und der Religion wahre Menschen oder „Ungeheuer zu liefern, dieser unendlich bedenkliche, höchst „wichtige Mann, würde in unsern Tagen und vor kurzem „in vielen Gegenden kaum höher, als der Mann über die „Heerden geachtet, würde ausserdem, daß man ihm den „für die niedrigste Menschenklasse nöthigen Unterhalt zuge„worfen, kaum bemerket, und von allen Arten öffentlicher „Staatswürden ausgeschlossen. Gute Schulen erfodern „gute Lehrer, erfodern bey ungemeinen Geschicklichkeiten „ausserordentliche Treue und Fleiß: und wenn man die

„Schicksale dieser Bemühungen weiß „mit welcher Zuversicht wird man sich auf eine durchgehends hinlängliche „Anzahl guter Lehrer Hoffnung machen können?„

Ueber die Handwerksschulen und Handwerksclassen in den Realschulen von J. E. S. Wien, bey Trattnern, 1775. 45 S. in 8.

Wer über Schulen und Schulanstalten, besonders über den Werth der Realschulen nachdenkt, und gern einen Wegweiser haben möchte, der auch gedacht und selbst an Ort und Stelle alles in Augenschein genommen hätte, und nun bereit und fähig wäre, andern darüber seine Gedanken deutlich mitzutheilen: dem empfehlen wir diese paar Bogen. Sie sind mit einem philosophischen Geiste, mit Einsicht in die Sache und mit Kenntniß des Menschen, seiner Fähigkeiten und Bedürfnisse besonders in frühern Jahren, geschrieben, und enthalten Stof zu fernerem Nachdenken und zur Prüfung der itzigen Vorschläge zur Verbesserung des gesammten Unterrichts. Der Verf. hat vieles wider die Realschulen zu erinnern, und thut am Ende Vorschläge, wie der Unterricht für Künstler und Handwerker zu verbessern sey. Wir wollen ihn selbst hören. S. 33. „Es ist erstlich „auszumachen, worin der Unterricht eigentlich bestehen solle. „Hier muß ich nach meinem Plan den Schulknaben von „den Kunstverwandten und Gesellen unterscheiden. In „Ansehung der Schulknaben sind alle Lectionen in Schu„len so einzurichten, daß sie für alle ohne Unterschied „brauchbar seyn, sie mögen eine Kunst, Profeßion oder Ge„schäft ergreifen, was für eins sie wollen. Dahin gehört „also der Unterricht in der Religion und Sittenlehre, im „Lesen, Schreiben, Rechnen und Zeichnen, das Studium „der Muttersprache, um sich darinnen mündlich und schrift„lich in Briefen und andern Aufsätzen richtig und verständ„lich ausdrücken und anderer Aufsätze beurtheilen zu ler„nen; in der französischen, und, wo es der Handlung we„gen nöthig ist, oder nach Beschaffenheit der Länder, in „der polnischen Sprache;„ (um der Handlung willen doch noch wohl eher in der englischen, italienischen und holländischen Sprache; es wundert uns, diese hier gar nicht genannt zu finden,) „in den ersten Gründen der Mathe-

„matt

„matik und Physik; in der Historie und Geographie; „in einer kurzen historischen Kenntniß von Künsten und „andern Gewerben nach einem verbesserten orbe picto, „der aber eben so wohlfeil oder noch wohlfeiler seyn muß. „Und dann verlange ich, daß jeder, keiner ausgeschlossen, „die lateinische Sprache so weit erlerne, als nöthig ist, „ein leicht geschriebenes Buch zu verstehen, wenn es auch „nur um der französischen Sprache willen geschähe, bey „deren Erlernung einer halb gewonnen hat, wenn er nur „so viel Latein weis, als nöthig ist, die Fabeln des Phä- „drus zu verstehen, ohne von andern erweislichen Vor- „theilen umständlicher zu handeln, deren selbst der Hand- „werksmann entbehren muß, wenn er nicht einmal so „viel Latein gelernt hat, als nöthig ist, Münzsorten von „einander zu unterscheiden. Ueber die besondere Einrich- „tung aller dieser Lectionen mich auszulassen, ist wider „meine Absicht.„ Wir wünschten aber, daß dies mit in des Verfassers Plan gehört hätte, um zu sehen, wie er Kin- dern von gewöhnlichen, oder gar eingeschränkten Fähigkei- ten, (und das sind doch die meisten, besonders unter denen, die zu Handwerkern bestimmt werden) alle diese Kenntnisse in einigen Jahren, beybringen will. Denn länger, als einige Jahre, können und wollen die wenigsten Aeltern ihre Kinder in die öffentlichen Schulen schicken. Wollte man auch sagen, daß die Fähigkeiten der meisten Kinder an sich nicht so ein- geschränkt wären, sondern daß sie nur nicht früh genug und nicht auf die rechte Art entwickelt würden: so bleibt doch immer noch die Frage: Wie soll man den Kindern in dem Hause ihrer unwissenden oder sonst beschäfftigten Aeltern und in den Klipschulen einen solchen Unterricht verschaf- fen, der sie zu allen den Lectionen, die der V. mit ihnen getrieben wissen will, gehörig vorbereitete.

Der V. fährt hierauf fort, auch Vorschläge zum Un- terricht der Erwachsenen zu thun, die wir übergehen, um noch ein Wort von den Bedenklichkeiten zu sagen, die dem V. bey den itzigen Schulverbesserungen aufstoßen. Die erste ist diese: „Man will die meisten Disciplinen oder sogenann- „ten Wissenschaften populär machen, die Schulsprache ab- „schaffen, und die Grenzen zwischen der eigentlichen Ge- „lehrsamkeit und den Kenntnissen des grössern Haufens „völlig zerstören. Hieraus aber entstehet kein grösserer „Nachtheil, als daß man dadurch den gemeinen Mann „zum Halbgelehrten macht, wenn der Gelehrte populär

„wird. Der erste gewinnt dabey nichts, der andere aber „verliert desto mehr.„ Wie will denn aber der V. seine eignen Vorschläge rechtfertigen? Werden das nicht Halbgelehrte werden, die man nach seinem Plan unterrichtet? Das scheint doch so. Denn völlige Gelehrte werden sie nicht, wenn sie nur ein leichtes lateinisches Buch, die Muttersprache und eine oder die andere neue Sprache dazu lernen, einen Vorschmack von der Mathematik, Historie und Geographie haben u. s. w. Und doch werden sie mehr wissen, als der große Haufe. Sind sie denn nicht Halbgelehrte? Es scheint uns auch nicht, als wenn die gegenwärtigen Schulverbesserungen darauf abzielten, die Grenzen zwischen der Gelehrsamkeit und den Kenntnissen des großen Haufens zu zerstören. Man will die Sphäre solcher Menschen, die nicht Gelehrte von Profeßion werden sollen, nur erweitern, nur mehr Licht in ihren Horizont bringen, nur viele Dornen und Disteln aus dem Felde, das ihnen angewiesen ist, wegräumen, und es mit fruchtbarem Saamen besäen, ihnen bessere Werkzeuge in die Hände geben, ihnen die Arbeit erleichtern, und es ihnen dadurch möglich und zur Pflicht und Lust machen, mehrere Kenntnisse einzusammeln, als sie bisher gewöhnlich mit vielem Schweiß und Widerwillen einerndten. Aber der künftige Gelehrte, nach den neuern Methoden unterrichtet, wird populär werden! Soll dies so viel heißen: Er wird wie andere Menschen sprechen; so sehen wir nicht, was das schadet. Soll denn der Gelehrte seine Schätze für sich behalten, oder sie in einer Sprache, die weniger verständlich ist, nur diesen wenigen mittheilen? Soll er nicht vielmehr sein Licht überall leuchten lassen? Und können denn andere, die nicht selbst Gelehrte sind, von ihm lernen, wenn er so spricht und schreibt, daß sie ihn nicht verstehen? Besteht denn die Gelehrsamkeit hauptsächlich in der Schulsprache? Eigentlich dächten wir, wäre das der wahre Vorzug des Gelehrten, daß er einen grössern Vorrath von Kenntnissen sammelt, als der Ungelehrte, daß er gründlicher und zusammenhängender denken lernt und tiefer eindringt, als dieser, daß er es in der Fertigkeit weiter bringt, sich und andern richtige Begriffe von allem zu machen, was ihm vorkömmt, oder womit er sich und andere beschäftigt. Freylich könnten nach dieser Erklärung der Gelehrsamkeit viele gelehrt werden und heißen, denen man itzt diesen Namen versagt, weil sie nicht drey Jahre auf der Universität entweder müssig zugebracht oder höchstens dazu angewandt haben,

Com-

Compendia und Schulsprache zu lernen, und viele von diesen sogenannten studirten Leuten würden es sich gefallen lassen müssen, daß man sie nicht einmal zu den Halbgelehrten, vielweniger zu den Ganzgelehrten rechnete. Aber würde dadurch der Umfang der Gelehrsamkeit und der Werth der Gelehrten verlieren? Das sollten wir nicht denken.

Soll aber ein populärer Gelehrter so viel heissen, als ein superficieller: so wird doch der V. wol nicht behaupten, daß die Erlernung der Schulsprache die Gründlichkeit sey, und daß es einen tiefgelehrten Mann verrathe, wenn er diese Sprache beständig im Munde führt. Sie ist doch höchstens nur das Gerüst, wie sich ein guter Schriftsteller, wir besinnen uns nicht gleich, wer, irgendwo ausdruckt, das man nicht stehen läßt, wenn das Gebäude fertig ist. Sie kan ihren Nutzen haben, wenn man mit Kunstverständigen spricht, um sich kürzer zu fassen, oder um den Sinn solcher Schriften zu begreifen, deren Verfasser sich an diese Sprache gewöhnt haben. Hat doch jedes Handwerk und jede Kunst ihre eigene Sprache. Aber die Erfahrung zeigt nur zu oft, wie mancher seichter Kopf sich hinter dieser Sprache verbirgt, und auf der andern Seite zeigt sie uns grosse Männer der vorigen und itzigen Zeit, die diese Sprache nicht führen, und die man darum nicht für weniger gelehrt und für ungründlich halten wird, weil sie in einer allgemein verständlichen Sprache schreiben. Man wäge nur den innern Gehalt ihrer Schriften, um sie richtig schätzen zu lernen, und zähle nicht bloß die Kunstwörter, die sie brauchen.

Gegen die übrigen Bedenklichkeiten des V. haben wir weiter nichts zu erinnern, als nur das, daß die Fehler, die er rügt, uns nicht aus den heutigen Schulverbesserungen zu fliessen scheinen. So ist es z. E. ein Fehler, daß man nothwendige Kenntnisse nicht genug von solchen unterscheidet, die nur Hülfsmittel oder Nebendinge sind. Aber sollten unsere itzigen Schulverbesserer dies Nichtunterscheiden begünstigen? Ferner geben wir es dem V. zu, daß es ein Hauptfehler bey der Erziehung ist, wenn man alle Uebungen im eigentlichen Auswendiglernen unterläßt. Aber das werden gewiß unsere vernünftigen Schulreformatoren auch nicht wollen. Es kömmt hier auf das Was? und Wie? an. Kinder Stunden lang hinzupflanzen, daß sie einen unverstandenen Katechismus, einen Syntax, der ihnen erst

nach Jahren brauchbar werden kan, einen Cellarius, der sonst sehr gut, nur nicht dazu ist, nach der Reihe von Anfang bis zu Ende memorirt zu werden, eine elende Universalhistorie auswendig lernen sollen; sie mit Hunger und Schlägen ängstigen, und wol wirklich züchtigen, wenn sie nicht können und wollen, was sie nie müßten: das ist doch gewiß verwerflich. Dahingegen giebt es Dinge, die die Kinder mit Lust lernen, und eine Art, wie sie lernen müssen, deren Bekanntmachung doch wol größtentheils eine Frucht unserer itzigen Schulverbesserungen ist, die freylich noch von einigen mögen unrecht verstanden werden, aber sollte das nicht mehr die Schuld der Leser, als der Verfasser seyn? Wenn der V. ferner klagt, „daß man heut zu Tage „gegen die allgemeine und älteste Lehrerinn des menschli„chen Geschlechts, gegen die Erfahrung, einen allgemeinen „Aufstand errege; daß man haben wolle, der Jugend solle „zuerst eine Menge allgemeiner Lehren beygebracht werden, „worauf sich die Erfahrung gründen solle; da es sich doch „theils auf eine der menschlichen Natur gemässe Weise völ„lig umgekehrt verhalte, theils jeder Mensch die Fähigkeit „selbst besitze, aus einer Menge von einzelnen sinnlichen „Kenntnissen allgemeine Regeln und Lehren zu abstrahiren, „welches die natürliche Logik sey:„ so sehen wir in der That nicht, wie dieser Vorwurf die heutigen Schulverbesserungen im mindesten treffen könne. Ist man doch itzt mehr, als jemals, darauf bedacht, die Menge der sinnlichen Kenntnisse für Kinder zu vermehren und Mittel ausfündig zu machen, ihnen alle sichtbare Dinge entweder in Natura oder durch Kupfer vor Augen zu legen. Was mag doch der V. für Schulverbesserungen in Gedanken gehabt haben, als er dieses schrieb! Wenn unsere gegenwärtigen Verbesserungen des Unterrichts und der Methode solche Urtheile von denkenden und der Sache kundigen Männern, wie unser V. ist, über sich ergehen lassen müssen: was werden denn nicht erst die Unwissenden aller Art und in allen Ständen, die ohnehin gegen alles Neue gleich schreyen, für Beschuldigungen vorzubringen haben? Dann muß es natürlicher Weise noch sehr lange dauern, ehe die Grossen sich der Verbesserung der Schulen mit Ernst annehmen werden. Mit eigenen Augen sehen diese selten. Sie urtheilen nach dem, was andere sagen, denen sie ihr Vertrauen schenken. Diese untersuchen denn auch nicht immer selbst,

son-

sondern behelfen sich mit Hörensagen. Und giebt es denn sonst gründlich denkende Männer, die ihre Stimme wider die itzige Reformation der Schulen geben: so mögen immerhin die besten Vorschläge geschehen, die nützlichsten Schulbücher geschrieben, die brauchbarsten Kupfer gestochen werden: das Werk geräth durch solche ungünstige Urtheile entweder ganz ins Stecken, oder wird wenigstens noch lange seinen bisherigen Schneckengang fortgehen.

Indem wir diese Bogen zum Beschluß noch einmal ansehen, erinnern wir uns wieder an die Frage, die uns gleich bey dem ersten Lesen der ersten Seiten einfiele: Wie mag diese Schrift nach Wien kommen? Inhalt und Stil lassen den Verf. weit eher in Berlin vermuthen.

Sittenlehre für junge Frauenzimmer von M. Chr. G. Steinberg. Breslau und Leipzig, bey Gutsch, 1774. 125 S. in 8.

Ein kleines nützliches Werkchen für junge Mädchen, als eine Unterredung mit Lottchen eingekleidet, ein Abdruck von der Sittenlehre, welche den dritten Theil des Lehrbuchs für Frauenzimmer ausmacht, wofür der Hr. Herausgeber keinen bittern Tadel von den Herren Recensenten verdienet, den er auch, laut der Vorrede, nicht erwartet. Er hat weiter nichts daran geändert, als daß er das erste Kapitel auch in Form einer Unterredung gebracht hat, welches unserer Meinung nach sehr wohl gethan ist.

Allmanach für Kinder und junge Leute auf das Jahr 1775. Hamburg, bey Brandt.

Ein Mischmasch von Gutem und Schlechtem, von Brauchbarem und Unbrauchbarem; sieht vorn aus wie ein Katechismus, in der Mitte wie ein Musenalmanach, hinten wie ein Gebetbuch. Die Katechismusfragen, durch und durch mit biblischen Citationen gespickt, oder wie sie hier heissen, die Anleitungen zur Religion für Kinder von drey bis acht und von acht bis zwölf Jahren sollen von einem großen Gottesgelehrten entworfen seyn. Das mag glauben, wer da will. Von ebendemselben verehrungswürdigen Mann ist auch das erklärende Verzeichniß

niß der merkwürdigsten Namen und der verschiedenen Bücher der heiligen Schrift. Das glauben wir gern.

Das Leben Jesu für Kinder von J. F. Feddersen. Halle, 1775. 148 S. in 8.

Der Herr V. hat nach Herrn Resewitzens Plan gearbeitet, und durchgehends ist seine Arbeit so gerathen, daß wir sie unsern Lesern empfehlen können. Er hat auch Rochows und Schlossers Schriften genutzt, wie er in der Vorrede versichert und daran hat er sehr wohl gethan. Er hat sich bey der Abfassung dieses Leben J. Kinder von 8 bis 12 Jahren als seine Schüler gedacht, die schon einen vernünftigen Unterricht gehabt, und einigen Grund zu deutlichen Begriffen von dem Guten und Bösen, von dem Wahren und Falschen gelegt. Bey der vorangehenden kurzgefaßten Geschichte des Lebens J., fährt der Hr. V. fort, dachte ich sie mir noch jünger. Dann wundert es uns aber, daß er S. 7. des Satans erwähnt, der es versucht, Jesum zu verschiedenen Versuchungen gegen Gott zu verleiten. Auch sind in dieser kurzgefaßten Geschichte, so wie an andern Stellen des Buchs, einige Ausdrücke theils an sich unschicklich und bisweilen unrichtig, theils für Kinder nicht sorgfältig genug gewählt, z. E. eben daselbst S. 7. „Bey „dieser Gelegenheit wurden zween Schüler Johannis er„weckt Jünger Jesu zu werden.„ Wie soll man jungen Kindern dieses Wort erklären, wenn gleich erwachsne Leser ascetischer Bücher es verstehn oder zu verstehn glauben? S. 8. „Er bewies hierdurch„ (daß er Wasser in Wein verwandelte) „daß er allmächtig sey, und bestärkte seine „Freunde in den Gedanken, daß Gott ihn gesandt habe.„ Das letzte ist wahr, aber sollte der Herr V. bey dem ersten wol die Kraft des Worts allmächtig recht erwogen haben? Beweiset ein einziges Wunder die Allmacht eines Wunderthäters? Oder können überhaupt Wunder einen Beweis der Allmacht dessen, der sie verrichtet, abgeben? Der Herr V. hat hier vermuthlich an den gewöhnlichen Beweis der Allmacht und folglich der Gottheit Christi gedacht, der in den Dogmatiken und Katechismen aus den verrichteten Wunderwerken desselben hergenommen wird, der aber nicht beweiset, was er beweisen soll. Auf eben dieser Seite heißt es: „Dieß (daß er von Gott Voll„macht

„macht und Kraft empfangen habe, u. s. w.) bewies er „auch durch viele andere Wunder, das ist, durch sol„che Thaten, die niemand als Gott verrichten kan.„ Hier hätte doch nach Gott nothwendig hinzugesetzt werden müssen: oder wem Gott die Kraft dazu ertheilt. Denn sonst muß man entweder die Propheten und Apostel für Gott halten, oder auch läugnen, daß sie wirkliche Wunder gethan haben. S. 11. „So „belohnet Gott immer diejenigen, welche ihm vertrauen „und gehorsam sind, mit reichem Segen.„ Nicht doch, das thut Gott nicht immer. Herr F. weis dieses gewiß selbst aus seiner Theologie besser, und die Erfahrung ist auch dawider. S. „Er entfernte sich von ih„nen, als er dieses (daß sie ihn tödten wollten) nach sei„ner Allwissenheit erkannte.„ Das wüßten wir doch nicht in den Evangelisten gelesen zu haben, daß er es nach seiner Allwissenheit erkannt hätte. Wenn es aber da nicht steht, woher hat es denn Herr F.? Wenn man doch recht erwöge, was Allwissenheit, Allmacht sagen wollen, ehe man sie, ohne Auctorität der Bibel für sich zu haben, zur Quelle von Reden und Handlungen machte, die sich aus natürlichen Ursachen und aus mitgetheilter freylich mehr als gewöhnlicher Kraft und Weisheit ganz ungezwungen erklären lassen. Daß man das Widersprechende nicht fühlt, wenn man auf einer und eben derselben Seite S. 15 von Jemand sagt, er sey ein allmächtiger Helfer, und er achte die Gnade Gottes über alles. Wenn er das erste ist, so ist er ja Gott selbst, und wenn er das letzte thut, so kan er ja nicht Gott seyn. S. 18, wo bloß gesagt wird, daß Christus vor Petrus Jacobus und Johannes verklärt worden sey, und wo der Verfasser auf die drey Evangelisten verweist, die diese merkwürdige Begebenheit ausführlicher erzählen, hätte entweder diese Geschichte ganz weggelassen, oder auch die einzelnen Umstände angeführt werden müssen. Denn in einem Leben, wie das gegenwärtige, soll ja Kindern alles faßlich seyn, so viel möglich ist, und bey dem blossen Verklären denken sie nichts. In der Bibel können und sollen sie auch noch nicht nachschlagen, sonst könnten sie ja nur das ganze Leben Jesu in der Bibel lesen, und wozu wäre denn ein besonderes Leben Jesu für Kinder nöthig? Es ist uns überhaupt bey dieser Geschichte mehr als einmal eingefallen, ob dieser und jener Umstand aus einem Leben Jesu für Kinder

nicht

nicht füglicher hätte wegbleiben, und ob nicht manches andere mehr en Detail und anschaulicher hätte vorgetragen werden können. Eine kurzgefaßte Geschichte, wo alles nur summarisch vorgetragen wird, scheint uns mehr als Wiederholung für Erwachsne nützlich, die alle einzelne Theile mehr als einmal gelesen und gehöret haben, am wenigsten aber für Kinder unter acht Jahren als Unterricht und eigne Lectür brauchbar zu seyn, für die der Herr V. die gegenwärtige doch geschrieben hat. Es fehlt uns an Raum, unsere Gedanken hierüber weitläuftiger zu sagen.

Auf diese kurzgefaßte Geschichte folgen Betrachtungen und Gebete über das Leben Jesu. Diese sind durchgehends sehr wohl gerathen, doch sind einige weniger lehrreich für Kinder, und andere hätten wohl wegbleiben mögen, als von Satans Versuchung, von der Taufe Christi; obgleich die Lehren, die der Herr V. die Kinder daraus ziehen läßt, sehr gut sind, nur nicht so recht natürlich aus der Geschichte fliessen. Daß Satan die Menschen zum Bösen verführe, ist noch sehr problematisch, und sollte wenigstens zarten Kindern überall noch nicht gesagt werden, wie S. 48. Des V. Schluß ist auch nicht richtig: "Wagte er (Satan) sich "doch an den heiligen Sohn Gottes selbst, wie vielmehr "wird er die schwachen sündigen Menschen zu verführen "suchen." Nicht doch! Eben weil wir so schwach sind, wird Gott dem Satan nicht verstatten, daß er sich unsere Schwäche zu Nutze machen dürfe. Wäre es nicht die größte Grausamkeit, zuzugeben, wenn man es hindern kan, daß ein Bösewicht einen Schwachen, der nur eben gehen kan, von hinten niederstößt, ihn vom Wege abbringt, ihn ins Wasser wirft? Manchmal scheint auch in diesem Abschnitt, so wie sonst hin und wieder, die Theologie zu sehr durch, als S. 35. S. 44 wird einem Kinde der Entschluß in den Mund gelegt: "Von meinem lieben Erlöser will ich es lernen, mich von Jugend auf mit dem göttlichen Worte zu "beschäftigen. Ich will allen Fleiß anwenden, mir daraus "richtige Erkenntnisse der christlichen Religion zu erwerben. Gern will ich die Predigten desselben hören, gern "gottseelige Schriften lesen." Sollte man dieß wol im Ernst von einem Kinde verlangen können? Wozu macht man Katechismen, wozu ein Leben Jesu für Kinder, wenn diese sich von Jugend auf mit dem göttlichen Worte selbst beschäftigen sollen. Oder versteht Herr F. unter dem göttlichen Worte diese Bücher für Kinder, so hätte er sich deutlicher

licher ausdrücken müssen. Soll man ferner ein Kind ohne Nachdenken und wol gar wider sein natürlich Gefühl hersagen lassen: Gern will ich die Predigten desselben hören, gern gottseelige Schriften lesen. Denn welches Kind thut dieses gern und kan es gern wollen und muß es auch wollen? Der Recensent kennt zwar selbst empfindsame kleine Mädgen von 11 bis 12 Jahren, die lieber Gellerts Oden, als seine Fabeln lesen. Aber er glaubt auch bey diesen einen gewissen Hang der Seele zur sanften Melancholie und zur zärtlichen Schwärmerey bemerkt zu haben, der den wenigsten Kindern eigen und auch eben nicht zu wünschen ist. Was folgt, ist besser: "Bey dem Unterrichte "meiner Lehrer will ich stets aufmerksam seyn: Mit Eh"rerbietung und Ueberlegung will ich antworten, und sie "bescheiden fragen, wo mir etwas nicht verständlich genug "ist. Dann werden auch meine Lehrer und alle gute Men"schen, die dieses von mir hören, mich lieb und werth hal"ten." So ists recht, so muß man ein Kind sprechen und versprechen lassen, und so muß man mit ihm reden. Der Herr V. thut dieses auch durchgehends, nur hin und wieder beschleicht ihn die Theologie, die er doch selbst nach seinen Aeusserungen in der Vorrede in einem solchen Büchelchen nicht für nöthig oder nützlich achten wird.

Auf diesen Abschnitt folgen von S. 50 an die Lehren Jesu. Ueber den Glauben erklärt sich Hr. F. S. 68 zwar ganz gut, doch scheint uns das Dringen auf Glauben bey Kindern, die unter Christen geboren und erzogen werden, und gern annehmen, was man ihnen vom Heiland sagt, nicht nöthig. Wenn Christus und seine Apostel so häufig und so stark auf den Glauben an ihn dringen, so war das unter ganz andern Umständen, wo vieler Widerspruch möglich und wirklich war. Dieß fällt bey Kindern der Christen ganz weg. Selbst bey Erwachsnen scheint es uns überflüssig und oft schädlich, wenn einige Geistliche von nichts als vom Glauben predigen.

Auf die Lehren Jesu folgen lehrreiche Gleichnißreden und Erzählungen Jesu, und auf diese Tugenden Jesu, wo zum Beschluß von der Auferstehung und Himmelfahrt Jesu noch etwas gesagt ist. Wenn Hr. F. künftig dieß Werkchen von kleinen Fehlern, die wir zum Theil bemerkt haben, reinigen, sich einiger Ausdrücke, als Kindlein, Sündentilger u. d. gl. enthalten wird, die zum Theil tändelnd, zum Theil hier an der unrechten Stelle sind; so wird der

Nutzen dieser kleinen Schrift noch grösser werden. Die Verse haben uns durchgehends auch nicht recht schmecken wollen.

Historische und moralische Erklärungen der Bilder und Gemälde auf der Kapellbrücke der Stadt Lucern. Zürch, bey Orell ꝛc. 1775. 83 S. in 8.

Ein ganz guter Einfall vom Herrn Balthasar, (so unterschreibt sich der V. am Ende der Vorrede) der Lucernischen Jugend die alten Gemälde auf der Kapellbrücke, und die auf selbiger befindlichen Verse zu erklären, und ihr bey der Gelegenheit vieles von der Geschichte der Stadt, ihrer ursprünglichen und nach und nach veränderten Gestalt, ihrer Regierungsform, u. s. w. zu sagen. Er hat recht, daß der Jugend vorzüglich die Begebenheiten ihres Vaterlandes oder ihrer Vaterstadt müssen bekannt gemacht werden, besonders wenn eine so gute Veranlassung da ist, als der V. hier hatte, und daß sie zeitlich (wie er sagt) gewöhnt werden müsse, bey Lesung der Geschichten die Folge der unerforschlichen Führung und Rathschlüsse Gottes in den merkwürdigsten Staatsangelegenheiten zu bewundern und zu verehren. Des V. eingestreute Betrachtungen, Erklärungen, Moralen sind sehr richtig, faßlich und herzlich; und kommen wie von selbst, wenn er so von diesem oder jenem Dinge oder Person oder Begebenheit spricht. S. 46 befremdete uns anfänglich folgende Stelle ein wenig: „Das Xaverianische Haus, das im Jahr 1574 unter „vieler Bemühung und grossen Unkosten seinen Anfang genommen, ist itzt auch der Stadt heimgefallen, seitdem „über den Orden der Jesuiten das demselben lange zubereitete und doch allezeit zu früh erfolgte Schicksal der „Aufhebung und Unterdrückung ergangen.„ Hiezu das gleich darauf folgende grosse Lob der Herren Exjesuiten genommen, so geräth ein protestantischer Recensent nothwendig in einige Verwunderung, wenn ihm nicht gleich einfällt, daß er einen Schriftsteller aus Lucern vor sich hat. Und dieses war uns bis dahin noch nicht eingefallen, ob sich gleich freylich der Schweitzer überhaupt in diesen Bogen durch seine Sprache sehr verräth, und sich wohl mit der bessern Mundart etwas bekannter machen möchte, wenn er auch ausserhalb der Schweitz will gelesen werden, welches er denn doch ist

in mehr als einer Hinsicht verdient, besonders um als Muster und Beyspiel, mehrere zur Abfassung solcher kurzen und lehrreichen vaterländischen Geschichten für die Jugend zu reizen. Diese wären an manchen Orten besser angebracht, als die gewöhnlichen Compendia der Universalhistorie, gesetzt auch, daß diese sonst an sich gut wären.

Die Academie der Grazien. Eine Wochenschrift zur Unterhaltung des schönen Geschlechts. 1. 2. 3. Theil. Halle, bey Gebauer, 1774 und 1775.

Auszüge aus den besten deutschen und andern Schriften zur nützlichen und angenehmen Lectür. Stargard und Liegnitz, bey D. Riegers Wittwe in Commission. 2 Bände.

Wochenblatt für Erwachsne. Leipzig, bey Jacobäern, 1775. 3 Bände.

Diese drey Wochenschriften sind ihrem Werthe nach einander so untergeordnet, wie wir hier ihre Titel unter einander gesetzt haben. Die erste liefert Auszüge und Uebersetzungen aus guten Schriftstellern, geht mit der itzigen Zeit fort, und macht das schöne Geschlecht mit Werthern, Götzen von Berlichingen, Blums Spatziergängen, u. s. w. bekannt, erklärt auch bisweilen Wörter, die den meisten Frauenzimmern unverständlich seyn müssen, als Pansophie, Meteor, Hybla, Arethusa u. d. gl., liefert auch eigene Aufsätze, die freylich durchgehends nur Milchspeise, aber eben deßwegen zu dem bestimmten Zweck ganz gut sind. Denn was darf man dem Frauenzimmer und auch bisher vielen unter dem männlichen Geschlecht anders vorsetzen? Ton und Sprache sind durchgehends gut in dieser Sammlung, populär, faßlich, gefällig. Die Stargardischen Sammler haben mehr aus Reisebeschreibungen und aus der Naturgeschichte genommen, und zeigen in der Vorrede richtige Begriffe von der Lectür, ihrer Einrichtung und ihrem Nutzen, von periodischen Schriften und ihrer Dauer. Der Leipziger ist mit seinem Witz und trivialem Geschwätz oft unerträglich. Er giebt sich für einen Officier aus, der seine Nebenstunden den Wissenschaften widmet. Das ist nun recht gut, und es wäre zu wünschen, daß alle

seines Standes nur so viele Kenntnisse haben möchten, als er, und so gut gesinnt seyn möchten. Aber schreiben mußte er ja nicht, oder noch lange nicht, und am allerwenigsten mußte er Verse machen. Die sind nun gar elend. Pascal ließ sich einen stachelichten Gürtel machen, um sein Fleisch zu kreuzigen, wenn ihm ein Essen oder eine Frucht wohl schmeckte, oder sein Aug und Ohr in Gefahr war, sich an unschuldigen irdischen Dingen zu ergötzen. Möchten doch alle Versemacher, wie dieser, sich einen solchen Gürtel zulegen und fein fleißig brauchen, wenn die Lust zu reimen sie anwandelt! Alle Kritik ist doch schon vergebens bey diesen Herren, und wer wird sich auch die Mühe geben, Reime zu beurtheilen, die unter aller Kritik sind! Also nur geschwinde den Gürtel angeschafft!

Alemberts Versuch über den Umgang der Gelehrten und Großen, über den Ruhm, die Mäcenen und die Belohnungen der Wissenschaften. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung, 1775. 96 S. in 8.

Dieß ist die Schrift, wie der Uebersetzer bemerkt, wo„gen welcher, auf dem letzten Landtage unserer Ge„lehrtenrepublik, ein Aldermann Alemberten, ob er gleich „ein Ausländer ist, mitten im Eichenhaine ein Denkmaal „setzen wollte.„ Sie ist so voll der feinsten Bemerkungen und Beobachtungen des menschlichen Herzens, der Welt, der Gelehrten, der Großen, so ganz ohne Gernwitz, in einem so anständig freyen Ton, mit einem so edlen Stolz und Bewußtseyn wahrer Würde geschrieben, daß jeder Deutscher dieses Urtheil des Herrn Klopstocks gern unterschreiben wird, der den Namen eines Deutschen nicht mit Unrecht führt, und daß jeder wahrer Gelehrter, der denkt und empfindet, und nicht bloß auswendig gelernt hat, die Gesinnungen des Herrn A. für die seinigen erkennen und ihm Dank wissen wird, daß er sie öffentlich bekannt gemacht hat. Es ist süße Beruhigung und Trost, wenn man einsichtsvolle Männer das laut sagen hört, was man selbst oft in der Stille gedacht und empfunden hat. Wir machen keinen Auszug aus diesen wenigen Bogen. Jeder, der mit A. ähnlich denkt, muß sie selbst lesen, und den übrigen

wäre

wäre mit dem Auszuge so wenig, als mit der Schrift selbst, gedient.

Schauplatz der Natur und der Künste in vier Sprachen, deutsch, lateinisch, französisch und italienisch. Erster Jahrgang. 1774. von 48 Platten und 48 Beschreibungen, nebst Titelkupfer und Vorbericht. Wien, bey Kurzböck. Zweyter Jahrgang, von eben so viel Platten und Beschreibungen. 1775.

Der Vorbericht giebt uns folgende Nachricht: „Der „Schauplatz der Natur und der Künste, den man „hier dem Publicum liefert, war vor ungefähr 12 Jahren „in Berlin angefangen, und bis auf die 48 Stücke, die hier „in dem ersten Jahrgange vorkommen, fortgesetzt worden. „Verschiedene Umstände, besonders aber der Tod des Ver„legers, scheinen das Werk, das so vielen Beyfall gefun„den hatte, ins Stecken gebracht zu haben. Da inzwi„schen" u. s. w. Man wird das Folgende leicht rathen, daß man nemlich in Wien diesen ersten Theil wieder aufgelegt und das Werk fortgesetzt habe. Wenn die Erben des ersten Verlegers nichts dawider einzuwenden haben, so können wir es auch geschehen lassen, und uns gar darüber freuen, daß man durch diesen Abdruck und durch die Fortsetzung in Wien und den umliegenden Gegenden, wohin Basedow freylich nicht kommen darf, Anstalten zu besserm und ausgebreiteterm Unterricht macht, und Lehrern und Eltern Werkzeuge einer vernünftigern Methode in die Hände giebt. Es ist dieser Schauplatz freylich weiter nichts, als ein durchaus verbesserter und erweiterter mit bessern Kupfern versehener Orbis pictus. Aber eben als solcher betrachtet ist er überaus nützlich, und verdient alles das Lob, was ihm in den Vorberichten zu den beyden Jahrgängen gegeben wird. Wer einem solchen Buch den Vorwurf macht, daß es blaß zur Ergötzung der Augen diene, der versteht es nicht zu brauchen, und weiß die Kunst nicht, die Augen der Kinder bey Erlernung der Sprachen eben so gut zu nutzen, als ihre Ohren. Wir wollen den Inhalt der einzelnen Platten nicht hersetzen, weil jedermann den Orbis pictus kennt, und also aus dem bisher gesagten leicht schliessen kan, was er hier zu erwarten habe. Mancher, der von dem alten O. P. sehr verächtlich denkt, wird sich

denn, wenn er diesen Schauplatz sieht, sehr betrogen finden, und diejenigen, die von des Comens Werk besser dachten, werden doch gestehen müssen, daß man diesem Schauplatz durch die Vergleichung mit jenem fast zu wenig Ehre erwiesen habe. Aber wir habens nicht gesagt, um uns verächtlich, sondern nur um uns kurz auszudrucken.

Moral für Frauenzimmer nach Anleitung der moral. Vorles. des sel. P. Gellerts und anderer Sittenlehrer, von D. H. von Runkel. Dreßden, auf Kosten der Herausgeberinn. 1774.

Der Titel ist nicht genau genug. Es sollte heißen: abgeschrieben aus G. Moral. Denn wirklich hat die Frau v. R. weiter nichts gethan, als den sel. G. an vielen Stellen Wort für Wort ausgeschrieben, an andern ihm einige ihrer Worte mit einigen Sprachfehlern untergeschoben, verschiedene gute, aber auch einige nicht reif genug gewordene, oder zu nachläßig hingeworfene Gedanken eingeschaltet, statt der männlichen Charaktere des Damon, Semnon, Orest rc. lauter weibliche, Clarissa, Aemilia u. a. m. eingeführt, und zu der moralischen Bibliothek in Gellerts zehnter Vorlesung einige hinzugesetzt, andere weggelassen. Eine gute Absicht, und die verdient freylich immer Lob, hat die Frau v. R. gewiß gehabt. Sie wollte jungen Frauenzimmern ein Handbuch der Sittenlehre geben. Die Zuschrift an ihre Tochter und der Vorbericht verrathen ein warmes Herz und richtige Begriffe von Erziehung und Tugend. Aber könnten denn die jungen Frauenzimmer den Gellert nicht so lesen, wie er da ist? Was ihnen zu gelehrt ist, und das ist sehr wenig, das überschlagen sie. Sie haben dabey den Vortheil, daß sie allenthalben die schöne wohlklingende Gellertsche Prose lesen, der man oft ihren Wohlklang nimmt, wenn man ihr nur ein Wörtchen raubt, oder ein Wort versetzt, und beydes hat die Frau v. R. sehr oft gethan, warum? das sieht man nicht. Man vergleiche nur z. E. bey der Verf. S. 9. „Es „wird dir, lehrt die Vernunft und Erfahrung " u. s. w. und beym Gellert nach der Ausgabe in gr. 8. S. 28. Eben so wenig sieht man, warum die V. S. 114. den dritten Theil von Rabeners Satyren, wie es auch der seelige G. thut, weniger empfiehlt, als die übrigen. Die Geschichte der

der Spröden ist doch wohl besonders für junge Frauenzimmer lehrreich. Wenn doch die Frau v. N. alles aus G. Moral weglassen wollte, was sie jungen Frauenzimmern nicht für nöthig oder verständlich hielt; so hätte sie auch wohl die Vergleichung zwischen dem Tugendfreunde der Vernunft und der Religion am Ende ihres Lebens S. 29. und sonst noch verschiedenes weglassen können, was Frauenzimmer eben so wenig verstehen und brauchen möchten, als vieles, was weggelassen ist, vorausgesetzt, daß sie dieses Weggelassene nicht verstehen und nicht brauchen.

Az.

---

14. Deutsche Sprache.

Heinrich Brauns Anleitung zur deutschen Sprachkunst. Zweyte verbesserte und mit einem kleinen orthographischen Lexicon vermehrte Auflage. München. 1775.

Man siehet aus der Zueignungsschrift und Vorrede, daß die erste Ausgabe dieser Sprachkunst schon im Jahr 1765 erschienen, und auf Befehl des Churfürsten Maximilian in den Bayerischen Schulen eingeführet worden. Der Verfaßer leistet wirklich seinen Landsleuten einen Dienst, welcher alle ihre Erkenntlichkeit verdienet, da er sich so eifrig angelegen seyn läßt, ihre fehlerhafte Aussprache, Rechtschreibung und Wortfügung nach gewissen Regeln zu verbessern, und bey ihnen eine mehrere Gleichförmigkeit der Sprache mit denen Provinzen Deutschlands einzuführen, welche sich bisher auf die Auszierung und Bereicherung unserer Sprache am fleißigsten geleget, und die besten Schriftsteller aufzuweisen haben.

Er theilet seine Sprachkunst in vier Hauptstücke ein. 1) Von den Buchstaben. 2) Von den Sylben. 3) Von den Wörtern, und 4) von Fügung der Wörter. In dem ersten handelt er von der Orthographie, in dem zweyten von der Prosodie, in dem dritten von der Etymologie, und in dem vierten von der Syntax. Die nähere Einrichtung seines Werks ist aus dem vorangesetzten Verzeichnisse der Hauptstücke und Abschnitte zu ersehen.

Ueberhaupt sind seine mehresten Regeln richtig, so daß sie von einem Anfänger mit vielem Nutzen gebraucht werden können. Wir wollen daher von demjenigen, was schon einem jeden Sprachverständigen bekannt, und auch in anderen Sprachlehren zu

finden ist, nichts anführen, sondern bloß eins und das andere bemerken, worinn der Verfasser von dem allgemeinen Gebrauche und anderen guten Schriftstellern abgehet.

A. d. 41 S. fodert er ganz richtig, daß man nicht Hochgelahrt schreiben soll, weil es von lehren herkömmt, und in der Anmerkung sagt er, der Gebrauch habe doch in dem Worte Fund das u vorgezogen, ob man gleich nicht fünden sagt, sondern finden. Er schreibt aber Hilfe und Hilfswort, ohngeachtet hier das ü dem allgemeinen Gebrauche gemäß ist, und mit dem Imperf. welches bey den Alten ich hülf, hieß, conj. ich hülfe, übereinkommt, so wie das Hauptwort die Lage mit dem Imperf. ich lag.

A. d. 43 S. heißt es: „Es ist also gefehlt, wenn man sagen wollte: Ein Buch vergulden, sich über etwas erzürnen; denn „man sagt ja nicht Guld, Zurn, sondern Gold, Zorn; folglich „muß man auch vergolden und erzörnen sagen.“ Das erste hat schon Gottsched verworfen, Sprachk. 63 S. obgleich viele ihm darinn nicht nachfolgen, und beydes für gut halten, unterdessen ist es wahr, daß vergulden zu veralten anfängt. Das zweyte hingegen, nemlich erzörnen, ist wider den ganzen hochdeutschen Sprachgebrauch, und Hr. Adelung bemerket, daß sich erzurnen schon in dem alten Gedichte auf Carls des Großen Feldzug beym Schilter findet; Erzörnen hingegen eine im Hochdeutschen veraltete Form ist.

In Ansehung der deutschen Declinationen oder Abänderungen folget der Verfasser Gottscheden nach, und warnet daher seine Landsleute sorgfältig für die in ihrer Mundart gewöhnlichen Fehler, z. E. daß sie nicht sagen sollen, Schreibere, Nachfolgere und dergl. 241 S. Die Freundt, die Händt, die Pferdt, für Freunde, Hände, Pferde. 242 S. Auch nicht im genit. plural. der Freunden, der Händen, der Pferden, für der Freunde, Hände, Pferde, und im nom. sing. nicht die Apotheken, die Archen, die Rasen, für Apotheke, Arche, Rose, 244 S. Ingleichen in der Comparation, nicht schwärzist, reichist, gelehrtist, für schwärzeste, reichste, gelehrteste. 271 S.

276 S. sagt Hr. B. „Der Superlativ kan bey vielen „Wörtern durch ein Nebenwort ersetzet werden, so daß man das „Beywort nicht abändern darf,“ und führet die Beyspiele an: Eine gar feine Waare, ein sehr berühmter Mann, ein überaus frommer Christ. Dieses scheinet nicht vollkommen richtig zu seyn; denn hier machen die Nebenwörter, gar, sehr, überaus, gewiß keinen Superlativ aus, ob sie gleich das Beywort erhöhen. Es kan jemand sehr gelehrt, überaus fromm seyn, ohne der gelehrteste, der frömmste unter allen zu seyn.

287 S. Von dem Zahlworte, zween, zwo, zwey, sagt der Verf. „Es können sich viele unter uns nicht in den Kopf brin-

„gen

„gen,„ und es scheinet, als ob er dieses allein für richtig halte; allein verschiedene Sprachlehrer wollen es ebenfalls wie drey decliniren, und man kan solches nicht ganz verwerfen, da es viel gute Schriftsteller unter den Alten und Neuen auf diese Weise gebrauchen.

In Ansehung der ordnenden Zahl sagt er nicht, ob man der zweente, die zwote, das zweyte, oder überhaupt nur zweyte gebrauchen soll. Er scheinet beydes für gut zu halten, denn auf dem Tittelblatte schreibt er: Zweyte Auflage, und über der Vorrede stehet: Vorrede zur zwoten Auflage. Die ordnende Zahl zwote aber wird von vielen aus wichtigen Gründen verworfen.

298 S. wird das Wort der nämliche getadelt. „Es ist „keinesweges nöthig, daß man das neugebackene nämliche an„nehmen, und mit einigen Neulingen der nämliche Freund, die „nämliche Regel, das nämliche Buch sprechen solle.„ Es ist freylich ein neues Wort, da es aber von so vielen guten Schriftstellern schon gebraucht wird, so wird man es wohl müssen gelten lassen.

358 S. Die Oberdeutschen schreiben gemeiniglich dörfen, obgleich im Hochdeutschen dürfen gewöhnlicher ist. In der ersten Person des Plur. wäre es also zwar nach der oberdeutschen Mundart recht, wir dörfen; allein nach dieser Mundart selbst würde es doch unrecht seyn, daß der Verf. 52 S. schreibt; darfen wir doch auch die Namen u. s. w.

Von der Mittelgattung der Zeitwörter handelt der Verf. wie Gottsched. Er setzet bloß ein Verzeichniß derjenigen Wörter hin, welche das Hülfswort haben, und derjenigen, welche seyn zu sich nehmen. Daraus aber läßt sich noch nicht entscheiden, in welchem Fall bey denen Wörtern, welche beyde Hülfswörter annehmen, das eine oder das andere zu setzen sey. Z. B. Reiten steht a. d. 348 Seit. unter denen Wörtern, welche ich bin annehmen, und auf der 350 S. unter denen, welche ich habe fodern. Wie soll man nun sagen? Ich habe oder ich bin nach Caßel geritten: Ich habe oder ich bin ein braunes Pferd geritten. Der Sprachlehrer sollte dieses billig genauer zu bestimmen suchen. Man sagt: Ich bin nach dem Orte, nach Caßel, nach Marpurg geritten, hingegen, ich habe das Pferd, ich habe heute den wilden Hengst geritten, und er hätte mich bey nahe abgeworfen.

400 S. Das Haus, welches mein gehöret, ist keine gute Redensart, und nur in einigen Provinzen gebräuchlich. Man sagt richtiger; Es gehöret mir.

403 S. In dem Verzeichnisse derjenigen Vorwörter, welchen das Geschlechtswort zuweilen hinten angehänget wird, sind verschiedene, welche sehr hart klingen, und daher zum höchsten in der

geschwinden Sprache des gemeinen Umganges zu entschuldigen, aber in Schriften gar nicht zu gebrauchen sind, z. B. aufm, ausm, durchn, hinterm und dergl. Dieses hätte billig sollen bemerket werden; denn der Anfänger, für welchen doch eigentlich die Sprachlehre geschrieben ist, wird sie sonst für gut halten, und sich derselben im Schreiben bedienen, und hernach gewöhnet er sich schwerlich dergleichen Wörter wieder ab.

409 S. heißt es: „Das Hauptwort, welches den Hauptnominativ in einer Construction ausmachet, stehet insgemein voran, oder vor dem Zeitworte: z. E. Verstockte Sünder bekehren sich selten.„ Man kan aber eben so gut dieses Hauptwort hinten setzen: Selten bekehren sich verstockte Sünder.

511 S. Dem Worte gegen eignet der Verf. mit Recht den Accusativ zu. Z. E. Deine Liebe gegen mich; unterdeß nimmt er doch den Fall aus, wenn gegen eine Vergleichung bedeutet, z. E. Alle Schätze sind für nichts gegen der Tugend zu achten. Allein auch hier werden die mehresten den Accusativ gebrauchen

Es kan nicht anders als zur Aufnahme unserer Sprache gereichen, daß man anfängt, auch in solchen Ländern, wo sie bisher sehr schlecht ist geredet und geschrieben worden, sich einer mehreren Reinigkeit zu befleißigen, und vermuthlich wird diese Arbeit des Hrn. B viel dazu beytragen, die elende Schreibart zu verbessern, wovon er a. d. 205. 209. S. u. a. m. ganz besondere Beyspiele anführet.

Pr.

Briefe die deutsche Sprache betreffend, von Johann Friedrich Heynatz. Sechster Theil. Berlin, bey Mylius, 1775. 7½ B. in 8.

Der vierzigste Brief betrift das im J. 1770 zu Breslau herausgekommene allgemeine Handbuch für die Schulmeister auf dem Lande, und zwar diejenigen Hauptstücke desselben, worinn die Methode des Sprachunterrichts abgehandelt wird. Der Verf. macht bey dieser Gelegenheit einige brauchbare Anmerkungen über die nöthige Erleichterung des Lesenlernens für Kinder, welche auch dadurch geschehen muß, daß man die Buchstaben so einfachlautend, als möglich, macht, und z. E. ve und Je anstatt vau und Jod sagen läßt. Auch darinn stimmt die Erfahrung dem Verf. bey, daß es dem Kinde leichter wird, solche Sylben auszusprechen, die mit einem Consonanten anfangen, und auf einen Vocal ausgehen, als die entgegengesetzten. Die von dem Verf. S. 9. vorgeschlagne orthographische Uebung, das Abschreiben genau durchgesehener gedruckter Blätter, ist gewiß eine

der

der besten. — Im ein und vierzigsten Briefe beschäftigt sich der Verf. mit dem von einem Ungenannten verfertigten und von uns zu seiner Zeit angezeigten zweyten Theile seiner Sprachlehre, nachdem er vorher ein Langes und Breites darüber gesagt hat, daß ihm die darinn gemachten Erinnerungen nicht unwillkommen, daß sie ihm gedruckt lieber, als geschrieben sind, daß sie einen andern Titel, des Verlegers wegen, gehabt haben sollten. Und darinn hat er, unsers Erachtens auf alle Weise recht. Die Rechtfertigung des Verf. gegen den Ungenannten ist so beschaffen, daß wir ihm abermals größtentheils beytreten, so schlecht er es uns auch das vorigemal gedankt hat. Denn der Schluß dieses Briefes ist wahres kritisches Gebelle gegen uns, das weiter keine Aufmerksamkeit verdient. — Der zwey und drey und vier und vierzigste Brief enthalten eine grammatische Kritik über die bisherigen deutschen Bibelübersetzungen; zuerst von Luthers, deren Geschichte vorausgeschickt wird. Zufälliger Weise ist der Recensent im Stande, dem Verf. über eine S. 52 geäusserte Bedenklichkeit die gewünschte Aufklärung zu geben. Der würdige Mann, dessen Nachricht in den kritischen Beyträgen von einer sonst unbekannten Ausgabe des N. T. dort erwähnt wird, Hr. H. C. Lemker ist noch am Leben, und steht als Prediger zu Münden an der Aller, im Cellischen. Jene Ausgabe des N. T. war nicht, wie der Verf. vermuthet, aus einer öffentlichen Lüneburgischen Bibliothek entlehnt, sondern befindet sich in seiner eignen, die mehrere schätzbare Denkmäler der deutschen Sprache enthält, und aus welcher er dem Recensenten diese Ausgabe mittheilte. Allein wir fanden bald, daß die Irrung, welche Herr Heynatz befürchtet, wirklich vorgegangen, und diese Ausgabe nicht bey Melchior, sondern bey Michel Lother gedruckt ist.*) Palm erwähnt ihrer S. XVIII. seiner Abhandlung de Codd. V. et N. T. (Hamb. 1735. 8.) und hatte damals dieß nämliche Exemplar von Hrn. Lemker in Händen. — Ueber die Sprache in Luthers Bibelübersetzung werden in dem übrigen Theile des 42sten Briefes sehr gute und brauchbare Anmerkungen gemacht. Ueber die nachherigen Uebersetzungen der Bibel, oder einzelner Bücher derselben, bis aufs Jahr 1734, ist der Verf. im folgenden Briefe weit kürzer; die Wertheimische, die im J. 1735 herauskam, verspricht er in einem eignen Briefe umständlicher zu beurtheilen.

In der Vorrede sagt Hr. Heynatz auf acht Seiten dieß und jenes über den Innhalt des 5ten und 6ten Theils dieser Briefe. Da aber, wie er sagt, noch unvermuthet ein grosser weisser Platz übrig war, so füllt er, weil er es vielleicht für thöricht hielt: periturae

*) Wir sehen eben, daß Hr. Göze in den Hamb. Freyw. Beyträgen St. LXXXI und LXXXII uns mit dieser Aufklärung schon zuvor gekommen ist.

periturae parcere chartae, noch zwanzig Seiten mit allerhand Siebensachen wider seine Recensenten, in der allgemeinen deutschen Bibliothek, Leute, voll Grobheit, Unanständigkeit, Ungerechtigkeit, Etrurderie u. d. gl. Wir hoffen, daß diese kleine Entladung von Galle auf die Gesundheit der Leibes- und Geisteskräfte des Hrn. Heynatz eine gute Wirkung haben möge. Etwas wider alle seine Vertheidigungen und neue Beschuldigungen einzuwenden, möchte nicht zuträglich seyn, denn er hat in allen Dingen so positiv Recht, und da zumahl Hr. H. ein Sprachlehrer von Profeßion ist, und seine Recensenten in der a. d. Bibliothek, wie er an mehrern Orten des Breitern beweiset, zu Sprachlehrern ganz verdorben sind, so dürfen wir ohnedieß die Augen gegen ihn nicht aufschlagen. Wenigstens wollen wir aber doch zur Probe eine seiner Schilderungen dieser Bibliothek hieher setzen, um zu versuchen, ob uns unsere Leser darinn erkennen werden. S. 10 heißt es: „Welches gelehrte Tagebuch erhält „sich sonst so sehr im Besitze, die Unschuldigen mit den Schul„digen zu strafen, als diese Bibliothek, deren gute Eigenschaf„ten durch dergleichen Intermezzo's so sehr verdunkelt werden, „als der Ruhm ihrer Gravität darunter leidet.„ Also gravitätischer will Hr. H. diese Bibliothek haben! Vermuthlich weil ihm selbst bey manchen orthographischen und etymologischen Fragen die Gravität so treflich kleidet.

H.

---

15. Vermischte Schriften.

Man sollte glauben, daß die ungeheure Sündfluth-Wochenschriften, womit Deutschland seit 40 Jahren überschwemmt ist, auf der einen Seite, und auf der andern der so oft wiederholte Spott über dieselben, dies Geschlecht Schriften vertilgt hätte aber wir sehen hier das Gegentheil. Doch was! kan solche Schriftsteller auch wohl zurückhalten?

— — — laqueo tenet ambitiosi
Consuetudo mali, tenet insanabile multos
Scribendi cacoethes, et aegro in corde senescit.

Hier zeigen wir einen ganzen Haufen dieser Art Schriften an; einige darunter tragen den Namen Wochenschrift zwar nicht an der Stirn, aber in der That sind sie es doch. Wir nennen hier die Sammlungen unzusammenhängender, oder wenn

man lieber will, vermischter moralischer Abhandlungen, die völlig den Ton des Menschen oder des Reichs der Natur und Sitten haben.

1) Nahrung des Herzens für rechtschaffene Leser in allen Ständen. Eine Wochenschrift. Erster Theil. 398 Octavseiten 1722. Zweyt. Th. 1773. 406 Seiten. Hamburg, bey J. P. C. Reuß.

Der Titel, wenn ihn etwan jemand nicht verstände, wird hinlänglich in der Vorrede erklärt. Hier ist ein Pröbchen davon, über die Worte: Nahrung des Herzens. „Für unsern „Körper wird die göttl. Vorsehung mittelst des edlen Ackerbaues „die nöthige Nahrung geben und mittheilen; und diejenigen „Handwerker und Künstler, welche uns diese Nahrung bequem, „schmackhaft und reizend zubereiten, mögen immerhin daran ih„ren Fleiß beweisen. Für unsre Sinne hat der Schöpfer und die „Kunst auch die reichste Nahrung zubereitet.„ Für unser Herz — ja, dafür wird nun dieß Wochenblatt geschrieben. — Ad vocem rechtschaffen wird das A. u. N. Test. im Grundtext citirt. — Doch zur Schrift selbst. Wir müssen leider gestehen, daß sie voll des mystischen allegorischen Geschwätzes ist, womit jezt so viele die edle erhabne Religion schänden, voll des Gespieles und der affectirten Frömmeley, wobey der Kluge nichts zu denken vermag, und der Unvernünftige, der etwas dabey zu denken glaubt, den Kopf voll thörichter Grillen und das Herz voll träger Selbstgenügsamkeit und stolzer Einbildung kriegt. Nur einige Beyspiele hiervon. Das erste Stück hat einen Inhalt, der für uns sehr sonderbar u. unerwartet war; Vom Manna. So fängt es an: „Wie rei„zend ist einem forschenden Geiste die Betrachtung jenes Israe„litischen Manna, sowohl in Rücksicht auf jene uralte Zeiten, als „auch in Aussicht auf die künftige Ewigkeit und jetzige Zeit. — „Wer ist im Stande, alle Wunder, die um Israels willen sich „ereignet, zu erzählen? Ein Wunder ist aber wohl das vorzüg„lichste, bedenklichste und angenehmste: das Wunder des Manna. — „Wir wollen dieß Wunder vornemlich in Aussicht auf dessen ge„heimen Gegenstand betrachten. Welches ist der Hauptgegenstand „des Manna? Ist es nicht der Erlöser selbst? Ja sein eignes „Zeugniß bekräftigt solches (Joh. VI. 41, 51.) Nun findet ein „forschendes Herz Tiefen der Weisheit und der unergründlichen „Erkänntniß Gottes darinn.„ Dann folgt eine Beschreibung aller vorgängigen Wunder, die an Israel geschehen. Wie sonderbar heißt es S. 5. „Daß wider alle Natur des Wassers sich solches

„solches auf beyden Seiten in feste Mauern verwandelte. — Kaum „waren so viel Steine im Grunde des Meeres zurückgeblieben, „daß man von denselben 12 Stück zum Denkmal aufrichten konn„te. — S. 7. „Die Luft zieht mittelst magnetischer Kraft „die Säfte u. s. w.„ — Den Beschluß macht eine Vergleichung des Manna und des Abendmals, voll unwürdigen Spielwerks. „Jenes ließ sich in allerley Speise verwandeln, man backte Brod „und kochte Speise davon; so haben wir an Jesu ein allgemeines „Brod des Lebens für jedes Bedürfniß, für jede Seele nach ih„rem Verlangen. — Er zerschmilzt in Liebe, wie das Man„na an der Sonne.„ (Gott erhalte uns unsern Menschenverstand!) und so geht die Vergleichung immer weiter. Worauf dann Verse folgen, die, wie es hier heißt, wegen der schönen Poesie und der geistlichen Erfahrung aus einem andern Buche eingerückt sind. Von dem letztern verstehn wir zwar nichts; aber übrigens ist weder Ernst und Wahrheit, noch schöne Poesie darinn.

Z. E. Wie darf mein andachtsvoller Kuß
Der Nägel heilge Spur berühren?
Und hilft auch mir der helle Fluß
Der Seele Flecken zu verlieren?

Ich esse dich, Gesegneter! u. s. w.

Wer solche Brocken liebt, der lese das ganze Buch durch. Vorneml. thun sich die Verf. viel darauf zu gute, daß sie neue Materien abhandeln; die Titel klingen wenigstens alle neu genug. Z. E. „Kan ein evangelischer Prediger ohne Aergerniß auf seiner „Hochzeit den Ball eröfnen? — Wie bringt ein kluger Mann „einen Dieb ohne Zwang zur Ersetzung des Diebstahls? — „Warum hat nicht Pilatus selbst, sondern dessen Frau den Traum „von Christus gehabt? — Auch Räuber und Mörder können „durchs Gebet überwunden werden. — Wie trinkt ein Recht„schaffener bey Tische Gesundheiten?„ Es sind Geschichten in Menge angebracht, die aber größtentheils weder klug noch erbaulich sind. Z. E. S. 22. von einer verschlagenen Ebebrecherin, die den Mann unter der Larve von Religion betrügt, bis er sie „bey „einem Wollüstling findet, der sodann für seine Mühe eine scharf „gewürzte Prügelsuppe erhielt.„ — S. 31. Ein Amtmann in Marpurg 1696 las eine Schrift gegen Jacob Böhme; sie riß ihn so hin, daß er stets auf B. schimpfte, und dessen Bild (er hatte auch ein Buch von B. mit seinem Kupferstich) oft mit Fäusten schlug. Doch, wir müssen die eignen Worte anführen. „Aber „was geschah? Man berichtet mit voller Gewißheit: Dem „Amtmann fiel mit Nachdruck in die Augen, als wenn der in „seinem Bilde so beleidigte J. B. den Mund aufthat, um sich

„gegen

„gegen seinen Feind zu vertheidigen.„ Der Amtmann ward krank darüber. Die Ueberschrift der Geschichte ist: Kann man sich in seinem Bilde wider Beleidigungen vertheidigen? — So sollen denn noch stets bey uns Weibermährchen geprediget werden, noch stets der Aberglaube genährt, und unser Kopf mit lächerlichen Fratzen angefüllt werden? Und das heißt erbaulich? heißt Nahrung des Herzens? bloß für rechtschaffene Leser geschrieben? — Ob wir gleich nicht weiter als den zweyten Bogen gekommen sind, so werden hoffentlich unsere Leser doch schon Lust haben, sich von dem Verf. zu trennen. Sie sind keine Männer für uns.

2) Nahrung des Vergnügens für denkende Leser. Eine Wochenschrift. Hamburg, bey H. C. Grund. Erster Theil. 1771. 422 Seiten. 8. Zweyter Theil. 1772. 832 Seiten.

Diese Wochenschrift hat sich einen andern Ton erwählt, den sie aber auch nicht trift: Sie soll durchaus witzig seyn. Wir hatten der witzelnden satyrischen Wochenblätter, wie uns dünkt, an Fidibus und Tapeten schon genug. Wer kan sich des Schlafes erwehren, so sehr die V. auch durch Bon-mots und Poßierlichkeiten die Leser munter unterhalten wollen, wenn man ganze Seiten hindurch die abgedroschensten Einfälle über Gegenstände, von denen schon tausendmal besser gesprochen worden ist, wohl durchwürzt mit langweiligen Gesprächen und Erzählungen, lieset? Aber dieß ist noch nicht das Schlimmste. Der Witz unsrer V. ist völlig grob und pöbelhaft. Was hilft die Verbannung des Hanswurstes vom Theater, wenn er in reichsstädtischen Wochenschriften wieder erscheinet? Man nehme die ersten Stücke zur Hand, sie sollen Satyren auf die hohen Kopfzeuge der Damen seyn; das erste Stück endigt damit, daß ein armes Weib im Keller ihre Koffüre mit Schusterpflöcken aufsteckt, und jezt (eine garstige, ekle Beschreibung) im Gesichte Schwämme und Pilzen hat. O des Satirikers der Bettelweiber, über die sich freylich sicher spotten läßt; aber wehe dem Mann, der über sie spotten kann! Das 2te und 3te Stück ist langweiliges Gewäsch über den Unfall eines fortgeflogenen Kopfzeuges. Doch hier sind Proben daraus: „Wenn sich „eine Nation noch so trägt, (kleidet) wie sich die Väter der- „selben trugen, da (welch deutsch: wenn -- da) herrscht noch bar- „barischer Geschmack. Ein Grönländer u. s. w. wird gewiß keine „Alzire schreiben. So lange sich diese Leute nicht feiner kleiden, „wird kein Voltaire unter ihnen aufstehen.„ Ja, da liegt er nun

nun der arme Voltaire mit einem Streiche zu Boden; gegen diesen V. konnte ers freylich nicht aushalten! — S. 6. „Die Ausführung des Anschlages eines politischen Buch„binders, Frauenzimmerkopfzeuge aus Pergament zu ma„chen, sie auf dem Schnitt zu vergolden, und sich selbst in „Schweinsleder einzubinden.„ In einem Briefe, S. 23, 24, hat sich der V. selbst übertroffen, z. E. „In die Stadt „fahre ich mit einer Perücke, die hinten mit einem Schwere„nöther geziert ist; ich schlafe in einer schwarzen, mit „Pomade eingeschmiert, die aus Opium, Parmesankäse „und Teufelsdreck gemacht ist. Meine Frau soll nächstens „in ihrer schwarzen Bettelcornette und in ihrer Adrienne, „von Tapetenpapier gemacht, nach Hamburg fahren; ich „muß doch hinein, weil ich in Punkto eines gewissen Ab„trittes, dessen Kurator ich bin, wegen der Reparatur eine „Vorstellung thun muß.„ Wir schämen uns, mehr abzuschreiben. In dem gleichfalls witzelnden Register heists über diese Stücke: „Das 2te und folgende Stück ist von „vielen Schönen verbrannt worden, (wie schlau!) warum „hält man sich denn nicht über den Juvenal, Addison, und „eine gewisse Zeitung aus London auf?„ Ey unser deutscher Juvenal! unser deutscher Addison! wie schlau! und zugleich wie bescheiden! — Wen lockt nicht der Titel des 30 Stücks: Theaterkritik! Das Stück handelt von Moliere, enthält aber nichts als Züge seines moralischen Charakters, die dem Himmel sey Dank! jeder schon aus der Vorrede zu seinen Werken kannte. Doch hier ist auch Kritik. „Die Liebe ein Arzt, der Menschenfeind, Sicilianer, Geitzhals, G. Dandin, Tartüffe, sind Stücke, woran man nichts aussetzen kan.„ — — Uebrigens wird hin und wieder, vornemlich im zweyten Theile, den Recensenten wacker der Kopf gewaschen.

3) Vorlesungen für Personen beyderley Geschlechts. Eine Wochenschrift. Dresden, in der Hilscherischen Buchhandlung, 1774. 8. Zwey Bände zusammen von 774 Seiten.

Es sind, der Vorrede nach, gesammelte Aufsätze aus allen Zeiten und allen Sprachen. Nur selten stehn die Namen da, woraus sie gezogen sind. Doch sind auch selbstgemachte Abhandlungen darunter. — Uns dünkt, wenn man

Stü-

Stücke zum Vorlesen brauche, so thäte man besser, den er-
sten besten unsrer guten Schriftsteller, die ja bekannt ge-
nug sind, aufzuschlagen; man wird immer beßre Unterhal-
tung finden, als bey unserm V. Seine Moral ist mürrisch
und oft gar schimpfend; seine Erfindungskraft ungemein
eingeschränkt; seine Erzählung langweilig; kurz, das ganze
Buch erhebt sich in nichts über die ermüdendste Mittelmäßi-
gkeit. — S. 13 wird ein sehr ehrlicher, verständiger,
witziger Mann geschildert, der frey von Heucheley und Geiz
sprach wie Heuchlerinnen und Geitzhälse dabey waren;
und daher wird Honorius von niemand als Freund ver-
ehret. Das wäre doch entsetzlich! Man sollte glauben,
der V. hätte dieß in der bittersten Misanthropie geschrie-
ben: aber nein! er tadelt nicht die Leute, die den Hon. nicht
lieben, er tadelt Honorius selbst wegen Mangels an guter
Lebensart. — S. 29. ein allegorischer Traum; allein
theils ist die Allegorie falsch, theils ist nicht zu begreifen,
wie er das Ding gesehen habe. Er sah die Verleumdung,
„ihre Speise waren die Zähne der Ottern,„ (wie zuberei-
tet?) „der Neid nagte an sich selbst wie ein Geyer.„
(Thun das die Geyer?) „Jeder ihrer Diener opferte ihr
„seine besten Freunde auf; einige brachten diesem höllischen
„Moloch die ersten Früchte ihres Leibes.„ (Welcher
Sinn liegt hier verborgen?) — S. 19. und 49 stehn ein
paar äusserst langweilige Geschichten, völlig auf einen
Schlag: von ihm und ihr; erst Liebeserklärung und Liebes-
briefe, dann Heyrath; die ehrlichen Leute werden wider
Verschulden arm, und wider Verschulden durch Vermächt-
nisse reich. Und das heißt denn belohnte Tugend. —
Wer noch nicht genug geträumte Tempel des Glücks gese-
hen hat, der lese S. 60 u. f. — Der gute Mann eifert
auch gegen die Schaubühne, wobey er sich aber sonderbar
ausdrückt: S. 76. „Ist nicht der meiste Theil der schätz-
„barsten Schauspiele immer noch mit den unerlaubtesten
„Liebeshändeln, mit Lastern die man liebenswürdig zu ma-
„chen sucht, und mit Ausschweifungen, die zur Verführung
„der unbedachtsamen Jugend abzielen, angefüllet?„ Wir
würden die gute Sache schimpfen, wenn wir uns hier auf
weitläufftige Widerlegung und Erzählung unsrer vortrefli-
chen Stücke einlassen wollten. Der V. mag selbst wissen,
was er für Stücke im Sinne hat; aber noch mehr mag er
wissen, warum er sie demohngeachtet schätzbar, die schätz-
barsten nennt. Das Wort bedeutet sonst im Deutschen,

 was

was geschätzt zu werden verdient; wie hier also nicht klarer baarer Widerspruch ist, sehen wir nicht ein. — Als Probe von des V. schwankenden Begriffen und leerer Deklamation kan das Stück S. 242 f. dienen: Ist die Erlernung der Wissenschaften einem Frauenzimmer von Stande anzurathen? Er beweist, man müsse die Mädchen nicht von Kindheit an der Weichlichkeit, der Welt und den Vorurtheilen überlassen. (Die Entfernung von diesen Dingen ist also gleich Erlernung der Wissenschaften.) Er sagt, das Lesen guter Bücher sey Frauenzimmern nützlich. (Das sind also die Wissenschaften.) Er schimpft, daß wir unsre Mädchen nicht dazu gewöhnten (und das thun wir doch offenbar). S. 727 u. f. kömmt eine Abhandlung vor gegen Batteux Satz von der Nachahmung; doch hat der V. wol nicht recht gewußt, was Nachahmung hier heisse. Rythmus hält er für Reim; denn S. 730 sagt er: „daß die schönen Redner des alten Griechenlandes und „Roms eine Art von Reim in ihren Aussprüchen gehabt, „der zwar weniger regelmäßig, aber eben so melodisch als „der Reim der Poeten war.„

4) Moralische mit Scherz untermischte Versuche. Ein kleines Geschenk für meine Freunde. Strasburg, bey J. F. Stein, 1774. 130 Octavseiten.

Wir haben, wenigstens so viel wir wissen, weder die Ehre, Freunde des Herrn V. zu seyn, noch gehören wir zu den Leuten, die, nach der Allegorie der Vorrede und der Titelvighette, von jedem uns aufstossenden Manne eine Gabe verlangen, und, wenn die Gabe schlecht ist, uns doch über das gute Herz freuen, womit sie dargebracht wird; — also wird uns der Verfasser erlauben, unsre Meinung frey zu sagen, seinen Freunden unverwehrt anders von der Sache zu denken!

Diese Schrift ist nichts als eine unzusammenhängende Sammlung von — doch das sagt der Titel schon genugsam; nur wüßten wir den Scherz nicht darinn zu finden. Recht im Ton unsrer alten Wochenschriften; eben so, wenn Gott will, weise, und väterlich ermahnend, und eben so langweilig. Alle Ingredienzen der Wochenschriften sind auch hier: allegorische Träume; Laterna magica von Cha-

racteren, die hintereinander vorbeygezogen werden mit sehr bedeutenden Namen, z. E. Ahnenreich, Wichtig; auch, um nicht ganz beym Alten zu bleiben, empfindsame Reisen; die schwülstigste poetische Prosa über einen Kirchhof; den Königen wird, wie sich versteht, gesagt, daß man nicht mit ihnen tauschen will, wobey ihnen denn der Text recht tüchtig gelesen wird. — Doch genug! genug! Kurze Proben müssen wir doch wol unsern Lesern vorlegen. Das erste Stück handelt von dem kleinen Worte: Warum; es ist nur von 2 Seiten, das wundert uns, denn so wie der V. das Ding anfängt, hätte er leicht seine 130 Seiten alle damit füllen mögen. Es ist ein Gemengsel von moralischen Fragen, die keine andre Verbindung haben, als daß man sie mit Warum anfangen kan. „Warum sind wir in der „Welt? Warum fodern wir von andern mehr als wir ih„nen leisten? Warum wendet man seinen Verstand so schlecht „an? Warum bedenkt man nicht die Folgen seiner Hand„lungen?„ O lieber Hr. V. Warum, warum schreiben Sie solch Zeug? — — Wie gefällt unsern Lesern die mit Hofnung beladene Jugend S. 38? Hier sind auch Verse, S. 44.

> Ich beneide nicht die Grossen,
> Wenn mich gleich kein Marmor deckt;
> Eine Freundin streut mir Rosen,
> Tod, du hast nichts, das mich schreckt.

Sonderbar genug für den moralischen Mann, daß er nur deßwegen die Grossen nicht neidet, nur deßwegen den Tod nicht scheut, weil eine Freundin sein Grab mit Rosen bestreuen wird. Oder hat er dieß vielleicht für Scherz ausgeben wollen? — Das Beste haben wir zuletzt verspart. S. 48 ist eine abgeschmackte Geschichte eines Hundes: In der Einleitung heißt es: „Läugnen kan ich nicht, daß es „mir zuweilen selbst lächerlich vorkömmt, wie ich einen „Hund zum Vorwurf meiner moralischen Betrachtungen „habe nehmen können, da es mir ja nicht an Stoff unter „den Menschen fehlet. Es ist nun so! Und, im Vertrauen „gesagt, die aus der ungekünstelten Natur hergenommene „Züge sind gemeiniglich die treffendsten.„ Nun ja! die ungekünstelte Natur bey einem Hunde! Hat man sich doch so viel um die Gränzen der wahren ungekünstelten und der schönen Natur gestritten! Nun wissen wirs ja; diese mag

wol der Menschen Antheil seyn, aber jene suche man hinfort bey Hunden!

5) Der Blumenkranz, eine Nationalwochenschrift. Zelle u. Leipz. bey K. Gsellius, 1773. 400 S. 8.

Die Vorrede sagt: dieß Wochenblatt solle allen, die dem Publicum etwas mittheilen wollen, offen stehen; der Plan sey weiter als der Plan der Musenalmanache, weil man auch grössere Stücke und Prosa aufnehmen wolle. Es scheint aber, als wenn sich wenige fremde Beyträge gefunden haben; denn dem Zeichen und der Schreibart nach sind 2 oder 3 Leute die Hauptverfasser. Prosa ist nur wenig darunter; unter den Arten der Poesie die Fabel am häufigsten. Wir müssen im Ernst unsre Nation bedauern, wenn man von dieser Wochenschrift auf sie schliessen wollte. Doch gestehen wir gerne, den Titel nicht zu verstehn, da auch Uebersetzungen sich mit unter finden. Ihr Hauptton ist die wahre nüchterne Mittelmäßigkeit, die sich, aber doch nur selten, ins ganz Elende verliert, z. E. die Fabel S. 14; S. 62, 63; und vor allen Dingen S. 116, wo die V. gar witzig seyn wollen. — Alles übrige ist äusserst mittelmässig, z. E. S. 16 das so bekannte aus dem Petrarka: Da' be' rami scendea, hier elend übersetzt. Die Fabeln sind in ermüdende Länge gedehnt. — S. 25. Wie wenig haben die V. ihren Vortheil verstanden, uns ein Stück von Voltairen zu geben, das so gewaltig von ihrer Arbeit absticht! Die andern Uebersetzungen bedeuten nichts. — S. 40. In einem Gedichte: Die Hand, sind die 4 letzten Zeilen das einzige Gute:

Hätt' Adam noch von einer solchen Macht
Von solcher Hand den Apfel einst bekommen;
Kein Wunder mehr, hätt' er ihn dann genommen
Und Sünd und Tod in diese Welt gebracht.

Aber wie viel ähnliche Gedanken giebts nicht schon hierüber? Und noch dazu, wie wenig schön gesagt? — S. 65 steht eine Komödie, voll der gröbsten Uebertreibung an Characteren, wie ein Schmierer das Ding schön zu machen denkt, wenn er viel Farbe aufkleckset; sie endigt mit Ohrfeigen. — S. 129 eine Heldentragödie: Jason, in 5

Acten

Acten, in Versen. Wer vermags durchzulesen? — S. 369. Erster Gesang der Henriade übersetzt. Es muß dem Ueb. wenig um Leser zu thun seyn, weil er sie gleich so sehr auf der Schwelle abschreckt; denn dieß ist der Anfang:

Aus Burbons edlem Stamm der Held ist mein Gesang,
Der Frankreich, das durch Recht sein Erbe war, bezwang.

Drey Stücke, unterzeichnet das Fräulein von **, unterscheiden sich sehr von allen übrigen, vornemlich das S. 139: Wir bedauren nur die schlimme Nachbarschaft. Ob sie wirklich von einem Frauenzimmer sind?

6) Angenehmer und lehrreicher Zeitvertreib in verschiedenen Sprachen, prosaisch u. poetisch. Hamb. bey H. C. Grund, 1773. 8. 832 Seiten.

Pastime agreable and instructive in divers Languages; both in Prose and Verse. Passe-tems agreable et instructif en diverses Langues, en Prose & en Vers.

Die verschiedenen Sprachen sind: deutsch, englisch und französisch. Die Wahl hätte aber offenbar strenger seyn müssen; vornemlich ist fast alles Deutsche, was sich darinn findet, äusserst mittelmäßig. Englisch ist nicht sehr viel da; die Prosa ist meistentheils kaltes langweiliges Gewäsch, aber einige kleine Gedichte sind ganz artig, z. E. S. 524, 825, u. a. Vom Französischen ist wenigstens eben so viel da als vom Deutschen, aber an Güte weit über demselben. Freylich findet sich auch manches schlechte darunter; doch sieht man hier fast alle die kleinen Stücke von Voltairen u. a. die unter dem Namen Pieces fugitives bekannt sind. — Für Leute, die gerade nichts bessers zur Hand haben, mag die Sammlung immer gut seyn, wenn auch nur um fremde Sprachen zu lesen. Und die eingerückten Stücke gehören alle zu den neuen.

7) Allerley aus dem Reiche des Verstandes und Witzes. Schleusingen und Leipzig, bey Müller, 1774. 8. Erst. Theil. 372 Seiten. Zw. Th. 364 Seit.

Den Aufschriften nach, scheinen es hin und wieder aufs gesammelte Stücke zu seyn; aber der Stil ist sich doch sehr gleich: — nemlich aufs äusserste gekünstelt, stetes Ringen nach dem Sonderbaren und nach Witz, wobey bald mystische Dunkelheit, bald zu sehr gehäufte Anspielungen und Gleichnisse, bald andre Unarten des Uebertriebnen sich zeigen. Man sehe zum Beweise bloß die Titel an; Klug, ohne Larve, (handelt von wahrer Zufriedenheit); „von der Holdseeligkeit des deutschen Phlegma; über „das kleine Närrchen, das menschliche Herz; das Ro„mänchen von der blauen Ente„ (ist ein Brief eines Frauenzimmers an ein anderes über die Wahl bey der Ehe). Drey Stücke über die Moral, das letzte von einem Frauenzimmer, sind überschrieben: „Der Hut des „Jean Potage; Kommentar über den Hut des Jean „Potage; der Knopf auf diesen Hut, mit einer Steck„nadel geheftet„. Zum unerklärlichsten sind uns die Titel dreyer Briefe: „Eine Menuet; zwo Polonoi„sen„. — Wenn man sich die Mühe nimmt, den V. zu verstehen, so sieht man, daß er nichts Neues sagt, doch läßt er sich zuweilen artig lesen, z. E. S. 93: das Stück einer moralischen Landkarte, welches nur etwas abgekürzt werden möchte. Hier sind Pröbchen des unerträglichen metaphorischen Stils; S. 116. „Die „Vernunft hat ihre Vapeurs; und nach meiner Mei„nung ist ihre Schale von den lebendigen Puderschach„teln des Jahrhunderts allerdings unterschieden. Die „halbe Stadt besteht aus Infantinnen und aus Stu„tzern„. — S. 124. „Unsere Schulsysteme sind im„mer brauchbare Werkchen; obgleich die wenigsten ein „Register haben; genug, daß der Lehrer den jungen „Leuten einen Nagel nach dem andern aus dem Hirn„schädel herauszieht.„ Welch ein Bild! — S. 351 stehn „drey Liedchen von meinem Gänschen; aus dem „Böhmischen eines alten Dichters um die Zeit des Hussiten„krieges; durch den ehrwürdigen Pater Franz. Töplitz, „1766.„ Die beyden ersten (das dritte ist ihm nicht gleich) sind von origineller Laune und allerliebster Naivität; und wir wollen sie hier ganz einrücken, unsern Lesern, die wir so lange mit unbedeutenden Schriftstellern unterhalten haben, zur Erquickung. Jede Strophe endigt sich mit einerley Wort.

I.

I.

Der Sänger.

„Schön von Angesicht bin ich nicht; schön ist mein Mädchen. In dem Ufer der Elbe sah ich, daß ich braun bin. Wenn nur mein Herz zärtlich ist, wenn nur meine Lieder lieblich sind; mags doch seyn! Die nußbraune Phyllis heißt mich dichten und lieben. Phyllis, meine Freundin, ist desto schöner. Wer tadelt meinen Gesang, daß er nicht anmuthig und sanft ist? Ich will singen, damit ich schön werde. Meine Schöne hat mich dazu ausersehn, sie selbst die Schönste; eine Liebhaberin ist sie vom Singen. Wisset, da ich auf die Welt kam, da sang ich.„

„Meine Mutter träumte, daß sie einen großen Vogel zur Welt brachte. Das war ein Vogel, der konnte singen! Sie wußte nicht, ob er ein Schwan oder eine Gans war davon ihr geträumt hatte. Wer weiß es? Da ich auf die Welt kam, da sang ich.„

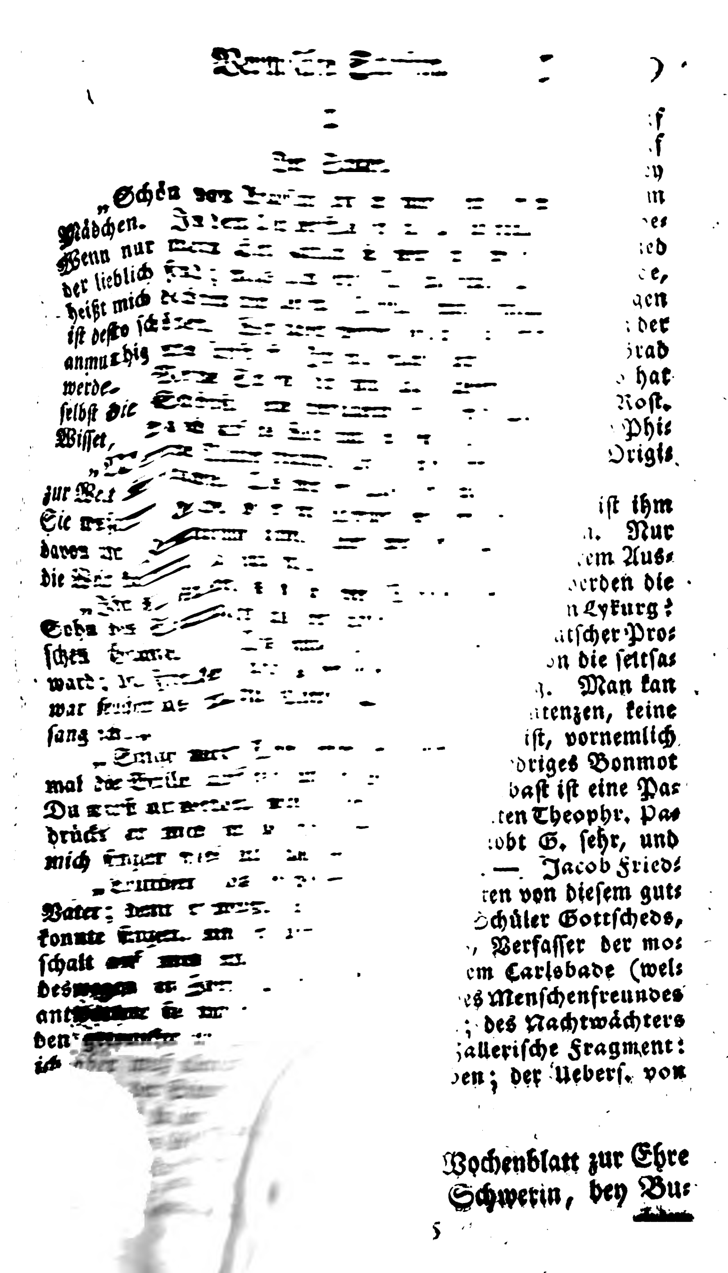
„Ihr Kinder, es ist die reine Wahrheit; ich bin der Sohn des Sängers aus dem Landstädtchen an der böhmischen Gränze. Das ganze Haus sang, da ich geboren ward; die Freude nicht zu verderben, sang ich mit. Wer war froher als meine Eltern? Da ich singen konnte, da sang ich.„

„Singe mein Sohn, sprach der Großvater, der dreymal die Brille aufsetzte und in Lebensgröße mich ansah. Du wirst alt werden, wenn du recht lange singest. Lächelnd drückt' er mich an die Brust, und küßte mich. Da er mich singen hieß und mich segnete, da sang ich.„

„Leutchen! das ist mir ein rarer Vogel, scherzte mein Vater; denn er wußte, daß ich von guter Art bin. Ich konnte singen, und er konnte Nachts nicht schlafen. Er schalt auf mich und klagte es der Mutter; die gerieth deswegen in Zorn. Und du willst viel Reden machen? antwortete sie ihm in Zorn. Wenn du mit deinen Freunden getrunken und gesungen hast, kömmst du spät heim; ich aber muß allein zu Hause seyn. Jeder Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Singe, Söhnchen singe! da sang ich.„

„Wovon soll ich singen, liebstes Mütterchen? der ich ein zarter Knabe bin, wie die Gänschen, die jung sind; sie plaudern nicht, haben auch keine Federn. Wenn sie zu schwatzen anfangen, alsdenn will ich singen. Singen

Den Aufschriften nach, scheinen es hin und wieder auf-gesammelte Stücke zu seyn; aber der Stil ist sich doch sehr gleich: — nemlich aufs äusserste gekünstelt, stetes Ringen nach dem Sonderbaren und nach Witz, wobey bald mystische Dunkelheit, bald zu sehr gehäufte Anspielungen und Gleichnisse, bald andre Unarten des Uebertriebnen sich zeigen. Man sehe zum Beweise bloß die Titel an; Klug, ohne Larve, (handelt von wahrer Zufriedenheit); „von der Holdseeligkeit des deutschen Phlegma; über „das kleine Närrchen, das menschliche Herz; das Ro-„mänchen von der blauen Ente„ (ist ein Brief eines Frauenzimmers an ein anderes über die Wahl bey der Ehe). Drey Stücke über die Moral, das letzte von einem Frauenzimmer, sind überschrieben: „Der Hut des „Jean Potage; Kommentar über den Hut des Jean „Potage; der Knopf auf diesen Hut, mit einer Steck-„nadel geheftet„. Zum unerklärlichsten sind uns die Titel dreyer Briefe: „Eine Menuet; zwo Polonoi-„sen„. — Wenn man sich die Mühe nimmt, den V. zu verstehen, so sieht man, daß er nichts Neues sagt, doch läßt er sich zuweilen artig lesen, z. E. S. 93: das Stück einer moralischen Landkarte, welches nur etwas abgekürzt werden möchte. Hier sind Pröbchen des unerträglichen metaphorischen Stils: S. 116. „Die „Vernunft hat ihre Vapeurs; und nach meiner Mei-„nung ist ihre Schale von den lebendigen Puderschach-„teln des Jahrhunderts allerdings unterschieden. [illegible] „halbe Stadt besteht aus Infantinnen und aus [illegible] „tzern„. — S. 124. „Unsere Schulsysteme [illegible] „mer brauchbare Werkchen; obgleich die wenig[illegible] „Register haben; genug, daß der Lehrer den [illegible] „Leuten einen Nagel nach dem andern aus [illegible] „schädel herauszieht. [illegible] Welch ein Bild! — [illegible] stehn „drey Liedch[illegible] einem Gänschen [illegible] „Böhmischen ei[illegible]ters um die Zeit [illegible] „krieges; du[illegible]oigen Vater F[illegible] „1766.„ D[illegible] (das [illegible] sind von [illegible] und [illegible] wir wol[illegible] so lan[illegible] ben [illegible] le[illegible]



will ich von dem Gänschen, von der Schönheit der Tugend, und wie liebenswürdig mein Kind ist. Singe Söhnchen, singe! rief die Mutter; darum sang ich.„

II.

Die Schule.

„Mit dem Büchlein unterm Arm schickte man mich in die Schule. Küssend und mit Thränen bat mich die Mutter; ich gieng, und sie freute sich. Und der Vater befahl mir im Ernst, daß ich lernen sollte; und schrie hinten nach, daß ich fleißig lernen sollte. Da lernte ich, da lernte ich; nichts als Liebe!„

„In der Schule saß ich neben des Nachbars Mädchen, die mir freundlich in das Auge sah. Die Backen streichelte mir die Kleine, der ich von Herzen gut war. Ihr Morgenbrod theilte sie mit mir, und machte mir oft Geschenke. Wir vergassen uns oft vor Liebe.„

„Dann drückt' ich ihr zärtlich die Hand, Sie aber nannte mich ihr Goldmännchen. Wir zischelten zusammen, daß es der Schulmeister nicht gewahr ward. Der fromme Mann, was wußte der von Liebe?„

„Mit dem Rütchen in der Faust gebot er stillschweigen dem kleinen Völklein. So bald er den Rücken wendete; schielten wir über das Buch; dann begegnete ein Seitenblick dem andern. Unser Herz verstand ohne Lehrmeister die schlauen Winke der Liebe.„

„Wir verriethen einander nicht, wenn wir hinter die Schule giengen. Um Nüsse spielten wir unter der Linde. Wer verlor, bekam einen Kuß, damit er nicht weinte. Ey, wie eilte ich zu verspielen, daß ich öfters geküßt ward! Oefters that ich, als ob ich weinen wollte. Dann schmeichelte sie mir, und küßte mich; und ich empfand— ach was empfand ich bey dem Kuß ihrer Liebe!„

„Seit drey Jahren komme ich nicht mehr mit dem lieben Mädchen zur Schule. Sie hütet der Schafe; und ich der Gänschen meines Vaters. Kleine Schäferin mit den schwarzen Augen! besuche mich auf dem Felde. Einsam blick ich auf der Trift nach den Hütten, da du wohnest. Besuche mich, Freundin! ich bitte dich. Du verlernest mir gar die Liebe.„

Zuletzt kömmt eine Balanz der deutschen Dichter. Der Einfall ist bekanntlich nicht neu; de Piles brauchte ihn

ihn zuerst bey Malern, und viele haben ihn nachher auf Dichter angewandt. Unser V. hat 25 Dichter, und auf der andern Seite 39 Eigenschaften, wovon der Grad bey jedem Dichter angegeben wird; aber was ist bey einem Dichter Gründlichkeit des Herzens? Freundschaftliche Gesinnung? Schöne Leidenschaft? Und welcher Unterschied ist zwischen Studien, und Kenntniß der Alten? rührende, und sanfte und zärtliche Empfindung? Doch der Fragen könnte man mehrere thun. Nur ein paar Exempel von der Genauigkeit dieser kritischen Wage: Lessing hat 2 Grad deutscher Sprachkunde weniger als Canitz. Wieland hat unter allen den wenigsten Werth, noch weniger als Rost. Zachariä hat weder Scharfsinn, noch Geschmack, noch Philosophie, noch poetisches Feuer und Nachdruck, noch Originalität; und ist trotz allem dem doch ein Dichter.

So weit vom ersten Bande. Der zweyte ist ihm völlig gleich; doch davon werden wir kürzer seyn. Nur etwas von dem schiefen Gedanken und sonderbarem Ausdruck. S. 35. Homer, Lykurg und Newton werden die 3 größten Menschen genannt? Warum denn eben Lykurg? Klotz heißt hin und wieder Genie und guter deutscher Prosaist. — Die Frühlingscur (man kennt schon die seltsamen Titel des V.) handelt von der Erziehung. Man kan sich kein seltsames Gemisch von citirten Sentenzen, keine gekünsteltere Schreibart gedenken, als hier ist, vornemlich S. 66—68. wo sogar ein erbärmlich niedriges Bonmot mit unterläuft.— Dioskorides und Bombast ist eine Parallele zwischen Gottsched und dem bekannten Theophr. Paracelsus (welch eine Paarung!) Er lobt G. sehr, und zuweilen, wie uns dünkt, über Verdienst. — Jacob Friedrich Lamprecht enthält artige Nachrichten von diesem gutherzigen etwas leichtsinnigen Manne, Schüler Gottscheds, Freunde Hagedorns, Lehrer Dreyers, Verfasser der moralischsatyrischen Nachrichten aus dem Carlsbade (welches seine beste Schrift seyn soll;) des Menschenfreundes und Weltbürgers, 2 Wochenschriften; des Nachtwächters zu Ternate; der Parodie auf das Hallerische Fragment: die Ewigkeit; von Leibnitzens Leben; der Uebers. von Montesquieu de la decadence etc.

8) **Allgemeines deutsches Wochenblatt zur Ehre der Lektür. Hamburg und Schwerin, bey Bu-**

chenröder und Ritter, 1774. 8. Erster Band, 1 Alph. u. 2 Bogen; Zweyter Band, 1 Alph. u. 4 Bogen.

Sammlungen aus deutschen und auswärtigen Schriftstellern. — Wozu? Der Apothecker gießt aus neun verschiedenen Gläsern in ein zehntes, schüttelts um, heftet einen Zettel daran, und die Mixtur ist fertig. Eben so gehts itzt mit dem Bücherschreiben. Sammlungen dieser Art hat man schon so viel, daß aus ihnen leicht ein fleissiger Mann wieder eine neue Mixtur machen kann; die Hauptsache liegt an dem Zettel, den er darauf heftet; der sey nur in die Augen fallend und anlockend, dann wird die Waare schon gehen. So habens auch wol unsre V. machen wollen; ihre Vorrede spricht von Lektüre, von Ehre des Geschmacks, u. s. w. Aber die Marktschreierey ihres Titels, gestehen wir gern, ist uns unverständlich. Was ist ein Buch, das zur Ehre der Lektüre geschrieben wird? — Ohne ihre Apotheckerkunst zu verrathen, müssen wir doch sagen, daß ihre Ingredienzen oft herzlich schlecht sind; sie müssen die guten Büchsen nicht gekannt haben, oder sie mit Fleiß alte verlegene Waare an Mann bringen wollen. Hier sind Stücke aus dem Eremiten, aus der Büzower Sammlung kleiner Schriften (es ist eine schändende Uebersetzung von Ogilvies Ode an die Melancholie; schade daß kein Lob auf den Büzower Mann dabey steht, er ließe es sonst gleich in der schwarzen Zeitung abdrucken, *) aus dem Greise, u. a. Die mehrsten Stücke sind theils sehr bekannt, theils unbedeutend. Doch ein Wort von den eigenen Arbeiten! Weil

itzt

*) Herr Adolph Friedrich Reinhard in Büzow schreibt gewisse „kritische Sammlungen zur Geschichte der neuesten Gelehrsamkeit.“ Diese Schrift, voll Beleidigungen des guten Geschmacks und der Sitten, war in einer hessischen Zeitung gelobt. Dieß küzelte den H. R. um desto mehr. da sonst fast kein Journal und keine Zeitung derselben in Ehren gedacht hatte. Aus gerechter Besorgniß, daß die hessische Zeitung nicht in genugsamer Leser Hände käme, ward dies übertriebene Lob in den „Hamburg. freywilligen Beyträgen. wieder abgedruckt; und zwar, wie dabey steht, auf Verlangen der V. der kritischen Sammlungen. Wie schlimm, wenn es doch schon so weit gekommen ist, daß ein Mann das Rauchfaß, worauf irgend jemand ein paar lumpen Körner gestreut hat, selbst schwenken muß! — Uebrigens hat derselbe Herr Adolph Friedrich Reinhard neulich eine Abhandlung über die Demuth drucken lassen?

[illegible] alles dramaturgisirt, so thuns unsre Verf. auch. Wir finden eine hier Menge Briefe über die Ackermannische Gesellschaft, von feinem Mann geschrieben, der uns sehr bescheiden S. 62. zur Einleitung sagt: „Daß er selbst in Privatgesellschaften nicht ohne „Beyfall manche Rolle gespielt habe.„ Wer wird ihm nun sein Richteramt streitig machen? Zumal, „da er schon so vielen „Trotz geboten, und manchen zu Boden gedonnert hat.„ Welch eine Art von sich zu sprechen! S. 74. f. steht eine erbärmlich langweilige Erzählung eines ausgepfiffenen Stücks von Bock. Ueberhaupt ist alles ermüdend zu lesen, nicht Eine feine Bemerkung, nicht einmal Eine neue Wendung. Zum Intermezzo dient ein Brief an den Acteur Brockmann, wo unerlaubte Sticheleyen auf den Stand eines Schauspielers vorkommen; ein schönes Geschimpfe auf einen Gegner, der ein schändlicher Verläumder, einfältiger Kloß u. s. w. heißt; und anderes Katzbalgen mit dem Wandsbecker Boten und den Schauspielern. Wenns nicht anders gehen will, so citirt er Jus romanum und canonicum gegen sie. Er schimpft die älteste Ackermann, eine unserer besten Schauspielerinnen, auf das niedrigste; tadelt an dem Directeur alles mögliche, und so gar in vollem Ernste, daß in der Gunst des Fürsten die Leute nicht mit Kleidern nach dem Schnitte des 16ten, sondern des 18. Jahrhunderts aufgetreten sind. Ey, warum nicht auch lieber, daß sie kein englisch, sondern deutsch gesprochen haben, da die Scene doch in London ist? — Kurz, der Verf. verdient wegen seines Verstandes und seines Herzens wahre Verachtung. Von solchem Menschen wird kein Schauspieler lernen wollen oder auch können; und zu lernen thäte ihnen freylich oft noch noth. — Auch nimmt die Geschichte von dem in Greifswald zum D. M. promovirten Manadie viele Stücke ein. Wie elend, an dergleichen Armseligkeiten sein bischen Witz zu üben!

9) Kemptische Unterhaltungen zum Unterrichte, Nutzen und Vergnügen. Eine Wochenschrift, welche auf das Beste junger sowohl, als erwachsener Bürger abzielt. Erstes Quartal. Kempten. Bey K. G. B. Fritzsch. 1774. 112 Seiten. 8.

Muß man nicht lächeln, wenn die Schriftsteller so oft sagen: „daß man ohne allen Zweifel ihre Arbeit mit Tadel „belegen„ werde, daß sie aber „durch das Bewußtseyn ih„rer edlen Absicht großmüthig über denselben hinwegsehen?„ Dieß sind die Worte der Vorrede unsers Buchs, S. 11. 12. Ohne eine schlimme Consequenz für das Buch daraus zu ziehen, wollen wir

wir es anzeigen. Die Absicht der Verf. ist gewiß sehr gut, und wir glauben auch gerne, daß es in ihrem Lande hin und wieder mag Nutzen geschaft haben. Es ist durchaus im moralischen lehrenden Tone: wir haben nicht das geringste Neue, nicht einen Funken Genius darinn gefunden. Bey einer solchen Schrift sollten alle sonderbare und unbestimmte Ausdrücke vermieden werden, die allerdings Schaden thun können. Aber sollte durch solche Künsteley, die aber freylich sehr verunglückt ist, das Alltägliche etwas herausgeputzt werden? Z. E. S. 25. „Wenn eine „Stadt von lauter tugendhaften Bürgern bewohnet wäre; so „müßte sie mit jedem Jahre an Reichthum und den gesundesten „Einwohnern zunehmen.„ Das liesse sich noch bezweifeln; und die Umkehrung des Satzes ist auch nicht wahr. — S. 29. „Wir „halten Unglauben und Laster für das sicherste Ingrediens, das „Herz wider die Furcht des Todes zu verstählen (also ist dieß etwas böses?) „und erschrecken nicht, daß die Zahl der Unglücklichen mit jedem Jahre zunimmt.„ Das vermögen wir nicht zu verstehen. — S. 30. „Tugend und Laster sind eben so „wie Kleider der Mode unterworfen.„ Was soll der so hingeworfene Einfall hier? Etwa Skeptizismus würken? Das wollen die Verf. doch wohl nicht. — S. 49. „Das ungeheuerste Laster „ist der Geiz, und er würde in der Reihe der Dinge ein überflüßiges Etwas seyn, wann er nicht die Marter seiner Verehrer „wäre.„ Fein zierlich und toll! — Zum besten haben uns gefallen, und auch wohl zum nützlichsten für die Leser sind gewesen: Das 12 Stück, die Fehler des Ackerbaues patriotisch betrachtet; und das 9 Rath eines Arztes zum Besten des menschlichen Leibes. Solche Kenntnisse gemeiner zu machen, ist allerdings Verdienst; aber in dem letzten Stücke geht der Verf. zu weit ins Detail, wenn er Mittel den Urin abzutreiben und den Leib zu öfnen, hererzählt.

10) Der Einsiedler. Eine Wochenschrift. Herausgegeben von Friedrich Justus Riedel. Wien, in der von Ghelenschen Buchhandl. 1774. 8. 373 Seiten.

Es scheint, Herr Riedel hat versuchen wollen, auch einmal eine Wochenschrift zu schreiben, und hat sich daher das Ding so leicht als möglich gemacht. Gewöhnliche Sticheleyen auf die Herren und Damen der grossen Welt, gewöhnliche moralische Brocken, aufgestutzt durch den Prunk einer sehr gesuchten Belesenheit, die oft sehr sonderbar da paradiren muß, wo man sie im geringsten

ringsten nicht vermuthend war; und endlich Auszüge und Beurtheilungen neuerer Schriften. — In einer Abhandlung über die schlechten Zeiten kommen, der Himmel weiß wie, auch Verse aus Gerstenbergs Gedichte eines Skalden vor, dem der Verf. sehr unwürdig anzapft. Diese eine Abhandlung kan zum Muster dienen, wie ängstlich der Verf. allen seinen Vorrathskram von Gelehrsamkeit — eigenthümlichen und geborgten — zu Hauf trägt: denn hier kömmt vor: Wieland, Karavanserey, Lord Clive, Aristoteles und eine Menge anderer Griechen, Feenmärchen, Römer, Pope, nordische Mythologie, Phantasie vom Schlaraffenlande, Philosophe de Sans-souci, Swift, Tacitus, Geographie, Historie, Politik nebst einer Menge angeführter franzöf. italiän. und deutscher Schriftsteller, u. s. w. — S. 30. steht eine Fabel: Der Hamster; und dabey die spaßhaftlitterarische Note: Linne habe sich von einem deutschen Botaniker, der kein Latein verstanden: „das Skelett animalis cuiusdam in Germania Hamsterdictum„ verschrieben. Der Mann rühmte sich hernach, daß er an Linne einen Hamsterdictum geschickt habe. So lacht Hr. R. über den schlechten Lateiner, und mancher Schulmeister vielleicht über Hr. R.; denn wahrscheinlich wird Linne wohl nicht *animalis dictum* geschrieben haben. Bey einer Glosse von einigen Seiten S. 148 --- 155 fordert der Verf. „daß die Leser den Yorik, Hudi„bras, Quixote, Fray„ Gerundio (es versteht sich, daß der Titel spanisch muste angeführt werden, obgleich Hr. R. wahrschein wie das Buch im Original gesehen hat) „nebst den Rabelais „kennen; widrigenfalls sie Gefahr laufen, unreife Urtheile über „das Ganze zu fällen.„ Welch eine Verpallisadirung gegen die Anfälle der Kritik! — S. 101 u. f. Popens Ode on Cecilia's-Day, in deutsche Verse schon übersetzt, doch nicht so, daß man sie der engl. Musik unterlegen kan; aus des sel. Meinhards Papieren. Von eben demselben: Die Versöhnung der Erde mit Gott. Bedeutet nicht viel; der sel. Verf. würde es ohne Zweifel noch sehr verändert haben, ehe ers dem Drucke übergeben hätte, denn es ist unerträglich lang, hat Fehler gegen die Poesie, gegen den Reim und sogar gegen die Sprache. Allein nun muste es dienen, leichter ein paar Bogen zu füllen. — Ferner, wenn der Verf. auf einen Gegenstand fällt, der ihm interessant scheint, so kan er gar nicht wieder davon aufhören. Die Abhandlung über die schlechten Zeiten füllt fast 5 Bogen: die Anzeige von Zimmermanns Schrift über die Einsamkeit ist ein sehr weitläuftiger Auszug eines bekannten und noch dazu kleinen Buches, mit einem paar unbeträchtlichen Anmerkungen, fast 3 Bogen stark; Recension von Gleims Gedichten nach den Minnesingern, 1 Bogen. — Es

kommen

nun der arme Voltaire mit einem Streiche zu Boden; gegen diesen V. konnte ers freylich nicht aushalten! — S. 6. „Die Ausführung des Anschlages eines politischen Buchbinders, Frauenzimmerkopfzeuge aus Pergament zu machen, sie auf dem Schnitt zu vergolden, und sich selbst in „Schweinsleder einzubinden.„ In einem Briefe, S. 23, 24, hat sich der V. selbst übertroffen, z. E. „In die Stadt „fahre ich mit einer Perücke, die hinten mit einem Schwerenöther geziert ist.; ich schlafe in einer schwarzen, mit „Pomade eingeschmiert, die aus Opium, Parmesankäse „und Teufelsdreck gemacht ist. Meine Frau soll nächstens „in ihrer schwarzen Bettelcornette und in ihrer Adrienne, „von Tapetenpapier gemacht, nach Hamburg fahren; ich „muß doch hinein, weil ich in Punkto eines gewissen Abtrittes, dessen Kurator ich bin, wegen der Reparatur eine „Vorstellung thun muß.„ Wir schämen uns, mehr abzuschreiben. In dem gleichfalls witzelnden Register heists über diese Stücke: „Das 2te und folgende Stück ist von „vielen Schönen verbrannt worden, (wie schlau!) warum „hält man sich denn nicht über den Juvenal, Addison, und „eine gewisse Zeitung aus London auf?„ Ey unser deutscher Juvenal! unser deutscher Addison! wie schlau! und zugleich wie bescheiden! — Wen lockt nicht der Titel des 30 Stücks: Theaterkritik! Das Stück handelt von Moliere, enthält aber nichts als Züge seines moralischen Charakters, die dem Himmel sey Dank! jeder schon aus der Vorrede zu seinen Werken kannte. Doch hier ist auch Kritik. „Die Liebe ein Arzt, der Menschenfeind, Sicilianer, Geitzhals, G. Dandin, Tartüffe, sind Stücke, woran man nichts aussezen kan.„ — — Uebrigens wird hin und wieder, vornemlich im zweyten Theile, den Recensenten wacker der Kopf gewaschen.

3) Vorlesungen für Personen beyderley Geschlechts. Eine Wochenschrift. Dresden, in der Hilscherischen Buchhandlung, 1774. 8. Zwey Bände zusammen von 774 Seiten.

Es sind, der Vorrede nach, gesammelte Aufsätze aus allen Zeiten und allen Sprachen. Nur selten stehn die Namen da, woraus sie gezogen sind. Doch sind auch selbstgemachte Abhandlungen darunter. — Uns dünkt, wenn man

Stu-

Stücke zum Vorlesen brauche, so thäte man besser, den ersten besten unsrer guten Schriftsteller, die ja bekannt genug sind, aufzuschlagen; man wird immer beßre Unterhaltung finden, als bey unserm V. Seine Moral ist mürrisch und oft gar schimpfend; seine Erfindungskraft ungemein eingeschränkt; seine Erzählung langweilig; kurz, das ganze Buch erhebt sich in nichts über die ermüdendste Mittelmäßigkeit. — S. 13 wird ein sehr ehrlicher, verständiger, witziger Mann geschildert, der frey von Heucheley und Geitz sprach wie Heuchlerinnen und Geitzhälse dabey waren; und daher wird Honorius von niemand als Freund verehret. Das wäre doch entsetzlich! Man sollte glauben, der V. hätte dieß in der bittersten Misanthropie geschrieben: aber nein! er tadelt nicht die Leute, die den Hon. nicht lieben, er tadelt Honorius selbst wegen Mangels an guter Lebensart. — S. 29. ein allegorischer Traum; allein theils ist die Allegorie falsch, theils ist nicht zu begreifen, wie er das Ding gesehen habe. Er sah die Verleumdung, „ihre Speise waren die Zähne der Ottern,„ (wie zubereitet?) „der Neid nagte an sich selbst wie ein Geyer.„ (Thun das die Geyer?) „Jeder ihrer Diener opferte ihr „seine besten Freunde auf; einige brachten diesem höllischen „Moloch die ersten Früchte ihres Leibes.„ (Welcher Sinn liegt hier verborgen?) — S. 19. und 49 stehn ein paar äusserst langweilige Geschichten, völlig auf einen Schlag: von ihm und ihr; erst Liebeserklärung und Liebesbriefe, dann Heyrath; die ehrlichen Leute werden wider Verschulden arm, und wider Verschulden durch Vermächtnisse reich. Und das heißt denn belohnte Tugend. — Wer noch nicht genug geträumte Tempel des Glücks gesehen hat, der lese S. 60 u. f. — Der gute Mann eifert auch gegen die Schaubühne, wobey er sich aber sonderbar ausdrückt: S. 76. „Ist nicht der meiste Theil der schätzbarsten Schauspiele immer noch mit den unerlaubtesten „Liebeshändeln, mit Lastern die man liebenswürdig zu ma„chen sucht, und mit Ausschweifungen, die zur Verführung „der unbedachtsamen Jugend abzielen, angefüllet?„ Wir würden die gute Sache schimpfen, wenn wir uns hier auf weitläuftige Widerlegung und Erzählung unsrer vortreflichen Stücke einlassen wollten. Der V. mag selbst wissen, was er für Stücke im Sinne hat; aber noch mehr mag er wissen, warum er sie demohngeachtet schätzbar, die schätzbarsten nennt. Das Wort bedeutet sonst im Deutschen,

 was

was geschätzt zu werden verdient; wie hier also nicht klarer baarer Widerspruch ist, sehen wir nicht ein. — Als Probe von des V. schwankenden Begriffen und leerer Deklamation kan das Stück S. 242 f. dienen: Ist die Erlernung der Wissenschaften einem Frauenzimmer von Stande anzurathen? Er beweist, man müsse die Mädchen nicht von Kindheit an der Weichlichkeit, der Welt und den Vorurtheilen überlassen. (Die Entfernung von diesen Dingen ist also gleich Erlernung der Wissenschaften.) Er sagt, das Lesen guter Bücher sey Frauenzimmern nützlich. (Das sind also die Wissenschaften.) Er schimpft, daß wir unsre Mädchen nicht dazu gewöhnten (und das thun wir doch offenbar). S. 727 u. f. kömmt eine Abhandlung vor gegen Batteux Satz von der Nachahmung; doch hat der V. wol nicht recht gewußt, was Nachahmung hier heisse. Rythmus hält er für Reim; denn S. 730 sagt er: „daß die schönen Redner des alten Griechenlandes und „Roms eine Art von Reim in ihren Aussprüchen gehabt, „der zwar weniger regelmäßig, aber eben so melodisch als „der Reim der Poeten war.„

4) Moralische mit Scherz untermischte Versuche. Ein kleines Geschenk für meine Freunde. Strasburg, bey J. F. Stein, 1774. 130 Octavseiten.

Wir haben, wenigstens so viel wir wissen, weder die Ehre, Freunde des Herrn V. zu seyn, noch gehören wir zu den Leuten, die, nach der Allegorie der Vorrede und der Titelvighette, von jedem uns aufstossenden Manne eine Gabe verlangen, und, wenn die Gabe schlecht ist, uns doch über das gute Herz freuen, womit sie dargebracht wird; — also wird uns der Verfasser erlauben, unsre Meinung frey zu sagen, seinen Freunden unverwehrt anders von der Sache zu denken!

Diese Schrift ist nichts als eine unzusammenhängende Sammlung von — doch das sagt der Titel schon genugsam; nur wüßten wir den Scherz nicht darinn zu finden. Recht im Ton unsrer alten Wochenschriften; eben so, wenn Gott will, weise und väterlich ermahnend, und eben so langweilig. Alle Ingredienzen der Wochenschriften sind auch hier: allegorische Träume; Laterna magica von Cha-

rac-

racteren, die hintereinander vorbeygezogen werden mit sehr bedeutenden Namen, z. E. Ahnenreich, Wichtig; auch, um nicht ganz beym Alten zu bleiben, empfindsame Reisen; die schwülstigste poetische Prosa über einen Kirchhof; den Königen wird, wie sich versteht, gesagt, daß man nicht mit Ihnen tauschen will, wobey ihnen denn der Text recht tüchtig gelesen wird. — Doch genug! genug! Kurze Proben müssen wir doch wol unsern Lesern vorlegen. Das erste Stück handelt von dem kleinen Worte: Warum; es ist nur von 2 Seiten, das wundert uns, denn so wie der V. das Ding anfängt, hätte er leicht seine 130 Seiten alle damit füllen mögen. Es ist ein Gemengsel von moralischen Fragen, die keine andre Verbindung haben, als daß man sie mit Warum anfangen kan. „Warum sind wir in der „Welt? Warum fodern wir von andern mehr als wir ihnen leisten? Warum wendet man seinen Verstand so schlecht „an? Warum bedenkt man nicht die Folgen seiner Handlungen?„ O lieber Hr. V. Warum, warum schreiben Sie solch Zeug? — — Wie gefällt unsern Lesern die mit Hofnung beladene Jugend S. 38? Hier sind auch Verse, S. 44.

Ich beneide nicht die Grossen,
Wenn mich gleich kein Marmor deckt;
Eine Freundin streut mir Rosen,
Tod, du hast nichts, das mich schreckt.

Sonderbar genug für den moralischen Mann, daß er nur deßwegen die Grossen nicht neidet, nur deßwegen den Tod nicht scheut, weil eine Freundin sein Grab mit Rosen bestreuen wird. Oder hat er dieß vielleicht für Scherz ausgeben wollen? — Das Beste haben wir zuletzt verspart. S. 48 ist eine abgeschmackte Geschichte eines Hundes: In der Einleitung heißt es: „Läugnen kan ich nicht, daß es „mir zuweilen selbst lächerlich vorkömmt, wie ich einen „Hund zum Vorwurf meiner moralischen Betrachtungen „habe nehmen können, da es mir ja nicht an Stoff unter „den Menschen fehlet. Es ist nun so! Und, im Vertrauen „gesagt, die aus der ungekünstelten Natur hergenommene „Züge sind gemeiniglich die treffendsten.„ Nun ja! die ungekünstelte Natur bey einem Hunde! Hat man sich doch so viel um die Gränzen der wahren ungekünstelten und der schönen Natur gestritten! Nun wissen wirs ja; diese mag

wol der Menschen Antheil seyn, aber jene suche man hin fort bey Hunden!

5) Der Blumenkranz, eine Nationalwochenschrift. Zelle u. Leipz. bey K. Gsellius, 1773. 400 S. 8.

Die Vorrede sagt: dieß Wochenblatt solle allen, die dem Publicum etwas mittheilen wollen, offen stehen; der Plan sey weiter als der Plan der Musenalmanache, weil man auch grössere Stücke und Prosa aufnehmen wolle. Es scheint aber, als wenn sich wenige fremde Beyträge gefunden haben; denn dem Zeichen und der Schreibart nach sind 2 oder 3 Leute die Hauptverfasser. Prosa ist nur wenig darunter; unter den Arten der Poesie die Fabel am häufigsten. Wir müssen im Ernst unsre Nation bedauern, wenn man von dieser Wochenschrift auf sie schliessen wollte. Doch gestehen wir gerne, den Titel nicht zu verstehn, da auch Uebersetzungen sich mit unter finden. Ihr Hauptton ist die wahre nüchterne Mittelmäßigkeit, die sich, aber doch nur selten, ins ganz Elende verliert, z. E. die Fabel S. 14; S. 62, 63; und vor allen Dingen S. 116, wo die V. gar witzig seyn wollen. — Alles übrige ist äusserst mittelmäßig, z. E. S. 16 das so bekannte aus dem Petrarka: Da' be'rami scendea, hier elend übersetzt. Die Fabeln sind in ermüdende Länge gedehnt. — S. 25. Wie wenig haben die V. ihren Vortheil verstanden, uns ein Stück von Voltairen zu geben, das so gewaltig von ihrer Arbeit absticht! Die andern Uebersetzungen bedeuten nichts. — S. 40. In einem Gedichte: Die Hand, sind die 4 letzten Zeilen das einzige Gute:

> Hätt' Adam noch von einer solchen Macht
> Von solcher Hand den Apfel einst bekommen:
> Kein Wunder mehr, hätt' er ihn dann genommen
> Und Sünd und Tod in diese Welt gebracht.

Aber wie viel ähnliche Gedanken giebts nicht schon hierüber? Und noch dazu, wie wenig schön gesagt? — S. 65 steht eine Komödie, voll der gröbsten Uebertreibung an Characteren, wie ein Schmierer das Ding schön zu machen denkt, wenn er viel Farbe aufkleckset; sie endigt mit Ohrfeigen. — S. 129 eine Heldentragödie: Jason, in 5 Acten

Acten, in Versen. Wer vermags durchzulesen? — S. 369. Erster Gesang der Henriade übersetzt. Es muß dem Ueb. wenig um Leser zu thun seyn, weil er sie gleich so sehr auf der Schwelle abschreckt; denn dieß ist der Anfang:

Aus Burbons edlem Stamm der Held ist mein Gesang,
Der Frankreich, das durch Recht sein Erbe war, bezwang.

Drey Stücke, unterzeichnet das Fräulein von **, unterscheiden sich sehr von allen übrigen, vornemlich das S. 139: Wir bedauren nur die schlimme Nachbarschaft. Ob sie wirklich von einem Frauenzimmer sind?

6) **Angenehmer und lehrreicher Zeitvertreib in verschiedenen Sprachen, prosaisch u. poetisch. Hamb. bey H. C. Grund, 1773. 8. 832 Seiten.**

Pastime agreable and instructive in divers Languages; both in Prose and Verse. Passe-tems agreable et instructif en diverses Langues, en Prose & en Vers.

Die verschiedenen Sprachen sind: deutsch, englisch und französisch. Die Wahl hätte aber offenbar strenger seyn müssen; vornemlich ist fast alles Deutsche, was sich darinn findet, äusserst mittelmäßig. Englisch ist nicht sehr viel da; die Prosa ist meistentheils kaltes langweiliges Gewäsch, aber einige kleine Gedichte sind ganz artig, z. E. S. 524, 825, u. a. Vom Französischen ist wenigstens eben so viel da als vom Deutschen, aber an Güte weit über demselben. Freylich findet sich auch manches schlechte darunter; doch sieht man hier fast alle die kleinen Stücke von Voltaire u. a. die unter dem Namen Pieces fugitives bekannt sind. — Für Leute, die gerade nichts bessers zur Hand haben, mag die Sammlung immer gut seyn, wenn auch nur um fremde Sprachen zu lesen. Und die eingerückten Stücke gehören alle zu den neuen.

7) **Allerley aus dem Reiche des Verstandes und Witzes. Schleusingen und Leipzig, bey Müller, 1774. 8. Erst. Theil. 372 Seiten. Zw. Th. 364 Seit.**

Den Aufschriften nach, scheinen es hin und wieder auf gesammelte Stücke zu seyn; aber der Stil ist sich doch sehr gleich: — nemlich aufs äusserste gekünstelt, stetes Ringen nach dem Sonderbaren und nach Witz, wobey bald mystische Dunkelheit, bald zu sehr gehäufte Anspielungen und Gleichnisse, bald andre Unarten des Uebertriebnen sich zeigen. Man sehe zum Beweise bloß die Titel an; Klug, ohne Larve, (handelt von wahrer Zufriedenheit); „von der Holdseeligkeit des deutschen Phlegma; über „das kleine Närrchen, das menschliche Herz; das Ro„mänchen von der blauen Ente„ (ist ein Brief eines Frauenzimmers an ein anderes über die Wahl bey der Ehe). Drey Stücke über die Moral, das letzte von einem Frauenzimmer, sind überschrieben: „Der Hut des „Jean Potage; Kommentar über den Hut des Jean „Potage; der Knopf auf diesen Hut, mit einer Steck„nadel geheftet„. Zum unerklärlichsten sind uns die Titel dreyer Briefe: „Eine Menuet; zwo Polonoi„sen„. — Wenn man sich die Mühe nimmt, den V. zu verstehen, so sieht man, daß er nichts Neues sagt, doch läßt er sich zuweilen artig lesen, z. E. S. 93: das Stück einer moralischen Landkarte, welches nur etwas abgekürzt werden möchte. Hier sind Pröbchen des unerträglichen metaphorischen Stils; S. 116. „Die „Vernunft hat ihre Vapeurs; und nach meiner Mei„nung ist ihre Schale von den lebendigen Puderschach„teln des Jahrhunderts allerdings unterschieden. Die „halbe Stadt besteht aus Infantinnen und aus Stu„tzern„. — S. 124. „Unsere Schulsysteme sind im„mer brauchbare Werkchen; obgleich die wenigsten ein „Register haben; genug, daß der Lehrer den jungen „Leuten einen Nagel nach dem andern aus dem Hirn„schädel herauszieht.„ Welch ein Bild! — S. 351 stehn „drey Liedchen von meinem Gänschen; aus dem „Böhmischen eines alten Dichters um die Zeit des Hussiten„krieges; durch den ehrwürdigen Pater Franz. Töplitz, „1766.„ Die beyden ersten (das dritte ist ihm nicht gleich) sind von origineller Laune und allerliebster Naivität; und wir wollen sie hier ganz einrücken, unsern Lesern, die wir so lange mit unbedeutenden Schriftstellern unterhalten haben, zur Erquickung. Jede Strophe endigt sich mit einerley Wort.

I.

Der Sänger.

„Schön von Angesicht bin ich nicht; schön ist mein Mädchen. In dem Ufer der Elbe sah ich, daß ich braun bin. Wenn nur mein Herz zärtlich ist, wenn nur meine Lieder lieblich sind; mags doch seyn! Die nußbraune Phyllis heißt mich dichten und lieben. Phyllis, meine Freundin, ist desto schöner. Wer tadelt meinen Gesang, daß er nicht anmuthig und sanft ist? Ich will singen, damit ich schön werde. Meine Schöne hat mich dazu ausersehn, sie selbst die Schönste; eine Liebhaberin ist sie vom Singen. Wisset, da ich auf die Welt kam, da sang ich.„

„Meine Mutter träumte, daß sie einen großen Vogel zur Welt brachte. Das war ein Vogel, der konnte singen! Sie wußte nicht, ob er ein Schwan oder eine Gans war davon ihr geträumt hatte. Wer weiß es? Da ich auf die Welt kam, da sang ich.„

„Ihr Kinder, es ist die reine Wahrheit; ich bin der Sohn des Sängers aus dem Landstädtchen an der böhmischen Gränze. Das ganze Haus sang, da ich geboren ward; die Freude nicht zu verderben, sang ich mit. Wer war froher als meine Eltern? Da ich singen konnte, da sang ich.„

„Singe mein Sohn, sprach der Großvater, der dreymal die Brille aufsetzte und in Lebensgröße mich ansah. Du wirst alt werden, wenn du recht lange singest. Lächelnd drückt' er mich an die Brust, und küßte mich. Da er mich singen hieß und mich segnete, da sang ich.„

„Leutchen! das ist mir ein rarer Vogel, scherzte mein Vater; denn er wußte, daß ich von guter Art bin. Ich konnte singen, und er konnte Nachts nicht schlafen. Er schalt auf mich und klagte es der Mutter; die gerieth deswegen in Zorn. Und du willst viel Reden machen? antwortete sie ihm in Zorn. Wenn du mit deinen Freunden getrunken und gesungen hast, kömmst du spät heim; ich aber muß allein zu Hause seyn. Jeder Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Singe, Söhnchen singe! da sang ich.„

„Wovon soll ich singen, liebstes Mütterchen? der ich ein zarter Knabe bin, wie die Gänschen, die jung sind; sie plaudern nicht, haben auch keine Federn. Wenn sie zu schwatzen anfangen, alsdenn will ich singen. Singen

will ich von dem Gänschen, von der Schönheit der Tugend, und wie liebenswürdig mein Kind ist. Singe Söhnchen, singe! rief die Mutter; darum sang ich.„

II.

Die Schule.

„Mit dem Büchlein unterm Arm schickte man mich in die Schule. Küssend und mit Thränen bat mich die Mutter; ich gieng, und sie freute sich. Und der Vater befahl mir im Ernst, daß ich lernen sollte; und schrie hinten nach, daß ich fleißig lernen sollte. Da lernte ich, da lernte ich; nichts als Liebe!„

„In der Schule saß ich neben des Nachbars Mädchen, die mir freundlich in das Auge sah. Die Backen streichelte mir die Kleine, der ich von Herzen gut war. Ihr Morgenbrod theilte sie mit mir, und machte mir oft Geschenke. Wir vergassen uns oft vor Liebe.„

„Dann drückt' ich ihr zärtlich die Hand, Sie aber nannte mich ihr Goldmännchen. Wir zischelten zusammen, daß es der Schulmeister nicht gewahr ward. Der fromme Mann, was wußte der von Liebe?„

„Mit dem Rütchen in der Faust gebot er stillschweigen dem kleinen Völklein. So bald er den Rücken wendete; schielten wir über das Buch; dann begegnete ein Seitenblick dem andern. Unser Herz verstand ohne Lehrmeister die schlauen Winke der Liebe.„

„Wir verriethen einander nicht, wenn wir hinter die Schule giengen. Um Nüsse spielten wir unter der Linde. Wer verlor, bekam einen Kuß, damit er nicht weinte. Ey, wie eilte ich zu verspielen, daß ich öfters geküßt ward! Oefters that ich, als ob ich weinen wollte. Dann schmeichelte sie mir, und küßte mich; und ich empfand — ach was empfand ich bey dem Kuß ihrer Liebe!„

„Seit drey Jahren komme ich nicht mehr mit dem lieben Mädchen zur Schule. Sie hütet der Schafe; und ich der Gänschen meines Vaters. Kleine Schäferin mit den schwarzen Augen! besuche mich auf dem Felde. Einsam blick ich auf der Trift nach den Hütten, da du wohnest. Besuche mich, Freundin! ich bitte dich. Du verlernest mir gar die Liebe.„

Zuletzt kömmt eine Balanz der deutschen Dichter. Der Einfall ist bekanntlich nicht neu; de Piles brauchte

ihn

ihn zuerst bey Malern, und viele haben ihn nachher auf Dichter angewandt. Unser V. hat 25 Dichter, und auf der andern Seite 39 Eigenschaften, wovon der Grad bey jedem Dichter angegeben wird; aber was ist bey einem Dichter Gründlichkeit des Herzens? Freundschaftliche Gesinnung? Schöne Leidenschaft? Und welcher Unterschied ist zwischen Studien, und Kenntniß der Alten? rührende, und sanfte und zärtliche Empfindung? Doch der Fragen könnte man mehrere thun. Nur ein paar Exempel von der Genauigkeit dieser kritischen Wage: Lessing hat 2 Grad deutscher Sprachkunde weniger als Caniz. Wieland hat unter allen den wenigsten Werth, noch weniger als Rost. Zachariä hat weder Scharfsinn, noch Geschmack, noch Philosophie, noch poetisches Feuer und Nachdruck, noch Originalität; und ist troz allem dem doch ein Dichter.

So weit vom ersten Bande. Der zweyte ist ihm völlig gleich; doch davon werden wir kürzer seyn. Nur etwas von dem schiefen Gedanken und sonderbarem Ausdruck. S. 35. Homer, Lykurg und Newton werden die 3 größten Menschen genannt? Warum denn eben Lykurg? Kloz heißt hin und wieder Genie und guter deutscher Prosaist. — Die Frühlingscur (man kennt schon die seltsamen Titel des V.) handelt von der Erziehung. Man kan sich kein seltsames Gemisch von citirten Sentenzen, keine gekünsteltere Schreibart gedenken, als hier ist, vornemlich S. 66—68. wo sogar ein erbärmlich niedriges Bonmot mit unterläuft. — Dioskorides und Bombast ist eine Parallele zwischen Gottsched und dem bekannten Theophr. Paracelsus (welch eine Paarung!) Er lobt G. sehr, und zuweilen, wie uns dunkt, über Verdienst. — Jacob Friedrich Lamprecht enthält artige Nachrichten von diesem gutherzigen etwas leichtsinnigen Manne, Schüler Gottscheds, Freunde Hagedorns, Lehrer Dreyers, Verfasser der moralischsatyrischen Nachrichten aus dem Carlsbade (welches seine beste Schrift seyn soll;) des Menschenfreundes und Weltbürgers, 2 Wochenschriften; des Nachtwächters zu Ternate; der Parodie auf das Hallerische Fragment: die Ewigkeit; von Leibnitzens Leben; der Uebers. von Montesquieu de la decadence etc.

8) Allgemeines deutsches Wochenblatt zur Ehre der Lektür. Hamburg und Schwerin, bey Bu-

chenröder und Ritter. 1774. 8. Erster Band, 1 Alph. u. 2 Bogen. Zweyter Band, 1 Alph. u. 4 Bogen.

Sammlungen aus deutschen und auswärtigen Schriftstellern. — Wozu? Der Apothecker gießt aus neun verschiedenen Gläsern in ein zehntes, schüttelts um, heftet einen Zettel daran, und die Mixtur ist fertig. Eben so gehts itzt mit dem Bücherschreiben. Sammlungen dieser Art hat man schon so viel, daß aus ihnen leicht ein fleissiger Mann wieder eine neue Mixtur machen kann; die Hauptsache liegt an dem Zettel, den er darauf heftet; der sey nur in die Augen fallend und anlockend, dann wird die Waare schon gehen. So habens auch wol unsre V. machen wollen; ihre Vorrede spricht von Lektüre, von Ehre des Geschmacks, u. s. w. Aber die Marktschreierey ihres Titels, gestehen wir gern, ist uns unverständlich. Was ist ein Buch, das zur Ehre der Lektüre geschrieben wird? — Ohne ihre Apotheckerkunst zu verrathen, müssen wir doch sagen, daß ihre Ingredienzen oft herzlich schlecht sind; sie müssen die guten Büchsen nicht gekannt haben, oder sie mit Fleiß alte verlegene Waare an Mann bringen wollen. Hier sind Stücke aus dem Eremiten, aus der Büzower Sammlung kleiner Schriften (es ist eine schändende Uebersetzung von Ogilvies Ode an die Melancholie; schade daß kein Lob auf den Büzower Mann dabey steht, er ließe es sonst gleich in der schwarzen Zeitung abdrucken, *) aus dem Greise, u. a. Die mehrsten Stücke sind theils sehr bekannt, theils unbedeutend. Doch ein Wort von den eigenen Arbeiten! Weil itzt

*) Herr Adolph Friedrich Reinhard in Büzow schreibt gewisse „kritische Sammlungen zur Geschichte der neuesten Gelehrsamkeit.„ Diese Schrift, voll Beleidigungen des guten Geschmacks und der Sitten, war in einer heßischen Zeitung gelobt. Dieß küzelte den h. R. um desto mehr, da sonst fast kein Journal und keine Zeitung derselben in Ehren gedacht hatte. Aus gerechter Besorgniß, daß die heßische Zeitung nicht in genugsamer Leser Hände käme, ward dies übertriebene Lob in den „Hamburg. freywilligen Beyträgen„ wieder abgedruckt; und zwar, wie dabey steht, auf Verlangen der V. der kritischen Sammlungen. Wie schlimm, wenn es doch schon so weit gekommen ist, daß ein Mann das Rauchfaß, worauf irgend jemand ein paar lumpen Körner gestreut hat, selbst schwenken muß! — Uebrigens hat derselbe Herr Adolph Friedrich Reinhard neulich eine Abhandlung über die Demuth drucken lassen?

ist alles dramaturgisirt, so thuns unsre Verf. auch. Wir finden eine hier Menge Briefe über die Ackermannische Gesellschaft, von keinem. Mann geschrieben, der uns sehr bescheiden S. 62. zur Einleitung sagt: „Daß er selbst in Privatgesellschaften nicht ohne „Beyfall manche Rolle gespielt habe.„ Wer wird ihm nun sein Richteramt streitig machen? Zumal, „da er schon so vielen „Troz geboten, und manchen zu Boden gedonnert hat.„ Welch eine Art von sich zu sprechen! S. 74. f. steht eine erbärmlich langweilige Erzählung eines ausgepfiffenen Stücks von Bock. Ueberhaupt ist alles ermüdend zu lesen, nicht Eine feine Bemerkung, nicht einmal Eine neue Wendung. Zum Intermezzo dient ein Brief an den Acteur Brockmann, wo unerlaubte Sticheleyen auf den Stand eines Schauspielers vorkommen; ein schönes Geschimpfe auf einen Gegner, der ein schändlicher Verläumder, einfältiger Kloß u. s. w. heißt; und anderes Katzbalgen mit dem Wandsbecker Boten und den Schauspielern. Wenns nicht anders gehen will, so citirt er Jus romanum und canonicum gegen sie. Er schimpft die älteste Ackermann, eine unserer besten Schauspielerinnen, auf das niedrigste; tadelt an dem Directeur alles mögliche, und so gar in vollem Ernste, daß in der Gunst des Fürsten die Leute nicht mit Kleidern nach dem Schnitte des 16ten, sondern des 18. Jahrhunderts aufgetreten sind. Ey, warum nicht auch lieber, daß sie kein englisch, sondern deutsch gesprochen haben, da die Scene doch in London ist? — Kurz, der Verf. verdient wegen seines Verstandes und seines Herzens wahre Verachtung. Von solchem Menschen wird kein Schauspieler lernen wollen oder auch können; und zu lernen thäte ihnen freylich oft noch noth. — Auch nimmt die Geschichte von dem in Greifswald zum D. M. promovirten Manadie viele Stücke ein. Wie elend, an dergleichen Armseligkeiten sein bischen Witz zu üben!

9) Kemptische Unterhaltungen zum Unterrichte, Nutzen und Vergnügen. Eine Wochenschrift, welche auf das Beste junger sowohl, als erwachsener Bürger abzielt. Erstes Quartal. Kempten. Bey K. G. B. Fritzsch. 1774. 112 Seiten. 8.

Muß man nicht lächeln, wenn die Schriftsteller so oft sagen: „daß man ohne allen Zweifel ihre Arbeit mit Tadel „belegen„ werde, daß sie aber „durch das Bewußtseyn ih„rer edlen Absicht großmüthig über denselben hinwegsehen?„ Dieß sind die Worte der Vorrede unsers Buchs, S. 11. 12. Ohne eine schlimme Consequenz für das Buch daraus zu ziehen, wollen

wir

wir es anzeigen. Die Absicht der Verf. ist gewiß sehr gut, und wir glauben auch gerne, daß es in ihrem Lande hin und wieder mag Nutzen geschaft haben. Es ist durchaus im moralischen lehrenden Tone: wir haben nicht das geringste Neue, nicht einen Funken Genius darinn gefunden. Bey einer solchen Schrift sollten alle sonderbare und unbestimmte Ausdrücke vermieden werden, die allerdings Schaden thun können. Aber sollte durch solche Künsteley, die aber freylich sehr verunglückt ist, das Alltägliche etwas herausgeputzt werden? Z. E. S. 25. „Wenn eine „Stadt von lauter tugendhaften Bürgern bewohnet wäre; so „müßte sie mit jedem Jahre an Reichthum und den gesundesten „Einwohnern zunehmen.„ Das liesse sich noch bezweifeln; und die Umkehrung des Satzes ist auch nicht wahr. — S. 29. „Wir „halten Unglauben und Laster für das sicherste Ingrediens, das „Herz wider die Furcht des Todes zu verstählen (also ist dieß etwas böses?) „und erschrecken nicht, daß die Zahl der Unglücklichen mit jedem Jahre zunimmt.„ Das vermögen wir nicht zu verstehen. — S. 30. „Tugend und Laster sind eben so „wie Kleider der Mode unterworfen.„ Was soll der so hingeworfene Einfall hier? Etwa Skeptizismus würken? Das wollen die Verf. doch wohl nicht. — S. 49. „Das ungeheuerste Laster „ist der Geiz, und er würde in der Reihe der Dinge ein überflüßiges Etwas seyn, wann er nicht die Marter seiner Verehrer „wäre.„ Fein zierlich und toll! — Zum besten haben uns gefallen, und auch wohl zum nützlichsten für die Leser sind gewesen: Das 12 Stück, die Fehler des Ackerbaues patriotisch betrachtet; und das 9. Rath eines Arztes zum Besten des menschlichen Leibes. Solche Kenntnisse gemeiner zu machen, ist allerdings Verdienst; aber in dem letzten Stücke geht der Verf. zu weit ins Detail, wenn er Mittel den Urin abzutreiben und den Leib zu öfnen, herzählt.

10) Der Einsiedler. Eine Wochenschrift. Herausgegeben von Friedrich Justus Riedel. Wien, in der von Gheleuschen Buchhandl. 1774. 8. 373 Seiten.

Es scheint, Herr Riedel hat versuchen wollen, auch einmal eine Wochenschrift zu schreiben, und hat sich daher das Ding so leicht als möglich gemacht. Gewöhnliche Sticheleyen auf die Herren und Damen der grossen Welt, gewöhnliche moralische Brocken, aufgestutzt durch den Prunk einer sehr gesuchten Belesenheit, die oft sehr sonderbar da paradiren muß, wo man sie im geringsten

ringsten nicht vermuthend war; und endlich Auszüge und Beurtheilungen neuerer Schriften. — In einer Abhandlung über die schlechten Zeiten kommen, der Himmel weiß wie, auch Verse aus Gerstenbergs Gedichte eines Skalden vor, dem der Verf. sehr unwürdig anzapft. Diese eine Abhandlung kan zum Muster dienen, wie ängstlich der Verf. allen seinen Vorrathskram von Gelehrsamkeit — eigenthümlichen und geborgten — zu Hauf trägt; denn hier kömmt vor: Wieland, Karavanserey, Lord Clive, Aristoteles und eine Menge anderer Griechen, Feenmärchen, Römer, Pope, nordische Mythologie, Phantasie vom Schlaraffenlande, Philosophe de Sans-souci, Swift, Tacitus, Geographie, Historie, Politik nebst einer Menge angeführter französ. italiän. und deutscher Schriftsteller, u. s. w. — S. 30. steht eine Fabel: Der Hamster; und dabey die spaßhaftlitterarische Note: Linne habe sich von einem deutschen Botaniker, der kein Latein verstanden, „das Skelett animalis cuiusdam in Germania Hamsterdictum„ verschrieben. Der Mann rühmte sich hernach, daß er an Linne einen Hamsterdictum geschickt habe. So lacht Hr. R. über den schlechten Lateiner, und mancher Schulmeister vielleicht über Hr. R.; denn wahrscheinlich wird Linne wohl nicht animalis dictum geschrieben haben. Bey einer Glosse von einigen Seiten S. 148 — 155 fordert der Verf. „daß die Leser den Yorik, Hudibras, Quixote, Fray Gerundio (es versteht sich, daß der Titel spanisch muste angeführt werden, obgleich Hr. R. wahrscheinlich wie das Buch im Original gesehen hat) „nebst den Rabelais „kennen; widrigenfalls sie Gefahr laufen, unreife Urtheile über „das Ganze zu fällen.„ Welch eine Verpallisadirung gegen die Anfälle der Kritik! — S. 101 u. f. Popens Ode on Cecilia's-Day, in deutsche Verse schon übersetzt, doch nicht so, daß man sie der engl. Musik unterlegen kan; aus des sel. Meinhards Papieren. Von eben demselben: Die Versöhnung der Erde mit Gott. Bedeutet nicht viel; der sel. Verf. würde es ohne Zweifel noch sehr verändert haben, ehe ers dem Drucke übergeben hätte, denn es ist unerträglich lang, hat Fehler gegen die Poesie, gegen den Reim und sogar gegen die Sprache. Allein nun mußte es dienen, leichter ein paar Bogen zu füllen. — Ferner, wenn der Verf. auf einen Gegenstand fällt, der ihm interessant scheint, so kan er gar nicht wieder davon aufhören. Die Abhandlung über die schlechten Zeiten füllt fast 5 Bogen: die Anzeige von Zimmermanns Schrift über die Einsamkeit ist ein sehr weitläuftiger Auszug eines bekannten und noch dazu kleinen Buches, mit einem paar unbeträchtlichen Anmerkungen, fast 3 Bogen stark; Recension von Gleims Gedichten nach den Minnesingern, 1 Bogen. — Es kommen

kommen auch Verse vor, aber nichts besonders ist darinn. — Ziemlich unbeträchtlich sind: Der Vorschlag zu einer Frauenzimmerbibliothek, fast bloß aus Titeln bestehend: der Discours über ein Pasquill; die Vergleichung der Lappländer mit den Deutschen, u. s. w. — Auch findet sich hier: Probe eines kleines Romans in Briefen, von einem schon bekannten Frauenzimmer (wie es heißt). Es ist die so oft beschriebene Geschichte eines Mannes, der von einer Buhlerin verführt, seine tugendhafte Gemahlin unglücklich macht. — — Kurz, die einzelnen Bogen haben sich noch wohl so ziemlich lesen lassen; aber, als Buch betrachtet, gehört es zu den sehr mittelmäßigen Produkten, die durch nichts sich auszeichnen, um Aufmerksamkeit und Dauer zu verdienen. *)

11) Deutsche Chronik auf das Jahr 1774. herausgegeben von M. Christ. Friedr. Dan. Schubart. Augsburg. 8. 52 Stücke, 414 Seit. nebst 1 Bogen Beylage.

Ist eigentlich eine Zeitung, wovon wöchentlich 2 halbe Bogen herauskommen. — Der Innhalt ist mancherley. Den Anfang machen beständig politische Neuigkeiten; hierauf folgen bald Beyspiele von Tugenden aus dem Privatstande, bald Nachrichten von der Musik, bald von der Litteratur (inskünftige soll jeder Monat einen Bogen Beylagen zu diesem Behuf haben,) bald Zänkereyen mit Zeitungsstellern der Nachbarschaft, bald abgeschriebene, bald eigene Gedichte. Im Ganzen genommen, verdient der Verf. Lob wegen seines Patriotismus, seines Eifers Wahrheit und Wissenschaften auszubreiten, und auch schon wegen seines guten Deutsches, das wir uns in diesen Gegenden nicht einmahl vermuthend waren. Sein Plan und seine Absicht ist recht gut; nur erliegt er oft bey der Ausführung. Z. B. Er tadelt die Zerstückelung der Artikel in andern politischen Zeitungen, wo man von Lissabon mit einem Sprunge nach Regens-burg

*) Herr Adolph Friedrich Reinhard in Bützow — ecce iterum Crispinus! — ist bey Recensirung dieses Buches recht verlegen. Er muß Riedeln tadeln, weil dieser erst den guten Geschmack erhoben und empfohlen hat; aber er muß doch auch dieß Buch loben, weil es in der That nur ein schlechtes Buch ist; — er hilft sich also auf diese Art, daß er sagt: „Der Einsiedler sey ein sehr gutes Buch, das also wahrscheinlich R. nicht ohne fremde Beyhülfe geschrieben hätte.„ Wie schlau!

burg, dann allenfalls wieder nach Marokko und Petersburg geführt wird. Seine Zeitung führt also lauter allgemeine Rubriken: Deutschland, England, Italien, u. s. w. Man vermuthet also hier etwa zusammengefaßte neueste Geschichte und allgemeinen Blick über das Ganze der Politik eines solchen Staates; allein, auch hier sind oft nur die kleinsten schlechtesten Zeitungsnachrichten, die er bey andern gelesen hat und sogleich abdrucken lässet, daher denn auch die öftern Wiederrufe kommen. — Die Gedichte sind mehrentheils nicht besonders, und einige seyn sollende Epigrammen gar plump, z. E.

Herr Stupor spricht: Bey meiner Ehre,
Kein Deutscher hat Genie! —
Sie hätten Recht, Herr Stupor, wäre
Das ganze Volk so dumm wie sie.

So ist auch die Anzeige der Gelehrtenrepublik nach der Mode elend, obgleich der Verf. sie für sinnreich hält. — Die Recensionen bedeuten nicht viel, dringen nie tief ein, und beweisen keinen festen Geschmack, nicht einmahl viel litterarische Kenntniß.

Einige Nachrichten von dortigen Gelehrten und Künstlern sind sehr angenehm, weil sie in andern Ländern gar zu unbekannt sind; nur spricht der Verf. wohl oft mit etwas zu partheyischem Enthusiasmus. Eine kleine Nachricht wollen wir mit Dank auszeichnen: Des Gedichtes im götting. Musenalm. von 1774. Der Wanderer und die Frau, das so sehr das völlige Gepräge des Genies hat, dieses Gedichtes Verfasser ist Herr Hartmann in Mietau, von dem wir unter andern die treflichen Feyern der letzten Abende einiger Jahre haben. — Als Zeitung betrachtet hat diese Schrift einen ziemlich hohen Rang, denn leider, wie weit sind wir noch in Zeitungen zurück, die doch so sehr das Mittel seyn könnten, gemeinnützige neue Kenntnisse zu verbreiten! Wir rathen also den Verf. fortzufahren, und mit dem Dank der Leser zufrieden zu seyn, die alle 3 oder 4 Tage seine Blätter bekommen, wenn er es auch entlehnen muß, daß sie wie ein Buch für spätere Zeiten aufbewahret werden. Aber zu den Mängeln, die wir zu künftigen möglichen Verbesserungen angezeigt haben, müssen wir auch noch den sonderbaren Stil rechnen, der oft affektirt ist, und oft jämmerlich gezwungen, um komisch zu seyn.

Me.

16. Teufeleyen.

So können wir eigentlich die Fortsetzung des XIX. Artikels vom 2ten Stücke des XXIIII. Bandes S. 608. u. f. benennen, nachdem sich der Hexenkrieg in Oberdeutschland zum Theile geendet, zum Theile aber in einem noch hitzigern Streit von der Macht des Teufels über die Körper der Menschen abgeändert hat. Die berufene Pfarrer Gaßner, der sich aus einem Pfarrer von Klösterle auf einen bischöflichen Hofkaplan und geistlichen Rath hinauf exorcisirt hat, verließ 1775 die Stadt Ellwangen (die Einwohner sind über seinen Abzug sehr betrübt, besonders die Gasthäuser und Apotheken) und schlug seine Bühne zu Regensburg auf. Warum ist er wohl nicht auf unsere so freundschaftliche Einladung nach Berlin gekommen?— Hoffte er vielleicht keine Besessene unter uns, keine Bezauberte Leute anzutreffen, (freylich wo in den Gemüthern der Menschen, das Licht der gesunden Vernunft, nur etwas hell scheinet, wird der Aberglauben sich nicht weit wagen dürfen). Oder vermuthete er vielleicht, daß wir seine Wundercuren nicht so gerade zu mit gierigen Augen anstaunen würden, (wie es in den katholischen Provinzen Oberdeutschlands geschieht? —— Wirklich erhält sich daselbst der Zulauf des Volks noch jetzt in November 1775.) Aus der Pfalz, aus Böhmen, aus Oesterreich finden sich eine Menge Leute ein, die sich für besessen oder bezaubert halten; denn natürliche Gebrechen heilet der geistliche Rath Gaßner nach eigenen Geständniß nicht. Selbst einige Protestanten laufen ihm zu, und suchen Hülfe bey ihm. Nur dieses laufende Jahr hindurch erschienen über dreyßig kleine Schriften zu seinen, und des Teufels Vertheidigung, dessen wirkende Gewalt in den Körper der Menschen selbst von den vernünftigern Katholicken doch ziemlich widersprochen wird. Buchdrucker, und Buchhändler gewinnen, aber die gesunde Vernunft verliert. Hier und da finden sich freylich einzelne katholische Gelehrte, die sich dem Strome widersetzen. Was können aber einzelne Theologen, die meistens Geistliche sind, zuwege bringen, wenn selbst einige ihrer Bischöffe die Schwärmerey begünstigen, und unterstützen? So unerwartet als der Auftritt eines Exorcisten im Jahre 1774 war, der nicht nur Krankheiten heilen, sondern

dern sie auch in menschlichen Körpern rege machen, wir hätten beynahe gesagt, hinein zaubern kann, so wichtig wird diese Erscheinung in den Geschichten unsers aufgeklärten Jahrhunderts für den grössern Theil der Provinzen Oberdeutschlands bleiben. Von dem schon lange ausgezischten Lehrgebäude des Herrn Gaßners wollen wir kein Wort mehr sagen; denn wir haben es unter den Num. 26. und 27. der vorigen Recension umständlich genug in das Licht gesetzt. Wir fahren nun in der Anzeige der verschiedenen Schriften, die zur Gunst des Teufels in Oberdeutschland erschienen, fort, die wir nicht ohne Mühe gesammelt haben. Unsre Zauberbibliothek wird dadurch mit einem Schatze von etlichen 40 neuen Bändchen bereichert. Es wird nunmehr in Bayern und Schwaben für und wider die Macht des Teufels so hitzig gefochten, als man anfänglich für und wider das Daseyn und die Gewalt der Hexen focht. Der Krieg ist bereits allgemein geworden und es lohnet der Mühe, daß wir in der Geschichte Gaßners wieder etwas zurückgehen. Unsere protestantischen Leser werden uns unsere weitläuftige Erörterung vergeben, wenn sie nur auf einen Augenblick bedenken, wie nützlich sie unsern katholischen Lesern ist.

Gaßner erschien mit seinen Wundercuren zu Ellwangen, und der Verfasser der deutschen Kronick *) kündigte diese Erscheinung in seinem 74. Stückemit folgenden Ausdrücken an: „Der Pfarrer zu Klösterle Gaßner fährt fort „den dummen Schwabenpöbel zu blenden. Er heilet Höcker, Kröpfe, Epilepsien — nicht durch Arzeneyen, sondern blos durchs Auflegen seiner hochpriesterlichen Hand. „Kürzlich hat er ein herrliches Buch herausgegeben, wie „man dem Teufel widerstehen soll, wenn er in Menschen „und Häusern rumoret. Und da giebts noch tausend Menschen um mich her, die diesen Narrheiten glauben. — „Heiliger Sokrates! erbarm dich meiner! Wenn hören „wir doch einmal auf, Schwabenstreiche zu machen.„

Diese freyen und etwas unbedachtsamen Ausdrücke, zumal in einer Stadt und Gegend geschrieben, wo die Menge, besonders katholischer Einwohner in den gröbsten Vorurtheilen steckt, und Bezauberungen Entzauberungen und alle mögliche Teufeleyen, mit unwiderleglichem Köhlerglauben für ausgemachte Wahrheiten, ja wohl gar für Religions-

wahr-

*) Eine in Augsburg herauskommende Zeitung.

wahrheiten und Glaubensartickel hält, zogen dem Verfasser natürlicher Weise Verdruß über den Hals. Es ergriff aber auch geschwinde ein eifriger Katholick in Ellwangen die Feder, und schrieb ein

1) Sendschreiben des Herrn R. von — — an den Hrn. H. R. — — Mitglied der Churbayerischen Akademie in München, über einige von dem Herrn Gaßner während seines Aufenthalts in Ellwangen unternommene Operationen. 1775. 1½ Bogen in 8.

Zuerst ein höhnisches Gespött über den Chronikschreiber. Ferner eine bittere Klage, daß man die Werke der Allmacht Gottes, die durch menschliche Hände vollbracht werden, auf eine unverschämte Art in Zweifel ziehen will. Zu Zeiten Constantins des Großen hätte sich kein Wochenschmierer unterfangen dürfen, den guten Leumuth und die Ehre eines Priesters auf solche Art zu verläumden ohne dem Staubbesen entgegen zu sehen, (Sieht man einer Strafe entgegen? — aber nunmehr — erhielt er von einer Akademie ohnfehlbar eine der besten Prämien. Endlich Thatbeweise. Ein Burger von Ellwangen Joseph Götz wurde von der Gicht; ein Mädchen von Ussenhofen Maria Anna Zellerinn von der Lähmung an Hand und Füße; und der Kammercanzelist Schwarz von einem Asthma befreyet. Eben dieser Kammerkanzellist war sonst mit dem Podagra und Chiragra geplagt, und Herr Gaßner bedauerte sehr, daß die Medici bisher das Podagra und Chiragra für natürliche Krankheiten hielten, daß sie doch, wie fast alle andere Krankheiten, bloß Versuch- und Anfechtungen des Teufels wären. Es befahl Herr Gaßner: das Chiragra soll kommen, und es kam an den rechten Arm. Auf weitern Befehl zog es sich in den rechten Fuß. Endlich muste es aus dem ganzen Körper weichen. Auch Teufel wurden ausgetrieben; so lange sie aber im Körper waren, musten sie auf den Befehl des Herrn Gaßners die Creatur zum Zorn, Verzweiflung, Lachen, Weinen, Tanzen, Vollsaufen, Hoffart und Neide zum Beweise ihres Daseyns anfechten. Alle Bewegungen waren sichtbar. Einem Teufel in einer Weibsperson von München befahl Herr Gaßner die Hand der Creatur auf den

Tisch

Tisch zu legen, und die Finger dergestallt starre zu machen, daß der stärkste Mann keinen davon zu bewegem im Stande war. Der Verfasser dieses Schreibens, der ein Augenzeuge von allen diesen Auftritten war, machte selbst einen Versuch, und bemühte sich auch nur einen Finger von der Stelle zu rücken, aber umsonst. Der Schluß hiervon ist: Gaßners Wunderkuren sind ohnfehlbar mit dem Wesen der Religion verbunden, und man widerspricht der Religion, wenn man derley (d. i. dergleichen) Dinge bezweifeln (d. i. in Zweifel ziehen) oder sie gar verneinen (d. i. läugnen) würde. Noch ein artiges Anecdötchen. Der Teufel redete aus einer besessenen Person von einem Religiosen im München — — — (die drey Strichelchen werden wohl den P. Sterzinger bedeuten) und was sagte er davon: der Pfaff ist entweder ein Narr, oder wenn er den Teufel läugnet, so glaubt er auch nicht, daß es einen Gott giebt. Hier sieht man, daß der Teufel Herrn Gaßner weidlich die Stange hält, und diejenigen verläumdet, die an den Teufel und an Gaßnern nicht glauben. — Doch genug von dem abgeschmackten Zeuge. Indessen wurde das Werkchen von Gaßners und des Aberglaubens Freunden gierig aufgenommen, und erlebte geschwind die zwote Auflage. Es erschiene aber auch geschwind

2) Prüfende Anmerkungen zu dem Sendschreiben des H. Hr. von — — an den H. Hr — — Mitglied der Churbayerischen Akademie in München, über einige von dem Herrn Gaßner Pfarrer in Klösterle während seines Aufenthalts in Ellwangen unternommene Operationen, entworfen von einem Wahrheitsfreunde und Augenzeugen. München und Augsburg 1775. 6 Bogen in 8.

Wiederum ein Augenzeuge, der aber ganz in einem andern Ton von Gaßners Curen spricht. Sie sind Blendwerke, saget er, Betrügereyen, Bethörungen, Unsinn. Der Name Jesu dient Herrn Gaßner nur zum Vehiculo. Seine Kunst besteht darinn, daß er die Einbildungskraft der Kranken, die bey Gichtleidenden Personen ohnehin unordentlich zu seyn pflegt, durch Zusprechen und Vorstellungen der Nothwendigkeit des Vertrauens auf

Gott, durch ungestümes Betasten, und Wüthen, u. s. f. so gut zu erhitzen weiß, daß sich ihre schwache Nerven bald zu denjenigen convulsivischen Bewegungen bringen lassen, die sonst durch den ordentlichen Anfall ihrer natürlichen Krankheit verursachet werden. Deßwegen poltere Herr Gaßner so sehr, rüttle die Kranken, spräche ihnen bald mit leiser Stimme zu, bald führe er sie mit starker und erschütternder Stimme an, und ermahne sie fest zu glauben, daß die Krankheit kommen müsse. Auf diese lebhafte Vorstellungen, worüber die Kranken erschrecken, wurden dann ganz natürlicher Weise die Gichter, die Paroxismen, der Magenkrampf, und die convulsivischen Krankheiten in den Körpern rege. Erholen sich nun die Kranken wieder (dies merkt der schlaue Exorcist gar wohl und bringt sein praeceptum expulsiuum zu rechter Zeit an) dann ist der Kranke curirt. Alles dies geht freylich auf eine ganz natürliche Art zu. Daß aber diese Kranken nur von jenen Anfällen der Krankheit curirt werden, die Herr Gaßner in ihren Körpern durch seine Charletanerey rege gemacht hat, dies erhellet offenbar daraus: daß die von ihm curirte Kranken meistentheils wieder von ihrer alten Krankheit überfallen, und recidiv werden. Christus der Herr heilte die Kranken augenblicklich durch sein Wort — und daran erkannte man etwas Uebernatürliches — Er quälte sie nicht erst etliche Stunden lange herum, wie Herr Gaßner. Die Krankheiten, die curirt wurden, wurden von Grunde aus dem Körper gehoben; sie kamen nach der Hand nicht wieder. Der Verfasser dieser Anmerkungen denkt überhaupt sehr gut, und philosophirt gründlich. Als ein Augenzeuge behauptet er S. 44, daß der Herr Hofrath von Ellwangen (nun wissen wir wer der Verfasser des ersten Sendschreibens war) so oft er von einem plötzlichen Entstehen der Krankheit auf H. Gaßners Befehl redet, vorsätzlich falsche Sachen erzähle; „denn warum soll dann „gerade er (sind des Verfassers eigne Worte,) und nicht ich, „nicht andere Leute, die auch die Sache mit angesehen, dergleichen Dinge beobachtet haben?„ — S. 47 erinnert er, was insgemein die so genannte Besessene eigentlich für Leute sind, nämlich meistentheils Frauenspersonen, die nebst der Schwachheit der Ueberlegung und der Lebhaftigkeit der Empfindung, die ihnen von Natur anklebet, auch mit hysterischen Zuständen, Nervenkrankheiten, Milzsucht, und oft mit einem ziemlichen Grade von Wahnwitze behaftet sind.

sind. Oft ists auch Bosheit, und ein Vorwand zur Betteley. S. 401 betheuert er als Augenzeuge, daß er die besessene Weibsperson aus München selbst exorcisiren mitansah, es verhielt sich aber die Sache ganz anders; denn das Steifmachen der Finger, so daß sie kein Mann von der Stelle rucken konnte, wäre grundfalsch. Er hätte es selbst mit angesehen, wie ihr jemand die starren Finger so leichte in die Höhe hob, als es je bey einem Menschen geschehen kann, der die Hand gelassen auf den Tisch hinlegt. Uebrigens hätte sich dieses Mägdchen schon ehemal zum Orden der Besessenen bekannt, und müste also ihre Rolle vor den Zuschauern auf eine würdige Art spielen. Sie hatte nebst zween Schwestern ein paar geistliche Führer bey sich, deren einer der fürchterlichste Phantast war, der das Mägdchen in ihrem Wahn erhielt, und sie vorhin schon unterrichtete, (dies bekannte er dem H. Pfarrer vor der ganzen Versammlung) wie sie sich während des Exorcismus betragen soll. Herr Gaßner geboth auch oft ihrem Teufel was, das der Teufel nicht that, und da hieß es: der Teufel habe den Besessenen den Verstand genommen. Eine wunderschöne Ausflucht! Meistentheils hielt Herr Gaßner das Mägdchen bey dem Arme, und den Haarschopfe nächst dem Rücken, und rüttelte sie manchmal, daß ihr das Hören und Sehen entgehen mußte. Nachdem Herr Gaßner lange an ihr dieses Spiel getrieben (S. 51.) so befahl er dem Teufel auf lateinisch, daß er in jenen Arm oder Fuß fahren sollte. Aber NB. er bediente sich der lateinischen Worte gleich unmittelbar, nachdem er eben dies deutsch hergesagt hatte. Dabey gab er dem Mägdchen einen Druck in den Arm, oder hielt sie zurücke, wenn sie den nicht gemeynten Arm bewegen wollte. Bey allen dem bewegte sie öfter den rechten Arm, wenn Herr Gaßner befahl: moueas brachium sinistrum, und so auch den linken Fuß, wenn pes dexter gesagt wurde. Nachdem die Person lange genug getobt hatte, und man ihr die Schwachheit aus der Blässe ihres Angesichts anmerkte (der Spaß dauerte bey anderthalb Stunden): so befahl Hr. Gaßner dem Teufel zu ruhen und er hätte freylich nichts Gelegners gebiethen können. Der Augenzeuge und Verfasser dieser Anmerkung sah noch mehrere dergleichen angebliche Besessene mit an, und ihr Betragen sowohl als H. Gaßners, war den eben erzählten vollkommen gleichförmig. S. 501 machet der Verfasser eine sehr richtige Anmerkung über die

Art, wie Hr. Gaßner den Glauben und das Zutrauen auf Gott und durch dieß die convulsivischen Krankheiten rege zu machen pflegt. Zwischen Glaubenmachen und Angstmachen oder nöthigen wäre nämlich ein großer Unterschied; und der Spruch Christi: dein Glaube hat dir geholfen, träfe hier ja nicht ein; wohl aber würde er eintreffen, wenn der Text hieß: dein Glaube hat dich krank gemacht. Sollten aber durch die vielfältig mißlungenen Operationen nicht selbst dem Pöbel (geschweige Leuten von Einsicht) die Augen geöfnet werden? — — Nein, saget der redliche Augenzeuge Seit. 60; denn Hr. Gaßner hat immer eine treffliche Ausflucht. Wenn die Anfälle der Krankheiten 1) entweder aus natürlichen Quellen herflössen, oder 2) das Uebernatürliche (d. i. vom Teufel verursachte) schon gänzlich mit dem Natürlichen vermischt wäre, so bekännte Hr. Gaßner selbst, daß er nicht helfen könne. Hier ist nun freylich mit eingestanden, daß die Gaßnerischen Curen im Namen Jesu keine Wundercuren, keine apostolischen Curen sind; und er wird sich schwerlich mehr aus dem Evangelio rechtfertigen können, wo man liest, daß alle, folglich auch die natürlichen Krankheiten von den Aposteln geheilet wurden, und Petrus Apostg. III. 6. zu einem Lahmen, der es von Mutterleibe her war, sagte: Im Namen Jesu Christi steh auf und geh. Hingegen haben sich aber auch eine Menge Leute, die Gaßners Ausflucht nicht wusten, wochenlange in Ellwangen aufgehalten, ihr bischen Armuth da verzehrt, und sind als Krüppel wiederum nach Hause gereiset, wie sie hingekommen sind. Wir haben uns bey diesen zwoen Schriften etwas länger aufgehalten, um bey den fernern, die gleiches Innhalts sind, desto kürzer seyn zu können; denn hierdurch sind unsere Leser schon im Stand gesetzt, das Falsche und Scheinbare von dem Wahren und Wirklichen zu unterscheiden. Fast zu gleicher Zeit erschien

3) Von des Wunderthäter Gaßners, Pfarrers in Klösterle, Unterricht wider den Teufel zu streiten. Auszug aus einem Briefe eines Schwabens an einen niedersächsischen Gelehrten. Dem scharfsinnigen und verdienstvollen Bestreiter des Aberglaubens, Don Ferdinand Sterzinger, gewiedmet. Frankfurt, 1775. 4 Bogen in 8.

Der

Der Verfasser ist ein Protestant, der sich gar nicht wundert, daß manche Katholiken noch nach Gaßners System an Hexenmährchen, Bezauberungen und Teufelsposssen glaubten, und selbst natürliche Krankheiten für Teufelsbesitzungen hielten; darüber aber ärgert er sich, daß selbst unzählich viele Lutheraner, (dieß versteht sich von der Gegend um Memmingen und überhaupt in Schwaben) die vom Sitze ihrer Weisheit stolz über ihre katholische Landesleute herabsehen; weil sie sich von den Fesseln des Aberglaubens befreyet glauben, dennoch ihre Häuser mit C. M. B. (d. i. Caspar, Melchior, Balthasar,) vor spuckenden Geistern, Behexungen, den Wetterschlag, bewahren, Weyhwasser kaufen, die bezauberten Menschen, Vieh und Wohnungen damit besprengen, ihre Zuflucht zu einem betrügerischen oder selbst betrogenen Mönche, oder zu dem Seegensprechen und Künsten eines katholischen Dorfpriesters, dem die Einfalt aus den Augen guckt, ihre Zuflucht nehmen, und dabey für ihre geschickte Lehrer so gut gesinnt sind, daß sie staunend sagen: das können und verstehen doch unsere Geistliche nicht! Dieß ist freylich eine sehr betrübte Nachricht. Wem liegt es aber mehr ob, dem Aberglauben zu widerstehen, als Predigern, deren einer selbst der Verfasser ist? Er hat sich aber auch bemühet, seinen Pflichten nachzukommen und zu zeigen, wie thöricht es sey, wenn man Gott die Gewalt, die Natur allein zu regieren, abspricht, und den Teufel zu seinen strafenden, oder bessernden Mitregenten macht. Die Sache geht ganz natürlich zu: „Ich, ich lutherischer Pfarrer selbst, saget er S. 34. „habe durch Aufmunterungen und kluge Vorstellungen an eingebildete Kranke schon manchen Sieg über diesen Menschenfeind (den Satan) erhalten. Alle meine „Amtsbrüder erfahren das auch unzählich oft, und sind keine „geweyhte Priester, und sind keine Exorcisten, so wenig, „als ich —." Das Werkchen ist zwar keine förmliche und weitläuftige Widerlegung des Gaßnerischen Systems, das ohnehin als die einfältigste Phantasie keine Widerlegung verdienet; indessen dörften doch dergleichen fliegende Bogen gute Wirkungen nach sich ziehen, wenn sie gelesen, mit Ueberlegung gelesen, und ohne Vorurtheil gelesen würden. Die Zuschrift an Hrn. Sterzinger ist für ihn sehr rühmlich, und würklich verdient ein Mann Hochachtung, der, ob er schon für die große Welt nichts Neues, dennoch was Wich-

tiges zuerst in seinem Vaterlande gesagt, und dem Aberglauben den Krieg angekündiget hat.

4) Die Sympathie ein Universalmittel wider alle Teufeleyen zum Behufe der neuen Philosophie und der alten Religion. Sterzingen in Tyrol. Verlegens Niemand und Fragenicht. 1775. Erste Auflage, 10 B. in 8. — Zweyte und vermehrte Auflage, im zweyten Theile mit Anmerkungen beleuchtet, wodurch sich der Verfasser gegen eine Schrift vertheidigt: unpartheyische Beurtheilung der prüfenden Anmerkungen und der Sympathie im zweyten Theile genannt.

Eine seyn sollende Satyre. Im ersten Theile machet sich der Verf. über die Hexenläugner und über jene Philosophen lustig, die Gaßners Curen durch die Sympathie zu erklären suchten. Im zweyten zieht er über den Verfasser der prüfenden Anmerkungen (man sehe oben Num. 2.) los, und erklärt ihn für einen Freygeist, Religionsspötter, Verläumder u. s. f. Endlich giebt er die Ursache an, warum er die Feder ergriffen, nemlich aus Hochachtung gegen den Fürst, Bischoff und Probst zu Ellwangen, unter dessen Schutze, Aufsicht und Begnehmigung die Gaßnerischen Operationen vorgiengen. — Aus Hochachtung gegen ansehnliche Standespersonen und rechtschaffene Männer, die Hrn. Gaßner als einen wahren Apostel schützen, und — hätte er's nur geschwinde gesagt, man merkt doch, weß Geistes er ist. — aus Hochachtung gegen die verloschene Gesellschaft Jesu, deren Mitglied er war. Der Name Jesu wird einmal zu buchstäblich genommen, wenn er S. 31. argumentirt: Entweder hat der Herr Pfarrer oder das Wort Jesus so etwas Ehrwürdiges, Kräftiges, Furchtbares an sich, wofür die Teufel zittern? Der Herr Pfarrer als ein Mensch, wie wir, hat dieses Furchtbare, Ehrwürdige und Kräftige nicht; denn befehle er, was er will, wenn er's nicht im Namen Jesu befiehlt, so sind seine Befehle unkräftig. Itzt? — und was? — — ergo, ergo muß das Wort Jesus seine Befehle kräftig, ehrwürdig, furchtbar machen. Dieß ist aber noch das letzte Schlußziel des Verf. nicht; denn S. 32. ergoiret er weiter — —

ergo

ergo müßte man zugeben, daß jenem vorzüglich die Ehre gebührt, der ehemal den Namen Jesus trug, und in dessen Namen Herr Pfarrer wirket. Da wäre denn eine geoffenbarte Religion, eine strafende Gerechtigkeit, ein zukünftiges Leben, eine Hölle u. s. w. Endlich S. 35. Was brauchet es Teufel, wenn sie nicht würken können? Es giebt gar keinen Teufel. — — Sätze, wenn sie geläugnet würden, bey denen, wenn man auf den Grund sieht, sich der geheime Kunstgriff verräth, wodurch man nach dem feinsten Ketzermachersysteme die ehrlichsten Männer, die eben nicht Bigoten sind, zu Ketzern und Freydenkern consequenzieret. Schluß: es fällt die Religion, weil die Jesuiten gefallen sind. und — wer nicht an Gaßners Curen glaubt, der glaubt auch an den Namen Jesu und selbst an Jesum nicht.

5) Unpartheyische Beurtheilung der prüfenden Anmerkungen über die Operationen Herrn Gaßners, Pfarrers zu Klösterle, und der dagegen herausgekommenen Schrift die Sympathie ꝛc. im II. Theile. Lucern, 1775. 3 Bogen in 8.

Der Verfasser der prüfenden Anmerkungen (man sehe Num. 2.) fand sich im II. Theile des Sympathienschreibers sehr beleidigt. Wie seine prüfende Anmerkungen mit vieler Einsicht, Bescheidenheit und Wahrheitsliebe geschrieben sind, so ist es auch diese unpartheyische Beurtheilung. Er beklaget sich S. 11. daß man seiner wohlgemeynten Schrift mit gröblichen Lästerungen begegne, ihn mit dem Ansehen der Fürsten überfalle, auf eine unwürdige Art behandle, und zu einen Ketzer, Gottesleugner und Freydenker mache. Dieß wäre er wahrlich nicht. Vielmehr sey ihm an der ächten Verehrung und Verständniß der Offenbarung alles gelegen. Seine Religionsmeinungen vertrügen sich mit dem wahren Christenthume gar wohl. Er hätte sie aus reinen Absichten geschrieben, und sein System wäre der Würde des Evangeliums vollkommen angemessen. Die göttliche Schrift, wenn sie von Besitzungen der Teufel redet, wäre gar oft nach dem damalig gemeinen Sprachgebrauche zu verstehen. Das gemeine Volk der Heyden glaubte nach Pythagoras Lehre, daß die ganze Atmosphäre voller Seelen sey, die man für Dämonen und Halbgötter hielt. Von diesen, glaubte man, würden nicht nur die

Menschen, sondern auch das Vieh und die Hausthiere, mit mancherley Krankheiten, Zeichen und Träumen geplagt. Ihnen schrieb man alle Arten der Wahrsager- und Zeichendeuterey zu. Dieß wären also heydnische von der Juden adoptirte Vorurtheile, welche den Teufel würklich eine Gewalt über die menschlichen Körper zuschrieben. Die Vernünftigern nannten gewisse Krankheiten auch teuflisch; nicht deßwegen, weil sie glaubten, diese Krankheiten rührten vom Teufel her, sondern des einmal angenommenen Sprachgebrauchs wegen. Die Schwermuth, Milzsucht u. dgl. nannte man den Dämon, oder die Teufelskrankheit, und dieß beweiset er durch zwo Stellen aus dem Josephus und Maimonides, S. 21, 22. Christus hätte zur Bestätigung seiner neuen und göttlichen Lehre würklich Teufel ausgetrieben, und so auf eine Art ausgetrieben, daß die Juden bekennen musten, sie hätten dergleichen in Israel noch nicht gesehen, wenn gleich ihre Priester häufige Teufelsbeschwörungen vorgenommen hätten. Er läugne also nicht Christo, sondern nur dem Pfarrer von Klösterle die Macht über die Teufel ab, ihm, der keine göttliche Sendung aufweisen kan, und seine Werke handwerksmäßig unter einem christlichen Volke treibt. Was die Jesuiten betrift, so hätte er nicht die einzelnen Mitglieder der vormaligen Gesellschaft angreifen, sondern die Jesuiten als Jesuiten in Absicht auf ihren Esprit de Corps, und in Absicht auf ihre verderbliche Lehren und Verfassung. Treffliche Anmerkungen sind S. 27. wo er auf die Tilgung schädlicher Meinungen, auf die Simplicität des ursprünglichen Christenthums zielt, und endlich saget: „Möge der Unglaube sein Haupt immer „hoch empor heben, und hundert leichtsinnige Gemüther „an sich ziehen, wir werden ohne die Exorcismen des Hrn. „Gaßners Christen bleiben und vielleicht bessere Christen „werden, als wir bisher gewesen sind.„ Wie verehrungswürdig muß uns nicht ein Mann seyn, der solche Gesinnungen hegt!

6) **Die lustige Melancholie, oder der mit sich selbst allein redende, über die vorgegebene Sympathiekraft speculirende und nichts umschneidende Oelträger. Gott und seiner Kirche zu lieb ausgearbeitet, mit Beyfall und Verlangen hoch- fromweiser**

weiser Herzen offentlich an das Licht gegeben worden. AMberg, geDrVCkt Von Caspar HeXenglaVber. (d. i. mit Gunst 1775.) 2½ Bogen in 8.

Ein herumschwärmender hungriger Versemacher schreibt 2 1/2 Bogen um des lieben Brodes willen, schilt in den elendesten Knittelversen über alle, die nicht an Gaßners Mirakeln glauben, und verdammt sie zur Hölle. Ein Meisterstück abgeschmackter Poesie, das doch vielfältig seine Leser und Liebhaber in Bayern und Schwaben fand.

7) Hannswurst und Schubart. *) Ein Lustspiel, aufgeführt von dem Verfasser der Sympathie, zum Vergnügen der Schwaben. 1775. 4 B. in 8.

Possen, die man Satyren tauft; Anekdoten, die nicht ins Publicum gehören; Personalangriffe, die allemal verwerflich, und ehrlichen Leuten unausstehlich sind; Trivialspasse, Pasquille! — aus Rache niedergeschrieben gegen das 74ste Blatt der deutschen Chronik — von dem Verfasser der Sympathie, dessen Schreibart und Geist sich auch hier verräth. Man lese oben das Num. 4. beurtheilte Stück.

8) Der entlarfte Lügner, durch Anmerkungen über prüfende Anmerkungen zu dem Sendschreiben des H. Hr. von : : : an den H. Hr : : : Mitglied der churbaierischen Akademie; über einige von dem Herrn Gaßner ꝛc. unternommene Operationen dargestellt von einem Wahrheitsfreund und Augenzeugen. 1775. 9½ B. in 8.

Wer die Herren H. Hr von : : : sind, dieß weiß man eben nicht, so viel weiß man aber sehr zuverläßig, daß der Verfasser dieser Schrift eben derjenige sey, der es vom ersten Sendschreiben war. (Man sehe unter Num. 1.) Von einer Person im ansehnlichen Charakter, von

*) Der Verf. der oben angeführten deutschen Chronik heißt Schubart.

von einem Hofrathe in Ellwangen würde das Publicum eine vernünftigere Schrift erwartet haben. Es fehlet ihm aber an Kenntnissen, an Sitten und selbst an den ersten Gründen der Schreibart.

9) So denke ich über die Begebenheiten von Ellwang. Gedruckt im Jahre 1775. $3\frac{1}{2}$ B. in 8.

Und was denkt dieser Herr Autor davon? — — Der H. Pfarrer Gaßner wirkt Wunder, wie Christus und die Apostel. Wenn man an Gaßners Wundern zweifeln und sich auf ein arcanum naturae, das vielleicht Hr. Gaßner anwenden möchte, beziehen wollte, so wären die Pfeiler unsrer geheiligten Religion untergraben; weil man von Christo eben so denken und sagen könnte: Christus und die Apostel hätten eben die Blinden sehen, die Lahmen gehen u. s. f. ohne Mirakel gemacht. Ein solches ungereimtes Argument zeigt deutlich, weß Geistes Kind der Verf. ist. Die Wunder Christi waren augenscheinliche, unstreitige Wunder. Seine Lehre war ganz göttlich, ganz unverbesserlich, und sah ganz anders aus, als Gaßners Lehre von der Kossession, 2) Obseßion und 3) Circumseßion des Teufels, der auch der Denker beypflichtet. Die von Christo geheilten Kranken bekamen kein Recidiv. Doch Geduld! Herrn Gaßnern zu Liebe behauptet der Denker, S. 29. daß so gar mancher, die Jesus Christus gesund gemacht, wieder in die nemliche, ja noch in weit schlimmere Krankheiten aus eigner Schuld gefallen sind, ob uns schon die Schrift von keinem solchen Beyspiel was erzählet. Das noli amplius peccare, ne deterius tibi aliquid contingat. Joh. 5, 14. machet ihn so denken. Abgeschmackt! Eher läßt der V. die Ehre Christi, (aus bloßer mit den Haaren hergezogner Vermuthung) als die Ehre Gaßners Gefahr laufen. Und was für einen ärgerlichen Verdacht wirft er auf eine Menge der frömmsten Leute, die vom Hrn. Gaßner auf etliche Tage oder Wochen curirt, hienach aber wieder recidiv geworden sind? Machet er sie nicht alle durch seine unsinnige Folgerung zu großen Sündern und Bösewichtern?

S. 46. kömmt ein artiger Vernunftschluß von Herrn Gaßnern vor. Sie sehen, sagte Herr Gaßner zu einem Hofrathe, der seine Kuren als Dinge ansah, die allen mensch-

menschlichen Verstand und die ganze Natur übersteigen, Sie sehen Dinge, die Ihnen unbegreiflich sind? Gut! ich will sie Ihnen begreiflich machen. „Sie sehen, daß „alles, was ich hier befahl, genau befolget wird. So „muß denn etwas da seyn, das meinen Befehl versteht. „Nun sind nur vier Dinge, die einen Verstand haben: 1) „Gott; 2) ein guter Engel; 3) der Mensch, und 4) der „Teufel. Gott wirkt nicht auf meinen Befehl, sonst wäre „ich ein Wundersmann, der Mirakel wirkt, der bin ich „nicht. Ein guter Engel kan es nicht seyn. Wir wissen, „daß die Engel unsere besten Freunde sind, und keinem „Menschen Krankheiten, Schmerzen oder Schaden verur„sachen. Der Mensch ist der leidende Theil. Ey so muß „es denn nothwendig der Teufel seyn, der dem Menschen „diese Krankheiten verursachet hat, und alsobald auf mei„nen Befehl im Namen Jesu wieder verursachen und auch „heben muß.„ Was sagen unsere Leser zu diesem herrlichen Argumente?

Endlich heißt es S. 55. Herr Gaßner hätte versichert, daß bey allen morbis epidemicis, oder graßirenden Seuchen, wie z. B. das Faulfieber vor etlichen Jahren war, der Teufel sehr vieles beytrage. Eben dieses Faulfieber hätte in Gaßners Pfarrey graßirt, u. nicht ein einziges Pfarrkind wäre von denen gestorben, mit welchen er seine geistlichen Operationen vorgenommen hätte. Das erste läuft wider die gesunde Vernunft; das zweyte wird nicht durch eine bloße Sage eines windmachenden Exorcisten bewiesen, sondern es erheischet Beweise. — Was ist aber mit Leuten zu machen, die alles verketzern, was sie nicht nach ihrer Denkungsart finden? So denke ich über die Begebenheiten von Ellwang.

10) **Gründlicher Beweis, daß die Art, mit welcher der nun in ganz Deutschland berühmte Hr. Pfarrer zu Klösterle, Johann Joseph Gaßner, die Krankheiten zu heilen pflegt, den evangelischen Grundsätzen und den Gesinnungen der ersten Kirche ganz gleichförmig sey, von einem Vertheidiger der Wahrheit und aufrichtigen Menschenfreunde in offentlichen Druck gegeben. Mit Erlaub-**

laubniß der Obern. Augsburg, im Verlage bey Joseph Wolf. 6 Bogen in 8.

11) Unterricht für diejenigen, welche in ihren körperlichen Anliegenheiten bey dem H. H. J. J. Gaßner, ehemaligen Pfarrer zu Klösterle, und dermaligen Hofcaplan des hochwürdigsten und gnädigsten Bischofs zu Regensburg rc. entweder Hülfe zu suchen gedenken, oder selbe schon gesucht und gefunden haben: als eine Fortsetzung des gründlichen Beweises, daß die Gaßnerische Art, Krankheiten zu heilen, den evangelischen Grundsätzen rc. ganz gleichförmig sey, von einem Vertheidiger der Wahrheit und aufrichtigen Menschenfreunde. Mit Erlaubniß der Obern. Augsburg, bey Wolf. 1775. 6 Bogen in 8.

12) Gaßners Lehre ohne Vorurtheil, oder Beweis, daß die Lehre Gaßners der heil. Schrift, den Satzungen der Kirche, den Meynungen der Väter und anderer heiliger, frommer und gelehrter Männer von verschiedenem Zeitalter gemäß sey: mit Anmerkungen verbessert im Deutschlande. 1775. 6 Bogen in 8.

Drey Werkchen gleiches Innhalts. Lauter Freunde der Wahrheit (wenigstens auf dem Titelbogen) und immer das alte Gewäsch, das aller gesunden Vernunft widerstreitende Gaßnerische Lehrgebäude. Es giebt Teufel und Hexen. Beyde können den Menschen schaden. Hr. Gaßner hilft für beyde. Wer recidiv wird, der schreibe es dem Mangel seines Glaubens oder seinen Sünden zu. (Eine vortrefliche Hinterthür für jeden, der in Jesu Namen betrügen will!) Dieß ist die Lehre der Religion und wer sich zu dieser Lehre nicht bekennt, der ist ein Ketzer, ein Ungläubiger, ein Freygeist. — Die kürzeste und bündigste Argumentation, es fehlt fast nichts, als die Teufelsmütze und der Scheiterhaufen, um Gaßners Wunderwerke unwidersprechlich zu machen.

13) Be=

13) Bedenken über die Gaßnerischen Curen, die er mit den Acatholicis vornimmt, der gesammten katholischen Geistlichkeit des schwäbischen und der benachbarten Kreise zur Beruhigung vorgelegt. 1775. 1½ B. in 8.

Nun kommt wieder eine subtile katholische Streitfrage von ganz anderer Art aufs Tapet: Um die ausserordentliche Gnade der Gesundheit des Leibes von Gott zu erhalten, muß man einen unzertheilten Glauben haben, der Gott gefällig und verdienstlich ist. Die Acatholici, die nur einen zertheilten Glauben, der nicht alle Glaubensartickel in sich begreift, haben diesen gottgefälligen und verdienstlichen Glauben nicht; folglich können sie auch die ausserordentliche Gnade der Gesundheit des Leibes von der Allmacht Gottes nicht erlangen. Der Verfasser ruft also Herrn Gaßner vor seinen Richterstuhl, und stellt ihn zur Rede und Antwort, warum er Curen mit den Acatholicis vornimmt, ohne von ihnen ein Glaubensbekenntniß zu fodern. Dieß wäre für die katholische Kirche schimpflich und beynahe ärgerlich.

14) Antwort auf das Bedenken über die Gaßnerischen Curen, die er mit den Acatholicis vornimmt. Gedruckt im Jahr 1775. 2 B. in 8.

Herr Gaßner hat vielen Acatholicis geholfen, ohne ihnen ein vollständiges Glaubensbekenntniß zu fodern; folglich hat er ihnen helfen können, ohne daß ein Glaubensbekenntniß nöthig war. Der Recensent fand diese Widerlegung so bündig, als jenen Vernunftschluß eines herumvagirten wälschen Pfaffen, der so argumentirte: Dicunt aliqui, quod quis non possit Missam celebrare, nisi jejunus: ego contrarium tentavi & statim potui. Hätte der Fragesteller seine Frage so gesetzt: Ist es erlaubt, ist es für die Kirche nicht schimpflich, wenn man einen Esel, der in einen Brunnen gefallen ist, am Sonntage heraushilft? Ein Esel kan doch gar kein Glaubensbekenntniß ablegen, und ein Mensch ist doch Gottes Ebenbild. Freylich ein Acatholicus? — aber doch ein Mensch, und oben darauf ein Christ. Was? ein Christ? wird der catholische Pöbel sagen, wir hät-

hätten geglaubt, Luther und Calvin säßen in der Hölle weit unterm Mahomet. Je nun! die katholischen Theologen wissen doch wenigstens, daß die sogenannten Acatholici noch Christen sind. Ketzer sind sie nun freylich wohl, aber Christen sind sie doch. Hingegen diejenigen Acatholici, die zu Gaßnern kommen, sind nur hæretici materiales, nicht aber formales. Die hæretici materiales sind in bona fide, und Hr. Gaßner darf also eben von ihnen kein Glaubensbekenntniß quoad sanationem corporis fodern. Für sie ist (S. 10.) ein lebhaftes Vertrauen auf die Allmacht Gottes oder Jesu Christi hinlänglich genug. — Nun! was wollen denn die Acatholici mehr?

15) Nachtrag auf das Bedenken über die Gaßnerischen Curen, die er mit den Acatholicis vornimmt. 1775. 1 B. in 8.

Aber die katholische Kirche befiehlt in ihren Exorcisationsregeln, daß sich derjenige, der sich exorcisiren läßt, zuvor gänzlich zu Gott bekehren, ja selbst beichten und communiciren soll. Herr Gaßner sorget also mehr für den Leib, als für die Seele. Er mag nun exorcisiren, wie er will, so wird er doch die akatholische Seele nicht aus der Bothmässigkeit des Teufels reissen, wenn sie mit einer Todsünde oder Irrthum im Glauben mit selber verstrickt ist. Welch vernünftiger und von Vorurtheilen freyer katholischer Christ wird nicht bey so vielen Fehlern für die Ehre seiner Kirche besorgt seyn, und ein schändliches Ende so vieler übelgegründeter und unordentlich vorgestellter geistlicher Auftritte fürchten? Die Furcht dürfte nicht ohne Grund seyn. Wenn aber je das gaßnerische Lehrgebäude fortdauern, und als eine Religionslehre erkannt werden soll, so werden wol die scholastischen Theologen so viel spitzfündige Fragen mit der Zeit aufzuwerfen wissen, als die Scotisten, Thomisten, und Recentioristen über die Religionslehre Christi und seines Evangeliums hinzugethan und aufgeworfen haben. Denn wird sich wol die Hauptfrage aus dem Gesichtspunkte verlieren; es ist ja mehrmals so gegangen.

16) Noten über die Antwort auf das Bedenken über die Gaßnerischen Curen, die er mit Acatholicis vornimmt. 1775. 1½ B. in 8.

Wie

Wiederum neue theologisch-katholische Zweifel, über die Gaßnerischen Wunderwerke. Haeretici materiales können doch diejenigen unmöglich seyn, die bey Hrn. Gaßnern Hülfe suchen. Die katholische Lehre kan ihnen nicht unbekannt seyn. Sie müssen doch zweifeln. Und dann — ja dann hat ihr bona fides ein Ende. Sie suchen aus Mißtrauen gegen ihre Religion bey Katholiken Hülfe und stellen sich einem katholischen Priester zur Exorcisirung dar. Es steckt also der Probabilismus, der abscheuliche Probabilismus steckt in den Gaßnerischen Curen. Und was ist es denn mit den bedenklichen Betastungen des Hrn. Gaßners, besonders bey Frauenzimmern? S. 14 wird ein Geschichtchen erzählt, daß Hr. Gaßner in einem Schlosse in Schwaben manche Bauern mit schlechtem Erfolge vorgenommen hat. Endlich klagte sich die Frau vom Hause, daß sie einen Schmerzen in der Seite habe. Hr. Gaßner trug sich an, auch sie zu kuriren, bath sich aber dabey aus, sie an dem leidenden Theile anrühren zu dürfen. Die Gräfin antwortete: das könne sie nicht zugeben; denn sie hätte an diesem Orte einen lachenden Teufel, der ihm gewiß nicht gehorchen würde. Auf diese Antwort war der Teufelsbezwinger gar nicht zufrieden, gieng voll Grimm, und unverrichteter Dinge hinweg. Da wäre es Zeit gewesen (heißt es S. 15) der ganzen Welt das Gegentheil zu zeigen, und durch eine freye Beschwörung, ohne die Leute anzurühren, die Teufel zu vertreiben. Wer weis, wenn anfänglich die Patienten sich auch immer die Anrührung verbeten hätten, ob der Ruf seiner Heilungen sich so weit würde ausgebreitet haben. Alle diese Fragen blieben von Hr. Gaßner und seinen Freunden bisher unbeantwortet. Hr. Gaßner will lieber mit Hexen und Teufeln als mit spitzfündigen Theologen zu thun haben. Darinn mag er auch wol vollkommen Recht haben.

17) Ausführliche Beschreibung jener merkwürdigen Begebenheit, die sich mit einer gewissen jungen Klosterfrau Maria Anna Oberhüberin (Treffslerin soll es heissen) aus München in Kraft des heiligsten Namens Jesu durch Herrn Joseph Gaßner, Pfarrer in Klösterle, den 8 December 1774 in Ellwangen zugetragen hat, aus dem Protocoll und Acten

Acten von Wort zu Wort herausgezogen. Gedruckt zu Lichtenthal, bey Christian Langwyd, 1775. B. 1½ in 8.

Eine geistliche Komödie in einem Aufzuge.

Innhalt.

Am Feste der unbefleckten Empfängniß Mariä wurden von einer Hofschmidts Tochter aus München, die 23 Jahre alt und ehemal 18 Wochen lange im Kloster war, 10 tausend Millionen Teufel ausgetrieben.

Personen.

Hr. Gaßner. Zehntausendmillionen Teufel, wovon doch nur einer spricht.

Vormerkung.

Am Vorabende stieß der Teufel die entsetzlichsten Lästerungen von dem Munde der Patientin aus. Die Patientin war nicht im Stande, den bösen Geist in ihr zu bezwingen; weil ihr das grosse Vertrauen noch mangelte. Bey der Komödie selbst mußte aber der Teufel Herrn Gaßnern gehorchen. Die merkwürdigsten Gespräche und Auftritte sind folgende:

Hr. Gaßner. Ich beschwöre dich durch die Kraft des heiligen Namens Jesu, sage mir höllischer Hund, warum hast du dich gestern so hoffärtig aufgeführet? Erinnerst du dich, daß du wegen der Hoffart aus dem Paradiese herabgestürzt worden bist?

Der Geist. Daß weis ich gar zu wol.

Hr. Gaßner. Warum bist du dennoch noch so hoffärtig gegen mich?

Der Geist. Damit ich in Verwirrung setzen könne. Und, was nutzt mich alles, da ich heute aus der verfluchten Creatur weichen muß, und zwar durch dich, verhaßter Pfaff.

Hr. Gaßner. Durch mich?

Der Geist. Ja durch dich allein; denn von allen, die sich an mich gewagt haben, besaß noch keiner die Gewalt über mich.

Hr. Gaßner. Kan denn in München keiner die Kunst, Teufel auszutreiben?

Der

Der Geist. O nein; es sollten die Pfaffen wol bey dir in die Schule gehen. Kaum glauben sie einmal, daß es Besesßne gebe.

Hr. Gaßner. Wer war denn der erste Vertheidiger dieser irrigen Geisterlehre?

Der Geist. Es ist der so genannte N. N. (d. i. Hr. P. Sterzinger)

Aus dem zweyten, dritten und vierten Auftritte.

Hr. Gaßner. Ich beschwöre dich abermal im H. Namen Jesu, wie heißt du?

Der Geist. Ego sum diabolus meridianus. (d. i. der Mittagsteufel.)

Hr. Gaßner. Bist du ganz alleine?

Der Geist. Nein, ich habe noch 7 andere Millionen bey mir, und zwar lauter Unkeuschheitsteufel.

Hr. Gaßner. Du bist ein Lügner. Ich beschwöre dich, wie viel Geister hast du bey dir?

Der Geist. So wisse denn, daß unsere Anzahl zehntausend Millionen sind.

(Hier rief Herr Gaßner aus, das ist doch eine ganz erschreckliche Menge.)

Aus den fünften und fernern Auftritten.

Hr. Gaßner. Warum hast du diese Person aus dem Kloster vertrieben?

Der Geist. Weil sie immerzu Gott gedient, welches ich ohne Schrecken nicht ansehen konnte.

Hr. Gaßner. Kan man in der Welt nicht minder Gott dienen, als im Kloster.

Der Geist. Keineswegs; denn bey der heutigen Verderbniß der Sitten ist es in der Welt sehr schwer Gott zu dienen.

Hr. Gaßner. Wie kanst du die Jugend am leichtesten verführen.

Der Geist. Meistens durch das Lesen solcher Bücher, die nach dem Geschmacke der heutigen galanten Welt verfaßt sind.

Hr. Gaßner. Wer sind hauptsächlich deine Feinde im Himmel?

Der Geist. (Er fieng ein gräuliches Geschrey an) nebst Gott meinem Schöpfer, der allerheiligsten Jungfrau, dem

Erzengel Michael, dem Joseph, auch der Vater Ignatius, dessen Söhne zwar auf der Welt in grosser Verachtung stehen, und dessen neuntägige Andacht mir auf der Welt schon so viele tausend Seelen entzogen hat. Ihr Menschen habet insgemein durch die Vertilgung der Jesuiten eine große Stütze der Kirche verloren; doch habe ich meinen nicht geringen Vortheil dabey gehabt.

Hr. Gaßner. Hast nicht du diese greuliche Verwüstung in der Christenheit angerichtet?

Der Geist. (etwas leise) (So läßt denn der verfluchte Pfaff nicht nach, mich durch seine vorwitzige Ausforschungen zu quälen.) Ja, und du sollst fast glauben, daß ich allen diesen Hader und Verwirrung in den vier Welttheilen angezettelt.

Im siebenten Auftritte lächelt der Teufel, daß sich so viele Pfaffen und Gelehrten zu seiner Parthey schlagen, und unter diesen vorzüglich der scharfsinnige N. N. (H. P. Sterzinger) dieser wäre denn von den falschen Religionsteufel besessen.

Am Ende mußte der Teufel die arme Besessene quälen, zum Sterben krank machen, das Gehör nehmen, zum Zorne reitzen, den Kopf schütteln, den Leib bewegen, den Arm so steif wie Eisen halten. Nach allen diesen heiligen Exercitien legte ihr H. Gaßner seine Hand auf den Kopf, und fragte sie, wie es ihr jetzt zu Muth wäre. Sie antwortete: Es ist mir recht wohl. Denn stund sie von der Erde so frisch und gesund auf, als wenn sie ganz neu geboren wäre. Sie fiel den hochwürdigsten Fürsten und dem in grosser Anzahl versammelten Adel zu Fuße, und kehrte ganz völlig und gesund mit grosser Freude nach München zurück.

Der Vorhang fällt, die Komödie hat ein Ende. Hr. Gaßner, der Teufel, und die Besessene, alle drey haben ihre Rollen gut gespielt, nur der Teufel schien bisweilen gegen alle die theatralische Wahrscheinlichkeit zu sehr mit den Jesuiten, und die Beseßne mit dem Exorcisten verstanden zu seyn. Unsere Leser dürfen ja nicht glauben, daß wir satirisiren, oder ein Märchen erzählen: Es ist eine wirkliche Begebenheit, und es sind Protocoll, Acten und Zeugen da, daß dergleichen ungereimte Discurse wirklich geführet worden. In Schwaben und Baiern wird diese Komödie von frommen Seelen mit vieler Andacht gelesen, die Allmacht Gottes bewundert, und Hr. Gaßner (was soll an Glaub-

würs

würdigkeit noch fehlen, da er selbst des Teufels Zeugniß für sich hat?) als ein Wundermann geehrt.

18) Urtheil eines altgläubigen Philosophen über die neumodischen Gedanken einiger Ueberklugen der heutigen Welt von der wunderbaren Heilungsart des Hochwürdigen Herrn Johann Joseph Gaßner freyensignirten Pfarrers zu Klösterl und geistlichen Raths und Hofkaplans Sr. Hochfürstlichen Gnaden des Bischofs zu Regenspurg, Probstens und Herrn zu Ellwangen. 1775. B. 18. 8.

Ein Medicus, der an statt Curen physikalisch zu untersuchen gegen seine Gegner mit Zweiflern, Freydenkern, starken Geistern, Materialisten und Naturalisten um sich wirft; — Ein Philosoph, der über die Arcana naturae so geschwinde weggeht, und mit dem Rosenkranze in der Hand von Exorcismen und Infestationen schreibt; — Ein Richter, der sein gedrucktes Urtheil der Welt vorlegt, und Gaßners und der Jesuiten Advocaten macht; — Ein Schriftsteller, dessen Namen zwar schon lange in die Bibliothek der elenden Scribenten gehört, der aber dennoch ohne zuvor wenigst verständlich und deutsch schreiben zu lernen, wiederum sich in die große Welt waget, und in den Sterbemonaten (d. i. den letzten Monaten) des letzt verflossenen 1774 Jahres, da ein jähling entstandener Orcan von ausströmenden Bewegungen unter den Gelehrten sowol als unstudierten Volke fast ganz Deutschland, vorzüglich aber Schwaben, Bayern, und die Schweiz erschütterte, sich als ein altgläubiger Philosoph für Gaßnern gegen die neumodischen Denker erklärt, — — dieses ist wirklich eine seltene Erscheinung. Er saget zwar nicht mehr als die oben unterm Num. 10, 11 und 12 angezeigten Werkgen; er saget es desto undeutlicher und schlechter. Wir haben aus dem ganzen 28 Bogen langen Gewäsche kaum was anders heraus bringen können, als daß er Gaßners und der Jesuiten Freund, und ein geschworner Feind aller derer ist, die an Gaßners Exorcismen nicht glauben. Hingegen sind sie aber auch nach seinem altgläubigphilosophi-

schem Urtheile — Freydenker, Naturalisten und Materialisten. Und die Schreibart? — Diese ist ungemein original. Nur ein einziges Pröbchen auf der 192 S.: „Die „schwarze Verläumdung und der stachlichte Neid sind zwey „(d.i. zwo) Wehemütter, welche allen Ausgelassenheiten und „zügellosen Mißgeburten der abscheulichsten Lasterthaten ungebetten an das Tageslicht hervor helfen. Doch verdienen „sie niemals mehrer den Staupbesen, wenn sie mündlich sich „äussern, oder das Feuer, wenn sie schriftlich oder gedruckt „in die Welt einhertreten, als wenn sie ihre Gifte auf solche „Gegenstände ausgeifern, welche schon ohnehin unglücklich „genug, und aus was immer für Staats- oder Privatbe- „schwörungen unter der Ruthe empfindlichster Züchtigung „ihre Nacken beugen. In dieser erbärmlichen Lage seufzen „nun bekanntermassen die grauen Väter der erloschenen Ge- „sellschaft Jesu„ u. s. f.

19) Die aufgedeckten Gaßnerischen Curen aus authentischen Urkunden beleuchtet und durch Augenzeugen bewiesen. 1775.

Der gelehrte theatiner P. D. Sterzinger, der schon seit dem Jahre 1766 den abergläublichen Träumen und Teufeleyen durch öffentliche Schriften rühmlich widersteht, begab sich nach Ellwangen, und machte seine Beobachtungen über H. Gaßners Wundercuren. Er kam nach München zurück, schrieb seine Gedanken darüber nieder, und nun theilt er sie der aufmerksamen Welt mit. Aus vielen Gründen ist diese kleine Schrift sehr wichtig. S. 5 kömmt ein Schreiben eines ansehnlichen Mannes aus Mörseburg vor, in welchem Gaßners Operationen für das, was sie sind, erkannt werden — für Charletanerien. Se. Eminenz, der Herr Cardinal und Bischoff zu Costanz ließ auch deßwegen Herrn Gaßner aus seinem Kirchensprengel fortschaffen. Der Schluß des Schreibens ist merkwürdig: „Hier „zu Mörseburg klagen wir gar nicht über den Verlust des „Mirackelmachers, sondern danken vielmehr der Vorsicht „unsers weisesten Regentens, der nicht wollte, daß so viele „Leute angeführt„ (d. i. hinter das Licht geführt oder betrogen) „werden.„ S. 10 findet sich ein Schreiben von H. Gaßner an den Kardinal voll Ruhmsucht und Ehrbegierde, so daß ihm Se. Eminenz S. 17 antworten liessen:

„Im-

„Immerhin gebührt Soli Deo gloria, und dieses Bekennt-
„niß hätte mich weit mehr auferbauet, als die eignen Lob-
„sprüche, und weitwendige Erzählung seiner grossen Hülf-
„leistungen in Salem.„ Sterzingers Beobachtungen und
Anmerkungen sind überhaupt wichtig. Sie gründen sich
auf die Theorie: Non doctrina ex miraculis, sed miracula
ex doctrina aestimanda sunt. Was das Practische da-
von betrift, schließt er als Theolog: „Was es immer seyn
„mag, wodurch Herr Gaßner seine Patienten bald krank,
„bald gesunde macht, so bleibe ich in meiner Meinung fest,
„daß alles ganz natürlich hergehe. Gott thut es nicht;
„der Teufel kan es nicht, folglich thut es die Natur.„
Dieses Werkgen fand so viel Beyfall, daß geschwind die
zwote Auflage, vermehrt mit dem Katechismus von der
Geisterlehre, erschien.

20) An den unglücklichen Aufdecker der Gaß-
nerischen Wundercuren. Gedruckt im Jahr 1775.
3 B. in 8.

21) Wunderliches Gespräch über die aufge-
deckte Gaßnerische Wundercuren zwischen einem
Bauer und von Ellwangen kommenden Dorfschul-
meister, um die Ehre Gottes und der katholischen
Kirche zu vertheidigen. Gedruckt im Jahr 1775.
1½ B. in 8.

22) Zweytes Gespräch von dem von Ellwan-
gen kommenden Dorfschulmeister und Bauern rc.
aus authentischen Urkunden beleuchtet und durch
Augenzeugen bewiesen, aber ohne Namen. 1775.
1 B. in 8.

Unwichtige Anworten, seichte Entschuldigungen, faules
Geschwätz, und dieß ist alles, was in dem ersten Werk-
gen enthalten ist. Grobheiten mußte man von solchen Geg-
nern natürlicher Weise erwarten, und man sehe, wie genau die
beyden Gespräche diese Erwartung erfüllt haben. Der
Herrn Gaßnern widerspricht, heißt im ersten Gespräche S.
14 ein Bernhäuter; S. 15 ein dumm- und hirnloser Kopf;

S. 17 ein Gispel; ein Lügenbeutel; S. 23 ein Ochs; und im zweyten Gespräch S. 14 ein Tölpel, ein Teufelsfreund; S. 15 ein simpelhafter Mensch, ein Narr u. s. f. Stärker kann man sich für Gaßners Ehrenrettung unmöglich verwenden.

23 u. 24) Politische Frage: Ob ein weislich regierender Landesfürst über die Gaßnerischen Curen seiner Unterthanen noch länger gleichgültig seyn kan. 1775.

Verschiedene Landesfürsten haben das weise Gesetz gemacht, man soll kein Geld ohne ihre besondere Erlaubniß ausser dem Lande bringen. Sogar die Pilgrimschaften ausser Landes nach Rom im Jubeljahr sind in verschiedenen Ländern verboten worden; weil dadurch die Andacht nicht befördert, wohl aber das im Lande circulirende Geld ausser Landes gebracht wird. Wir wollen nun setzen: es wären nur 20000 preßhafte Personen zu H. Gaßner nach Ellwangen gereiset. 20000 Kranke fodern ganz gewiß noch 40000 gesunde Personen; denn die meisten müssen mit Wägen und Pferden fortgebracht werden. Mit einer einzigen kranken Person reisen oft aus Neugierde 5 und 6 gesunde Personen, wovon einige (der Verfasser des Werkgens weiß Beyspiele) zu 200 und 300 fl. verzehrt haben. Zu Ende des Monats Julii waren schon 3000 Kranke in Regensburg, die auf Herrn Gaßners Hülfe warteten. Diese 3000 (meistentheils waren sie aus Böhmen) hatten im Monat August schon 2080 Zettel oder Nummern zu einer mit ihnen vorzunehmenden Operation. Herr Gaßner operirt täglich nicht mehr als 15 oder 20 arme Preßhafte. Diese 3000 setzen wiederum 6000 Gesunde voraus. Auf jede Person, Arme und Reiche; (die Armen mußten öfter zu Ellwangen und Regensburg 3, 4 und 6 Wochen warten) Gesunde und Kranke, des Tages nur 10 fl. gerechnet, so belaufen sich die Reise- und Aufenthaltskosten von 60000 Personen auf 600000 fl. Vermögliche Leute, die bloß aus Neugierde hingereiset sind, verzehrten z. B. einer für andern 50 fl. (so viel Reißkosten darf man gewiß ansetzen) so fällt wieder eine Summe heraus von 50000 fl.

Weiter! Es sind bereits über die 40 Streitschriften gedruckt, wovon viele auf 24 und 30 Kreutzer kommen.

Nur

Nur die erste: der nützliche Unterricht wider den Teufel zu streiten ist allein 6000 mal verkauft worden. Rechne man aber für ein Exemplar in das andere nur 15 Kreuzer, und setze die Auflage nur auf 500 Abdrücke, so wirft sich wieder eine Summe von 5000 Gulden heraus. Der Apotheker in Ellwangen verkaufte ein allgemeines Augenwasser, ein gemeines Baumöl, ein Universalpulver, und einen gewissen Thee, der auch zugleich als ein Zimmerrauch gebraucht werden kan. Das Oel und Pulver ward vom H. Gaßner benedicirt. Der Apotheker nahm des Tages oft bey 100 Reichsthalern an dergleichen verkauften Waaren ein. Rechne man noch die Trinkgelder an verschiedene Bedienten, Soldaten und Wachen dazu, die den Zutritt erleichtern; die einfältigen Kupferstiche und fast unglaubliche Menge von Bildern, Gebeten, Ablaßpfenningen mit dem darauf gesetzten Namen Jesu u. s. f. so fällt wenigst fast eine Million Gulden heraus, die auf Verantwortung des Herrn Exorcisten und seiner Unterstützer aus verschiedenen Ländern verschleppt worden.

Noch weiter! die meisten (einige behaupten gar alle) curirte Kranke werden recidiv. Einige sind, als sie nach vorgenommener Operation in ihr Vaterland zurück kamen, gar gestorben, oder doch sie sind elender geworden, als sie ehemals waren. Der Verfasser weis Städte, aus welchen zwey bis dreyhundert Personen zu Herrn Gaßner reiseten, und keiner davon kan nach seiner Zurückkunft mit Wahrheit sagen: Ich bin gesund, mir ist geholfen. Viele hingegen (der Verfasser könnte sie namhaft machen) sind bald nach der Cur gestorben, viele aus Halbblinden ganz Blinde; aus Melancholischen vollkommen Narren geworden.

Der Aberglaube verbreitet sich. Der gemeine Mann sauget die schädlichsten Begriffe von der Macht des Teufels hinein. Je mehr die Macht des Teufels erhoben wird, (und welch' eine erstaunliche Erweiterung wird der Macht, und dem Reiche des Teufels nur in dem einzigen Worte: Gaßners Unterricht wider den Teufel zu streiten eingeräumt?) desto tiefer wird die Macht des allerhöchsten Gottes herunter gesetzt. Der Teufel verursachet fast alle menschliche Krankheiten. Er hat die Gewalt, mit dem Menschen zu thun, was er will; ihm zu schaden, wo er kan; Unglücksstreiche zu Wasser und zu Lande, auf Reisen, und zu Hause zu zufügen, wie er will. Wie besteht diese Lehre mit dem ersten und zweyten Gebote Gottes: Ich bin der

Herr dein Gott. Exod. 20. Hr. Gaßner jagt oft den Teufel in den curirten Körper des Menschen hinein, nachdem er ihn ausgetrieben hatte. So trat ohngefähr eine vornehme Person in das Operationszimmer, da Herr Gaßner gerade vorher einen Preßhaften von seinen vorgeblich teuflischen Krankheiten befreyet, und den Teufel selbst aus dessen Leibe schon allerdings verjagt hatte. Diesem ansehnlichen Fremden zu gefallen, und ihm einen Spaß zu machen, ruft Hr. Gaßner den Preßhaften wieder, nahm nochmal die Cur vor. Der arme Kranke mußte im Namen Jesu wiederum alle Krankheitsumstände bekommen, von welchen er gerade vorher im Namen Jesu befreyet war. So dient dann dem Herrn Exorcisten der Namen Jesu zugleich, wenn er den Teufel aus einem Körper hinaustreiben, und wenn er ihn wieder hinein zaubern will. Und dieß, um einer ansehnlichen Person einen Spaß zu machen? Heißt das nicht mit dem allerheiligsten Namen Gespött treiben? Wie besteht dieß mit dem Gebote: du sollst deines Gottes Namen nicht mißbrauchen, und eitel nennen. Welche Schande für die Religion! Welcher Schimpf für die Litteratur, da sich sogenannte Gelehrte pöbelmäßig herum zanken, einander verketzern, verfreygeistern, und ehrlicher Männer guten Namen antasten! Welcher Schade für den größten Theil der Landeseinwohner, den gemeinen Mann! — — Kan ein weiser regierender Landesfürst ferner noch gleichgültig seyn? — Der Verfasser dieses Werkchens saget nein dazu, und jeder vernünftige Leser wird mit seinem nein vollkommen verstanden seyn.

Der Verfasser behauptet S. 76 als eine unläugbare Wahrheit, die jedermann, der die Gaßnerischen Streitigkeiten nur ein wenig eingesehen hat, bekannt seyn muß, daß nemlich die Exjesuiten in den Gegenden Oberdeutschlandes auf alle nur erdenkliche Art Herrn Gaßners Unternehmen mit Rath und That vom Anfange bis itzt unterstützt haben. Nachdem die Gaßnerischen Wundercuren zu Augsburg, wie man zuverläßig weis, in ein System gebracht worden sind, (Hr. Gaßner selbst ist kein Schriftsteller. Seine elende Schreibart liegt in einem an den verstorbenen Cardinal von Costanz geschriebenen Briefe offenbar am Tage) und der Verfasser des Unterrichts wider den Teufel zu streiten, der in Gaßners Namen heraus kam, auf eine den Predigern eigne Art das Ansehen des Herrn Exorciften und zugleich die Macht des Teufels ungemein ver-

vergrössert hatte, so war es ganz erstaunlich, mit welcher Wuth diese Herren die Sache allenthalben betrieben; wie heftig sie schrieben, wie sie auf öffentlichen Kanzeln den Wundermann von Ellwangen ausposaunten, und die neue Verherrlichung des Namens Jesu bey diesen unglaubigen Zeiten, wo Rom, und alles freygeisterisch ist, daraus verkündigten. Es erschienen verschiedene Bilder und Kupferstiche zur Ehre des Herrn Gaßners, und die sogenannten Antigaßnerianer wurden mit den schimpflichsten Vorstellungen abgebildet. Selbst des Papstes Clemens des XIV. der die Gesellschaft aufgehoben hat, wurde nicht geschont. Die neue Verherrlichung des Namens Jesu durch Hrn. Gaßner wurde insgemein an dem erhabensten Orte des Bildes angebracht, wo sie in die Augen fiel, anderer Ränke zu geschweigen, die in dieser Sache gespielt wurden.

Hr. Gaßner sah endlich gar wol ein, daß ihm zur Erhaltung seines Ruhmes ein neuer Schauplatz nöthig sey. Er hat das Schicksal mit andern Saalbadern, Marktschreyern, und Gauklern gemein, an deren falschen Künsten man gar gerne satt wird, wenn man sie öfter gesehen, und die Erfahrung gelehrt hat, daß die von ihnen curirte Kranke nichts minder als curirt sind. Er gieng also nach Sulzbach, *) und hielt sich eine geraume Zeit zu Amberg auf; zuverläßige Nachrichten aus der obern Pfalz geben aber; daß die churfürstliche Regierung daselbst, die ihn auf die Bühne treten ließ, einen Verweis bekommen, und der Schauplatz gar bald verschlossen worden. Ueberhaupt ist auch in Bayern den Buchhändlern aller Verkauf der Gaßnerischen Schriften verboten. Wir gestehen ein, daß ein solches Verbot in den dortigen Gegenden seinen Nutzen haben kan, wo man des Verbots solcher Bücher, die man für schädlich hält, schon gewohnt ist, wo der Aberglauben solche allgemeine Macht hat, daß er eine gründliche Untersuchung der Thatsachen beynahe unmöglich macht. Sonst glauben wir, es wäre noch nützlicher, wenn kein Buch verboten, aber die genaue Untersuchung der Thatsachen erleichtert würde. Auch im Salzburgischen und Würzburgischen

*) Eine sehr wichtige Schrift: Ueber Gaßners Aufenthalt und Wesen in Sulzbach, 1776. 8. werden wir in der Folge anzeigen.

gischen findet Hr. Gaßner kein Gehör; und es ist kurz einem Capuciner in Amberg, der nach Gaßners Art zu exorciren anfieng, durch einen höchsten Befehl das Handwerk gelegt worden. Ueberhaupt scheint das Gaßnerische Spielwerk seine Periode erreicht zu haben, nachdem Herr Doctor Mesmer von Wien durch verschiedene Versuche die Entdeckung gemacht zu haben glaubt, daß nicht nur er, sondern sehr viele und fast die meisten Menschen von Natur aus so eine magnetische oder doch eine mit den Magnet analogische Kraft besitzen, (Hr. D. Mesmer nennt sie einen Magnetismum animalem) wodurch nicht nur alles das, was Hr. Gaßner macht, auf eine weit einfachere Art, und mit einem weit größern Erfolge zuwege gebracht wird. Wir wollen Hrn. Mesmers Entdeckung noch nicht für ausgemacht annehmen, sondern sie nur als Hypothese ansehen und die Gaßnerische Meinung, so ungereimt sie ist, auch auf einen Augenblick, für eine Hypothese ansehen. Der Unterschied ist immer noch sehr merkwürdig. Hr. Gaßner schreibt alle Krankheiten dem Teufel zu. Er curirt sie im Namen Jesu, und seine Curirten sind nicht curirt, sondern werden insgemein recidiv. Hr. Mesmer aber behauptet, daß es ganz natürlich zugehe, daß diese Krankheiten, die nach seiner Hypothese aus einer Disharmonie in dem Fluido nerveo entstehen, allein durch eine verhältnißmäßige Verstärkung des Magnetismi animalis entdeckt und sicher curirt werden können. Der Paroxismus kömmt augenblicklich bey Herrn Mesmer, wie bey H. Gaßner. Hingegen hat aber Herr Mesmer viele Gaßnerische Teufel ausgetrieben, die ganz natürliche histerische Krankheiten waren, und viele Personen vom Grunde aus curirt, die nach der Gaßnerischen Cur recidiv wurden. Hr. D. Mesmer hat keiner Seegensprüche, Exorcismen und Benedictionen nöthig, und machet eben so auffallende Curen, (denn das auffallende ist doch in allen solchen Dingen das, was die Menge am meisten nach sich zieht.) wovon bereits viele Männer von Einsicht hoch und niedern Standes in Augsburg, Costanz, Mörseburg, Salmansweil und München sich als Augenzeugen angeben. H. Mesmer glaubt sogar schon verschiedene Personen angetroffen zu haben, die eben die magnetische Kraft weit stärker als er und Gaßner selbst in sich hatten; nur die Ursache wußten sie nicht, warum die Kranken auf der Stelle mit ihrem Paroxismo überfallen wurden,

den, so bald sie von so einer magnetischen Person berührt wurden.

Wir wollen noch unser genaues Urtheil über Herrn Mesmers Entdeckung so lange zurückhalten, bis wir näher davon unterrichtet sind. Genug, daß die Sache einer genauern Untersuchung sehr würdig ist; wie dieses auch schon ein medicinischer Recensent in dieser Bibl. XXVI. I. S. 189. behauptet. Für unsern jetzigen Zweck ist hinlänglich, daß Mesmers Erscheinung bey allen unbefangenen Gemüthern den Glauben an Gaßnern sehr vermindern muß. Mesmer thut durch natürliche Kräfte eben so unbegreiflich scheinende auffallende Dinge, als Gaßner durch seine Teufeleyen und vermeinten Exorcismen kaum gethan hat. Gesetzt, man entdeckte auch künftig, daß bey den Mesmerischen Curen die Einbildungskraft des Patienten einen Theil des Wunders gethan hätte, so bleibt eben dieses ein sehr starkes Argument wider Gaßnern. Denn wenn es möglich seyn sollte, daß durch einen bloßen Arzt, der nichts übernatürliches verspricht, die Einbildungskraft des Patienten so erhitzt werden kan, daß er Dinge zu empfinden glaubt, die er nicht würklich empfindet; wie viel leichter wird dieß seyn, wenn ein abergläubischer Mensch vor einem Exorcisten steht, wo Religionsvortheile, Vertrauen auf die Kraft des Priesterthums, Ueberredungen anderer Priester u. s. w. hinzukommen, um den ohnedieß schon schwachen Verstand eines dummen Bauern oder enthusiastischen Mädchens zu benebeln.

Nachdem wir alles dieses geschrieben haben, ersehen wir aus öffentlichen Nachrichten glaubwürdig, daß Seine Majest. der Kayser dem Hrn. Fürstenbischoff von Regensburg, aufgetragen haben: „den Gaßner mit dem gemessensten Bedeuten zu entfernen, daß er sich bey widrigem „Fall zuziehender schwerer Verantwortung aller seiner bisherigen exorcistischen Handlungen in dem ganzen römischen Reiche von nun an enthalten solle.„ Und daß dieser allerhöchste Auftrag würklich vollzogen worden.

Freylich hätten wir wohl gewünscht, daß durch eine besondre Commißion von Aerzten und Philosophen die Gaßnerischen Thaten genau hätten mögen untersucht werden, weil dadurch der Betrug und die Charlatanerie am sichersten würde seyn entdeckt worden. Da aber dieses nicht

zu

gischen findet Hr. Gaßner kein Gehör; und es ist kurz einem Capuciner in Amberg, der nach Gaßners Art zu exorciren anfieng, durch einen höchsten Befehl das Handwerk gelegt worden. Ueberhaupt scheint das Gaßnerische Spielwerk seine Periode erreicht zu haben, nachdem Herr Doctor Mesmer von Wien durch verschiedene Versuche die Entdeckung gemacht zu haben glaubt, daß nicht nur er, sondern sehr viele und fast die meisten Menschen von Natur aus so eine magnetische oder doch eine mit den Magnet analogische Kraft besitzen, (Hr. D. Mesmer nennt sie einen Magnetismum animalem) wodurch nicht nur alles das, was Hr. Gaßner macht, auf eine weit einfachere Art, und mit einem weit größern Erfolge zuwege gebracht wird. Wir wollen Hrn. Mesmers Entdeckung noch nicht für ausgemacht annehmen, sondern sie nur als Hypothese ansehen und die Gaßnerische Meinung, so ungereimt sie ist, auch auf einen Augenblick, für eine Hypothese ansehen. Der Unterschied ist immer noch sehr merkwürdig. Hr. Gaßner schreibt alle Krankheiten dem Teufel zu. Er curirt sie im Namen Jesu, und seine Curirten sind nicht curirt, sondern werden insgemein recidiv. Hr. Mesmer aber behauptet, daß es ganz natürlich zugehe, daß diese Krankheiten, die nach seiner Hypothese aus einer Disharmonie in dem *Fluido nerveo* entstehen, allein durch eine verhältnißmäßige Verstärkung des Magnetismi animalis entdeckt und sicher curirt werden können. Der Paroxismus kömmt augenblicklich bey Herrn Mesmer, wie bey H. Gaßner. Hingegen hat aber Herr Mesmer viele Gaßnerische Teufel ausgetrieben, die ganz natürliche histerische Krankheiten waren, und viele Personen vom Grunde aus curirt, die nach der Gaßnerischen Cur recidiv wurden. Hr. D. Mesmer hat keiner Seegensprüche, Exorcismen und Benedictionen nöthig, und machet eben so auffallende Curen, (denn das auffallende ist doch in allen solchen Dingen das, was [illegible] am meisten nach sich zieht.) wovon bereits [illegible] von Einsicht hoch und niedern [illegible]ndes in [illegible] stanz, Mörseburg, Salman[illegible] Mi[illegible] genzeugen angeben. [illegible] schiedene Personen an[illegible] tische Kraft weit st[illegible] hatten; nur die U[illegible] ken auf der Stel[illegible] wur[illegible] den.

den, so bald sie von so einer magnetischen Person berührt wurden.

Wir wollen noch unser genaues Urtheil über Herrn Mesmers Entdeckung so lange zurückhalten, bis wir näher davon unterrichtet sind. Genug, daß die Sache einer genauern Untersuchung sehr würdig ist; wie dieses auch schon ein medicinischer Recensent in dieser Bibl. XXVI. I. S. 189. behauptet. Für unsern jetzigen Zweck ist hinlänglich, daß Mesmers Erscheinung bey allen unbefangenen Gemüthern den Glauben an Gaßnern sehr vermindern muß. Mesmer thut durch natürliche Kräfte eben so unbegreiflich scheinende auffallende Dinge, als Gaßner durch seine Teufeleyen und vermeinten Exorcismen kaum gethan hat. Gesetzt, man entdeckte auch künftig, daß bey den Mesmerischen Curen die Einbildungskraft des Patienten einen Theil des Wunders gethan hätte, so bleibt eben dieses ein sehr starkes Argument wider Gaßnern. Denn wenn es möglich seyn sollte, daß durch einen bloßen Arzt, der nichts übernatürliches verspricht, die Einbildungskraft des Patienten so erhitzt werden kan, daß er Dinge zu empfinden glaubt, die er nicht würklich empfindet; wie viel leichter wird dieß seyn, wenn ein abergläubischer Mensch vor einem Exorcisten steht, wo Religionsvortheile, Vertrauen auf die Kraft des Priesterthums, Ueberredungen anderer Priester u. s. w. hinzukommen, um den ohnedieß schon schwachen Verstand eines dummen Bauern oder enthusiastischen Mädchens zu benebeln.

Nachdem wir alles dieses geschrieben haben, ersehen wir aus öffentlichen Nachrichten glaubwürdig, daß Seine Majest[illegible] der Kayser dem Hrn. Fürstenbischoff von Regensburg, aufgetragen haben: „den Gaßner mit dem gemeß„[illegible]sten Bedeuten zu entfernen, daß er sich bey widrigem „Fall [illegible]ziehender schwerer Verantwortung aller seiner bis„[illegible]orcistischen Handlungen in dem ganzen römi[illegible]e von nun an enthalten solle.„ Und daß die[illegible]e Auftrag würklich vollzogen worden.

[illegible] hätte[illegible] wohl gewün[illegible] durch eine [illegible] erzte[illegible]hen die [illegible] ätt[illegible]ht wer[illegible] rie am [illegible] nicht [illegible]

gischen findet Hr. Gaßner kein Gehör; und es ist kurz einem Capuciner in Amberg, der nach Gaßners Art zu exorciren anfieng, durch einen höchsten Befehl das Handwerk gelegt worden. Ueberhaupt scheint das Gaßnerische Spielwerk seine Periode erreicht zu haben, nachdem Herr Doctor Mesmer von Wien durch verschiedene Versuche die Entdeckung gemacht zu haben glaubt, daß nicht nur er, sondern sehr viele und fast die meisten Menschen von Natur aus so eine magnetische oder doch eine mit den Magnet analogische Kraft besitzen, (Hr. D. Mesmer nennt sie einen Magnetismum animalem) wodurch nicht nur alles das, was Hr. Gaßner macht, auf eine weit einfachere Art, und mit einem weit größern Erfolge zuwege gebracht wird. Wir wollen Hrn. Mesmers Entdeckung noch nicht für ausgemacht annehmen, sondern sie nur als Hypothese ansehen und die Gaßnerische Meinung, so ungereimt sie ist, auch auf einen Augenblick, für eine Hypothese ansehen. Der Unterschied ist immer noch sehr merkwürdig. Hr. Gaßner schreibt alle Krankheiten dem Teufel zu. Er curirt sie im Namen Jesu, und seine Curirten sind nicht curirt, sondern werden insgemein recidiv. Hr. Mesmer aber behauptet, daß es ganz natürlich zugehe, daß diese Krankheiten, die nach seiner Hypothese aus einer Disharmonie in dem Fluido nerveo entstehen, allein durch eine verhältnißmäßige Verstärkung des Magnetismi animalis entdeckt und sicher curirt werden können. Der Paroxismus kömmt augenblicklich bey Herrn Mesmer, wie bey H. Gaßner. Hingegen hat aber Herr Mesmer viele Gaßnerische Teufel ausgetrieben, die ganz natürliche histerische Krankheiten waren, und viele Personen vom Grunde aus curirt, die nach der Gaßnerischen Cur recidiv wurden. Hr. D. Mesmer hat keiner Seegensprüche, Exorcismen und Benedictionen nöthig, und machet eben so auffallende Curen, (denn das auffallende ist doch in allen solchen Dingen das, was die Menge am meisten nach sich zieht.) wovon bereits viele Männer von Einsicht hoch und niedern Standes in Augsburg, Costanz, Mörseburg, Salmansweil und München sich als Augenzeugen angeben. H. Mesmer glaubt sogar schon verschiedene Personen angetroffen zu haben, die eben die magnetische Kraft weit stärker als er und Gaßner selbst in sich hatten; nur die Ursache wußten sie nicht, warum die Kranken auf der Stelle mit ihrem Paroxismo überfallen wurden,

den, so bald sie von so einer magnetischen Person berührt wurden.

Wir wollen noch unser genaues Urtheil über Herrn Mesmers Entdeckung so lange zurückhalten, bis wir näher davon unterrichtet sind. Genug, daß die Sache einer genauern Untersuchung sehr würdig ist; wie dieses auch schon ein medicinischer Recensent in dieser Bibl. XXVI. I. S. 189. behauptet. Für unsern jetzigen Zweck ist hinlänglich, daß Mesmers Erscheinung bey allen unbefangenen Gemüthern den Glauben an Gaßnern sehr vermindern muß. Mesmer thut durch natürliche Kräfte eben so unbegreiflich scheinende auffallende Dinge, als Gaßner durch seine Teufeleyen und vermeinten Exorcismen kaum gethan hat. Gesetzt, man entdeckte auch künftig, daß bey den Mesmerischen Curen die Einbildungskraft des Patienten einen Theil des Wunders gethan hätte, so bleibt eben dieses ein sehr starkes Argument wider Gaßnern. Denn wenn es möglich seyn sollte, daß durch einen bloßen Arzt, der nichts übernatürliches verspricht, die Einbildungskraft des Patienten so erhitzt werden kan, daß er Dinge zu empfinden glaubt, die er nicht würklich empfindet; wie viel leichter wird dieß seyn, wenn ein abergläubischer Mensch vor einem Exorcisten steht, wo Religionsvortheile, Vertrauen auf die Kraft des Priesterthums, Ueberredungen anderer Priester u. s. w. hinzukommen, um den ohnedieß schon schwachen Verstand eines dummen Bauern oder enthusiastischen Mädchens zu benebeln.

Nachdem wir alles dieses geschrieben haben, ersehen wir aus öffentlichen Nachrichten glaubwürdig, daß Seine Majest. der Kayser dem Hrn. Fürstenbischoff von Regensburg, aufgetragen haben: „den Gaßner mit dem gemessensten Bedeuten zu entfernen, daß er sich bey widrigem „Fall zuziehender schwerer Verantwortung aller seiner bis„herigen exorcistischen Handlungen in dem ganzen römi„schen Reiche von nun an enthalten solle.„ Und daß dieser allerhöchste Auftrag würklich vollzogen worden.

Freylich hätten wir wohl gewünscht, daß durch eine besondre Commißion von Aerzten und Philosophen die Gaßnerischen Thaten genau hätten mögen untersucht werden, weil dadurch der Betrug und die Charlatanerie am sichersten würde seyn entdeckt worden. Da aber dieses nicht

zu

zu hoffen war, so wird durch diese heilsame Entfernung dem Aberglauben wenigstens in so weit gesteuert werden, daß wenn der Exorcist nicht mehr da ist, auch die Besessenen in Bayern und Schwaben verschwinden werden. Man hat schon mehrmals bemerkt, daß der Teufel in die Länder gar nicht kommt, in welchen man ihn weder citirt noch vertreibt.

Sp.

Todesfall.

Im August 1775 starb zu Straßburg in seinen besten Jahren Hr. Joh. Friedr. Ehrlen, J. U. D. der Pandekten und des kanonischen Rechts Professor P. O. auch Kanonikus zu St. Thomas. Er hat sich hauptsächlich durch seine institutions au droit public d'Allemagne bekannt gemacht.

Seine Stelle in der Facultät hat Herr Joh. Dan. Reisseissen, inst. Prof. publ. ord. erhalten, und dieses seine der bisherige ausserordentliche Rechtslehrer, Herr Joh. Dan. Braun, das Kanonikat aber Herr Prof. Lobstein.

Druckfehler.

In des XXV. Bandes I. Stück.

S. 121. Z. 15. Bomlaroy l. Bondaroy. Z. 28. sehr krank l. seekrank. S. 123. Z. 11. u. 9. v. E. Sereaj l. Serog. S. 124. Z. 4. قيو dem l. denn قبو. Z. 25. zertrümmrlte l. zerstümmelte. S. 125. Z. 12. Terechana l. Ters chana. Z. 12. Baragadsch l. Kara agadsch. Z. 6. v. E. Haskōw l. Gaskōv. S. 128. Z. 20. zes l. zes S. 129. Z. 16. in der l. an der. S. 130. Z. 21. scheint es l. scheint erst. S. 131. Z. 7. Krokodils l. Krokodile.

S. 133.

S. 133. Z. 1. u. 5. Tennies l. Tennis. Z. 4. Tonirs l. Tanis. Z. 10. und öfters Messe l. Meßr. S. 138. Z. 11. kommen l. kamen. Z. 26. Spiel l. Spiele. S. 142. Z. 2. Horondel l. Gorondel. Z. 10. Hammana l. Hammam. Z. 17. Dschabel eben Katteb l. Dschabl elmo katteb. S. 143. Z. 6. besonders l. besondrer. Z. 21. Vorden l. Vardon. S. 144. Z. 7. Schoddah l. Dschoddah. S. 145. Z. 6. allah akban l. Allah akbar. S. 146. in der letzten Zeile fehlt zu ارض der systematische Namen Termes fatale Linn. S. 148. Z. 5. niedrigen l. widrigen. Z. 24. Musa l. Muza.

In des XXV. Bandes II. Stück.

S. 333. Z. 11. v. E. Ox Saft l. Oxhoft. Z. 3. v. E. Schelthiere l. Schaalthiere. S. 334. Z. 12. v. E. Bedanes l. Bedame. Z. 10. v. E. Gleditsche l. Gleditsch. Z. 6. v. E. Gamälere l. Chamäleon. Z. 2. v. E. nach sehr verschieden sind die Worte einzurücken: Doch kan unmöglich beym Verf. von Thierpflanzen die Rede seyn. S. 335. Z. 4. für den l. vor den. Z. 17. Rasiprut l. Rajispout. S. 336. Z. 7. v. E. *Coluber Nasa* l. *Coluber Naja.* S. 338. Z. 21. Pislats l. Pielats. S. 340. Z. 1. Massaratten l. Maharatten. Z. 7. Serahab l. Serajah. Z. 17. Bugger bugger l. bugger Bugger. S. 341. Z. 15. v. E. lan l. law. S. 342. Z. 26. u. f. Cochia l. Cochin. S. 343. Z. 12. Bonianbaum l. Banianbaum. S. 344. Z. 6. Khan. Z. 12. nach Reisegefährten ist einzurücken: zu Basra. Z. 13. Barra l. Basra. Z. 5. v. E. Patua l. Patna. S. 455. Z. 5. 6. im vorigen l. im vorigen Druck. Z. 7. von unten nach Zerstörung ist ausgelassen: durch Gewitter und Erdbeben. S. 464. Z. 21. 22. l. Schatten des Todes. S. 466. Z. 10. Säuren l. Sauçen.

In des XXVI. Bandes I. Stück.

S. 144. statt Schaupe l. Scharpe. Z. 15. von unten statt leztem l. leztern. S. 146. Z. 26. statt Absehung l. Ansehung. Z. 27. an die Spize, l. an der Spize. S. 147. Z. 9. einem l. einen.

Nach-

Nachricht.

Bitte an alle deutsche Schriftsteller und Künstler.

Der Beyfall, den das Publikum dem Hambergerisch-Meuselschen gelehrten Deutschlande (oder Lexicon der jezt lebenden deutschen Schriftsteller geschenkt hat, macht eine neue Ausgabe dieses Werks nothwendig. Der itzige Fortsetzer und Herausgeber desselben, Hofrath und Professor Meusel in Erfurth, hat zwar seit der im vorigem Jahr geschehenen Bekanntmachung seines ersten Nachtrags sehr viele Nachrichten oder Materialien zu einem zweyten Nachtrag, oder zu einer neuen Ausgabe, gesammlet; sie thun aber doch seinem Eifer, diesem Verzeichniß den möglichsten Grad von Vollständigkeit zu ertheilen, noch kein Genüge; und daher bittet er nicht allein alle bisherige Beförderer des Werks, sondern auch andre Patrioten in allen Provinzen Deutschlands, wie auch einzelne Schriftsteller, die entweder noch gar nicht, oder mangelhaft und unrichtig aufgezeichnet sind, um Beyträge, Zusätze, Verbesserungen und gütige Erinnerungen, besondrs um Berichtigungen der Geburtsörter und Geburtsjahre unsrer jetzigen Schriftsteller, um Nachrichten von den etwan veränderten Orten ihres Aufenthalts, um Anzeigen der Verstorbenen und ihrer Sterbejahre; denn diese werden aus der neuen Ausgabe weggelassen, und daher sind eben die ältern Ausgaben des gelehrten Deutschlandes nichts weniger, als unbrauchbar. Vorzüglich bittet er solche Schriftsteller, die nicht auf Universitäten leben, und solche, die dem römisch-katholischen Glauben zugethan sind, um Nachrichten. Der neuen Ausgabe wird man ausser der grossen Menge ganz neuer Zusätze, noch einige Vorzüge zu geben suchen, von denen man aber vorläufig, um allen Verdacht der Ruhmredigkeit zu vermeiden, keine Deklamation halten will. Je eher und je zahlreicher die Beyträge einlaufen werden, desto

schneller

schaller soll die Erwartung des Publikums befriediget werden. Längstens bis Michael d. J. nimmt der Verfasser Bücher und Nachrichten an.

Eben derselbe bittet um schleunige Vermehrung seines schon ansehnlichen Vorraths, der zur Ausarbeitung eines Verzeichnisses der jetztlebenden deutschen Künstler und ihrer Werke bestimmt ist. Unter Künstlern versteht der Verfasser alle ietzige Bearbeiter der schönen Künste, die sich über das Mechanische und Sudeln erheben, Schauspieler, Tonkünstler, Zeichner, Mahler, Bildhauer, Kupferstecher, Medailleurs, Baumeister, Kunstgärtner, künstliche Arbeiter in Wachs, Elfenbein ꝛc. und zwar sowohl Deutsch gebohrne und in andern Ländern lebende, als auch Fremde, die sich in Deutschland niedergelassen haben. Der Plan des gelehrten Deutschlandes wird dabey zum Grunde gelegt, d. i. es wird blos der vollständige Name, der Aufenthalt, der Geburtsort, das Geburtsjahr und die Werke eines jeden Künstlers aufgezeichnet. Was die Kunstwerke betrifft, so werden nur die vornehmsten, die den Künstler charakterisiren und ihm am meisten Ehre machen, angeführt. Bey Schauspielern wird gesagt, in welchen Rollen sie am stärksten sind, und seit wann sie das Theater betreten haben; bey Mahlern, Kupferstechern und Bildhauern, in welcher Gattung sie vorzüglich sind, welches ihre besten Stücke, wann und wo sie verfertiget worden; bey Tonkünstlern werden ihre gedruckte, oder in Kupfer gestochene Compositionen nach chronologischer Ordnung angeführt, (als Schriftsteller bekommen sie ihre Plätze auch in dem gelehrten Deutschland) ꝛc. Ferner ist Hr. Meusel Willens, Verzeichnisse der deutschen Künstleracademien, der musicalischen Kapellen, ansehnlicher Münz- Gemmen- und Naturaliencabinette, Kupferstichsammlungen, vielleicht auch aller öffentlichen Bibliothecken und ihrer Aufseher, beyzufügen, damit Reisende durch Vereinigung dieser Verzeichnisse mit dem gelehrten Deutschlande, alle Gelehrte und Künstler eines jeden Orts, und gedachte Sammlungen vorläufig sich bekannt machen und bequemer aufsuchen können. Das Unternehmen ist ungemein schwer und weitläufig, wird auch nicht eher, als nach wiederholten Auflagen, zu einiger Vollkommenheit gelangen können: der Verfasser hat aber das Vertrauen zu seinen bisherigen Correspondenten und Freunden, und zu andern Bieder-

männern, denen die Ehre des Vaterlandes und die [illegible]breitung nützlicher litterarischer Kenntnisse am [illegible]liegt, daß sie es an der ihm höchst nothwendigen [illegible]stützung nicht werden fehlen lassen. Künstler und [illegible]tanten, besonders die Vorsteher solcher vorhin gena[illegible] Anstalten und Sammlungen werden also hiermit [illegible]lich eingeladen, diese Nachricht auf alle mögliche Ar[illegible] verbreiten, und ihre Beyträge je eher je lieber den [illegible]rath Meusel zu senden, der dann, wenn sie es [illegible] ausdrücklich verbitten, diesen großmüthigen Beysta[illegible] der Schuldigkeit gemäß, öffentlich rühmen und dafür [illegible]ken wird. Erfurt, am 23. Jun. 1775.



männern, denen die Ehre des Vaterlandes und die Ausbreitung nützlicher litterarischer Kenntnisse am Herzen liegt, daß sie es an der ihm höchst nothwendigen Unterstützung nicht werden fehlen lassen. Künstler und Dilettanten, besonders die Vorsteher solcher vorhin genannten Anstalten und Sammlungen werden also hiermit feyerlich eingeladen, diese Nachricht auf alle mögliche Art zu verbreiten, und ihre Beyträge je eher je lieber den Hofrath Meusel zu senden, der dann, wenn sie es nicht ausdrücklich verbitten, diesen großmüthigen Beystand, der Schuldigkeit gemäß, öffentlich rühmen und dafür danken wird. Erfurt, am 23. Jun. 1771.



